



DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Identität verkaufen. Die Architektur von
Marken- und Traditionsprodukten im Lichte des
Erikson'schen Identitätsbegriffs“

Verfasser

Mag. phil. Thomas Widter

angestrebter akademischer Grad

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien und Linz, Februar 2011	
Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 092 296
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Philosophie
Betreuerin / Betreuer:	Univ.-Prof. Dr. Alfred Pfabigan

Danksagungen

Ganz herzlich danken möchte ich *Prof. Alfred Pfabigan*, der mir nicht nur Betreuer, sondern auch geschätzter Freund und Mentor war; sowie dem großzügigsten und herzlichsten aller „Auslands-Grazer“, *Prof. Florian Uhl*, dessen Privatissimum ich besuchen durfte, – für ihre umfassende und sorgfältige Führung dieses Dissertationsprojekts.

Prof. Jürgen Straub – für die freundliche Zusendung zahlreicher Unterlagen,

Dr. Monika Udeani – für die zahllosen Kaffeegespräche und all die Anregungen (leider gab es Arbeitseinheiten zwischen den Pausen!),

David Fleischanderl – für den freizügigen Umgang mit der eigenen Belesenheit,

Dr. Martin Nausner – für die kompetente Hilfe in photographischen Belangen,

Hilary Merrill – for making my "colloquial" English sound a lot more "academic",

dem *Bibliotheksteam der KTU Linz* – für das Dach über dem Kopf und den hellen Arbeitsplatz, sowie meinen *Mitstudenten* in Wien und insbesondere Linz – für die freundliche Aufnahme in die illustre Runde der Philosophietreibenden.

Susanne Pfenninger – für die Anteilnahme,

Daniel Fischer – für die Freundschaft,

Sarah Widter – für die Kameradschaft,

und *Tobias Bader* – für Kaffee und viel gute Laune.

Gewidmet meinem Großvater Alfred Pfenninger, von Herzen –
und all meinen Freunden aus Schottland.



¹ Werbeplakat des Produkts „Johnnie Walker“ aus dem Jahr 1929; in: Hughes (2005), S. 32.

Abstract

Inwieweit und zu welchem Zweck von Produkten gesprochen wird, als handle es sich um Menschen – diesem Problem widmet sich die vorliegende Arbeit. Um eine analytische Betrachtung zeitgenössischer Produktbeschreibungen zu ermöglichen, bildet sie insgesamt neun Werkzeuge heraus. Zum einen zieht sie hierfür die Identitätskonzeption Erik Eriksons heran. Als maßgebliche, bei Erikson gebräuchliche Darstellungsansätze macht sie die narrativen Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung fest, um später ihre Anwendung in produktbezogenen Texten prüfen zu können. Zum anderen gelangt sie in der Auseinandersetzung mit der Verdinglichungstheorie Martha Nussbaums zu sieben Aspekten der „Vermenschlichung“ eines unbelebten Objekts. Anhand der so gewonnenen Analyseinstrumente zeigt sie, dass heutige Produktbeschreibungen nicht nur eine Gleichbehandlung von Mensch und Erzeugnis vornehmen, sondern Produkte zudem wie menschliche Individuen charakterisieren, die unter anachronistisch wirkenden Bedingungen leben. Um letztere Distinktion zu isolieren, nimmt die Arbeit die Differenz zwischen der Vorstellung stabiler lebensweltlicher Verankerung als einem „modernen“ und vielschichtiger Selbstentfremdung als einem „postmodernen“ Phänomen in Augenschein. Auf der Basis dieser Unterscheidung führt sie als Absicht der vermenschlichenden Produktbeschreibungen die Konstitution eines „ideellen Mehrwerts“ ins Treffen. Selbigen definiert sie als den narrativ hergeleiteten, zusätzlichen Wert eines Erzeugnisses, der sich als Resultat eines subjektiven Zuschreibungsprozesses im Auge des potenziellen Käufers versteht. Zudem zeigt sie, dass der „ideelle Mehrwert“ mit einer Wahrnehmungsdifferenz korrespondiert, die zwischen der Selbst- und Produktbetrachtung des Konsumenten auftritt – sofern dieser zu dem Eindruck gelangt, das beschriebene Erzeugnis weise eine klarere und beständigere innere Bestimmtheit auf, als sie seiner eigenen Person zukomme. Insgesamt versucht diese Dissertation, eine philosophische Grundlage zu schaffen, um der Frage nach der Bedeutung von Marken- und Traditionsprodukten für den heutigen Menschen einen Bezugsrahmen für neuartige Antworten zu bieten.

The thesis investigates the ways in which numerous products today are portrayed as if they were human beings, and identifies possible reasons for this practice. In order to conduct

a stringent examination of product descriptions, nine analytic instruments are put forward. Firstly, the thesis makes use of Erik Erikson's concept of human identity, from which it extracts the narrative principles of formulating a biography and of defining the relationships surrounding the respective entity. Both of those means of characterizing a human personality are later shown to be present in product-oriented texts. Secondly, it proposes seven aspects of a "subjectification" of products. These correspond to Martha Nussbaum's seven qualities of "objectification", in that they aim to do the exact opposite. All the mentioned diagnostic instruments are then utilized to show that products are not only characterized like human beings would be; rather, they are also portrayed as people living in a "modern" environment, thus contrasting the "post-modern" conditions with which today's customers must deal. The difference between a "modern" and a "post-modern" method of viewing and referring to subjects is studied in detail. The distinction that "subjectified" products have, which is to seemingly realize an outdated human identity concept, is shown to be the basis for their "immaterial surplus-value". This value is defined as the result of both the "subjectifying" product descriptions and the according attribution of value in the customer's mind. The thesis therefore proposes it to be the intention of the "subjectification" of products, to selectively change the point of view of the customer to that of a "modern" position, so that he will be able to attribute surplus-value to the product. If successful, the product will be depicted as an entity that is self-defined in a clearer and more constant fashion than the customer's "post-modernly" oriented idea of himself. This would effectively make Erikson's concept of identity a concept no longer of man, but one of man's creation, his products. On those grounds, the thesis tries to create a new, philosophically founded frame of reference, so that the meaning of certain products within today's societies can be taken into closer examination.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	5
Heranführung	9
1 Der Identitätsbegriff Eriksons in Gegenüberstellung	25
1.1 Identität und Identifizierung bei Sigmund Freud	26
1.2 Das Streben nach individueller Ganzheit bei C.G. Jung	37
1.3 Alfred Adlers Theorie und die Relevanz des Umfelds	53
1.4 Der Persönlichkeitskern im Denken Erich Fromms	70
2 Biographische Entwicklung nach Erik H. Erikson	93
2.1 Eriksons Bezugnahme auf das Fundament Freuds	94
2.2 Das Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung	124
2.3 Identität und Krise als narrative Konstruktionselemente	168
3 Die Optik der „Moderne“ und die der „Postmoderne“	177
3.1 Diskurse über die Selbstentfremdung des Menschen	180
3.2 Der Einzelne in der Optik wechselnder Betrachtungsmodi	229
3.3 Die Krise und ihre Erzählung: Baustein oder Aufhebung	239
4 Verdinglichter Mensch, neuer Identitätsträger Produkt	263
4.1 Die Verdinglichung des Menschen nach Martha Nussbaum	264
4.2 Vom mystifizierten zum „vermenschlichten“ Produkt	288
4.3 Die Anatomie einer identitätsstiftenden Marke	316
5 Die Architektur produktbezogener Identität – Zwei Beispiele	345
5.1 Scotch Whisky – Tradition, Biographie und relationale Identität	348
5.2 Apple Computer – Markenmythos als Mehrwertgenerator	398
6 Diskussion	427
6.1 Resümee	427
6.2 Konsequenzen	435
6.3 Kritikpunkte	450
6.4 Ausblick	458
Abbildungen	463
Quellenverzeichnis	487
Lebenslauf des Autors	497

Heranführung

Am Anfang dieser Arbeit stand ein Differenzerlebnis des Autors, das teils persönliche biographische Ursachen hatte, teils mit einem verblüffenden Befund korrespondierte. Es galt zunächst, sich mit der Erfahrung auseinanderzusetzen, dass sich die eigene soziale Rolle ohne großes Zutun in ihren Grundzügen gewandelt hatte. Nicht alle Implikationen dieser Veränderung waren positiv. Fragestellungen, die über Jahre hinweg nie als Problem erschienen waren, nahmen plötzlich dringlichen Charakter an; Lebenskonstellationen, die stets von einer spielerischen Leichtigkeit geprägt waren, bekamen unvermittelt ein zweifelhaftes Gesicht. Biographische Stationen, die sich zuvor in einen sinnvollen Gesamtzusammenhang eingefügt hatten, wurden als nur schwer wieder gut zu machende Fehlentscheidungen interpretiert; Abschnitte der Individualgeschichte des Autors, die ihm eine wertvolle Zeit des Reifens gewesen waren, wurden als bedeutungslose Kurzsichtigkeiten interpretiert. Der Grundtenor der neuen Optik, innerhalb derer die eigene, brüchig gewordene Biographie nunmehr aufschien, war – um es mit den Worten Heiner Keupp zu formulieren – die einer „dezentrierten Identität“.² Das Szenario persönlicher Entfremdung, in dem sich der Autor erblickte, fand in den weiterführenden Ausführungen Keupps eine recht akkurate Beschreibung vor: „Obwohl unser Denken noch stark von Identitätsmodellen bestimmt ist, die mit Kategorien steuernder Zentren, Kohärenz, Konsistenz oder Einheitlichkeit arbeiten, läßt sich empirisch eine Tendenz zur Fragmentierung und Dezentrierung belegen.“³ Das Ergebnis der auf eigenständigem Wege realisierten Empirie sollte sich weitgehend mit der Keupp'schen Einschätzung decken.

Allerdings wollen wir den Autor an dieser Stelle nicht als allzu arglos hinstellen, war er doch mit dem Gedanken durchaus vertraut, die Postmoderne lege eine natürliche Zunahme solcherlei Lebensformen nahe, die sich durch eine Tendenz vielschichtiger Fragmentierung auszeichnen. Zwar machte die Unmittelbarkeit der Erfahrung eine längere Phase des Nachdenkens nötig; schnell jedoch nahm das Erlebte die Gestalt eines Duzendgesichts an. So erklärten etwa Bekannte unterschiedlichsten Alters, sich ohnehin keiner gesellschaftlichen Nische mehr zugehörig zu sehen. Zahlreiche Familien entpuppten sich bei näherer Betrachtung als „Patchwork“-Gefüge und damit als vorläufige, sich als improvisiert verstehende Formen

² Keupp (1995), S. 274.

³ ebd., S. 274f.

des Zusammenlebens; nicht wenige Ehen zeichneten sich durch die Eigendefinition aus, tatsächlich eine „Lebensabschnittspartnerschaft“ zu sein. Menschen mit dem Selbstverständnis, eine beständige Identität zu besitzen, die sie als einzigartiges Individuum ausweisen könnte, waren auf den zweiten Blick selten. Dennoch gab es sehr wohl einen Bereich, in dem nach wie vor Entitäten anzutreffen waren, die exakt eine solche Identität – eine Identität im Sinne einer individuellen ideellen Unverwechselbarkeit – für sich zu beanspruchen schienen. Zu unserer Überraschung gehörten diese, die Postmoderne augenscheinlich außer Kraft setzenden Identitätsträger allerdings nicht der Domäne des Menschen, sondern der Welt der Produkte an. An diesem Punkt sollte sich uns ein Differenzerlebnis auf tun, welches den Anlass zu dieser Arbeit gab.

So begegneten wir diversen Erzeugnissen, die anhand ihrer Beschreibungen und häufig auch ihrer Verpackung vorgaben, mit einer einzigartigen Identität ausgestattet zu sein. Zunächst fiel uns an selbigen auf, dass ihre Besonderheit nicht als Teil ihrer physischen Merkmale auftrat. Dies war etwa bei der nicht nur in Österreich wohl bekannten Mozartkugel⁴ der Fall. Alleine schon der plakative Name und die Verpackung der Praline machten ihren Geschmack zu einer Nebensache. In sehr unmittelbarer Weise erzeugte sie den Eindruck, ihr Nutzwert komme deutlich unter ihrem ideellen Wert zu liegen – befanden sich doch klare Anspielungen auf den Komponisten und den kulturellen Betrieb im Salzburg des späten Achtzehnten Jahrhunderts mit im Gepäck. Mit diesen Assoziationen versehen, bot sie eine augenscheinliche Möglichkeit, in die Welt längst vergangener Zeiten einzutauchen. Ohne die Komplexität der zu Mozarts Zeiten relevanten Gesellschaftsordnung zu verstehen, meinte man, mit dem Kauf des Produkts diesem Bezugssystem habhaft zu werden. Dass das Schokoladeerzeugnis den menschlichen Geschmacksnerven einigen Wohlgefallen bereiten konnte, täuschte nicht darüber hinweg, dass der Hauptgrund seiner Attraktivität ein anderer war, standen doch mehr als ausreichend Konkurrenzprodukte bereit, die hinsichtlich ihrer Aromenvielfalt und ihres Preises durchaus mithielten.

Doch obschon die Mozartkugel einen offensichtlichen ideellen Einzigartigkeitsanspruch aufwies, entpuppte sie sich schnell als vergleichsweise vordergründiges Erzeugnis, als wir begannen, uns über derartige Produkte einen breiteren Überblick zu verschaffen. Abseits der Praline waren die Erzeugnisse nämlich häufig mit einem umfangreichen Fundus beschreibender Texte versehen; oft war eine ausführliche Charakterisierung des Produkts bereits Teil des Lieferumfangs. Diese Darstellungen zeichneten sich zum einen dadurch aus, sich noch eingehender auf die ideelle Seite der Fabrikate zu beziehen; zum anderen sprachen sie von

⁴ vgl. Abb. 10.

selbigen auf eine Weise, als handelte es sich nicht um unbelebte Objekte, sondern um Menschen. Manche etwa stellten sie ihr Produkt als künftigen „Freund“ des Käufers dar oder postulierten, es habe einen „Pfad hin zur vollständigen Reife“ genommen; andere wiederum erklärten, seine „Persönlichkeit“ wisse einen jeden zu „verzaubern“, oder hielten fest, das Erzeugnis sei befähigt, das Leben seines Besitzers nachhaltig zum Besseren zu verändern. Häufig verorteten sie das Produkt explizit innerhalb eines klar umrissenen Referenzsystems, das zwar anachronistische Züge aufwies, dafür aber eine Einheitlichkeit an den Tag legte, welche eine eindeutige Lokalisierung eines jeden seiner Komponenten möglich machte; aus der Bezugnahme auf diese Ordnung erhielt das Fabrikat infolge seiner wesensmäßigen Definition. Oft war auch seine Biographie ein wichtiger Ansatzpunkt, um das Vorliegen einer im Bereich des Ideellen liegenden Identität festzumachen; anhand der Schilderung der Entstehungsgeschichte ließ sich das Erzeugnis als Entität charakterisieren, die im Rahmen eines schicksalhaften Prozesses gerade zu dem werden musste, was sie schlussendlich wurde. Das gemeinsame Ziel all dieser Darstellungen lag auf der Hand, dienten sie doch primär dazu, in den Augen des potentiellen Käufers eine subjektive Wertsteigerung hervorzurufen. „Die Wahrscheinlichkeit der Kaufbereitschaft und die Bereitschaft, Premiumpreise zu bezahlen,“⁵ sollte gesteigert und dem Produkt ein Wert verliehen werden, der nicht mit seinen materiellen, sondern seinen unstofflichen Eigenschaften korrespondierte. Unklar war aber, auf welcher theoretischen Grundlage die so wohl formulierten Produktbeschreibungen zu ihrer Effektivität anliefen; zwar war ihre Absicht, nicht aber ihr Funktionieren nachvollziehbar. Beliebig schienen die Texte nicht zu sein; ein eindeutiges Muster wiesen sie jedoch ebenfalls nicht auf.

Eine Gemeinsamkeit der produktbezogenen Darstellungen war freilich, dass sie ihren Gegenstand wie eine Person behandelten und ihm eine Einzigartigkeit zuschrieben, die angesichts der Beliebigkeit des alltäglichen Lebens ungewöhnlich wirkte; die Gründe für dieses Vorgehen blieben uns jedoch verschlossen, wodurch das Phänomen eine noch größere Faszination auf uns ausübte. Eine schlüssige Erklärung wollte sich nicht ohne Weiteres finden lassen; anfangs entsprach unsere Bilanz in etwa derjenigen Kai-Uwe Hellmanns, der in seiner Studie zu Markenprodukten zu dem Schluss kam, „Fragen danach, was es genau zu bedeuten hat, wenn die Marke mit einem lebendigen Organismus nicht nur verglichen oder als beseeltes Wesen angesehen, sondern auch als solches bezeichnet wird, erübrigen sich dagegen, da es hierzu keine weitergehenden Auskünfte gibt.“⁶ Immerhin sahen wir uns durch Hellmann in der Feststellung bestätigt, von Produkten werde wie von Menschen gesprochen; dennoch war

⁵ Schlegl (2010), S. 186.

⁶ Hellmann (2003), S. 84.

es an dieser Stelle nur eine Ahnung, dass uns dies ein Ansatzpunkt sein könnte, um die prinzipiellen Funktionsweise der Texte zu ergründen. Um dieser Überlegung nachzugehen, nahmen wir die Parameter der fraglichen Beschreibungen genauer in Augenschein. Für besonders bemerkenswert hielten wir, dass sie meist dann Darstellungsmittel aufgriffen, die ebenso gut zur Erfassung einer Person herangezogen hätten werden können, wenn es galt, den Erzeugnissen eine ideelle Bestimmtheit zu verleihen, die ohne derartige Hinweise unbekannt geblieben wäre. Dies beeinflusste uns, als wir daran gingen, die produktbezogenen Texte zwecks weiterführender Analyse solchen Schilderungen gegenüber zu stellen, die dezidiert den Menschen zum Inhalt hatten. Da sie dazu neigten, Produkte wie Menschen zu behandeln, suchten wir nach einer Vergleichsinstanz, die tatsächlich der Absicht unterstellt sein sollte, die menschliche Persönlichkeit auszuweisen und zu spezifizieren; da sie dazu tendierten, von einer ideellen Dimension der Erzeugnisse zeugen zu wollen, hielten wir nach einer Erfassungsmethode Ausschau, die ihrerseits ebenfalls den immateriellen Aspekten – nunmehr freilich denen eines Individuums – gelten würde. Als viel versprechend erwies sich alsbald die Psychoanalyse, da wir in ihr einen Beschreibungsansatz antrafen, welcher die Intention aufwies, gerade diejenige Ebene des Menschen zu charakterisieren, die sich abseits dessen physischer Bereiche bewegte. Von besonderem Interesse schien uns hier die Identitätskonzeption Erik Eriksons zu sein. Denn nicht nur war der Topos der „Identität“ einer, der im Rahmen der uns vorliegenden Produktbeschreibungen wiederholt bemüht wurde; die in den sachbezogenen Texten behauptete „Produktidentität“ zeichnete sich zudem häufig durch Eigenschaften aus, die auch Erikson als Teil seiner auf den Menschen gemünzten Konzeption führte. Einerseits fand sich das seitens Eriksons realisierte Prinzip, die Einzigartigkeit einer Person anhand einer umfangreichen Biographie zu veranschaulichen, in ähnlicher Form als zentrales Element in unseren Produktbeschreibungen wieder. So machten beide Konstellationen die Entstehungsgeschichte zur Basis dafür, einen Prozess allmählicher „Selbstentfaltung“, also eines zielgerichteten Wachstums abbilden zu wollen; als Resultat dieser Vorgangsweise sollte stets biographisch hergeleitete Einzigartigkeit evident werden. Andererseits war zu beobachten, dass Eriksons Betonung der Relevanz des Umfelds für die menschliche Identitätsbildung in den produktbezogenen Darstellungen auf die Entsprechung traf, den jeweiligen Gegenstand als Teil eines übergeordneten Kollektivs zu definieren. Bemerkenswerter Weise konnte dieses Gefüge aus Produkten wie auch aus Menschen bestehen. Die Teilhabe an dem in den Texten skizzieren Ensemble ermöglichte es dann dem Produkt, gemeinsam mit den anderen darin enthaltenen Elementen ein Prinzip der wechselseitigen Bezugnahme umzusetzen; angesichts der gegenseitigen Ab-

hängigkeit von einander gelangte ein jedes von ihnen zu einer relational begründeten Unverwechselbarkeit.

Nun fiel uns an diesem Punkt eine Gemeinsamkeit der genannten Übereinstimmungen auf, die recht grundsätzlichen Charakter hatte. Wenn nämlich sowohl an der Identitätstheorie Eriksons als auch an den Produktbeschreibungen die Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung schlagend wurden, so legte dies nahe, dass wir zwei Bestimmungsansätze vor uns hatten, die „moderne“ Ausgangsbedingungen zur theoretischen Basis nahmen. In beiden Konstellationen trafen wir – um auf eine weitere Angabe Keupps zurückzugreifen – eine Denkweise an, die sich durch die Präsenz verschiedener „Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt“⁷ auszeichnete. Speziell dass die Schilderungen ganz zentral auf der „Vorstellung von Identität als einer fortschreitenden und abschließbaren Kapitalbildung“⁸ aufsetzten, machte deutlich, wie sehr sie mit einem „modernen“ Wahrnehmungsraster korrespondierten, das „postmoderne“ Topoi außen vor ließ. Das Konzept einer allmählich herangebildeten, aus einem stabilen Beziehungsgeflecht hervorgegangenen Identität wies für „Begriffe wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreung“⁹ naturgemäß keinen Platz auf, da diese es nur außer Kraft hätten setzen können. Heiner Keupp verwies uns auf diese Inkompatibilität mit den Worten, „ein solches Identitätskonzept bietet in einer postmodernen, pluralen und widersprüchlichen Welt, in der es kaum noch stabile Bezugspunkte gibt, nicht mehr die adäquate Passform.“¹⁰ Wir stellten daher fest, dass die Erikson'sche Erfassungsmethode menschlicher Persönlichkeitsbildung im Laufe der Jahre kritisierenswert geworden war; dass sie mittlerweile als ein Beschreibungsansatz angesehen wurde, der „unauflöslich mit dem Projekt der Moderne verbunden“¹¹ und damit ungeeignet war, zeitgenössischen Existenzbedingungen gerecht zu werden. Demnach sah es die Selbstwahrnehmung heutiger Menschen nicht länger vor, der eigenen Person eine Identität zuzuerkennen, die sich durch Prädikate wie Beständigkeit und Unverkennbarkeit auszeichnete. Parallel zu diesem Befund drängte sich uns allerdings eine Frage auf, die sich für diese Arbeit als wesentlich erweisen sollte – die Frage nämlich, ob der für den Menschen unpassend gewordene Identitätsbegriff seinen Geltungsbereich geändert hatte; ob er vielleicht zu einer Vorstellung geworden war, die nicht länger auf den Menschen gemünzt, dafür aber in Produktbeschreibungen beheimatet war. Diese sachbezogenen Texte wirkten zwar gelegent-

⁷ Keupp (1999), S. 30.

⁸ ebd.

⁹ ebd.

¹⁰ Keupp (1995), S. 274.

¹¹ Keupp (1999), S. 30.

lich etwas antiquiert, setzten deswegen jedoch um nichts weniger exakt diejenigen Prinzipien um, welche eine „moderne“ Identität ausmachten. Hatte der Identitätsbegriff Eriksons also tatsächlich die Register gewechselt; war er zu einer Darstellungsstrategie geworden, die nunmehr auf Marken- und Traditionsprodukte angelegt wurde? Und wenn ja, welche Implikationen hatte das?

Es ist diese Problemstellung, die zu klären sich die vorliegende Arbeit bemüht. In ihrem Verlauf soll sich zeigen, dass sich die Architektur zahlreicher Produkte gerade diejenige Dichotomie zu Eigen macht, die zwischen der Anwendung eines „modernen“ und eines „postmodernen“ Wahrnehmungsrasters auftritt. Wir werden versuchen darzulegen, in welchen Manifestationsformen das ursprünglich auf den Menschen gemünzte Identitätsverständnis Eriksons heutzutage in Produktbeschreibungen auftritt. Die Übertragung eines auf den Menschen ausgerichteten Identitätsbegriffs auf die Welt der unbelebten Objekte wird allerdings nicht die einzige Form der Angleichung eines Produkts an menschliche Verhältnisse sein, die Behandlung finden soll. Vielmehr werden wir uns mit den Problemen der „Entfremdung“ und der „Verdinglichung“ des Menschen zu befassen haben, um in Entsprechung dazu die Gegenprinzipien der „lebensweltlichen Verankerung“ und der „Vermenschlichung“ eines Erzeugnisses vorzustellen. Diese Punkte werden wir jeweils ausreichend auffächern, um die Effektivität der produktbezogenen Texte aufzuzeigen zu können. Damit soll es jedoch nicht bewandt sein; vielmehr wollen wir ferner unserer Vermutung nachgehen, dass es möglich sein sollte, auf dieser Grundlage zu einem triftigen Grund für das eingangs noch so rätselhafte Phänomen der „Vermenschlichung“ von Erzeugnissen zu gelangen. Die seitens Hellmanns aufgeworfene Fragestellung, was es bedeute, wenn Produkte wie Personen beschrieben würden, soll demnach den Versuch einer Antwort erhalten. Als ausschlaggebende Instanz wird sich die Konstitution eines gewissen „ideellen Mehrwerts“ herausstellen – desjenigen Werts, den so manches „vermenschlichtes“ Erzeugnis aufweist; desjenigen Werts, der einem Fabrikat ungeachtet seiner materiellen Merkmale zugeschrieben wird; desjenigen Werts schließlich, der einem Produkt nur dann zukommt, wenn es ihm gelingt, im Auge seines unter „postmodernen“ Bedingungen lebenden Betrachters eine „moderne“, einzigartige Identität als wesensmäßiges Distinktionsmerkmal zu etablieren.

Wir wollen nun aufzeigen, welche Vorgangsweise diese Arbeit einsetzt, um der Kernfrage nachzugehen, inwieweit und zu welchem Zweck ein Identitätskonzept und eine Beschreibungsmethode, die einst dem Menschen zugehörig waren, heute in produktbezogenen Erörterungen Anwendung finden. Zunächst wollen wir uns im ersten Kapitel dem Identitäts-

begriff Erik Eriksons zuwenden, da uns die Entwicklungstheorie dieses psychoanalytischen Autors Brechungspunkte zur Verfügung stellen kann, die uns in die Lage versetzen werden, die Angleichung der sachbezogenen an die menschliche Welt festzumachen. Eriksons Begriffsverständnis hat mit dem in der formalen Logik gebräuchlichen freilich nur wenig gemeinsam. Zwar greift Erikson den Gedanken der Übereinstimmung einer Entität mit sich selbst über die Zeit hinweg insofern auf, als er festhält, für das erfolgreiche Etablieren einer personalen Identität sei es ausschlaggebend, dass sich der betroffene Mensch befähigt sehe, „eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität [...] aufrechtzuerhalten.“¹² Diese bloße sachliche Feststellung der Konstanz des menschlichen Persönlichkeitskerns erweitert er jedoch stark, um zu seinem Identitätskonzept zu gelangen; so weist er dem Begriff eine zusätzliche Komponente in der Form einer qualitativen Färbung zu, welche eine inhaltliche Bestimmtheit nach sich zieht. In Entsprechung zu einer Überlegung Paul Ricoeurs ließe sich daher sagen, Eriksons Konzeption schließe neben der quantitativen „Identität als Selbigkeit“ auch die nach individuellen Gesichtspunkten ausgestattete „Identität als Selbstheit“ mit ein.¹³ Sichtbar wird dies etwa daran, dass die Identität eines Menschen Erikson zufolge unterschiedliche Formen annimmt und im Laufe der Persönlichkeitsbildung umfangreiche Veränderungen erfährt. Zudem muss sie erst sukzessive erarbeitet werden, was einen Prozess impliziert, „der auf allen Ebenen des seelischen Funktionierens vor sich geht.“¹⁴ Für die Gesamtentwicklung des Einzelnen bedeutsame Momente verfestigen sich allmählich zu einer psychischen Einheit, die als „einzigartiges und entsprechend zusammenhängendes Ganzes“¹⁵ zu verstehen ist. Um nun diese Parameter der Konzeption Eriksons eingehender zu beleuchten, werden wir uns im ersten Kapitel abschnittsweise denjenigen Fassungen des Identitätsbegriffs nähern, die im Werk anderer maßgeblicher Vertreter der Psychoanalyse anzutreffen sind. Ausgehend von der Gegenüberstellung zu diesen oft stark abweichenden Ansätzen werden wir versuchen, das für uns relevante Begriffsverständnis Eriksons in seinen Eckpfeilern deutlicher hervortreten zu lassen. Zunächst werden wir Sigmund Freuds Verwendung der Begriffe der Identität und der Identifizierung derjenigen Eriksons gegenüberstellen. Da Erikson einer der Schüler Anna Freuds war,¹⁶ läge die Vermutung nahe, dass dieser Vergleich zahlreiche Parallelen zutage fördern müsste, was aber mitnichten der Fall sein wird. Dennoch werden wir festhalten können, dass

¹² Erikson (1973), S. 107.

¹³ Ricour spricht von einem Identitätskonzept, das „einerseits Identität als Selbigkeit (lateinisch: idem [...]), andererseits Identität als Selbstheit (lateinisch: ipse [...])“ zu erfassen sucht; vgl. Ricoeur (1996), S. 144.

¹⁴ Erikson (1980), S. 19.

¹⁵ ebd., S. 165.

¹⁶ vgl. Erikson (1982), S. 22.

die Freud'sche Identifizierung auch im Denken Eriksons eine bedeutende Rolle spielt. Eine weitere Schärfung des Identitätsbegriffs soll eine Art „Übersetzungsversuch“ bringen, bei dem wir bestrebt sein werden, die fragliche Konzeption Eriksons mit der Terminologie Freuds wiederzugeben. Einen derartigen Transfer werden wir auch im Rahmen unserer anderen Gegenüberstellungen vornehmen. Im Anschluss an unsere Auseinandersetzung mit den Theorien Freuds werden wir uns Carl Gustav Jungs Verwendung des Identitätsbegriffs zuwenden. Diese wird als eine hervorgehen, die Jung primär dazu dient, die Mechanismen der Projektion zu veranschaulichen; die Wortbedeutung wird daher hauptsächlich mit der Gleichsetzung innerpsychischer und äußerer Instanzen zusammenfallen, welche der Einzelne unbewusster Weise vornimmt. Hierbei wird ersichtlich werden, dass Jung dem Begriff der Identität – wie auch dem der Identifizierung – bestimmte qualitative Eigenschaften zuschreibt, um die Tragweite der korrespondierenden psychischen Prozesse für das Individuum widerzuspiegeln. Eine Übereinstimmung zwischen dem Menschenbild Eriksons und demjenigen Jungs wird uns insofern begegnen, als beide Autoren persönliche Ganzheit für das hauptsächliche Ziel individueller Entwicklung erachten. In weiterer Folge werden wir Alfred Adlers „Individualpsychologie“ in Augenschein nehmen. Hier werden wir in Adlers Betonung der Relevanz des lebensweltlichen Umfelds, das speziell auf den heranwachsenden Menschen prägenden Einfluss hat, eine Übereinstimmung zu den Ausführungen Eriksons antreffen. So wird uns Adler deutlich machen, dass sich personale Identität konzeptionell sogar noch stärker dem sozialen Umfeld unterordnen lässt als dies im Falle der Erikson'schen Konzeption geschieht; diese zwingende Hinorientierung des Einzelnen auf die Gemeinschaft wird bei Adler die einzige Möglichkeit des Menschen repräsentieren, individuelle Mängel zu kompensieren und persönliche Bedeutung zu erlangen. In ihrer Amplifikation der Relevanz des Umfelds für die Entwicklung des Einzelnen unterstreicht Adlers Ansatz die von Erikson gemachten dahingehenden Annahmen, indem er die Umgebung als einen zentralen Angelpunkt der menschlichen Persönlichkeitsbildung bekräftigt. Als letztem Abschnitt des ersten Kapitels werden wir uns dann mit den Überlegungen Erich Fromms befassen. Fromm wird direkt auf den Identitätsbegriff Eriksons Bezug nehmen und seine eigenen psychoanalytischen Überlegungen von den Erikson'schen abgrenzen. Während Fromm es wie Erikson für eine existenzielle menschliche Notwendigkeit hält, die authentische Erfahrung personaler Identität zu machen und damit auf den „Kern“ der eigenen Persönlichkeit zuzugreifen, wird die seitens Fromms skizzierte Auseinandersetzung des Einzelnen mit der Gesellschaft allerdings als vergleichsweise pessimistisch in Erscheinung treten. Ein zentraler Punkt der vier umrissenen Gegenüberstellungen wird darin bestehen, ein bestimmtes maßgebliches Prinzip der Ausführungen Eriksons zu charakterisieren;

dieses liegt in der Annahme begründet, zwischen dem Einzelnen und seinem Umfeld finde eine wechselseitige Bezugnahme statt, die eine Regulation nicht nur der individuellen Entwicklung, sondern auch sozialer Prozesse nach sich ziehe.¹⁷ Die Verankerung des Menschen in seiner lebensweltlichen Umgebung wird sich als eine unabdingbare Komponente der Erikson'schen Identitätskonzeption erweisen, auf die wir später noch häufig zurückkommen werden. Denn im Verlauf dieser Arbeit werden wir zahlreiche unterschiedliche Darstellungsformen antreffen, die allesamt das Prinzip der relationalen Bestimmung umsetzen. Auch der Umstand, dass Eriksons Identitätsverständnis sich dadurch auszeichnet, auf Ganzheitlichkeit und Einzigartigkeit ausgerichtet zu sein und das Ergebnis eines „Selbstentfaltungsprozesses“ darzustellen, wird uns im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch mehrfach beschäftigen.

Die Ausführungen Eriksons halten nun aber neben dem Prinzip, den Einzelnen anhand der Verortung innerhalb seines Bezugssystems zu definieren, noch einen zweiten maßgeblichen Bestimmungsansatz bereit, der ebenfalls dazu dient, menschliche Identität auszuweisen. Es handelt sich hierbei um das Prinzip der Biographisierung; diesem wollen wir uns im zweiten Kapitel zuwenden. In einem ersten Schritt werden wir den Weg nachzeichnen, auf dem diese Beschreibungsmethode in das Denken Eriksons Eingang findet. Da sich Erikson als Psychoanalytiker der Freud'schen Schule versteht¹⁸ und in seinem Werk nicht nur mit der Lehre, sondern auch mit der Person Freuds eingehend auseinandersetzt, soll zunächst die Bezugnahme Eriksons auf den Vater der Tiefenpsychologie im Vordergrund stehen. Im Zuge unserer diesbezüglichen Betrachtungen wird erkenntlich werden, dass Erikson aus der Lehre Freuds die Konzeption der sich in Phasen vollziehenden Persönlichkeitsbildung extrahiert; inwieweit Erikson dieses auf den idealtypischen Menschen gemünzte Entwicklungsschema zu einem achtstufigen Modell ausbaut, werden wir in einem zweiten Schritt behandeln. Hier werden wir aufzeigen, wie die Annahme acht unterschiedlich gelagerter existenzieller Entwicklungskrisen der Theorie Eriksons zu einer Darstellungsstrategie verhilft, welche die spezifische Identität eines Individuums als ein „einzigartiges Produkt“¹⁹ auszuweisen trachtet. Wenn Erikson etwa die Eingliederung des Einzelnen in die Gesellschaft als krisenhafte Aufgabe des Adoleszenten führt, so wird daran wiederum die hohe Relevanz des Umfelds deutlich, die stets als eine der Basisannahmen der Erikson'schen Identitätstheorie durchschimmert. In erster Linie soll im zweiten Kapitel dieser Arbeit jedoch nicht das Prinzip der relationalen Bestimmung, sondern das der Erfassung des Individuums anhand seiner Entwicklungs-

¹⁷ Peter Conzen fasst diesen Aspekt der Erikson'schen Theorie prägnant zusammen; vgl. Conzen (1996), S. 89-93.

¹⁸ vgl. Erikson (1966), S. 13.

¹⁹ ebd., S. 83.

geschichte im Mittelpunkt stehen. Die Anwendung dieser Beschreibungsmethode, die sich das Prinzip der Biographisierung zu Eigen macht, wird im Werk Eriksons auf vielerlei Weise greifbar; in besonders umfangreicher Form trifft dies auf die Arbeiten zu Martin Luther und Mahatma Gandhi zu.²⁰ Allerdings ist Eriksons Auseinandersetzung mit der Person Freuds in dieser Hinsicht ebenso von Interesse; auch im Rahmen der diesbezüglichen Überlegungen Eriksons gelangt das Prinzip der biographisierenden Definition personaler Identität ausgiebig zum Einsatz. Zusätzlich greift Erikson dabei auf das Prinzip der relationalen Bestimmung zurück. Unsere Aufarbeitung der Parameter von Eriksons Bezugnahme auf Freud dient demnach auch dem begleitenden Zweck, die genannten Beschreibungsansätze in ihrer Effektivität sichtbar zu machen. In einem dritten und letzten Schritt dieses Kapitels wollen wir der Frage nachgehen, inwieweit die Begriffe der Identität und der Krise, die im Rahmen einer persönlichen Entwicklungsgeschichte die Einzigartigkeit eines Individuums zutage fördern sollen, sich als „narrative Konstruktionselemente“ verstehen lassen. Da die Topoi der Identität und der Krise einer Biographie erlauben, die Gestalt einer linearen selbstbezüglichen Erzählung anzunehmen, werden wir auf die Problemstellung eingehen, welche Argumente dafür sprechen, eine menschliche Entwicklungsgeschichte als eine Erzählung zu begreifen, die eine reflexive historisierende Dimension aufweist und der Produktion von Sinn und persönlicher Bedeutung dient. Diese Frage soll im dritten Kapitel noch eingehender behandelt werden; dennoch soll uns das zweite Kapitel nicht ohne eine Idee von den Implikationen der Verwendung der Topoi der Identität und der Krise innerhalb einer auf den Menschen ausgerichteten Darstellung zurücklassen. Denn es sind diese Begriffe, anhand derer die lebensweltliche Verankerung eines Individuums greifbar und vermittelbar wird; als Teile einer Beschreibung entfalten sie in mehrfacher Hinsicht eine synthetisierende Wirkung. So macht ihre Präsenz bei der Charakterisierung eines Menschen seine Eingliederung in eine dezidierte soziale Ordnung postulierbar, was dem Betreffenden zu einer relationalen Bestimmtheit verhilft. Im Rahmen der selbstbezüglichen Erzählung eines Einzelnen, der über seine Lebenserfahrungen nachdenkt, führen sie separate Erlebnisse zu einer sinnvollen Gesamtbiographie zusammen; als Ergebnis zeichnet sich dann eine individuelle, biographisch hergeleitete Selbstdefinition ab.

Das dritte Kapitel wird die Absicht verfolgen, den Identitätsbegriff Eriksons als eine „moderne“ Konzeption auszuweisen; in Entsprechung dazu werden wir uns fragen, wie ein „postmodernes“ menschliches Selbstverständnis aussehen müsste. Der „moderne“ Gedanke stabiler lebensweltlicher Verankerung, der an dem Identitätskonzept Eriksons manifest wird, soll auf die „postmoderne“ Annahme treffen, der Einzelne sei ein seinem eigentlichen Wesen

²⁰ vgl. Erikson (1975b) bzw. (1971).

in vielfacher Hinsicht Entfremdeter. Da uns die Konzeption Eriksons zu diesem Zeitpunkt bereits hinreichend geläufig sein wird, wollen wir nunmehr den komplementären Topos der Selbstentfremdung des Menschen behandeln; dieser soll als ein diskursiv begründeter Vorstellungsinhalt bestimmt werden, der als Element eines „postmodernen“ Wahrnehmungsrasters auftritt. Dazu werden wir als ersten Schritt eine Klärung des Diskursbegriffs vornehmen, wobei uns die Überlegungen Michel Foucaults zur Seite stehen werden. Danach sollen unterschiedliche Theorien und Diskurse Betrachtung finden, welche das Problem der Entfremdung unter verschiedenen Gesichtspunkten zum Thema machen. Wir werden bis zu Rousseau und Hegel zurückgehen, um uns auf diesen Denkern aufbauend über den implikationsreichen Karl Marx zu aktuelleren Autoren wie Erich Fromm, Joachim Israel und Arno Gruen vorzuarbeiten. Im Zuge dessen wird sich eine Diversifizierung des Entfremdungstopos' feststellen lassen, die uns Anlass geben wird, selbigen als vielgesichtige „postmoderne“ Vorstellung zu führen, die in einem spezifischen zeitgenössischen Wahrnehmungsraster auftritt. Die Konsequenzen dieser Annahme werden wir eingehend beleuchten. Wir werden aufzeigen, dass ein Einzelner, sofern er das „entfremdende“ Raster innerhalb seiner Selbstbetrachtung anwendet, zu anderen Erkenntnissen gelangt, als wenn er seine eigene Person ausgehend von einer „modernen“ Wahrnehmungsweise beurteilt. Die „postmoderne“ Form menschlicher Selbstbetrachtung soll demnach ihrem „modernen“ Gegenstück gegenübergestellt werden, welches die Zuschreibung einer beständigen einzigartigen Identität erlaubt. Dies soll den zweiten Schritt dieses Kapitels ausmachen; die Ausführungen Stuart Halls werden uns ein Trittbrett sein, die genannten Überlegungen durchzuführen. Der dritte Schritt wird darin bestehen, die im zweiten Kapitel eröffnete Frage aufzugreifen, welche Auswirkungen eine Inklusion der Begriffe der Identität und der Krise innerhalb einer biographisierenden Darstellung zeitigt. Zunächst werden wir auf die Ausführungen Jürgen Straubs zurückgreifen, um zu veranschaulichen, auf welcher Basis die Biographie eines Menschen als eine selbstbezügliche Erzählung erscheint, die unter Berücksichtigung kulturabhängiger Gesichtspunkte zustande kommt. Im Anschluss daran soll die Rolle skizziert werden, welche der Topos der Krise in einer persönlichen Selbstnarration einnehmen kann; die Bedeutung einer „Krisenerzählung“ wird dabei als äußerst variabel hervorgehen. Gelangt bei der Formulierung der biographisierenden Schilderung ein „modernes“ Wahrnehmungsraster zum Einsatz, so lassen sich krisenhafte Erlebnisse in das Gesamtgefüge einer als Ganzheit verstandenen Biographie einbetten; die unterschiedlichen Notsituationen gehen dann als prägende Stationen eines kohärenten Entwicklungsverlaufs hervor und leisten dem voranschreitenden Identitätsbildungsprozess weiter Vorschub. Findet hingegen ein „postmodernes“ Raster Anwendung, so gerät die von einer Krise zeugen-

de Selbsterzählung zu einer kontextlosen Irritation, die angesichts des fehlenden übergeordneten Zusammenhangs zu keinerlei Basis einer lebensweltlichen Orientierung werden kann, wie sie auch keine mit Sinn ausgestattete Erfahrung ausmacht; stattdessen verkörpert die „postmoderne“ Krise einen isolierten Tatbestand, welcher ein beständig aufrecht erhaltenes Selbstbild ebenso verunmöglicht wie er die Inanspruchnahme einer personalen Identität in Abrede stellt. Mit der Unmöglichkeit, für die eigene Person eine biographisch hergeleitete Einzigartigkeit geltend zu machen, ereilt den Einzelnen unter „postmodernen“ Bedingungen zugleich ein Verlust der eigenen Historizität; dies werden wir unter Bezugnahme auf die Überlegungen Jörn Rüsens aufzeigen. Die Differenz zwischen einer Wahrnehmungsweise, welche eine Identitätsbildung im Sinne Eriksons vorsieht, und einer solchen, die von Entfremdungstendenzen gekennzeichnet ist, soll damit noch nachdrücklicher deutlich werden.

Im vierten Kapitel werden wir vom „entfremdeten“ zum „verdinglichten“ Menschen überwechseln. Zunächst werden wir uns die Gleichbehandlung der menschlichen und der unbelebten Welt dadurch vor Augen führen, dass wir auf die Ausführungen Georg Lukácsens und Axel Honneths eingehen werden; infolge wollen wir diejenigen sieben Aspekte der Verdinglichung aufzugreifen, die Martha Nussbaum vorschlägt. Letztere sollen uns Anlass sein, sieben Möglichkeiten einer „Vermenschlichung“ vorzustellen, die an einem unbelebten Objekt auftreten können. Diese Formen der Vermenschlichung werden uns später von Nutzen sein, wenn wir Produktbeschreibungen einer Analyse unterziehen werden; da wir sie in Entsprechung zu den Ausführungen Nussbaums herausbilden wollen, sollte ihre diagnostische Kompetenz auf einer mit selbigen vergleichbaren Funktionalität basieren. Während eine Realisierung der Nussbaum'schen Verdinglichung den betroffenen Menschen einer Sache gleichstellt, lässt eine Umsetzung der Vermenschlichung dem jeweiligen Gegenstand eine Behandlung angedeihen, die ebenso gut einer realen Person zuteil werden könnte. Dass wir anhand unserer Auseinandersetzung mit den Überlegungen Nussbaums zu sieben separaten Aspekten der Vermenschlichung von Dingen gelangen werden, soll uns allerdings nicht genügen; neben den so gewonnenen Analyseinstrumenten werden wir auch auf diejenigen beiden Prinzipien zurückgreifen, die wir an Eriksons auf den Menschen ausgerichteter Erfassungsmethode festgemacht haben. Denn zahlreiche einem Objekt zugehörige Beschreibungen machen nicht nur von solchen „Vermenschlichungsmethoden“ Gebrauch, deren Einsatz sich bereits an der Oberfläche der Texte abzeichnet; vielmehr setzen sie auch derartige Darstellungsstrategien ein, die ihre Wirkung in der Tiefe entfalten und mit den Prinzipien der relationalen Bestimmung und der Biographisierung korrespondieren. All diese unterschiedlichen Ausprägungen der Vermenschlichung werden wir in weiterer Folge zu diagnostizieren haben, wenn die Frage im

Zentrum stehen soll, was unter einem Produkt beziehungsweise einer Marke zu verstehen ist. Um hinsichtlich des Produktbegriffs zu Klarheit zu gelangen, werden wir uns zunächst mit den Ausführungen Karl Marxs befassen, um anschließend festzustellen, dass das im „Kapital“ noch lediglich als „mystisch“ bezeichnete Erzeugnis²¹ in den Überlegungen heutiger Theoretiker die Eckdaten einer recht weitgehend „vermenschlichten“ Entität annimmt. Dabei werden wir den bemerkenswerten Weg des mit einem „Fetischcharakter“ ausgestatteten Produkts²² hin zu einer „alternden“ und mit einem „Lebenszyklus“ versehenen Entität²³ nachzeichnen, und die augenscheinliche Angleichung der unbelebten Welt an menschliche Verhältnisse anhand der zuvor gewonnenen Analysewerkzeuge verdeutlichen. Daraufhin soll der Begriff der Marke Behandlung finden, wo wir die Arbeiten Mefferts und Düssels heranziehen werden, um das Prinzip der Teilhabe zu charakterisieren, das einem jeden Erzeugnis, welches einer Marke zugehört, zu einer diesem Ensemble entstammenden Identität verhilft. Nicht nur finden nämlich die einzelnen Produkte in ihrer Bezugnahme auf die anderen Erzeugnisse der Marke zu relationaler Bestimmtheit; weist die Marke vielmehr eine schillernde Geschichte oder gar einen „Hauch von Legende“²⁴ auf, so erstreckt sich diese Historizität ebenfalls auf alle mit eingeschlossenen Produkte gleichermaßen. Die Schriften Hellmanns, Kapferers und Domizlaffs werden es uns ferner ermöglichen, auch an dem Phänomen der Marke eine umfangreiche Tendenz der „Vermenschlichung“ festzumachen; neben der Realisierung des bereits berührten Prinzips der Biographisierung werden wir auf zahlreiche weitere Formen der narrativen Gleichstellung von Mensch und Produkt stoßen.

Dem fünften Kapitel kommt die Aufgabe zu, die wesentlichen Fäden dieser Arbeit zusammen zu führen und ihr Zusammenspiel mittels einiger konkreter Beispiele zu veranschaulichen. Ausgehend von Traditions- und Markenprodukten werden wir versuchen, an den zugehörigen Beschreibungen unterschiedliche Formen der „Vermenschlichung“ zu fixieren. Zunächst werden wir diejenigen Formen der Angleichung der unbelebten an die menschliche Welt lokalisieren, die wir in der Auseinandersetzung mit den Ausführungen Nussbaums gewonnen haben. Da sich diese Ausprägungen der Vermenschlichung zumeist auf der Oberfläche der Texte abspielen werden, wollen wir auf einem zweiten Gleis die Umsetzung derjenigen strukturgebenden Darstellungsstrategien ausweisen, die wir aus der Entwicklungstheorie Eriksons extrahiert haben. Dabei soll ersichtlich werden, dass sowohl das Prinzip der Biographisierung als auch dasjenige der relationalen Bestimmung innerhalb von Produktbeschrei-

²¹ vgl. Marx (1970), Band 23, S. 85.

²² ebd., S. 87.

²³ vgl. Kotler (1999), S. 588; bzw. Meffert (2000), S. 341.

²⁴ Hellmann (2003), S. 39.

bungen in ganz spezifischer Weise zum Einsatz gelangt. Die Herleitung biographisch begründeter Identität wird insbesondere bei Traditionsprodukten zu beobachten sein, da diesen oft schon mittels ihrer im Lieferumfang inkludierten Verpackungstexte eine umfangreiche Geschichtlichkeit verliehen wird, sodass zusätzliche Hintergrundinformation optionalen Charakter erhält. Dennoch wird die narrative Aufbereitung der Entstehungsgeschichte auch im Fall von Markenprodukten als ein Mittel der „Vermenschlichung“ offenkundig werden, das seine Wirkung in der Tiefe der Beschreibungen entfaltet; in dieser Konstellation werden wir aber danach zu fragen haben, inwieweit das Prinzip der auf wechselseitiger Bezugnahme fußenden Definition als dem der Biographisierung vorgelagert anzusehen ist. Denn der Tatbestand der Teilhabe, der bei Markenerzeugnissen auftritt, wirkt sich nicht nur auf den Modus ihrer relationalen Bestimmung aus, sondern auch auf die Art und Weise, wie sie eine historisch-biographische Dimension erhalten. Eine weitere Problemstellung, der wir nachgehen werden, ist diejenige, welcher strategischen Absicht die Umsetzung der genannten „Vermenschlichungsformen“ unterstellt ist; in diesem Kontext werden wir uns vor allem auf die beiden Prinzipien konzentrieren, die wir den Ausführungen Eriksons entnommen haben. Die eingangs aufgegriffene, seitens Kai-Uwe Hellmanns gestellte Frage, was es bedeute, wenn Markenerzeugnissen der Status von „Persönlichkeiten“ zugedacht werde, soll damit eine mögliche Antwort erhalten. Um zu dieser zu gelangen, werden wir auf die im dritten Kapitel umrissenen „Wahrnehmungsraster“ zu sprechen kommen und die mit ihnen korrespondierende Differenz zwischen einer „modernen“ und einer „postmodernen“ Optik berühren. Wir werden sehen, dass die Inklusion der Erfassungsmethoden der Biographisierung und der relationalen Definition nicht nur den Theorien Eriksons einen „modernen“ Anstrich verleiht, sondern auch Produktbeschreibungen zu einer entsprechenden Färbung verhilft; dass also nicht nur die Ausführungen Eriksons ihre Gültigkeit ausschließlich unter „modernen“ Bedingungen entfalten, sondern dass dies auch auf solche Darstellungen zutrifft, die ein Erzeugnis zum Identitätsträger erklären. Ausgehend von dieser Überlegung werden wir zu dem „ideellen Mehrwert“ eines Erzeugnisses vordringen, der sich in der Bereitschaft des Käufers wieder findet, für selbiges einen „Premiumpreis“ zu bezahlen; den gedanklichen Weg dorthin werden wir mehrfach im Detail illustrieren. Dabei werden wir stets feststellen, dass ein Interessent einem Produkt nur dann eine biographisch hergeleitete und relational begründete Identität zuerkennen wird, wenn er im Umgang mit selbigem ein „modernes“ Wahrnehmungsraster einsetzt, welches eine derartige Auffassung von Identität vorsieht. Verwendet er bei seiner persönlichen Selbstbetrachtung zugleich gewohnheitsmäßig ein „postmodernes“ Raster, das anstelle der Vorstellung beständiger Identität eine Tendenz zur Selbstentfremdung als prägendes Moment auf-

weist, so macht er bei seiner Auseinandersetzung mit dem Produkt die Erfahrung eines Differenzenerlebnisses. Während nämlich das Erzeugnis anhand seiner Beschreibungen eine immaterielle Einzigartigkeit geltend macht, ist es dem unter „postmodernen“ Bedingungen lebenden Betrachter verwehrt, eine vergleichbare Identität für seine eigene Person zu beanspruchen. Dem „vermenschlichten“, mit einer unverkennbaren Identität ausgestatteten Erzeugnis scheint anhand seiner Beschreibungen somit eine ideelle Bestimmtheit zuzukommen, die der potentielle Käufer nicht als Teil seiner selbst wahrzunehmen in der Lage ist. Dies ist insofern speziell bemerkenswert, als die Methode, mittels derer die Identität des Produkts erschlossen wird, ursprünglich am Menschen ausgerichtet wurde und der Erfassung dessen ideeller Einzigartigkeit diente; im Rahmen dieser Arbeit ist es ferner die Basis dafür, das Konzept des „ideellen Mehrwerts“ konkretisieren zu können. Mittels unserer Hauptbeispiele des Schottischen Nationalgetränks und des Apple PCs werden wir versuchen aufzuzeigen, auf welche Weise dieser Wert, der sich abseits der physischen Aspekte eines Produkts einfindet, in direkter Korrelation zu dem erwähnten Differenzenerlebnis steht, das sich im Erleben des Betrachters des Erzeugnisses einstellt. Dabei soll deutlich werden, dass der in der „Postmoderne“ lebende Mensch die Erfahrung, selber keine beständige „moderne“ Identität zu besitzen, in seiner Auseinandersetzung mit bestimmten Produkten als einen Mangel ansehen kann, der ihn veranlasst, bestimmten, scheinbar mit einer ideellen Bestimmtheit ausgestatteten Erzeugnissen einen gesonderten Wert beizumessen. Diesen finalen gedanklichen Schritt der Konstitution des „ideellen Mehrwerts“ werden wir in seiner Eigenschaft, einen im Auge des Einzelnen ablaufenden Zuschreibungsprozess darzustellen, mehrfach unter verschiedenen Ausgangsbedingungen aufzurollen haben. Auf diesem Weg soll die Architektur von Marken- und Traditionsprodukten deutlich werden – und als eine hervortreten, die nur teils an den materiellen Eigenschaften dieser Erzeugnisse ansetzt, nur teils im Rahmen ihrer Herstellung etabliert wird, und nur teils mit ihren Produktbeschreibungen zusammenhängt. Tatsächlich wird es die Rolle des Einzelnen sein, in dessen Erleben sich die Konstitution des ideellen Mehrwerts vollzieht, die als unhintergebares Moment zurückbleiben wird. Denn selbst wenn es unter „postmodernen“ Existenzbedingungen nun wirklich nicht länger der Mensch, sondern das Produkt sein sollte, das als maßgeblicher Identitätsträger auftritt, so wird die Vorstellung „moderner“ Identität dennoch in einem wesentlichen Punkt dem Menschen zugehörig bleiben; insofern nämlich, als es nach wie vor seiner bedürfen wird, dieser Vorstellung Relevanz, Bedeutung und Wert zuzuerkennen – und sie zuallererst mit seinem ureigenen menschlichen Leben zu erfüllen.

1 Der Identitätsbegriff Eriksons in Gegenüberstellung

Der Begriff der Identität nimmt in den Denksystemen psychoanalytischer Autoren unterschiedliche Positionen ein; nicht eine jede der mit ihnen verbundenen Bedeutungen wäre in ähnlicher Weise befähigt, sich im Rahmen dieser Arbeit als Ansatzpunkt zu erweisen, wie es auf das unsererseits gewählte Begriffsverständnis Eriksons zutrifft. Eine auffallende Übereinstimmung zwischen den im Folgenden aufgegriffenen alternativen Begriffsprägungen besteht darin, dass eine Mehrschichtigkeit hinsichtlich der Wortbedeutung keine Seltenheit darstellt. Bei keinem der von uns behandelten Autoren erfüllt der Identitätsbegriff lediglich die grundlegende Funktion, die Einheit einer Sache oder einer Person mit sich selbst anzuzeigen. Stattdessen treten stets weitere Aspekte hinzu, welche diese Grundbedeutung um qualitative Bestimmungen erweitern und personale Identität zu mehr machen als dem schlichten Umstand wesens- und erfahrungsmäßiger Kontinuität über einen bestimmten zeitlichen Rahmen hinweg. Wenn wir im Folgenden der Begriffsverwendung Sigmund Freuds, Carl Gustav Jungs, Alfred Adlers und Erich Fromms nachgehen und diese mit derjenigen Eriksons vergleichen werden, so soll dies vor allem dem Zweck der Konkretisierung des Erikson'schen Identitätsbegriffs dienen, der im zweiten Kapitel eingehend innerhalb seines ursprünglichen Bezugssystems, namentlich des Stufenmodells der Persönlichkeitsentwicklung, kontextualisiert werden soll. Dass bei dem zunächst anstehenden Vorhaben stets ein einzelnes Element aus dem jeweiligen Gesamtdenken des gerade behandelten Autors herauszulösen sein wird, dürfte als methodischer Schwachpunkt weitgehend unvermeidlich sein. Aufgrund der bereits erwähnten, seitens der meisten Autoren geführten Mehrschichtigkeit des Identitätsbegriffs werden jedoch zumindest eine bescheidene Selbstkontextualisierung sowie ein gewisser Facettenreichtum zu beobachten sein. Ferner sollen die recht umfangreiche Inklusion vorhandener Textstellen und der gelegentliche Vergleich der jeweiligen Begriffsverwendung mit derjenigen der anderen Autoren dazu beitragen, einen Überblick zu etablieren und den Identitätsbegriff Eriksons trotz der durch die häufige Verwendung in der Alltagssprache verursachten Verwässerung verbindlicher zu machen. Diese Vorgangsweise soll uns primär zu einer soliden Grundlage für weiterführende Überlegungen verhelfen, versteht sich aber gleichzeitig als Versuch, dem Anspruch des begriffsprägenden Autors gerecht zu werden, der seine Konzeption personaler Identität keiner allzu großen Unschärfe aussetzen wolle. Denn „Erikson störte die undifferen-

zierte Verwendung seines Begriffs. Stets war er bemüht, Identität unter verschiedensten Aspekten als einen hochkomplizierten psychosozialen Prozeß zu beschreiben.“¹

Jeweils im Anschluss an die vergleichende Darstellung der spezifischen Begriffsverwendung eines der behandelten psychoanalytischer Vertreter soll der explizite Versuch unternommen werden, den spezifischen Identitätsbegriff Eriksons in das theoretische Gedankengebäude des jeweiligen psychoanalytischen Autors zu übertragen. Innerhalb der Erikson'schen Theorie verkörpert der Topos der Identität einen der zentralen Brennpunkte. Die psychoanalytisch relevante Instanz, die Erikson mit diesem Begriff zu fassen versucht, findet in alternativen Theoriegebäuden jedoch häufig abweichend lautende und anders konstruierte Entsprechungen, wobei ihre Funktion und innertheoretische Bedeutung ebenfalls von divergierender Wertigkeit sein können. Absicht dieser Übersetzungsversuche soll sein, einem etwaigen Verfangenbleiben an bloßen Begrifflichkeiten entgegen zu wirken.

1.1 Identität und Identifizierung bei Sigmund Freud

Angesichts des Umfangs des Freud'schen Gesamtwerks verwundert es wenig, dass dem Begriff der Identität im Denken dieses Autors mehrere, von einander abweichende Bedeutungen zukommen. Da Erikson unter Identität „das Empfinden [versteht], ein zusammenhängendes, gleichbleibendes Wesen zu sein, über eine Reihe unverwechselbarer Persönlichkeitseigenschaften zu verfügen und dennoch in den eigenen Rollen und Wertvorstellungen fest in einer Gemeinschaft verwurzelt zu sein,“² hält er in „Jugend und Krise“ fest, nur eine einzige Stelle in Freuds Werk gefunden zu haben, die den Begriff der Identität im Sinne Eriksons aufgreife.³ Die besagte Stelle entstammt einer Rede Freuds aus dem Jahr 1926, die im Rahmen einer feierlichen Versammlung des Vereins B'nei B'rith gehalten wurde. „Was mich ans Judentum band, war – ich bin schuldig, es zu bekennen – nicht der Glaube, auch nicht der nationale Stolz, denn ich war immer ein Ungläubiger, bin ohne Religion erzogen worden, wenn auch nicht ohne Respekt vor den ‚ethisch‘ genannten Forderungen der menschlichen Kultur. Ein nationales Hochgefühl habe ich, wenn ich dazu neigte, zu unterdrücken mich bemüht, als unheilvoll und ungerecht, erschreckt durch die warnenden Beispiele der Völker, unter denen wir Juden lebten. Aber es blieb genug anderes übrig, was die Anziehung des Juden-

¹ Conzen (1996), S. 30.

² ebd., S. 30f.

³ Erikson (1980), S. 16f.

tums und der Juden unwiderstehlich machte, viele dunkle Gefühlskräfte, umso gewaltiger, je weniger sie sich in Worten erfassen ließen, ebenso wie die klare Bewußtheit der inneren Identität, die Heimlichkeit der gleichen seelischen Konstruktion.“⁴ Auch seine Vorurteilsfreiheit und die Neigung, in Opposition zu gehen, seien Teil seiner jüdischen Identität, führt Freud weiter aus. Erikson sieht in diesen Ausführungen Freuds einige „fast systematische Beispiele der Hauptdimensionen eines positiven Identitätsgefühls.“⁵ Einerseits schließe Freuds „Bewußtheit einer inneren Identität [...] ein Gefühl bitteren Stolzes“⁶ mit ein; dieser Stolz habe dessen verstreutes und oft verachtetes Volk durch eine lange Geschichte der Verfolgungen hindurch bewahrt und auch Freud Veranlassung gegeben, sich in einer besonderen intellektuellen Begabung verankert zu sehen. Andererseits diene Freud diese, nach der Einschätzung Eriksons als „positiv“ zu wertende Identität auch dazu, das negative Charakteristikum anderer Völker der Vorurteilslastigkeit herauszustellen.⁷ Freuds Schilderung seiner eigenen Erfahrung personaler Identität dient Erikson dazu, einige wesentliche Parallelen der Freudschen Begriffsverwendung zu derjenigen Eriksons zu skizzieren. Erikson führt aus, bei der Identitätsproblematik habe man es „mit einem Prozeß zu tun, der im Kern des Individuums ‚lokalisiert‘ ist und doch auch im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur.“⁸ Dieser Prozess gehe „auf allen Ebenen des seelischen Funktionierens vor sich.“⁹ Dass der Begriff der Identität dazu geeignet ist, menschliche Fragestellungen zwischen persönlichem Erleben und gesellschaftlichen Bezugsformen zu fassen, wird bei der von Freud geäußerten Selbstkritik am Ende seiner Rede deutlich, wenn dieser in Retrospekt daran zweifelt, überhaupt als ordentliches ehemaliges Vereinsmitglied gelten zu dürfen: „Ob ich ein richtiger B.B. in Ihrem Sinne gewesen bin, weiß ich nicht. Fast wollte ich es bezweifeln, es waren zuviel besondere Bedingungen in meinem Falle ausgebildet. Aber daß Sie mir viel bedeutet und viel geleistet haben, in den Jahren, da ich zu Ihnen gehörte, dessen darf ich Sie versichern. Und so empfangen Sie für damals wie für heute meinen wärmsten Dank.“¹⁰

Jenseits dieser Selbstzuschreibung verwendet Freud den Identitätsbegriff in expliziter Form meist im klassischen aussagenlogischen Sinn, der für den Begriff keinerlei qualitativen Merkmale vorsieht, sondern lediglich dazu dient, das Verhältnis einer Übereinstimmung einer Sache mit einer anderen aufzuzeigen. Ein Beispiel hierfür treffen wir in Freuds „Traumdeu-

⁴ Freud, S. (1941), Band 17, S. 52.

⁵ Erikson (1980), S. 17.

⁶ ebd.

⁷ ebd.

⁸ ebd., S. 19.

⁹ ebd.

¹⁰ Freud, S. (1941), Band 17, S. 53.

tung“ an; in dem betreffenden Abschnitt behandelt Freud die Frage, welche Inhalte zum Gegenstand eines Traums zu werden in der Lage seien. An der relevanten Stelle führt Freud aus, dass es bei der Übertragung eines Gedankens aus der gewöhnlichen Alltagsrealität in diejenige des Traums zu Vertauschungen des für diesen Gedanken gebräuchlichen sprachlichen Ausdrucks kommen könne. Es handle sich hierbei um eine „Verschiebung längs einer Assoziationskette,“ bei der „ein Element seine Wortbedeutung gegen eine andere vertauscht.“¹¹ Der „Anschein phantastischer Absurdität,“¹² der dem Traum zukomme, entstehe dadurch, dass „ein farbloser und abstrakter Ausdruck des Traumgedankens gegen einen bildlichen und konkreten eingetauscht wird. Der Vorteil, und somit die Absicht dieses Ersatzes, liegt auf der Hand. Das Bildliche ist für den Traum darstellungsfähig, läßt sich in die Situation einfügen, wo der abstrakte Ausdruck der Traumdarstellung ähnliche Schwierigkeiten bereiten würde wie etwa ein politischer Leitartikel einer Zeitung der Illustration.“¹³ Sei diese Hürde der Vertauschung der sprachlichen Ausdrücke erst einmal genommen, könne ein Gedanke mit einem Topos innerhalb eines Traums zusammenfallen, was eine Identität dieser beider Instanzen begründe, fährt Freud fort: „Ist der abstrakt ausgedrückt unbrauchbare Traumgedanke in eine bildliche Sprache umgeformt, so ergeben sich zwischen diesem neuen Ausdruck und dem übrigen Traummaterial leichter als vorher die Berührungen und Identitäten, welcher die Traumarbeit bedarf.“¹⁴ Dieses Zusammenfallen zweier ursprünglich als separat angenommener Instanzen kennzeichnet Freuds Verwendung des Identitätsbegriffs auch an anderen Stellen in seinem Werk. So findet sich in „Zur Psychologie der Traumvorgänge“ eine Stelle, in der Freud von einer „vollen Identität zwischen den Eigentümlichkeiten der Traumarbeit und der psychischen Tätigkeit“¹⁵ spricht, die unter gewissen abnormen psychischen Voraussetzungen auftreten könne. Diese Identität gebe Veranlassung, an Hand der Analyse der Hysterie gezogene Schlüsse auch bei der Betrachtung von Traumgehalten anzuwenden. Wiederum dient der Begriff der Identität hier dazu, eine Deckungsgleichheit zweier von einander unabhängiger Prozesse anzuzeigen; eine Bedeutung, die über das Indizieren dieses strukturellen Umstands hinausgeht, kommt dem Begriff auch in diesem Fall nicht zu. Die „Traumdeutung“ hält weitere Verwendungsformen seitens Freuds bereit, die den Identitätsbegriff um eine diesen spezifizierende Komponente erweitern. So behandelt Freud an einer Stelle den Ablauf der menschlichen Triebbefriedigung, wobei er speziell die Umstände der ersten Erfahrung eines Befriedi-

¹¹ Freud, S. (1941), Band 2/3, S. 344f.

¹² ebd., S. 345.

¹³ ebd.

¹⁴ ebd.

¹⁵ ebd., S. 603.

gungserlebnisses und ihrer Wiederholung beschreibt. Dabei geht Freud davon aus, dass das Befriedigungserlebnis nicht nur einen inneren Reiz aufhebe, sondern mit einer speziellen Wahrnehmung, etwa derjenigen der Nahrung, verbunden sei. Dieses Erinnerungsbild verbleibe ab dem Moment des ersten Befriedigungserlebnisses als spezifische Gedächtnisspur zurück, wobei die Erinnerung an den Augenblick bereits erfahrener Befriedigung mit dem nunmehr bekannten Wahrnehmungsbild zusammenfalle. „Sobald dies Bedürfnis ein nächstesmal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung wieder besetzen und die Wahrnehmung selbst wieder hervorrufen, also eigentlich die erste Situation wiederherstellen will. [...] Diese erste psychische Tätigkeit zielt also auf eine Wahrnehmungsidentität, nämlich auf die Wiederholung jener Wahrnehmung, welche mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft ist.“¹⁶ Freud macht die Charakteristika dieser Verwendungsform des Identitätsbegriffs besonders gut deutlich, da er Identität explizit mit einer prozeduralen Wiederholung einer durch körperliche Notwendigkeiten erzwungenen Erfahrung gleichsetzt, was infolge auch die grundlegende Einheit einer persönlichen Ich-Erfahrung des betroffenen Individuums über die Zeit hinweg mit einschließt. Diese Begriffskonstruktion der Wahrnehmungsidentität greift Freud später ein weiteres Mal auf, wenn es ihm darum geht, im Zusammenhang mit der Aktualisierung einer Bedürfnisbefriedigung zwischen zwei getrennten innerpsychischen Abläufen zu unterscheiden, von denen jeder ein eigenständiges Ziel kennt. Dabei nimmt Freud einerseits einen Primärvorgang an, als dessen Ziel er die Abfuhr sich aufgestaut habender Erregung angibt: „Der Primärvorgang strebt nach Abfuhr der Erregung, um mit der so gesammelten Erregungsgröße eine Wahrnehmungsidentität herzustellen.“¹⁷ Das Zusammenfallen einer energetischen Quantität mit der Intensität einer Erfahrung innerhalb der persönlichen Wahrnehmung zeitigt hier die Verwendung des Identitätsbegriffs. Freud nimmt ferner einen Sekundärvorgang an, der ein von demjenigen des Primärvorgangs separates Ziel verfolgt. „Der Sekundärvorgang hat diese Absicht [des Primärvorgangs, Erg. T.W.] verlassen und an ihrer Statt die andere aufgenommen, eine Denkidentität zu erzielen. Das ganze Denken ist nur ein Umweg von der als Zielvorstellung genommenen Befriedigungserinnerung bis zur identischen Besetzung derselben Erinnerung, die auf dem Wege über die motorischen Erfahrungen wieder erreicht werden soll.“¹⁸ Auch in diesem Fall deutet der Identitätsbegriff die Deckungsgleichheit zweier zu unterschiedlichen Zeitpunkten gemachter Erfahrungen an. Die Person, die als Trä-

¹⁶ ebd., S. 571.

¹⁷ ebd., S. 607.

¹⁸ ebd.

ger dieser beiden Erlebnisse fungiert, ist freilich zu deren Zustandekommen darauf angewiesen, das dafür notwendige Ausmaß an Konstanzempfinden hinsichtlich der eigenen Wahrnehmungseinheit aufrechterhalten zu können. Die anhand der letzten Beispiele dargestellte, sich an der aussagenlogischen Bedeutung orientierende Verwendungsform des Identitätsbegriffs durch Freud stellt eine Reduktion des Begriffs auf dessen elementare funktionale Basis dar und fungiert als ein strukturelles Fundament, das von Erikson ebenfalls aufgegriffen wird. Um jedoch zu der von Erikson bevorzugt verwendeten, umfassenderen Wortbedeutung zu gelangen, wäre eine starke qualitativ-inhaltliche Erweiterung des Begriffs nötig. Erst eine solche würde dem Begriff eine Färbung verleihen, welche die enorme Bedeutung individueller Identitätserfahrung widerzuspiegeln in der Lage ist. Erikson weist auf die hohe Relevanz dieser qualitativ-existenziellen Aspekte seines Begriffsverständnisses beispielsweise dann hin, wenn er schreibt, es gebe „in dem gesellschaftlichen Dschungel menschlicher Existenz kein Lebensgefühl ohne dieses Gefühl der Ich-Identität,“¹⁹ wobei hier sowohl die Erfahrung von personaler Kontinuität wie die von inhaltlicher Bestimmtheit zum Tragen kommt.

Auch wenn Freud seinem Identitätsbegriff als solchem nur selten eine derartige qualitative Konnotation mit auf den Weg gibt, so trifft dies umso mehr auf seinen Begriff der Identifizierung zu. Die Verwandtschaft dieser beiden Begriffe ist nicht allein eine rein sprachliche, wie Erikson bemerkt: „Identität und Identifizierung haben sprachlich wie psychologisch gemeinschaftliche Wurzeln.“²⁰ Freud verwende seine Konzeption der Identifizierung vor allem dazu, das innerpsychische Zustandekommen des „Ich“ und des „Über-Ich“ zu skizzieren, hält Dylan Evans fest; die Identifizierung verkörpere bei Freud einen „Prozeß, durch welchen sich ein Subjekt eine oder mehrere Eigenschaften eines anderen Subjektes aneignet.“²¹ Diese knapp gehaltene Einschätzung wird der Komplexität des Freudschen Begriffs freilich kaum gerecht, da Freud im Verlauf seines Gesamtwerks die Manifestations- und Funktionsformen des von ihm konzipierten Identifizierungsprozesses mehrfach modifiziert und erweitert. In seiner Schrift „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ bezeichnet er die Identifizierung als „früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person.“²² Die Identifizierung sei in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes von Bedeutung und beschreibe das spezielle Verhältnis eines Knaben zu seinem Vater: „Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine

¹⁹ Erikson (1973), S. 108.

²⁰ Erikson (1980), S. 162.

²¹ Evans, D. (2002), S. 143.

²² Freud, S. (1941), Band 13, S. 115.

Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal.“²³ Die Beziehung zur Mutter sei von anderer Art, hier sei eine „glatt sexuelle Objektbesetzung“²⁴ anzutreffen, die anfangs auf die Identifikation mit dem Vater keinen Einfluss habe. Erst zu einem späteren Zeitpunkt in der Psychogenese und „infolge der unaufhaltsamen Vereinheitlichung des Seelenlebens treffen sie sich endlich und durch dies Zusammenströmen entsteht der normale Ödipuskomplex. Der Kleine merkt, daß ihm der Vater bei der Mutter im Wege steht; seine Identifizierung mit dem Vater nimmt jetzt eine feindselige Tönung an.“²⁵ Bereits hier wird deutlich, dass der Begriff der Identifikation für Freud keine ausschließlich sachliche Feststellung einer subjektiv erlebten Identität mit einer anderen Person darstellt; dieser Prozess, sich selbst an die Stelle eines anderen zu setzen, muss hingegen eine qualitative Färbung annehmen, um im von Freud skizzierten Kontext den Ödipuskomplex zu konstellieren. Die daraus hervorgehenden qualitativen Aspekte können sehr unterschiedlich ausfallen, „die Identifizierung ist von Anfang an ambivalent, sie kann sich ebenso zum Ausdruck der Zärtlichkeit wie zum Wunsch der Beseitigung wenden.“²⁶ Freud schreibt dem Identifizierungsprozess zudem variable, vom Kontext seines Auftretens abhängige Wertigkeiten zu. Da sie entwicklungs geschichtlich vor der Objektbesetzung realisiert werde, könne die Identifizierung im Falle einer Regression an die Stelle der Objektwahl treten, gibt Freud an und stellt den so gearteten Identifizierungsprozess in die Nähe der Symptombildung,²⁷ womit er diesem eine defizitäre Wertigkeit zuschreibt. Die Identifizierung sei in der Lage, fährt Freud fort, sowohl geliebte als auch ungeliebte Personen zu kopieren; unter Umständen sei das Verhältnis zur kopierten Person auch für das Zustandekommen des Identifikationsprozesses unerheblich, dieser Fall sei sogar besonders häufig anzutreffen.²⁸ Als Illustration dieses Tatbestands fungiert die Beschreibung eines hysterischen Anfalls seitens einer Studentin: „Wenn zum Beispiel eines der Mädchen im Pensionat einen Brief vom geheim Geliebten bekommen hat, der ihre Eifersucht erregt, und auf den sie mit einem hysterischen Anfall reagiert, so werden einige ihrer Freundinnen, die darum wissen, diesen Anfall übernehmen. [...] Der Mechanismus ist der der Identifizierung auf Grund des sich in dieselbe Lage Versetzenkönnens oder Versetzenwollens. Die anderen möchten auch ein geheimes Liebesverhältnis haben und akzeptieren unter dem Einfluß des Schuldbewußtseins auch das damit verbundene Leid.“²⁹ Dass Freud diese Mani-

²³ ebd.

²⁴ ebd.

²⁵ ebd.

²⁶ ebd., S. 116.

²⁷ ebd., S. 117.

²⁸ ebd.

²⁹ ebd., S. 117f.

festationsform des Identifizierungsprozesses als „psychische Infektion“³⁰ bezeichnet, zeigt die qualitative Wertigkeit derselben an. Auf von Freud skizzierte Beispiele dieser Art treffen wir auch an anderen Stellen in seinem Werk. So berichtet Freud in „Die Traumentstellung“ von einer hysterischen Patientin, die ihrer Bekannten deren Wunsch, an Körpergewicht zuzunehmen, nicht vergönnt. Aufgrund der starken Identifizierung mit der Bekannten setzt sich die Patientin im Traum an deren Stelle und träumt, „daß ihr selbst ein Wunsch nicht erfüllt wird.“³¹ Für die korrekte Deutung des Traums sei entscheidend, die erfolgte Identifikation als solche zu erkennen, hält Freud fest und stellt die Frage nach dem Sinn einer derartigen Identifizierung. Bei ihrer Beantwortung stellt er Assoziationen zu psychischer Krankheit her, die dem besprochenen Identifikationsprozess einen pejorativen Anstrich geben: „Die Identifizierung ist ein für den Mechanismus der hysterischen Symptome höchst wichtiges Moment; auf diesem Wege bringen es die Kranken zustande, die Erlebnisse einer großen Reihe von Personen, nicht nur die eigenen, in ihren Symptomen auszudrücken.“³² Die Vielseitigkeit und hohe Relevanz, die der Begriff der Identifikation im Werk Freuds besitzt, wird unter anderem dann deutlich, wenn Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ fast beiläufig die Genese der Homosexualität erklärt³³ oder anführt, dass die Identifikation die Basis menschlichen Mitgefühls darstelle und „bei jeder neu wahrgenommenen Gemeinsamkeit mit einer Person, die nicht Objekt der Sexualtriebe ist, entstehen kann.“³⁴ Für das Empfinden von Melancholie erachtet Freud die Identifizierung ebenso als ausschlaggebend wie für die Heranbildung des Ichideals und des Gewissens.³⁵ Nur kurz deutet er an, das durch eine massenweise erfolgte Identifizierung hervorgerufene Gemeinsamkeitsgefühl habe die „Bindung an den Führer“ zur Grundlage.³⁶ Auch die Konstituierung des Freud’schen Über-Ichs erfolgt auf der Basis des Identifikationsprozesses, wie Freud in seiner späteren Schrift „Das Ich und das Es“ darlegt. Wieder treffen wir auf den Ödipuskomplex, dessen Auswirkungen in Extremfällen ein übermächtiges Über-Ich zeitigen können, „welches das Bewußtsein an sich gerissen hat [und] gegen das Ich mit schonungsloser Heftigkeit wütet, als ob es sich des ganzen im Individuum verfügbaren Sadismus bemächtigt hätte.“³⁷ Den Einfluss elterlicher Autorität auf die Beschaffenheit des individuellen Über-Ichs macht Freud im weiteren Verlauf deutlich: „Das Über-Ich

³⁰ ebd., S. 117.

³¹ Freud, S. (1941), Band 2/3, S. 154.

³² ebd., S. 154f.

³³ Freud, S. (1941), Band 13, S. 119f.

³⁴ ebd., S. 118.

³⁵ ebd., S. 120f.

³⁶ ebd., S. 118.

³⁷ ebd., S. 283.

ist ja durch eine Identifizierung mit dem Vatern Vorbild entstanden. Jede solche Identifizierung hat den Charakter einer Desexualisierung oder selbst Sublimierung.³⁸ Dies könne in späterer Folge zu einer Aggressions- und Destruktionsneigung führen, die in einem „harten, grausamen Zug des gebieterischen Sollens“³⁹ seitens des Über-Ichs Niederschlag fänden. Insgesamt lässt sich sagen, dass Freuds Konzeption der Identifikation nicht nur eine große Vielzahl an Kontexten und Anwendungsbereichen bereithält, die jeweils die Wertigkeit des anzutreffenden Identifikationsprozesses beeinflussen. Auch die Qualität des Prozesses selbst fällt sehr unterschiedlich aus, die farbliche emotionale Tönung variiert von einer Erscheinungsform zur nächsten. Diese qualitativen Aspekte führen die inhaltliche Nähe von Freuds Konzept der Identifizierung zum Identitätsbegriff Eriksons vor Augen; diese begriffliche Verwandtschaft erscheint häufig sogar als umfassender als dies bei mancher Verwendung des Identitätsbegriffs selbst seitens Freuds der Fall ist.

Erikson greift Freuds Konzeption der Identifizierung auf, hält es jedoch für unerlässlich, ihre Grenzen aufzuzeigen. Zur Erfahrung einer ganzheitlichen Identität reichten erfolgreich durchgeführte Identifikationen alleine nicht aus, befindet Erikson. „Die begrenzte Brauchbarkeit des Identifizierungsmechanismus wird sofort deutlich, wenn wir die Tatsache in Betracht ziehen, daß keine der Identifizierungen der Kindheit [...] bei einer bloßen Addierung zu einer funktionsfähigen Persönlichkeit führen könnte.“⁴⁰ Ein Grund hierfür sei, dass gerade Kinder zu Identifikationen neigten, die auf der Basis einer „infantilen Phantasie“⁴¹ vorgenommen worden seien: „Kinder [...] identifizieren sich mit jenen Teilaspekten von Menschen, die sie, sei es in der Realität oder in der Phantasie, am unmittelbarsten berühren.“⁴² Den tatsächlichen Anforderungen ihrer Umgebung trügen diese Identifikationen nicht immer Rechnung. Erst „in der späteren Kindheit trifft das Individuum auf eine fassbare Hierarchie von Rollen, von den jüngeren Geschwistern bis zu den Großeltern und wer immer zu der weiteren Familie gehört;“⁴³ ab diesem Zeitpunkt steige das Problembewusstsein dafür, welche Identifikationen realen Erwartungen der Lebensumgebung entsprächen und welche nicht. Als weiteren Grund für die Begrenztheit des Identifikationsprozesses nennt Erikson den Umstand, dass für die individuelle Erfahrung von Ganzheit mehr nötig sei als die Bündelung erfolgter Identifikationen. „Wie jede Heilung beweist, neigen ‚brauchbare‘ Identifizierungen gleichzeitig dazu, sich in aller Stille einer neuen, einzigartigen Gestalt unterzuordnen, die

³⁸ ebd., S. 284.

³⁹ ebd., S. 285.

⁴⁰ Erikson (1980), S. 162.

⁴¹ ebd., S. 163.

⁴² ebd., S. 162.

⁴³ ebd., S. 163.

mehr als die Summe ihrer Teile ist.“⁴⁴ Der Prozess der Identitätsbildung sei ein komplexer, von einer Eigendynamik geprägter Ablauf und entfalte sich „als eine sich entwickelnde Konfiguration [...], die allmählich konstitutionelle Gegebenheiten, höchst persönliche Bedürfnisse, bevorzugte Fähigkeiten, wichtige Identifikationen, wirksame Abwehren, erfolgreiche Sublimierungen und konsequente Rollen integriert.“⁴⁵ Die Identifizierung sieht Erikson als eine dreier Stufen, „über die das Ich in ein immer reiferes Wechselspiel mit den zur Verfügung stehenden Modellen hineinwächst.“⁴⁶ Als erste dieser Stufen fungiert der Mechanismus der Introjektion, unter dem Erikson „die primitive ‚Einverleibung‘ des Bildes des anderen“⁴⁷ versteht. Dieser sei „für seine Integration abhängig von der befriedigenden Wechselseitigkeit zwischen den (der) bemutternden Erwachsenen und dem bemutterten Kind. Nur das Erlebnis einer solchen anfänglichen Gegenseitigkeit schafft einen sicheren Pol des Selbstgefühls, von dem aus das Kind nach dem anderen Pol greifen kann: nach seinen ersten Liebes- ‚Objekten‘.“⁴⁸ Auf dieser Grundlage sei es dem Kind möglich, erste Identifikationsprozesse vorzunehmen, deren Schicksal ihrerseits „von der befriedigenden Wechselwirkung zwischen dem Kind und vertrauenswürdigen Vertretern einer sinnvollen Rollenhierarchie [abhängen], wie sie die in irgendeiner Familienform zusammenlebenden Generationen bieten.“⁴⁹ Bei diesen Identifikationen könne das Kind jedoch nicht stehen bleiben, wolle es das Gefühl einer eigenen Identität aufbauen: „Die Identitätsbildung schließlich fängt da an, wo die Brauchbarkeit der Identifizierung aufhört. Sie erwächst aus der selektiven Verwerfung und wechselseitigen Assimilation von Kindheitsidentifizierungen und ihrer Aufnahme in eine neue Gestaltung, die ihrerseits abhängig ist von dem Prozeß, durch den eine Gesellschaft [...] das junge Individuum [...] als jemanden bestätigt und anerkennt, der so werden mußte, wie er ist, und der so, wie er ist, als gegeben hingenommen wird.“⁵⁰ Hier wird offensichtlich, dass es vor allem der Aspekt der Erfahrung von Ganzheit, von organisch gewachsenem Gewordensein ist, der Erikson dazu veranlasst, gegenüber dem Freud’schen Begriff der Identifizierung die theoretische Notwendigkeit der eigenen Identitätskonzeption zu beanspruchen. Nur die Identität könne zudem einen permanenten Charakter entfalten, gibt Erikson an, und sei „jeder einzelnen Identifizierung mit Individuen der Vergangenheit übergeordnet: sie schließt alle bedeutsamen Identifizierungen in sich, aber sie verändert sie auch, um ein einzigartiges und entspre-

⁴⁴ ebd., S. 162.

⁴⁵ Erikson (1988), S. 97.

⁴⁶ Erikson (1980), S. 163.

⁴⁷ ebd.

⁴⁸ ebd.

⁴⁹ ebd.

⁵⁰ ebd.

chend zusammenhängendes Ganzes zu machen.“⁵¹ Dennoch zeigt der von uns durchgeführte Vergleich dieser beider Instanzen auch Verwandtschaften auf, die unter anderem darin bestehen, dass sowohl dem von Freud geprägten Begriff der Identifizierung als auch dem Erikson'schen Identitätsbegriff inhärente qualitative Eigenschaften zukommen, die über das Merkmal der Konstanz über die Zeit hinweg hinausgehen.

Der Versuch, Eriksons Identitätsbegriff in das Theoriegebäude Freuds zu übertragen, gestaltet sich als schwierig. Zwar verwendet Freud den Begriff in der erwähnten Textstelle aus der Rede vor dem Verein B'nei B'rith in einem Sinne, der mit dem Begriffsverständnis Eriksons weitgehend übereinstimmt. Innerhalb Freuds theoretischen Werks ist die Situation jedoch eine andere. Freuds erste Topik bietet für Eriksons Identitätsbegriff insofern keine adäquate Grundlage, als Erikson Identität weder als etwas notwendiger Weise Bewusstes noch Unbewusstes ansieht. „Ist das Identitätsgefühl bewußt?“⁵² fragt Erikson beispielsweise in seiner Schrift „Identität und Lebenszyklus“, um daraufhin mit „zeitweise“⁵³ zu antworten. Identität ist für ihn bewusstseinsfähig, entspricht jedoch nicht einem klar definierten Aspekt weder des Freudschen Bewussten noch dessen Unbewussten. Der eigenen Identität besonders bewusst ist sich Eriksons Einschätzung nach der Jugendliche, bei dem mitunter eine „zeitweilig extreme Identitäts-Bewußtheit“ anzutreffen sei, „die vielen, für den Jugendlichen so typischen Formen von Selbstbewußtsein zugrunde liegt.“⁵⁴ Befindet sich die aufzubauende Identität jedoch noch im Keim, verortet Erikson diese an einer, innerhalb der menschlichen Psyche anderswo lokalisierten Stelle: „Das sich bildende Identitätsgefühl dagegen wird vorbewußt als psychosoziales Wohlbefinden erlebt.“⁵⁵ Diese variierende Platzierung der personalen Identität seitens Eriksons verunmöglicht ihre Einordnung in Freuds erste Topik. Der zweiten Freud'schen Topik wird Eriksons Identitätsbegriff schon eher gerecht, da er sich hier mit Einschränkungen dem Freud'schen Bereich des Ich zuzuordnen lässt. Zum einen nennt Erikson das Ich als synthetisierende Handlungsinstanz, der er die Aufgabe zuschreibt, „die psychosexuellen und psychosozialen Aspekte auf einer gegebenen Entwicklungsstufe zu integrieren und zur gleichen Zeit die Beziehung neu hinzugekommener Identitätselemente mit den schon vorhandenen zu integrieren.“⁵⁶ Zum anderen sieht sich das Individuum für Erikson unter gewissen Umständen vor die Aufgabe gestellt, sich gegen ein „überzüchtetes Über-Ich“⁵⁷ zu be-

⁵¹ ebd., S. 165.

⁵² Erikson (1973), S. 147.

⁵³ ebd.

⁵⁴ Erikson (1973), S. 147.

⁵⁵ ebd.

⁵⁶ Erikson (1980), S. 167.

⁵⁷ Erikson (1973), S. 164.

haupten; Eriksons klare Abgrenzung der Identität zur Instanz des Über-Ichs bewirkt eine implizite Positionierung derselben. Einer der von Erikson skizzierten Fallbeispiele hierfür könnte beinahe auch von Freud stammen; der Fallausschnitt zeigt „den bedrohlichen Triumph des Über-Ichs über die noch schwankende Identität eines jungen Mannes: ‚Um diese Zeit begann eine innere Stimme ihn im wachsenden Maße zu verunglimpfen. Das ging so weit, daß die Stimme sich in alles einmischte, was er tat. Er sagt dazu: ‚Wenn ich eine Zigarette rauche, wenn ich einem Mädchen sage: du gefällst mir [...], – immer mischt sich diese dritte Stimme ein und sagt: Das machst du alles nur aus Angabe, du bist unecht.‘ Diese hämische Stimme verfolgte ihn unbarmherzig fast das ganze Jahr hindurch.“⁵⁸ Um dem Einfluss eines übermächtigen Über-Ichs zu entgehen, flüchteten viele Jugendliche in eine „negative Identität, d. h. eine Identität, die pervers nach denjenigen Rollen und Identifikationen greift, die ihnen in kritischen Entwicklungsstadien als höchst unerwünscht und gefährlich und doch bedrohlich naheliegend gezeigt worden waren.“⁵⁹ Allerdings zeigt Eriksons Identitätsbegriff mitunter Anzeichen moralischer Komponenten, die weniger dem Bereich des Ich als dem des Über-Ichs zuzuordnen wären; wenn Erikson in „Dimensionen einer neuen Identität“ etwa die kollektive Identität der Vereinigten Staaten behandelt und die moralische Haltung des Präsidenten Thomas Jefferson zum Leitbild für ein Kollektiv erklärt,⁶⁰ verliert der Identitätsbegriff an der nötigen Schärfe, um sich in Freuds zweite Topik eingliedern zu lassen. Diese wurde nicht entwickelt, um auf ein Kollektiv angewandt zu werden, Eriksons Identitätsbegriff zeigt hier konstruktionsbedingt mehr Beweglichkeit und größere Universalität. Diese Differenz deutet bereits in die Richtung eines umfassenderen Problems. Denn Eriksons Einschätzung der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft unterscheidet sich ganz allgemein von derjenigen Freuds, was die gegenseitige Kompatibilität einzelner jeweils theorieimmanenter Termini der beiden Autoren deutlich mindert. Zwar sehen sowohl Freud als auch Erikson ein gewisses Ausmaß an Konfliktpotenzial, wenn der Einzelne auf gesellschaftliche Realitäten trifft. Eriksons Ansatz versteht sich jedoch als dem das Individuum umgebenden Kulturkreis ungleich aufgeschlossener. Peter Conzen gibt an, „die kulturpessimistischen Thesen von Freuds Spätwerk“ tendierten dazu, „eher die repressiven, krankmachenden Einflüsse des Sozialisationsprozesses zu sehen, zu wenig zu berücksichtigen, was die Gesellschaft dem Kind gibt, wozu sie es befähigt.“⁶¹ Dieser Fokus Freuds auf den von Seiten der Kulturgesellschaft eingeforderten individuellen Triebverzicht wird unter anderem dann sichtbar, wenn Freud konsta-

⁵⁸ ebd.

⁵⁹ ebd., S. 165f.

⁶⁰ vgl. Erikson (1975a), S. 11-67.

⁶¹ Conzen (1996), S. 31.

tiert, die Kultur müsse „alles aufbieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen, ihre Äußerungen durch psychische Reaktionsbildungen niederzuhalten. Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens [...].“⁶² Für Erikson verkörpert die Gesellschaft eher eine Orientierungshilfe, die dem Heranwachsenden „erlaubt, sich bei jedem Schritt an einem vollständigen ‚Lebensplan‘ mit einer hierarchischen Rollenskala zu orientieren, wie sie von den Menschen der verschiedenen Altersstufen dargestellt werden;“⁶³ auf diese Weise ermögliche die Gesellschaft dem Einzelnen „vielfache, einander ablösende Probeidentifikationen.“⁶⁴ So erscheint die bei Freud durchaus restriktive Lebensumgebung als partnerschaftliches Gegenüber, das gemeinsam mit dem Einzelnen „im Dienste des Überlebens“⁶⁵ der menschlichen Spezies steht. Im Denken Eriksons „ist die Persönlichkeitsentwicklung mit den Institutionen – ursprünglich hilfreiche unterstützende Mächte – [von Geburt an] verzahnt,“⁶⁶ bei Freud handelt es sich eher um eine notwendige Gegnerschaft. Dieser Gegensatz wirkt sich zum einen negativ auf den Versuch aus, Eriksons Identitätsbegriff in das Theoriegebäude Freuds zu übertragen, da der Aspekt des Begriffs, das Zusammenspiel mit der Gesellschaft als Rahmenbedingung für die eigene Heranbildung zu verstehen, im Theoriegebäude Freuds keine Entsprechung findet. Zum anderen markiert die Differenz aber auch einen derjenigen Bereiche, wo Erikson von der Freud’schen Lehre bewusst abweicht. Die konfliktvolle Bezugnahme Eriksons auf Freud wird im zweiten Kapitel dieser Arbeit daher noch eingehender betrachtet werden.

1.2 Das Streben nach individueller Ganzheit bei C.G. Jung

Wie schon bei Sigmund Freud treffen wir auch bei Carl Gustav Jung einen mehrschichtigen Identitätsbegriff an; es liegt daher nahe, dass sich Jungs Begriffsverwendung nur teilweise mit der von Erikson bevorzugten deckt. Zunächst wollen wir eine derjenigen Verwendungsformen seitens Jungs aufgreifen, die nicht nur einen hohen Grad an Übereinstimmung zwischen diesen beiden Autoren aufweist, sondern auch einige der Kerngedanken des Jung’schen Theoriegebäudes ausweist. In seiner Schrift „Psychologie und Religion“ führt

⁶² Freud, S. (1941), Band 14, S. 471.

⁶³ Erikson (1973), S. 141f.

⁶⁴ ebd., S. 142.

⁶⁵ Conzen (1996), S. 31.

⁶⁶ ebd.

Jung aus, auf welche Weise religiös konnotierte Gegenstände im Erleben ihrer Besitzer zu Symbolen „für ein Zentrum in ihnen selbst“⁶⁷ werden können. Auch gewisse nichtreligiöse Bilder haben Jungs Darstellung nach das Potenzial, als derartige Symbole Verwendung zu finden, wobei hier „der Platz der Gottheit [...] durch die Ganzheit des Menschen eingenommen“⁶⁸ zu werden scheint. Der Umstand, dass Menschen auf derartige Symbole zurückgriffen, korrespondiere mit einer Suche nach der eigenen charakteristischen Bestimmtheit; neben dem Problem, dass weite Teile der eigenen Psyche im Bereich des Unbewussten verblieben und der Mensch eben „mehr sei als sein Bewußtsein,“⁶⁹ stehe der Einzelne ferner vor der Herausforderung, die zahlreichen Fremdbilder, die ihm im Alltag als Spiegel vorgehalten würden, mit seinem eigenen Selbstbild in eine sinnvolle Beziehung zu setzen. Hier verortet Jung unabdingbare große Brüche, die es seiner Einschätzung nach für den Einzelnen unmöglich machen, die ihm zugeschriebenen Eigenschaften mit den persönlich vorgefundenen zu vereinigen: „Tatsächlich wäre es eine schwierige Aufgabe, das Bild, das ich von mir selber habe, mit dem, das andere Leute sich von mir machen, in Übereinstimmung zu bringen. Wer hat recht? Und wer ist das wirkliche Individuum?“⁷⁰ Die Integration dieser Fremdbilder stellt Jungs Ansicht nach aber eine letztlich geringere Schwierigkeit dar als die Aufgabe, überhaupt im Dunkeln liegende Aspekte der eigenen Persönlichkeit zu erkennen und aufzugreifen. Die Suche nach diesen schwer lokalisierbaren Eckpfeilern der eigenen Persönlichkeit mündet für Jung direkt in die Frage nach der Identität des betroffenen Menschen. „Wenn man [...] die Tatsache in Betracht zieht, daß der Mensch auch noch das ist, was weder er selbst noch andere Leute von ihm wissen – ein zunächst unbekanntes Etwas, dessen Existenz jedoch bewiesen werden kann –, so wird das Problem der Identität noch viel schwieriger. Tatsächlich ist es unmöglich, die Ausdehnung und den definitiven Charakter psychischer Existenz zu bestimmen.“⁷¹ Die hier anzutreffende Verwendungsform des Identitätsbegriffs enthält zwei zentrale Elemente, die auch Erikson als Teil seines Begriffsverständnisses sehen würde. Ähnlich wie Erikson verwendet Jung hier den Identitätsbegriff, um den Umstand anzudeuten, dass das subjektive Ich-Gefühl eines Menschen niemals einen endgültigen Zustand annehmen kann und sich einer vollständigen Definition entziehen muss. Erikson betont allerdings die Bedeutung der menschlichen Umgebung und die Anbindung des Individuums an gesellschaftliche Rahmenbedingungen stärker als Jung, der vor allem überpersönliche Inhalte als ausschlaggebend da-

⁶⁷ Jung (1995), Band 11, § 138.

⁶⁸ ebd., § 139.

⁶⁹ ebd., § 140.

⁷⁰ ebd.

⁷¹ ebd.

für ansieht, dass persönliche Identitätsbildung keinen finalen Endpunkt kennt. So gibt Erikson beispielsweise in „Jugend und Krise“ an, der Prozess der Identitätsbildung „beginnt‘ irgendwo in der ersten echten ‚Begegnung‘ von Mutter und Säugling, als zweier Personen, die einander berühren und erkennen können, und er ‚endet‘ nicht, bis die Kraft eines Menschen zur wechselseitigen Bestätigung schwindet.“⁷² Der Identitätsbildungsprozess Eriksons findet bei Jung gemeinhin in dem Konzept der Individuation sein unvollständiges Äquivalent; dieses kennt ebenfalls keinen endgültigen Abschluss, da niemals alle Aspekte der eigenen Persönlichkeit bewusst gemacht werden können. „Die jeweiligen Lebensumstände erlegen der persönlichen Entwicklung unweigerlich Beschränkungen auf; so wie keine Mutter hoffen kann, die Gesamtheit des Mutterarchetyps in sich zu verkörpern, so kann kein Individuum erwarten, das gesamte Potential des kollektiven Unbewußten in sich zu vereinigen.“⁷³ Sowohl Jungs als auch Eriksons Ansatz enthalten ein paradoxes Element, das zugleich ihre zweite Gemeinsamkeit darstellt. Sowohl der von Erikson geprägte (und von Jung in der oben zitierten Stelle so verwendete) Identitätsbegriff als auch Jungs Individuationsprozess zeichnen das Bild eines Menschen, der nach Vervollkommnung strebt; dieses Streben nach Ganzheit widerspricht freilich der Annahme einer niemals abgeschlossenen Entwicklung. Dennoch versteht Jung den Prozess der Individuation als „schöpferischen Akt der Ganzwerdung“,⁷⁴ was seine Prämisse eines ganzheitlichen Menschenbilds klar aufzeigt. Dem erwähnten Element des Paradoxen begegnet er damit, dass er zur Veranschaulichung auf Symbole zurückgreift: „Wenn wir vom Menschen sprechen, so meinen wir dessen unbegrenzbares Ganzes, eine unformulierbare Totalität, die nur symbolisch ausgedrückt werden kann.“⁷⁵ Erikson seinerseits sieht personale Identität ebenfalls als ein „einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes“⁷⁶ an. Auf Symbole oder dergleichen verzichtet er weitgehend, spricht allerdings beim Leben eines Menschen als von einem Zyklus, was als Versuch interpretiert werden kann, der Biographie eines Einzelindividuums eine allgemein-menschliche, überpersönliche Dimension zuzuschreiben: „Zu den unentbehrlichen Koordinaten der Identität gehört die des Lebenszyklus, denn wir nehmen an, daß das Individuum erst in der Adoleszenz [...] die Vorbedingungen entwickelt, um die Krise der Identität zu erleben und zu durchlaufen.“⁷⁷ Trotz dieser Übereinstimmungen zwischen Jungs Konzept der Individuation und der Erikson’schen Identitätsbildung ist zu beachten, dass die beiden Ansätze keineswegs deckungsgleich sind.

⁷² Erikson (1980), S. 19.

⁷³ Stevens (1999), S. 90.

⁷⁴ ebd., S. 88.

⁷⁵ Jung (1995), Band 11, § 140.

⁷⁶ Erikson (1973), S. 139.

⁷⁷ Erikson (1980), S. 91.

Wir werden auf die Abweichungen zwischen den beiden Ansätzen im Laufe dieses Unterkapitels noch genauer eingehen, wenn es darum gehen wird, Eriksons Identitätsbegriff versuchsweise in das Denken Jungs zu übertragen.

Während die bereits behandelte Jung'sche Verwendungsform des Identitätsbegriffs diejenige darstellt, die dem Verständnis Eriksons am nächsten kommt, ist sie keineswegs die im Werk Jungs am häufigsten anzutreffende. Deutlich öfter verwendet Jung den Begriff der Identität in seiner aussagenlogischen Grundbedeutung, die lediglich die Deckungsgleichheit zweier von einander verschiedener Instanzen anzeigen soll; etwaige qualitative Aspekte kommen dem Begriff bei dieser Verwendungsform nicht zu. In „Analytische Psychologie und Erziehung“ bespricht Jung beispielsweise den Traum eines Theologiestudenten, der von einem weißen und einem schwarzen Magier handelt.⁷⁸ Auffallender Weise trägt der weiße Magier ein schwarzes, der schwarze Magier ein weißes Gewand; trotz dieser Vermischung der Distinktionsmerkmale sind die beiden Figuren klar von einander abgegrenzt, da sie weitgehend zeitlich unabhängig voneinander auftreten und nur teilweise einen wechselseitigen Dialog führen. Jung schildert diesen Trauminhalt, um daraufhin festzustellen, dass der Traum die „Relativität von Gut und Böse vor Augen“⁷⁹ stelle. Es sei offenkundig, dass die geträumten Figuren der zwei Magier eigentlich eine einzige Instanz verkörpern, da „das Unbewußte, bei aller Unterscheidung der Gegensatzhälften, doch deren Identität klar erkennen läßt.“⁸⁰ Dieses Zusammenfallen von Gut und Böse in einer gemeinsamen Einheit habe sich notwendiger Weise im Traum des Theologiestudenten manifestieren müssen, befindet Jung, der sich als vom Trauminhalt überaus fasziniert gibt. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein junger Theologe jemals etwas so Häretisches bewußt gedacht hätte.“⁸¹ Jung nutzt den Begriff der Identität in diesem Zusammenhang, um die Charakteristika eines ins Unbewusste gedrängten Inhaltes festzumachen; dem Begriff selbst schreibt er allerdings keinerlei Eigenschaften zu. Dies ist bei zahlreichen Stellen, die wir später behandeln werden, anders; bei diesen wird es der Identitätsbegriff selbst sein, der bestimmte Zuschreibungen erhält. Eine hinsichtlich der Verwendungsform des Identitätsbegriffs mit der Besprechung des Traumes verwandte Textstelle findet sich in einer Passage, in der sich Jung mit alchemistischen Vorstellungsbildern beschäftigt und feststellt, dass das kollektive Unbewusste „wie die Erfahrung zu beweisen scheint, überall mit sich selbst identisch ist.“⁸² Hier muss allerdings festgehalten werden, dass diese De-

⁷⁸ Jung (1995), Band 17, § 208f.

⁷⁹ ebd., § 209.

⁸⁰ ebd.

⁸¹ ebd.

⁸² Jung (1995), Band 13, § 287.

ckungsgleichheit des kollektiven Unbewussten ausschließlich selbstbezüglich ist; eine echte Instanz eines zweiten Elements, zu dem ein Identitätsverhältnis bestünde, fehlt. Ebenfalls in ähnlicher Weise verwendet Jung den Begriff in seiner „Analyse der Kinderseele“, wenn er „ein vielköpfiges Problemungeheuer, das den Biologen und Psychologen ebenso sehr angeht wie den Philosophen“⁸³ darzustellen sucht. Es handelt sich dabei um die „Identität des seelischen Zustandes des Kindes mit dem Unbewußten der Eltern,“⁸⁴ einen Umstand, der im Wesentlichen bedeuten will, dass „die stärksten Wirkungen auf die Kinder gar nicht etwa vom Bewußtseinszustand der Eltern ausgehen, sondern von ihrem unbewußten Hintergrund.“⁸⁵ Die hier anzutreffende Unbewusstheit, erklärt Jung, bedinge die Nichtunterscheidung; die Identität, also das Zusammenfallen nicht bewusster elterlicher Vorstellungen mit der kindlichen Idealvorstellung von sich selbst, „rührt wesentlich von der notorischen Unbewußtheit des kleinen Kindes her.“⁸⁶ Jenseits aller Implikationen auf etwaige Methoden der Kindererziehung, die sich im Umkreis dieser Stelle anführen ließen, wollen wir festhalten, dass auch sie die Verortung unbewusster Inhalte zum Gegenstand hat, wobei der Identitätsbegriff ohne qualitative Zuschreibungen zum Einsatz kommt. Was sich aber bereits in den zuletzt behandelten Textstellen abzeichnet, ist Jungs Tendenz, den Begriff der Identität dann zu verwenden, wenn es die Lokalisierung unbewusster Persönlichkeitsanteile geht.

Die in seinem Werk am häufigsten anzutreffende Verwendungsmodalität des Identitätsbegriffs charakterisiert Jung in „Psychologische Typen“ im Rahmen seiner „Definitionen“ recht akkurat selbst. „Von Identität spreche ich im Falle eines psychologischen Gleichseins. Die Identität ist immer ein unbewußtes Phänomen, denn ein bewußtes Gleichsein würde immer schon das Bewußtsein zweier Dinge, die einander gleich sind, mithin also eine Trennung von Subjekt und Objekt voraussetzen, wodurch das Phänomen der Identität aufgehoben wäre.“⁸⁷ Zur weiteren Klärung seiner bevorzugten Begriffsverwendung gibt Jung an, diese psychologische Identität entstehe „durch eine Projektion unbewußter Inhalte in ein Objekt, wobei diese erst als Qualitäten, scheinbar dem Objekt zugehörig, dem Bewußtsein zugänglich werden. Jedes irgendwie interessante Objekt provoziert einen mehr oder weniger großen Betrag an Projektionen.“⁸⁸ Die Fähigkeit des Menschen, zwischen sich selbst und äußeren Dingen eine Grenze zu ziehen, sich von der Außenwelt als separiert zu erfahren und Objekte nicht länger als Teil der eigenen Persönlichkeit zu verstehen, ist für Jung keine Selbstverständlich-

⁸³ Jung (1995), Band 17, § 83.

⁸⁴ ebd.

⁸⁵ ebd., § 84.

⁸⁶ ebd., § 83.

⁸⁷ Jung (1995), Band 6, § 821.

⁸⁸ Jung (1995), Band 13, § 122.

keit, sondern etwas zu Erwerbendes. Hier sieht Jung zwei Bereiche, innerhalb derer er eine Reduktion projizierter Inhalte als Entwicklungsziel postuliert. Einerseits sei es, konstatiert Jung, ein Zeichen kulturellen Fortschritts, wenn sich der heutige Mensch durch ein geringeres Ausmaß projizierter Inhalte auszeichne als dies in der früheren Menschheitsgeschichte der Fall gewesen sei. „Die Kulturentwicklung des Bewußtseins ist wesentlich extensiv: es erweitert sich einerseits durch Acquisition, andererseits durch Zurückziehung von Projektionen. Letztere werden als psychische Inhalte erkannt und der Psyche re-integriert.“⁸⁹ Dass sich der Mensch von diesem frühen „dämmerhaften Bewußtsein“⁹⁰ weiterentwickelt hat, verkörpert für Jung eine der Grundlagen der heutigen zivilisatorischen Lebensbedingungen. Neben dieser übergeordneten kulturgeschichtlichen Entwicklung ist die Rücknahme ursprünglicher Projektionen aber auch innerhalb der individuellen menschlichen Psychogenese eine der zentralen Aufgaben und spiegelt den Wandel im psychischen Erleben und den effektiven Aufbau eines reflexiven Bewusstseins wider. Jung gibt an, das vorreflexive „unbewußte Gleichsein mit den Objekten, [...] das überhaupt nie Gegenstand des Bewußtseins war“⁹¹ werde vom zu- meist am Anfang seiner psychischen Entwicklung stehenden Individuum als „Zugehörigkeit aller Dinge, die den Stempel des ‚Meinsseins‘ tragen, zu meiner Persönlichkeit“⁹² erlebt. Gänzlich auszuschließen sind Augenblicke unbewusster Identität, die sich infolge in Projektionen äußern, jedoch auch beim heute lebenden erwachsenen Menschen nicht. In diesem Kontext erhält der Identitätsbegriff distinkte qualitative Zuschreibungen, die zu ihrer Manifestation auf das Vorhandensein spezifischer Ausgangsbedingungen angewiesen sind. Jung führt aus, dass es sich bei dem skizzierten Zustand der Verschmolzenheit mit äußeren Objekten „um eine irrationale, unbewußte Identität [handelt], welche davon herrührt, daß alles, was mit uns in Berührung steht, nicht nur sich selber, sondern auch zugleich ein Symbol ist. Die Symbolisierung entsteht dadurch, daß erstens einmal jeder Mensch unbewußte Inhalte hat, und daß zweitens jede Sache auch ihr Unbekanntes hat. [...] Das Unbekannte im Menschen und das Unbekannte in der Sache fallen in eines.“⁹³ Diese Form psychischer Identität tritt nach Jungs Verständnis jedoch nicht nur in Verbindung mit äußeren Gegenständen, sondern auch bei der vermeintlichen Auseinandersetzung mit Charaktereigenschaften wichtiger Bezugspersonen auf. Allzu oft, befindet Jung, setzten Individuen bei anderen Personen Ähnlichkeiten voraus, die nicht auf tatsächlichen Übereinstimmungen, sondern auf der Projektion eigener

⁸⁹ ebd.

⁹⁰ ebd.

⁹¹ Jung (1995), Band 6, § 822.

⁹² Jung (1995), Band 11, § 389.

⁹³ ebd.

Persönlichkeitseigenschaften fußen. Auf dieser Identität „beruht das naive Vorurteil, daß die Psychologie des einen gleich sei der des andern, daß überall dieselben Motive gälten, daß, was mir angenehm ist, selbstverständlich für den anderen auch ein Vergnügen sei, daß, was für mich unmoralisch ist, für den anderen auch unmoralisch sein müsse [...]“.⁹⁴ Zudem könne der Einzelne dank dieses Mechanismus angebrachter Selbstkritik entgehen, in dem er als fragwürdig erachtete Charaktermerkmale auslagere: „Auf Identität beruht auch das allgemein verbreitete Streben, am andern das verbessern zu wollen, was man bei sich selber ändern sollte.“⁹⁵ Weniger problematisch sei diese Form unbewusster Gleichsetzung eigener Persönlichkeitsaspekte mit denen einer anderen Person bei der Wahl des Ehepartners, gibt Jung in „Die Ehe als psychologische Beziehung“ an; in diesem Zusammenhang stelle sie sogar vielmehr den Regelfall dar. Sofern die Gattenwahl nicht von den Eltern der beiden Ehepartner vorweggenommen worden sei oder durch „geheime Beeinflussung aus aufgestauten und vernachlässigten elterlichen Komplexen“⁹⁶ erschwert werde, erfolge sie „normalerweise aus unbewußten, instinktiven Motivationen“⁹⁷ heraus. Diese Unbewusstheit bewirke nun allerdings eine unbewusste Identität seitens der Ehepartner, was zur Folge habe, dass der eine vom anderen eine gleichartige psychologische Struktur voraussetze. Dass eine derartige Identität vorliege, zeige sich beispielsweise darin, wie Sexualität erlebt werde: „Die normale Sexualität als ein gemeinsames und scheinbar gleichgerichtetes Erleben bestärkt das Gefühl der Einheit und der Identität. Dieser Zustand wird als völlige Harmonie bezeichnet und als großes Glück gepriesen (‘ein Herz und eine Seele’).“⁹⁸ Diese Erfahrung von Harmonie hat Jungs Ansicht nach jedoch einen Preis, der darin besteht, dass aufgrund der ihr zugrunde liegenden Projektionen von keiner tatsächliche Beziehung gesprochen werden kann. Die jeweiligen Ich-Grenzen der beiden Ehepartner sind nicht gezogen und ein beidseitiges Bewusstsein dieser Grenzen nicht vorhanden, was eine reale Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Eigenschaften des Gegenübers verunmöglicht. „Bewußtsein ist, soweit unsere Auffassung reicht, immer Ichbewußtsein. Um meiner selbst bewußt zu sein, muß ich mich vom anderen unterscheiden können. Nur wo diese Unschcheidung existiert, kann Beziehung stattfinden.“⁹⁹ Eine von beidseitiger unbewusster Identität getragene Partnerschaft diene, führt Jung weiter aus, zwar der Art-erhaltung und damit einem kollektiven Zweck. Unter diesen Umständen sei allerdings auch „die psychologische Beziehung der Gatten zueinander im Wesentlichen kollektiver Natur und

⁹⁴ Jung (1995), Band 6, § 822.

⁹⁵ ebd.

⁹⁶ Jung (1995), Band 17, § 330.

⁹⁷ ebd.

⁹⁸ ebd.

⁹⁹ ebd., § 326.

könne deshalb im psychologischen Sinne nicht als individuelle Beziehung angesehen werden. [...] Von einer solchen können wir erst dann sprechen, wenn die anfängliche Identität weitgehend aufgehoben ist.“¹⁰⁰ Diese Aufhebung sei kein einfacher Prozess, sondern zeitige fast notgedrungen leidvolle Ehekrisen; als erstrebenswert sieht sie Jung dennoch an, da der „Zustand uranfänglicher unbewußter Identität [...] eine ungemaine Trägheit besitzt, die jeder höheren geistigen Entwicklung größten Widerstand entgegensetzt.“¹⁰¹ Die krisengeschüttelte Ehe kann demnach wenigstens für sich in Anspruch nehmen, sich näher an ihren realen Ausgangsbedingungen zu orientieren. Um nun auf Jungs Verwendung des Identitätsbegriffs in den soeben aufgegriffenen Textstellen einzugehen, wollen wir festhalten, dass diese in Entsprechung zu der Jung'schen Definition steht. Sie zeichnet sich demnach dadurch aus, dem Begriff diverse Prädikate und damit bestimmte qualitative Aspekte zuzuschreiben. Das Moment, eine Kongruenz verschiedener Instanzen anzudeuten, bleibt dabei stets gewahrt.

Eine weitere Erscheinungsform des so spezifizierten Identitätsbegriffs rückt diesen noch stärker in die kontextuelle Nähe der Freud'schen Identifizierung, die Freud nicht selten zur Erklärung hysterischer Symptome dient. Jung nutzt hier den Begriff, um die Relevanz unbewusster Identität für die Psychopathologie deutlich zu machen: „Auf Identität beruht ferner die Möglichkeit der Suggestion und der psychischen Ansteckung. Besonders klar tritt die Identität hervor in pathologischen Fällen, z.B. im paranoischen Beziehungswahn, wo beim andern selbstverständlich der eigene subjektive Inhalt vorausgesetzt wird.“¹⁰² Tatsächlich verwendet Jung den Identitätsbegriff in mehrerlei Hinsicht, um psychische Extremzustände und individuelle Erfahrungen, die sich durch überpersönliche Inhalte auszeichnen, zu vergegenständlichen. In der Abhandlung „Theoretische Überlegungen zum Wesen des Psychischen“ hält er fest, der Geisteszustand des Einzelnen sei „am schwersten bedroht durch die vorherrschenden -ismen, welche nichts anderes sind als gefährliche Identitäten des subjektiven mit dem kollektiven Bewußtseins. Eine solche Identität produziert unfehlbar eine Massenpsyche mit ihrer unwiderstehlichen Katastrophenneigung.“¹⁰³ Gerade angesichts des Fortschreitens der modernen Technik und insbesondere des Vorhandenseins der Atombombe gelte es, Identifizierungen mit der Massenpsyche zu vermeiden. Dem Identitätsbegriff verleiht Jung in diesem Kontext regelrecht bedrohlich klingende Prädikate, die in freilich völlig anderem Zusammenhang bei Erikson ihre lose Entsprechung dann finden, wenn dieser von einer „negati-

¹⁰⁰ ebd., § 331.

¹⁰¹ ebd., § 271.

¹⁰² Jung (1995), Band 6, § 822.

¹⁰³ Jung (1995), Band 8, § 426.

ven Identität“ spricht, die eine Notlage des Individuums signalisiere.¹⁰⁴ Diese Parallele existiert allerdings nur auf einer rein begrifflichen Ebene; inhaltliche Übereinstimmungen zwischen Jung und Erikson wie diejenigen, die wir zu Beginn dieses Abschnitts berührt haben, werden wir später erneut aufgreifen. Die Identität individueller psychischer Inhalte mit solchen, die der Massenpsyche zugehörig sind, beschäftigt Jung neben der bereits erwähnten auch an anderer Stelle. In „Vom Werden der Persönlichkeit“ vergleicht er den Prozess der Bewusstwerdung sowie die damit korrespondierende Wahl eines individuellen Lebenswegs mit dem Aufsteigen aus einem dichten Nebel. Es sei letztlich das Gefühl einer schicksalhaften Bestimmung, das den Einzelnen dazu veranlasse, „aus der unbewußten Identität mit der Masse wie aus einer Nebelschicht emporzusteigen,“¹⁰⁵ meint Jung. Diese Bemerkungen sind vor allem in einem gesellschaftlich-sozialen Kontext zu verstehen; die Wahl einer gesellschaftlichen Rolle seitens des Einzelnen sieht Jung als eher nebensächlichen Teil einer umfassenderen Persönlichkeitsbildung an, zu deren Erfassung er das Konzept der Individuation heranzieht.

Von weit reichender Tragweite ist die von Jung vorgesehene Möglichkeit des Zusammenfallens individueller Erfahrungsteile mit archetypischen Inhalten. Jung versteht unter dem Begriff des Archetypus ein urtümliches Bild, das den Einzelnen von Geburt an als Teil seiner Erfahrungsmatrix begleitet und eine Weiterentwicklung dessen darstellt, was beim Tier der Instinkt verkörpert.¹⁰⁶ Wesentlich dabei ist, dass dieses Urbild nicht nur einen Teil der Psyche eines einzelnen Menschen einnimmt, sondern einem Kollektiv zugehörig ist, wie Jung in seinen „Definitionen“ festhält: „Das urtümliche Bild, das ich auch als ‚Archetypus‘ bezeichnet habe, ist immer kollektiv, d.h. es ist mindestens ganzen Völkern oder Zeiten gemeinsam. Wahrscheinlich sind die hauptsächlichen mythologischen Motive allen Rassen und Zeiten gemeinsam.“¹⁰⁷ Die der Jung'schen Urbildlehre zugrunde liegende Kernidee besteht darin, „daß jedes individuelle Gegenwartsbewußtsein nur der äußerste Zweig eines kollektiven historischen Gesamtwissens ist, das jeder einzelne unter uns als ein unveräußerliches Stück Ahnenerbe in den verborgenen Tiefen seiner Seele mit sich trägt.“¹⁰⁸ Des Vorhandenseins dieses Erbes ist sich der Einzelne in der Regel nicht bewusst. Jung lokalisiert die diesem Ahnenerbe entstammenden Urbilder in einem Teil der Psyche, der unmittelbar gar nicht und mittelbar nur in vom betroffenen Individuum determinierten Manifestationen greifbar ist; neben dem

¹⁰⁴ Erikson (1973), S. 166.

¹⁰⁵ Jung (1995), Band 17, § 299.

¹⁰⁶ Jung (1995), Band 6, § 773.

¹⁰⁷ ebd., § 764.

¹⁰⁸ Laiblin, W. (1989), S. 83.

menschlichen Bewusstsein nimmt er ein persönliches Unbewusstes sowie ein zusätzliches kollektives Unbewusstes an. Die als Archetypen bezeichneten Urbilder entstammen dem letzteren, überpersönlichen Bereich und entfalten ihre gestalterische Kraft ohne Zutun des Individuums. Jeder einzelne der Archetypen verhält sich wie „ein eigener lebender Organismus, ‚mit Zeugungskraft begabt‘, denn das urtümliche Bild ist eine vererbte Organisation der psychischen Energie, ein festes System, welches nicht nur Ausdruck, sondern auch Möglichkeit des Ablaufes des energetischen Prozesses ist. Es charakterisiert einerseits die Art, wie der energetische Prozeß seit Urzeit immer wieder in derselben Weise abgelaufen ist, und ermöglicht zugleich auch immer wieder den gesetzmäßigen Ablauf.“¹⁰⁹ Gemeinsam konstituieren die Archetypen ein Erfahrungsraster, das sich im Leben des Einzelnen dadurch bemerkbar macht, dass es die Wahrnehmungen des Betreffenden ordnet und ihnen Bedeutung verleiht. Sie fungieren somit als „Regulatoren im Seelenhintergrund, die unabhängig von persönlichen Motiven das Bildmaterial [anordnen].“¹¹⁰ Eine von einem Archetyp geprägte Erfahrung zeichnet sich häufig durch eine besondere Intensität aus, deren Herkunft das betroffene Individuum oft nicht versteht. Dem bewussten Willen des Einzelnen wird gewissermaßen das Heft aus der Hand genommen, da sich die Erfahrungsinhalte durch eine Geordnetheit und Zentriertheit auszeichnen, „als ob spontane Faktoren, ja ein unbewußter Bedeutungskern in der Seelentiefe am Werk wäre, der die Funktion eines Anregers des Geschehens [besäße].“¹¹¹ Dass von archetypischen Bildern geprägte Erfahrungen als bedrohlich erlebt werden können, liegt daran, dass der Einzelne in manchen Fällen regelrecht vom Urbild erfasst wird, als ob ein Zwang vorläge, von dem nicht klar gesagt werden könnte, ob er sich innerhalb oder außerhalb der eigenen Person befände. „Der jeweils Ergriffene [erlebt] die Quelle seiner Erfahrung als außerbewußte psychische Präsenz, welche den besonderen Charakter des ‚Illuminierenden‘ und Hilfreichen, aber auch des Fremdartigen erkennen [läßt].“¹¹² Die nun skizzierte Möglichkeit des Zusammenfallens eines Wahrnehmungsinhaltes mit einem archetypischen Bild ist eine der zentralen Annahmen Jungs; diese meist unbewusste Identität kann seiner Ansicht problematische Folgen nach sich ziehen. So konstatiert Jung in der Schrift „Die Bedeutung des Vaters“, wo er verschiedene Beziehungsmuster zwischen Eltern und Kind behandelt, Archetypen besäßen eine Macht, die „nicht von uns kontrolliert [wird], sondern wir selber sind ihr in unerwartetem Maß ausgeliefert. Es gibt viele, welche diesem Einfluß oder Zwang

¹⁰⁹ Jung (1995), Band 6, § 773.

¹¹⁰ Frey-Rohn (1980), S. 369.

¹¹¹ ebd.

¹¹² ebd.

widerstehen, aber auch ebensoviele, welche sich mit dem Archetypus identifizieren.“¹¹³ Insbesondere Kinder seien hereinbrechenden überpersönlichen Aspekten völlig ausgeliefert, insbesondere, wenn sie ihre eigene Person nach dem Wahrnehmungsraster eines archetypischen Bilds ausgerichtet sähen, da sie die resultierenden Wahrnehmungsinhalte noch kaum reflektieren könnten. „Das Gefährliche ist eben diese Identität mit dem Archetypus: sie hat nicht nur suggestiv-dominierenden Einfluß auf das Kind, sondern bewirkt in diesem auch dieselbe Unbewußtheit, sodaß es einerseits dem äußeren Einfluß erliegt und andererseits sich von innen nicht dagegen wehren kann.“¹¹⁴ Identifiziere sich hingegen ein Vater mit einem archetypischen Bild, so könne dies zu unverantwortlichem, in extremen Fällen zu psychotischem Verhalten führen, fügt Jung hinzu. Hier wird sichtbar, dass die Wirkung der Archetypen gerade dann problematische Konsequenzen für den Einzelnen nach sich zieht, wenn seine Selbstwahrnehmung betroffen ist und es das Bild der eigenen Person ist, das von einer unbewussten Identität mit einem Urbild überlagert ist. Der von Jung verwendete Identitätsbegriff erhält folgerichtig qualitative Zuschreibungen, die von dieser potentiellen Gefahr zeugen. Zudem schreibt Jung dieser Verwendungsform des Begriffs eine spezifische Funktion und eine Wirkungsmacht zu, die den Identitätsbegriff umfassend erweitern, sodass dieser weit über seine Grundbedeutung hinausgeht. Da wir an dieser Stelle die Betrachtung der Jung'schen Verwendungsformen des Identitätsbegriffs abschließen wollen, halten wir fest, dass diesem im Werk Jungs meist, jedoch nicht immer, eine zur Erikson'schen Begriffsverwendung alternative Funktion zukommt. Während Erikson bei Identität hauptsächlich von einem individuellen und differenzierten Ich-Gefühl spricht, greift Jung vielfach auf den Begriff zurück, um eine im Bereich des Unbewussten liegende Gleichsetzung psychischer Inhalte mit Fremdinstanzen anzuzeigen. Dennoch kommen dem Begriffsverständnis beider Autoren über die formalen Bestimmungen der Kongruenz und Konstanz hinausgehende qualitative Komponenten zu.

Möchte man den Identitätsbegriff Eriksons versuchsweise in das Theoriegebäude Jungs übertragen, so stellt man fest, dass sich in diesem kein singulärer Begriff findet, der eine vollständig äquivalente Entsprechung verkörpern würde. Als noch am ehesten mit dem Erikson'schen Identitätsbegriff inhaltlich deckungsgleich darf wohl der Jung'sche Begriff des Ich-Komplexes gelten, was als Parallele zum psychoanalytischen Theoriegebäude Freuds angesehen werden kann. Auch dort verkörpert die psychische Instanz des Ichs denjenigen Terminus, dessen Zuschreibungen und Funktionen der bei Erikson gebräuchlichen Verwendungsform des Identitätsbegriffs am nächsten kommen. C.G. Jung seinerseits definiert diese

¹¹³ Jung (1995), Band 4, § 729.

¹¹⁴ ebd.

innerpsychische Instanz als einen „Komplex von Vorstellungen, der mir das Zentrum meines Bewußtseinsfeldes ausmacht;“¹¹⁵ das Ich zeichnet sich wesentlich durch zeitliche Kontinuität und erfahrungsmäßige Konstanz aus, wie dies auch Anthony Stevens festhält: „Das Ich ist das Zentrum des Bewußtseins, es ist das, worauf wir uns beziehen, wenn wir Ausdrücke wie ‚ich‘ oder ‚mich‘ gebrauchen. Es ist für unser Empfinden einer kontinuierlichen Identität verantwortlich, so daß ‚ich‘ mit achtzig Jahren noch dieselbe Person meint wie mit acht Jahren.“¹¹⁶ Dass Stevens an dieser Stelle auf den Begriff der Identität zurückgreift, signalisiert bereits die inhaltliche Nähe des Jung’schen Ichs zum von Erikson geprägten Identitätsbegriff; in der Tat ist der Aspekt der Konstanz auch für Erikson von zentraler Bedeutung, da personale Identität seiner Ansicht nach nur auf dieser Grundlage empfunden werden kann. Erikson exemplifiziert die individuelle Erfahrbarkeit individueller Identität in „Jugend und Krise“ anhand eines literarischen Beispiels. „Als das subjektive Gefühl einer bekräftigenden Gleichheit und Kontinuität scheint mir das, was ich Identitätsgefühl nennen möchte, am besten William James in einem Brief [...] beschrieben zu sein.“¹¹⁷ Erikson zitiert nun aus dem besagten Brief, in dem James schreibt, der Charakter eines Mannes sei an der geistigen und moralischen Haltung erkennbar, in der er sich, wenn er von ihr ergriffen sei, besonders lebendig fühle. „In solchen Augenblicken gibt es in unserem Inneren eine Stimme, die spricht und sagt: ‚Dies ist mein wirkliches Ich.‘“¹¹⁸ Williams und infolge Erikson verwenden hier ausdrücklich den Begriff des Ich, um den Schauplatz einer intensiven Erfahrung individueller Identität zu benennen. Das von Erikson aufgegriffene Zitat sollte jedoch nur eingeschränkt als Hinweis interpretiert werden, dass sein Identitätsbegriff im Jung’schen Ich-Begriff einen adäquaten Gegenpart fände. Vielmehr stellt James’ Beschreibung auch einige Anhaltspunkte in den Raum, welche die zwischen den beiden Begriffen liegenden Differenzen aufzeigen. Der von James geschilderte Eindruck, auf sein „wirkliches Ich“ gestoßen zu sein, verweist auf eine existenzielle Dimension, die dem Verständnis Jungs darüber, von welcher Bedeutung die Instanz des Ichs für den Einzelnen ist, nicht entspricht, sondern über diese weit hinausgeht. Jung sieht im Ich dezidiert nur einen Teil einer umfassenderen Gesamtpsyche, wie er in seinen „Definitionen“ ausführt; da das Ich lediglich Teil des Bewusstseinsfeldes sei, entspreche es nicht dem Ganzen der Psyche, sondern verstehe sich als „bloß ein Komplex unter Komplexen.“¹¹⁹ Es ist zwar das Ich, mit dem der Einzelne im Alltag operiert und auf das er sich zu beziehen pflegt, faktisch aber

¹¹⁵ Jung (1995), Band 6, § 810.

¹¹⁶ Stevens (1999), S. 65.

¹¹⁷ Erikson (1980), S.15.

¹¹⁸ James, Henry (1920): *The Letters of William James*; Boston, Band 1; zit. nach: Erikson (1980), S. 15.

¹¹⁹ Jung (1995), Band 6, § 810.

untersteht das Ich im Denken Jungs einer mächtigeren psychischen Einheit als ihrem Handlungsträger. „Obwohl wir das Ich als kontinuierliches Zentrum unseres Seins erleben, ist es tatsächlich nur das ausführende Organ des Selbst,“¹²⁰ zu dessen Vitalität es in einem Abhängigkeitsverhältnis steht. Jung unterscheidet zwischen dem Ich und dem in seinem Denken so zentralen Begriff des Selbst insofern, als „das Ich nur das Subjekt meines Bewußtseins, das Selbst aber das Subjekt meiner gesamten, also auch der unbewußten Psyche ist. In diesem Sinne wäre das Selbst eine (ideelle) Größe, die das Ich in sich begreift.“¹²¹ Eine so existenzielle Erfahrung wie die von James in seinem Brief beschriebene ließe sich anhand der Jung'schen Definition des Ich-Begriffs alleine nicht abhandeln; dies zeigt bereits erste Grenzen der Vereinbarkeit des Terminus' mit dem Identitätsbegriff Eriksons auf. Unser Übersetzungsversuch sieht sich jedoch noch vor ein weiteres Problem gestellt. Dieses rankt sich um Jungs Begriff der Persona, die Jung als Summe und gebündelte Manifestation der vom Einzelnen erbrachten Anpassungsleistungen an die diesen umgebende Gesellschaft versteht. Die Persona ist weder dem Ich gleichzusetzen noch als einer seiner Teile aufzufassen, sondern fungiert als eigenständiger „mehr oder weniger fest gefügter Funktionskomplex, mit dem sich das Ich mehr oder weniger identifizieren kann.“¹²² Als derjenige Komplex, der „aus Gründen der Anpassung oder der notwendigen Bequemlichkeit zustande gekommen“¹²³ ist, zeichnet sich die Persona nicht durch ein hohes Maß an Individualität aus, sondern dient ganz im Gegenteil primär der Konformität mit dem Lebensumfeld und ist „in der Regel stark vom Milieu beeinflusst und geformt.“¹²⁴ Dass Jung die Persona in vielerlei Hinsicht als notwendiges Übel ansieht, macht schon die Wahl ihrer Bezeichnung deutlich, wie Anthony Stevens veranschaulicht: „So wie jedes Gebäude eine Fassade hat, so hat jede Persönlichkeit eine Persona (wörtlich eine ‚Maske‘, wie sie von Schauspielern im antiken Griechenland getragen wurde). [...] Die Persona enthält immer ein Element der Vortäuschung, denn sie ist eine Art Schaufenster, in dem wir unsere besten Waren auslegen; oder man kann sie sich als eine Expertin für Öffentlichkeitsarbeit vorstellen, die vom Ich angestellt wird.“¹²⁵ Die gesellschaftliche Realität, auf die der Einzelne stößt und mit der er interagiert, nimmt bei Jung einen durchaus nicht unbedeutenden, aber auch latent pejorativen Platz ein; das Moment der Falschheit oder der Verstellung steht, wie auch dasjenige der Oberflächlichkeit, beim Begriff der Persona doch recht offensichtlich im Raum. Zwar bietet die Persona dem Individuum eine soziale Existenzgrund-

¹²⁰ Stevens (1999), S. 66.

¹²¹ Jung (1995), Band 6, § 810.

¹²² ebd., § 883.

¹²³ ebd., § 880.

¹²⁴ ebd., § 885.

¹²⁵ Stevens (1999), S. 67.

lage, auf deren Basis auch persönliche Entwicklung möglich ist; ein gewisses Element des Zwanges ist aber dennoch stets anwesend. Dies spiegelt auch Eriksons Einschätzung des Jung'schen Personabegriffs wider, wenn er befindet, „in Jungs ‚Persona‘ scheint ein schwaches Ich einem überwältigenden sozialen Vorbild Platz zu machen.“¹²⁶ Die Persona werde der Individualität des Einzelnen insofern nicht gerecht, als Erfahrungen und innerpsychische Funktionen, welche das nach Außen gerichtete Bild gefährdeten, nicht in die Ganzheit der Persönlichkeit eingebunden, sondern unterdrückt würden. Der theoretische Ansatz Eriksons geht in dieser Hinsicht andere Wege; die Gesellschaft erscheint hier viel eher als Partner denn als Gegenspieler, eine Differenz, die in ähnlicher Weise beim Vergleich der Erikson'schen Annahmen mit denjenigen Freuds anzutreffen ist. Diese alternative Einschätzung der menschlichen Gesellschaft seitens Eriksons wird etwa dann sichtbar, wenn dieser in „Einsicht und Verantwortung“ beschreibt, welche Anpassungsleistungen von Menschen, deren Lebensbedingungen sich radikal ändern, abgefordert würden; dennoch blieben ihre Wertvorstellungen bezüglich „Familie, Arbeit und Religion“¹²⁷ weitgehend intakt. Erikson konstatiert, die Beispiele wiesen „darauf hin, daß Identität nicht ein abgeschlossenes inneres System bedeutet, das unzugänglich für Veränderungen wäre, sondern vielmehr einen psychosozialen Prozeß, der im Individuum wie in seiner Gesellschaft gewisse wesentliche Züge aufrechterhält und bewahrt.“¹²⁸ Erikson stuft das Lebensumfeld des Einzelnen als neutral, oft sogar als durchaus wohlwollend ein; in den meisten seiner Darstellungen skizziert Erikson das Umfeld als hilfreiche Orientierungsbasis für die persönliche Identitätsbildung, auch wenn er die Möglichkeit von Schicksalsschlägen wie etwa erzwungenen Massenumsiedelungen eingesteht und diese als „Schaden, der sich in den Generationenprozeß einschleicht“ bewertet.¹²⁹ Auffällig ist jedenfalls, dass Erikson das Wechselspiel zwischen dem Individuum und dessen Umgebung als Teil des Identitätsbildungsprozesses ansieht; dies macht es unmöglich, Jungs Begriff des Ichs mit dem Identitätsbegriff Eriksons gleichzusetzen, da in die Definition des Ichs die von Jung in die Persona ausgelagerten Angriffspunkte miteingebunden und umgewertet werden müssten. Neben der existenziell geringeren Bedeutung des Ichs innerhalb der Gesamtpsyche und der Ausgliederung gesellschaftlicher Problemfelder in die Persona sperrt sich Jungs Ansatz gegenüber dem Identitätsbegriff Eriksons zusätzlich dadurch, dass Jungs Begriff des Selbst Dimensionen des Überpersönlichen mit einschließt, die im Denken Eriksons keinerlei Entsprechung finden. Gleichzeitig aber dient Jung das Selbst dazu, existenziell bedeutsame Ent-

¹²⁶ Erikson (1980), S. 57.

¹²⁷ Erikson (1966), S. 87.

¹²⁸ ebd.

¹²⁹ ebd., S. 88.

wicklungspotentiale aufzuzeigen, die ihrerseits wiederum in Eriksons Identitätsbegriff hineinragen. Diese Überlappungen werden vor allem dann sichtbar, wenn Jung als Entwicklungsziel des Selbst Ganzheit einfordert, und zwar in einer ähnlichen Weise, wie dies bei Erikson im Kontext der Identitätsbildung der Fall ist. So versteht Jung unter dem Selbst den Ausdruck der „Einheit und Ganzheit der Gesamtpersönlichkeit;“¹³⁰ das Selbst verkörpert zudem diejenige psychische Instanz, die auf Selbstverwirklichung drängt. Daraus ergibt sich folgerichtig, „daß das Ziel der persönlichen Entwicklung Ganzheit ist, d.h. im Rahmen der persönlichen Lebensbedingungen ein so vollständiger Mensch wie nur möglich zu werden.“¹³¹ Dieses Konzept persönlicher Vollständigkeit ist einer der Eckpfeiler innerhalb der Lehre Jungs, der bereits in seinem Frühwerk in Erscheinung tritt. „Die Vorstellung der Ganzheit der Persönlichkeit ist [...] von Anbeginn an wegleitend für Jung;“¹³² schon in seinen frühesten Aufsätzen rekurriert er auf ein ganzheitliches Geschehen, das er „als einen Entwicklungsprozeß verstand, in den alle Aspekte der menschlichen Persönlichkeit einbezogen wurden. [...] Das Bild der ‚Ganzheit der Persönlichkeit‘ [schien ihm] unentbehrlich zu sein.“¹³³ Auch innerhalb des Erikson’schen Denkens ist das Konzept persönlicher Ganzheit ein Topos, auf den stetig Bezug genommen wird. Nach Erikson strebt der Einzelne eine als ganzheitlich empfundene Identität an, was in seiner Biographie im Extremfall zu abrupten Brüchen und einer Neuorientierung führen kann, „wenn es ihm in kritischen Entwicklungsstadien nicht gelingt, wieder zu einer relativen ‚Ganzheit‘“¹³⁴ zu finden. Unter den veränderten Lebensbedingungen konstruiere der Betroffene im Notfall eine neue, homogenere Identität. In einer Fußnote definiert Erikson sein Verständnis des Begriffs der Ganzheit als „ein Zusammentreten von – gegebenenfalls ganz verschiedenartigen – Teilen [...], die zu fruchtbarer Verbindung und Organisation gelangen. [...] Es ist eine ‚Gestalt‘, die besonders die fortschreitende Wechselbeziehung zwischen verschiedenartigen Funktionen und Teilen ausdrückt.“¹³⁵ Jungs Ganzheitsvorstellung basiert in ganz ähnlicher Weise darauf, desperate Teilbereiche der eigenen Psyche zusammenzuführen und Gegensätze zu vereinigen, auch wenn sich „die Spannungen der psychischen Gegensatzpaare nur allmählich [ausgleichen ... und] auch der geeinten Persönlichkeit die schmerzhaft empfundene ‚Zwienatur‘ nie ganz verloren [gehen wird].“¹³⁶ Diese sich im Umfeld ihrer Ganzheitskonzeptionen ergebende Parallele zwischen Jung und Erikson setzt sich insofern

¹³⁰ Jung (1995), Band 6, § 891.

¹³¹ Stevens (1999), S. 19.

¹³² Frey-Rohn (1980), S. 100.

¹³³ ebd., S. 157.

¹³⁴ Erikson (1973), S. 168.

¹³⁵ ebd., s. Fußnote.

¹³⁶ Jung (1995), Band 16, § 400.

fort, als beide Autoren davon ausgehen, dass ein endgültiger, unverrückbarer Zielzustand für den Einzelnen unerreichbar bleiben muss. „Das Ziel ist nur als Idee wichtig, wesentlich aber ist das *opus*, das zum Ziele hinführt: es erfüllt die Dauer des Lebens mit einem Sinn,“¹³⁷ kommentiert Jung diese Einschätzung; ein Grund für die Nichterreichbarkeit besteht für Jung darin, dass das auf Selbstverwirklichung drängende Selbst Elemente der Kollektivpsyche enthält, die im Rahmen eines singulären Lebens niemals direkt greifbar werden können: „Jung bezieht diesen großen Bereich überpersönlicher Erfahrung, soweit der Mensch dafür erlebensfähig ist, in die seelische Ganzheit ein.“¹³⁸ In Entsprechung dazu arbeitet der Einzelne in der Theorie Eriksons bis ins hohe Alter daran, ein ganzheitliches Identitätsgefühl erst zu bilden und infolge aufrecht zu erhalten, auch wenn Erikson die Adoleszenz als zum grundsätzlichen Gelingen dieses Strebens entscheidende Phase nennt. Innerhalb beider Kontexte bleibt das Ziel während des gesamten Lebens aufrecht und damit im Blickpunkt des Begehrens und unerreichbar zugleich. Das von Jung beschriebene Streben nach persönlicher Ganzheit ist aber dennoch nicht mit der Erikson'schen Identitätsbildung und ihrer Erhaltung gleichzusetzen, obschon beide Ansätze von einem prozeduralen Geschehen ausgehen, das bei Jung explizit als „Individuationsprozess“ geführt wird¹³⁹ und bei Erikson als „Identitätsbildungsprozess“ zu bezeichnen wäre. Die Gemeinsamkeiten dieser beiden Prozesse, namentlich diejenigen der anzustrebenden Ganzheit und des unerreichbaren Ziels, treffen auf umfassende trennende Momente wie dasjenige der Einsäzung der Rolle der Gesellschaft und der Einbindung überpersönlicher Inhalte; Eriksons Identitätsbildung und die Jung'sche Individuation müssen somit als letztlich miteinander unvereinbar gelten. Nichtsdestotrotz wollen wir diese Gegenüberstellung mit der Erwähnung eines letzten Punkts gemeinsamen Bodens zwischen den beiden Autoren beenden; diese besteht in der beidseitigen Annahme, dass dem Einzelnen eine – quasi von der Instanz des Schicksals vorgegebene – Bestimmung zukommt; einer Bestimmung, die zudem als erreichbare gelten kann. Denn der individuelle Mensch, der nach Erikson „so werden mußte, wie er ist,“¹⁴⁰ findet sich genauso im Denken Jungs. Dies ist etwa dann der Fall, wenn Jung auf den Dichter Pindar rekurrierend angibt, der Individuationsprozess entspreche „eigentlich dem natürlichen Ablauf eines Lebens, in welchem das Individuum zu dem wird, was es immer schon war“¹⁴¹ – nämlich zu einem auf Ganzheitlichkeit ausgelegten Wesen. Es ist dieser Umkreis, in dem Erikson seinen Identitätsbegriff ansiedelt. Auch

¹³⁷ ebd.

¹³⁸ Laiblin, M. (1989), S. 66.

¹³⁹ Jung (1995), Band 6, § 825.

¹⁴⁰ Erikson (1980), S. 163.

¹⁴¹ Jung (1995), Band 9, § 84.

wenn Jung für diesen innerhalb der eigenen Theorie keine adäquate Entsprechung vorsieht, verkörpert der von Erikson anhand dieses Begriffs abgehandelte Topos bei Jung genauso ein zentrales Moment dessen analytischer Psychologie.

1.3 Alfred Adlers Theorie und die Relevanz des Umfelds

Anders als bei Sigmund Freud und C.G. Jung spielt der Begriff der Identität im Denken Alfred Adlers eine eher untergeordnete Rolle, weshalb wir an dieser Stelle keine Textstelle aus seinem Werk anführen können, die eine Parallele zu der von Erikson bevorzugten Begriffsverwendung darstellen würde. Wenn Adler auf den Begriff der Identität zurückgreift, kommen diesem neben seiner Grundsatzbedeutung der Deckungsgleichheit kaum weitere signifikante Merkmale zu; diese Verwendungsform ist etwa dann anzutreffen, wenn Adler innerhalb der einleitenden Präsentation seiner Schrift „Über den nervösen Charakter“ einige seiner Thesen mit den Theorien anderer Autoren vergleicht. In diesem Zusammenhang ist die Tendenz anzutreffen, dass „das Identische“ schlicht „dasselbe“ bedeutet, wie es etwa der Fall ist, wenn Adler ausführt, wer seine Befunde über Organminderwertigkeit kenne, werde „un-
schwer in [Kretschmers] schizothymen Typen das Identische erkennen.“¹⁴² Das Zusammenfallen zweier Instanzen in einen Topos kann im Denken Adlers sowohl real als auch nur scheinbar sein; in letzterem Fall ist dann etwa von einer „vorgetäuschten Identität“¹⁴³ die Rede. Häufiger und mit nachhaltigeren Implikationen greift Adler den Begriff der Identifizierung auf; ein Umstand, dem wir im weiteren Verlauf dieses Unterkapitels eingehend Rechnung tragen werden. Zunächst jedoch soll ein Moment gemeinsamen Gedankenguts zwischen Adler und Erikson Behandlung finden, das seinerseits einen Teilaspekt des von Erikson geprägten Identitätsbegriffs ausmacht. Es handelt sich hierbei um Adlers Forderung, den individuellen Menschen als Ganzheit zu sehen, welche sich ebenso an zentraler Stelle im Denken Eriksons und in demjenigen Jungs findet. Adler selbst sieht seine „Individualpsychologie“ als eine Theorie an, „die nicht nur die ‚Ganzheit‘ voraussetzt und proklamiert, sondern auch in jedem einzelnen Falle bestrebt ist, sie zu erweisen.“¹⁴⁴ Stets ist es der ungeteilte Mensch, den Adler als Bezugssystem annehmen möchte, um einzelne Gefühle und „seelische Bewegun-

¹⁴² Adler (1928), S. 6.

¹⁴³ ebd., S. 3.

¹⁴⁴ Adler (1975), S.74.

gen¹⁴⁵ hinsichtlich ihrer Bedeutung und infolge ihres Zwecks zu analysieren. Adler erachtet sämtliche emotional besetzte Strebungen des Einzelnen als zielgerichtet, gleichgültig ob sie den Charakter eines Krankheitssymptoms annehmen oder unauffällig sind. Im Falle, dass es zur Aufgabe eines Arztes wird, die Charakteristika und infolge das subjektive Ziel eines Symptoms zu erfassen, nennt Adler die Annahme eines ganzheitlichen Menschen als notwendige Erkenntnisgrundlage; das Ziel „können wir nur aus einer intimen Kenntnis des ganzen Individuums erschließen, sodaß uns das Verständnis des Teiles erst aus dem Verständnis des Ganzes erwächst.“¹⁴⁶ Tatsächlich werde der Patient, führt Adler aus, bei der Behandlung eines Krankheitssymptoms stets als ganzheitliche Einheit behandelt; dies sei selbst in denjenigen Fällen anzutreffen, wo der Arzt um diesen Umstand nicht wisse: „So kann wohl einer glauben, ein einzelnes Symptom, wie etwa Willensstärke, zu behandeln. Hat er richtig gesehen, so greift seine Behandlung auf das Ganze über.“¹⁴⁷ Diese Ausführungen dürften Adler wohl unter anderem dazu dienen, unter Beibehaltung der eigenen Thesen den faktischen Erfolg alternativer Behandlungsansätze zu erklären. Adlers Forderung, dass der Mensch im Rahmen einer Diagnose oder Behandlung nicht in einzelne zu examinierende Teile zerlegt werden solle, zeigt ihre Bedeutung auch insofern, als sie für seine Lehre zur namensgebenden Instanz wird; Adler drückt seine „holistische Einstellung [...] durch den Namen aus, den er seine Schule gab: Individualpsychologie. Der Name, der zu vielen Missverständnissen führte, bedeutet, daß das Individuum unteilbar ist (in-divisible). [...] Hätte Adler zehn Jahre später seine Schule benannt, hätte er sie wahrscheinlich – und besser – ‚Holistische Psychologie‘ genannt.“¹⁴⁸ Eine Entsprechung dieses bei Adler so bedeutsamen Grundprinzips individueller menschlicher Ganzheit findet sich auch im Denken Eriksons, der in ähnlicher Weise vermeiden möchte, dass „der Mensch in seiner Ganzheit hinter einem Sammelsurium von Fakten und Meßergebnissen [verschwindet. ...], Je schärfer die jeweilige Methode der Datengewinnung ist, desto mehr wird die Gesamtlebenssituation ausgeblendet und die entscheidende Komplementarität und Wechselseitigkeit der untersuchten Faktoren eingebüßt.“¹⁴⁹ Das Postulat Adlers, der Einzelne müsse als Ganzheit erkannt werden, spielt sich auf mehreren Ebenen ab. Zunächst skizziert Adler einen Menschen, dessen Seelenleben zukunfts- und zielgerichtet ist, „Leib und Seele umfassend, auch das Bewußte und das Unbewußte einheitlich bildend, womit für die

¹⁴⁵ ebd., S. 75.

¹⁴⁶ Adler (1974a), S. 22.

¹⁴⁷ ebd., S. 83.

¹⁴⁸ Dreikurs (1971), S. 12.

¹⁴⁹ Conzen (1996), S. 52.

Individualpsychologie der Gegensatz Bewußt-Unbewußt als neurosebildend entfällt.¹⁵⁰ In dieser Hinsicht grenzt sich Adler von Freud ab, der bewusste psychische Inhalte klar von unbewussten trennt und auf diese Unterscheidung großen Wert legt; es ist dies eine Abweichung Adlers, die durchaus auch zu Kritik Anlass gibt. So ist etwa Oswald Bumke der Ansicht, bei dem Umstand, dass das Unbewusste in der Individualpsychologie nicht so viel bedeute wie bei Freud, handle es sich um eine effektive „Unklarheit.“¹⁵¹ Es bleibe offen, „ob das, was der Patient will, im Unbewußten oder im Bewußtsein gesucht werden muß;“¹⁵² Adler ziehe es vor, die Frage nach dem Realitätscharakter seiner eigenen Ausführungen und damit der Problematik, „ob die Dinge so sind, wie er sie darstellt, oder ob es nur so scheint, als ob sie so wären,“¹⁵³ aufzuschieben oder sich dieser erst gar nicht zu stellen. Der Grundsatz, stets den individuellen Menschen als Bedeutung gebendes Bezugssystem heranzuziehen, legt einen Umgang mit dem Wahrheitsgedanken nahe, der die Unterscheidung zwischen subjektiven Erleben und objektiver Bestätigung desselben zu suspendieren in der Lage ist. Allerdings verfolgt Adler dieses Prinzip einer relativistischen Wahrheitsauffassung nicht mit voller Konsequenz; während er es bei der Diagnose von Krankheitssymptomen prinzipiell zum Einsatz bringen will, vernachlässigt er es teilweise im Rahmen der Exekution. Dies wird etwa in seinen frühen Schriften sichtbar, wenn er unter dem unglücklich gewählten Begriff des „männlichen Protests“ eine Vielzahl wenig kohärenter Erscheinungsformen psychischer Probleme abhandelt, die von Bettnässen über den Vorwurf, das Gegenüber rieche schlecht bis hin zur abstrahierenden „Rache an der Frau“ reichen,¹⁵⁴ was zur Folge hat, dass der Begriff seitens Anna Freuds mit einer generalisierten „Ablehnung der Weiblichkeit“ gleichgesetzt wird.¹⁵⁵ Erst im Laufe seiner späteren Veröffentlichungen ersetzt Adler die objektive Kausalität des auf einer Organminderwertigkeit beruhenden männlichen Protests durch die fiktive Finalität der zielgerichteten Kompensation eines subjektiv empfundenen Mangels, womit er letztlich auch dem eigenen Anspruch besser gerecht wird. Die Annahme, Körper und Psyche seien als zusammengehörige Einheit zu führen, nimmt auch einen wichtigen Platz im Denken Eriksons ein, wo „körperliche und seelische Vorgänge nicht zu trennen [sind], ebensowenig wie das Individuum abgesondert von der Gesellschaft vorstellbar ist.“¹⁵⁶ Zugleich stellt das Verhältnis des Einzelnen zum Kollektiv die zweite Ebene dar, im Rahmen derer sowohl Erikson wie auch

¹⁵⁰ Neumann (1989), S. 55.

¹⁵¹ Bumke (1938), S. 77.

¹⁵² ebd.

¹⁵³ ebd., S. 78.

¹⁵⁴ Adler (1973a), S. 110f.

¹⁵⁵ Freud, A. (1972), S. 28.

¹⁵⁶ Conzen (1996), S. 52.

Adler die Notwendigkeit einer ganzheitlichen Auffassung verorten. Erst die Bezugnahme des Einzelnen auf die ihn umgebende Gemeinschaft verhilft diesem im Adler'schen Denken zur Möglichkeit, der persönlich vorgefundenen Minderwertigkeit zu entfliehen. Diese Option muss dem Einzelnen jedoch erst verfügbar gemacht werden, weshalb es Adler als Aufgabe der Lehrer und Erziehungspersonen erachtet, junge Menschen in ihrem gemeinschaftlichen Umgang zu bestärken. „Erzieher, die ihre Aufgabe darin erkennen, das Kind zu stützen, ihm zu helfen in seiner Entwicklung, Erzieher, die dem Kinde seinen Lebensmut nicht rauben wollen, werden es fördern auf seinem Wege, fördern in seinem Streben, ein Glied der Gemeinschaft, ein Mitmensch zu werden.“¹⁵⁷ Ohne diese Hilfestellung und die erfolgreiche Sozialisation wären spätere unkorrigierbare Fehlritte denkbar, was nicht nur ein Versagen des Einzelnen sondern auch des Kollektivs darstellen würde. Adlers Prinzip „der Ganzheit des auf die Gemeinschaft bezogenen Menschen, der Auffassung der Neurose als einer sozialen Erkrankung“¹⁵⁸ ist eines der zentralen Elemente seines Menschenbilds. Diese Interdependenz zwischen dem Individuum und der Gesellschaft werden wir später erneut aufgreifen, wenn wir versuchsweise den Identitätsbegriff Eriksons in die Adler'sche Theorie übertragen werden. Es soll nun aber die dritte Ebene berührt werden, auf der Adler von Ganzheit ausgeht; diese lässt sich aus dem bereits erwähnten Umstand ableiten, dass Adler seine Lehre „Individualpsychologie“ nennt, um die Unteilbarkeit der Einzelperson zu signalisieren. „Die Ganzheit, so sieht es Adler, ist am Anfang, und zwar historisch wie systematisch;“¹⁵⁹ sie dient Adler als universelle Ausgangsgrundlage. Auch in diesem Sinne „spricht Adler von ‚Individualpsychologie‘: er meint die Einmaligkeit der Einzelperson.“¹⁶⁰ Zur Unteilbarkeit des Menschen kommt zusätzlich der Aspekt der Singularität des Einzelnen; diese zeigt in Adlers Theorie nicht zuletzt dann ihr Gesicht, wenn dieser sein Verständnis des Begriffs der Identifizierung skizziert, dem wir uns nun zuwenden wollen.

Wenn Adler den Begriff der Identifizierung gebraucht, zählt es zu seinen damit verbundenen Absichten, sich von Freud und dessen Begriffsprägung abzugrenzen. Der wesentliche Unterschied zwischen der Vorstellung Adlers, was Identifizierung zu leisten habe, und derjenigen Freuds liegt allerdings eher im Umfeld der begrifflichen Anwendungsformen als darin, dass einer der beiden Autoren einen breiteren oder engeren Bedeutungsspielraum vorgesehen würde. Der Begriff der Identifizierung, hält Adler somit fest, werde insofern verschieden gebraucht, als er ihn verwende, „wenn ein Kind dem Vater gleich zu werden trachtet.

¹⁵⁷ Adler (1973a), S. 273.

¹⁵⁸ Neumann (1989), S. 52.

¹⁵⁹ ebd., S. 50.

¹⁶⁰ ebd.

Wenn es mit den Augen des Vaters sehen will usw., wenn es ihn ‚versteht‘ und ein nützliches Ziel vor Augen hat;“¹⁶¹ Freud hingegen fasse „unmerklich diesen Begriff so auf, sich der Rolle eines anderen zu bemächtigen, um zu einem persönlichen Vorteil zu kommen. [...] Im Theater fühlt und spielt jeder Zuschauer mit. Das ist Identifizierung in unserem Sinne. Nicht etwa die Rolle des Vaters usurpieren.“¹⁶² Die Tatsache, dass Adler Identifizierungsprozessen stets ein „nützliches Ziel“ zuschreibt, mag den Eindruck erwecken, dass seine eigene begriffliche Verwendungsform durchaus ebenso utilitaristische Züge an den Tag legt, wie er sie an der Begriffsprägung Freuds kritisiert. Diese erste Impression ist jedoch trügerisch, da sie eine wesentliche Grundannahme Adlers außer Acht lässt. In der Adler’schen Theorie verkörpern die von Finalität gekennzeichneten Bestrebungen des Einzelnen nämlich lediglich partielle Elemente innerhalb einer umfassenden, Bedeutung gebenden individuellen Ganzheit. Auf dieser Basis ist es Adler möglich, den Prozess der Identifizierung als einen „Akt des Verstehens“ zu definieren, der „mit der Einfühlung in eine Person“ zu verbinden sei.¹⁶³ „Die Identifizierung spielt vom Anfang des Lebens an eine ungeheure Rolle und begleitet uns in jeder Stunde unseres Daseins,“¹⁶⁴ erklärt Adler in seiner Schrift „Individualpsychologie in der Schule“ und nennt neben dem ihm häufig als Beispiel dienenden Theaterbesuch das Lesen eines Romans als ein exemplarisches Moment der Einfühlung. So geschehe es beim Lesen, dass „man oft denkt, es ist gerade so wie bei mir, und nicht bemerkt, daß man sich eingefühlt hat.“¹⁶⁵ Das Vermögen, sich in die Psyche einer – fiktiven wie realen – Person hineinzusetzen, ist für Adler allerdings keine Fähigkeit, die dem Einzelnen von Geburt an zukommt, handelt es sich doch um einen komplexen Ablauf, der auf der Annahme fußt, dass jeder Mensch als singuläres Wesen zu verstehen sei, was stets eine spezielle Art der Annäherung nahe legt. Sich mit einem anderen Menschen in Verbindung zu setzen, bedeutet für Adler in Wahrheit, „sich vollständig an einen anderen oder an eine Situation zu verlieren, sich mit ihm oder mit ihr zu identifizieren.“¹⁶⁶ Als wie umfassend Adler diesen Akt ansieht, wird deutlich, wenn er bei der seiner näheren Schilderung beinahe alle menschlichen Sinne mit einbezieht. „Man muss mit den Augen des anderen sehen, mit den Ohren des anderen hören und mit dem Herzen des an-

¹⁶¹ Adler, Alfred (1928): *Kurze Bemerkungen über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn*; in: *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie* 1928; zit. nach: Ansbacher (1995), S. 113.

¹⁶² ebd.

¹⁶³ Adler (1973b), S. 90.

¹⁶⁴ ebd.

¹⁶⁵ ebd.

¹⁶⁶ Adler, Alfred (1930): *Individual Psychology*; in: Murchison, C.: *Psychologies of 1930*; Clark University Press, Worcester: 1930; zit. nach: Ansbacher (1995), S. 113.

deren fühlen,¹⁶⁷ konstatiert er, um daraufhin wiederum festzuhalten, dies sei nun „aber ein anderer Vorgang als der, der der Freudschen Auffassung entspricht.“¹⁶⁸ Sehr wohl im Einklang befindet sich der Adler'sche Begriff der Identifizierung hingegen mit einigen zentralen Aspekten des Identitätsbegriffs Eriksons. Adlers begriffliche Verwendungsform zeichnet sich zwar nicht dadurch aus, dass ihr unterschiedliche qualitative Attribute zugeschrieben würden, wie dies etwa bei Jung verstärkt der Fall ist und was dessen Begriffsverständnis in die Nähe des Erikson'schen Identitätsbegriffs rückt. Der inhaltliche Kontext, innerhalb dessen Adler von Identifizierung spricht, ruht dafür aber auf einem Fundament, das zu demjenigen des von Erikson geprägten Identitätsbegriffs eine umso wesentlichere Parallele aufweist. Adler sieht das Zustandekommen einer erfolgreichen Identifizierung nur unter der Bedingung als möglich an, dass sie der Komplexität eines einzigartigen, als Ganzheit verstandenen Individuums Rechnung trägt; das vollständige Erfahrungspotential eines Menschen wird benötigt, um die Singularität einer anderen Person situativ erfassen zu können. Wenn Erikson die Erscheinungsformen und Rahmenbedingungen intensiver Erfahrungen personaler Identität skizziert, treffen wir ebenfalls auf Ereignisse und Konstellationen, die jeweils den ganzen Menschen erfassen; hinsichtlich passender Beispiele für derartige Augenblicke tiefgehender Identitätserfahrungen ließe sich an „Momente tiefer Verliebtheit oder intensiver Solidarität [denken], an Gefühle inneren Friedens in meditativen Stimmungen oder beim Angerührtwerden durch ein Naturerlebnis, [sowie] an Augenblicke des Spannungsabfalls, wenn wir ein tiefes Lebensproblem gelöst haben.“¹⁶⁹ Für Adler jedenfalls ist offenkundig, dass die Fähigkeit, sich in andere Personen einzufühlen, nicht von heute auf morgen entsteht, sondern vielmehr langsam erlernt werden muss; das jeweilige Individuum muss hierfür nicht nur über eine gewisse Bandbreite an eigenen Erfahrungen samt dem aus dieser resultierenden Vorstellungsvermögen verfügen, sondern auch gelernt haben, sich als Teil der menschlichen Gemeinschaft zu sehen. „Die Fähigkeit der Identifizierung muß trainiert sein und kann nur trainiert werden, wenn einer im Zusammenhang mit den anderen aufwächst und sich als ein Teil des Ganzen fühlt, wenn er nicht nur die Annehmlichkeiten dieses Lebens als ihm zugehörig empfindet, sondern auch die Unannehmlichkeiten, wenn er sich auf dieser Erde mit allen ihren Vorzügen und Nachteilen heimisch fühlt.“¹⁷⁰ Ohne ein echtes Interesse an seinen Mitmenschen fehle dem Einzelnen die Basis, sich in ihre Lage zu versetzen, führt Adler aus; ein Fehlen dieser

¹⁶⁷ Adler (1974b), S. 176.

¹⁶⁸ ebd.

¹⁶⁹ Conzen (1996), S. 59.

¹⁷⁰ Adler, Alfred (1928): *Kurze Bemerkungen über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn*; in: *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie* 1928; zit. nach: Ansbacher (1995), S. 113.

Grundlage sei etwa bei verzogenen Kindern zu beobachten, die kaum fähig seien, Mitmenschlichkeit zu zeigen und auch den Sinn derselben nicht verstünden. „Das verwöhnte Kind fragt uns: ‚Warum soll ich meinen Nächsten lieben? Liebt mein Nächster mich?‘ und offenbart so seine mangelnde Erziehung zur Zusammenarbeit und seine Selbstliebe. Der Mensch, dem seine Mitmenschen nichts bedeuten, hat im Leben die größten Schwierigkeiten und fügt andern das größte Unrecht zu.“¹⁷¹ Einfühlungsvermögen und damit die Fähigkeit, sich mit jemandem zu identifizieren, gilt im Denken Adlers als hohes Gut, weshalb dieser vehement auf die Bedeutung der Erziehung hinweist und zu zeigen versucht, dass sich im Alltag eines Kindes zahlreiche Möglichkeiten der Identifizierung mit anderen Personen wie auch mit sozialen Rollen bieten. Wenn etwa ein Kind Lehrer werden wolle, bereite es sich auf diese für sein späteres Leben imaginierte Funktion im Rahmen des Spiels vor; es „versammelt jüngere Kinder um sich und spielt Schule mit ihnen. Diese Spiele geben uns gute Hinweise auf vorhandene Vorlieben. Ein Mädchen, das sich auf das Muttersein vorbereitet, wird mit Puppen spielen und sich, wenn möglich, in der Kinderpflege üben.“¹⁷² In der alternativen Übersetzung von Heinz und Rowena Ansbacher wird der letzte Teil dieses von Adler in der englischen Sprache verfassten Texts so wieder gegeben, dass sich das Mädchen „in Identifizierung und Erfüllung von Mutterpflichten“¹⁷³ übe. In beiden Übersetzungen erscheint das Muster der Identifizierung als Schlüsselmoment innerhalb des Adler’schen Denkens, da das Gelingen des damit verbundenen individuellen Lernprozesses zu einer stabilen und funktionierenden Gesamtgesellschaft beiträgt, die ihrerseits wiederum jungen Menschen Möglichkeiten des Trainings bereit stellen kann. Beide Instanzen sind dazu angehalten, zu einem Gelingen dieser wechselseitigen Beziehung beizutragen. Die an die Gemeinschaft gerichtete Aufgabe, Heranwachsende in ihrem sozialen Bewusstsein zu bestärken, um letztlich das Gesamtwohl zu fördern, findet sich auch bei Erikson. „Im Prinzip, so Erikson, muß jede Gesellschaft, schon um ihres eigenen Überlebens willen, darauf bedacht sein, bei ihren Mitgliedern so viel wie möglich an Solidarität und Einsatzbereitschaft zu wecken, sympathische Kräfte zu fördern und antipathische Gefühle zu minimieren.“¹⁷⁴ Von den unmittelbaren Bezugspersonen der Kernfamilie über den weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis bis hin zum diesen mit einschließenden Lebensumfeld beeinflusst bildet das junge Individuum nach Erikson langsam seine Persönlichkeit heran,¹⁷⁵ eine Vorstellung, die mit Adlers Vorstellung von Erziehung und Training

¹⁷¹ Adler (1987), S. 199.

¹⁷² ebd., S. 192f.

¹⁷³ Adler (1987); alternative Übersetzung in: Ansbacher (1995), S. 173.

¹⁷⁴ Conzen (1996), S. 90.

¹⁷⁵ Erikson (1980), S. 159ff.

durchaus vergleichbar ist, wenn ihr auch etwas weniger der Charakter der Abrichtung anhaftet. Während Adler es als klaren Missstand ansieht, wenn ein Individuum nicht auf ein entsprechendes Training seiner Empathiefähigkeit zurückblicken kann, führt er auch Personen- und Berufsgruppen an, deren Vertreter seiner Ansicht nach schon alleine aufgrund ihrer Profession eine hohe Kompetenz hinsichtlich der Einfühlung besäßen; insbesondere Künstler zeichneten sich durch ein großes Interesse an ihren Mitmenschen aus. Ihre Fähigkeit, „den Menschen als ein unteilbares Ganzes leben, sterben und handeln zu lassen im engsten Zusammenhang mit den Aufgaben seines Lebenskreises“¹⁷⁶ sei dafür verantwortlich, dass die resultierenden Werke beim Betrachter Staunen und Bewunderung auslösten; was diese häufig berühmten Kunstschaffenden „auszeichnete, war offenbar der tiefere Blick in die Zusammenhänge der menschlichen Triebfedern, die nur aus ihrer Angeschlossenheit an die Gemeinschaft, aus ihrem Interesse für die Menschheit erwachsen konnte. Die größere Erfahrung, die bessere Einsicht, der tiefere Blick waren der Lohn für Gemeinschaftsgefühl.“¹⁷⁷ Adler hält es für wichtig herauszustreichen, dass die Kompetenz der Künstler im Grunde auf nichts anderem beruhe als einer gesteigerten Fähigkeit zur Identifizierung, wie sie prinzipiell jedem empathischen Menschen zukomme: „Manche nenne diese Gabe ‚Intuition‘ und glauben, dass sie nur den höchsten Geistern vorbehalten ist. Diese Gabe ist in Wirklichkeit die allermenschlichste.“¹⁷⁸ Unter gewissen Bedingungen könne das menschliche Einfühlungsvermögen jedoch auf schiefe Bahnen geraten und problematische Formen annehmen. Zur Verdeutlichung einer derartigen fehlgeleiteten Identifikation skizziert Adler ein Kriegsszenario als Beispiel: In der ausweglosen Situation, auf einem Kriegsschauplatz eingeschlossen zu sein, komme es vor, dass Soldaten dem „unerbitterlichen Ruf zum Sterben“¹⁷⁹ ausgeliefert seien; die einzige mögliche Entlastung stelle unter diesen chaotischen Bedingungen die Identifikation mit dem Befehl des Generalstabs dar, die ihr Selbstbild dahingehend abändere, dass sie sich nicht länger als Ausgelieferte, sondern als Helden empfänden: „In dem Chaos, das sich vor ihnen auftrat, griffen sie nach dem Ruf, der vom Generalstab ausging, und noch widerstrebend, taumelten sie bereits in die Richtung, wohin der Ruf sie wies. Und mit einem Male war ihnen, als ob sie selbst den Ruf ausgestoßen hätten. Da wurde es lichter in ihrer Seele. [...] Nun waren es nicht mehr gepeitschte Hunde, die man gegen ihren Willen dem Kugelregen preisgab – nein, Helden waren sie, Verteidiger des Vaterlandes und ihrer Ehre! Sie hatten ja selbst den Ruf

¹⁷⁶ Adler (1994), S. 33.

¹⁷⁷ ebd.

¹⁷⁸ ebd.

¹⁷⁹ Adler, Alfred (1919): *Die andere Seite – Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes*; Leopold Heinrich [Hg.], Wien; zit. nach: Ansbacher (1995), S. 367.

ausgestoßen, und so zogen sie als Verfechter des Rechtes in den heiligen Kampf.“¹⁸⁰ In diesem Kontext bekommt das so hohe Gut der Identifikationsfähigkeit ein überaus erschreckendes Gesicht; Adler sieht selbst die im Normalfall anzutreffende Weigerung des Einzelnen, „das Blut von Brüdern zu vergießen, die heilige Scheu vor Menschenmord“¹⁸¹ zugunsten des auf diese Weise wiedererlangten Selbstgefühls schwinden. Identifikation kann bei Adler somit auch problematische Züge annehmen; ein Charakteristikum, das wir auch bei der von Erikson geprägten Identitätskonzeption antreffen. Die Situation, dass ein junger Mensch zur Heranbildung einer „negativen Identität, das heißt einer Kombination sozial unannehmbarer, aber hartnäckig bejahter Identitätselemente“¹⁸² neigt, beruht nach Erikson – ähnlich wie in Adlers Darstellung des Kriegsszenarios – auf der Tatsache, dass es „dem sozialen Umfeld nicht gelingt, lebensfähige Alternativen anzubieten.“¹⁸³ Das Individuum sieht sich hier wie dort in eine ausweglose Lage versetzt, auf die es bei Adler mit einer extremen, sich selbst und sein Umfeld schädigenden Identifikation, bei Erikson mit der Bildung einer problematischen Identität reagiert. In beiden Konstellationen trifft individuelles Versagen auf das Unvermögen der Gemeinschaft, ein tragfähiges Zusammenleben zu ermöglichen und entsprechende, vom Einzelnen einnehmbare gesellschaftliche Rollen bereit zu halten; die bei Adler als Anschauungsbeispiele fungierenden Soldaten treffen bei Erikson auf Rauschgiftabhängige, Prostituierte, soziale Zyniker und Homosexuelle.¹⁸⁴ Für beide Autoren stellen diese Lebensweisen und Verhaltensformen einzelner Personen zugleich Symptome eines ungenügenden Gesellschafts-systems dar; so gibt Adler an, nur solche Individuen könnten den Mut aufbringen, ein ihnen wie der Gemeinschaft Nutzen bringendes Leben zu führen, wenn sich als Teil der Gesellschaft sähen und zu Mitmenschlichkeit in der Lage seien. Bei einem Verbrecher sei dies ebenso wenig der Fall wie bei einem verwöhnten Kinde.¹⁸⁵ Bei Erikson kommt diese Interdependenz zwischen individueller Selbstverantwortung und gesellschaftlicher Eintracht unter anderem dann zum Tragen, wenn er den Begriff der Tugend so definiert, dass dieser „bestimmte menschliche Qualitäten der Stärke“¹⁸⁶ vereinigen und mit jenem Prozess in Verbindung stehen soll, „durch den die Ich-Stärke sich von Stadium zu Stadium entwickelt und von Generation zu Generation verliehen wird.“¹⁸⁷ Bei isolierter Betrachtung derartiger Ausfüh-

¹⁸⁰ ebd.

¹⁸¹ ebd.

¹⁸² Erikson (1988), S. 96.

¹⁸³ ebd.

¹⁸⁴ Erikson (1973), S. 166f.

¹⁸⁵ Adler (1973b), S. 28ff.

¹⁸⁶ Erikson (1966), S. 101.

¹⁸⁷ ebd.

rungen Eriksons entsteht mitunter der Eindruck, Erikson wolle im Grunde eine „Idealiter-Ordnung, wie sie nur ganz vage von der Evolution vorgezeichnet ist und wie sie sich am ehesten noch in primitiven Kulturen beobachten läßt,“¹⁸⁸ aufbauen und „das Bild einer quasi reibungslosen Harmonie zwischen Individuum und Gesellschaft“¹⁸⁹ zum universellen Leitbild erklären. Dies ist ein Vorwurf, gegen den sich Adler in seinem Werk besser schützt, da er den idealtypischen Charakter seiner Darstellungen explizit als solchen deklariert. So führt Adler aus, die Mitmenschlichkeit sei „als ein Ideal der Gemeinschaft zu betrachten, sie ist der individuelle Ausdruck für das Gemeinschaftsgefühl, das die Menschheit als eine Einheit vorstellt und empfindet,“¹⁹⁰ um jedoch sofort hinzuzufügen, diese Gemeinschaft sei „heute noch nicht entwickelt. Die Menschheit ist in einer dauernden Entwicklung zu ihr begriffen.“¹⁹¹ Ihre innertheoretische Nähe zu einer gesamtgesellschaftlich idealen Ordnung mindert die Relevanz des individuellen Identifizierungsvermögens im Adler’schen Denken aber keineswegs, da das Empathievermögen nicht allein die Ausgangsgrundlage verkörpert, um dem ganzheitlichen Charakter eines anderen Menschen gerecht zu werden, sondern auch als Basis dient, von der aus der Einzelne den Forderungen des Kollektivs nachkommt. Das Individuum ist in seiner Existenz notwendiger Weise auf seine Umgebung hin orientiert; für Adler steht fest, „dass ein anderer Weg als der zu der Gemeinschaft nicht denkbar ist. Jeder muß als ein Teil des Ganzen sein Teil dazu geben. [...] Das ist der Kern der Individualpsychologie als Weltanschauung.“¹⁹²

An dieser Stelle wollen wir nun den Versuch unternehmen, dem Identitätsbegriff Eriksons innerhalb des Adler’schen Denken eine Entsprechung gegenüberzustellen, beziehungsweise diesen innerhalb des Theoriegebäudes Adlers zu platzieren. Während Adler und Erikson mit großteils sehr unterschiedlichen Begriffssystemen operieren, ist es eher ihr Menschenbild, das Überlappungen aufweist; dieser Umstand macht es im Rahmen unseres Vergleichs notwendig, Adlers Vorstellung vom Menschen und damit den Ansatz seines Denkens zu skizzieren. Bereits in der Bezeichnung seiner Lehre macht Adler ihre Zielsetzung deutlich: Die „Individualpsychologie, d.h. Psychologie des Individuums, der unteilbaren Einheit und Ganzheit der Person“¹⁹³ hat die Absicht, den einzelnen Menschen in seiner Einmaligkeit zu erfassen; sie ist bestrebt, „das Bild der einheitlichen Persönlichkeit als einer Variante aus den einzelnen Lebensäußerungen und Ausdrucksformen zu gewinnen, indem sie die Einheit der Individualität voraussetzt. Nun werden die einzelnen Züge miteinander verglichen, auf ihre

¹⁸⁸ Conzen (1996), S. 91.

¹⁸⁹ ebd., S. 92.

¹⁹⁰ Adler (1973b), S. 35.

¹⁹¹ ebd.

¹⁹² ebd., S. 35f.

¹⁹³ Neumann (1989), S. 50.

gemeinsame Linie gebracht und zu einem Gesamtportrait individualisierend zusammengetragen.“¹⁹⁴ Das individuelle Gesamtbild erhält mit der Fähigkeit des Menschen, sich selbst als eigenständige Person mit charakteristischen Eigenschaften wahrzunehmen, erste greifbare Konturen, was Adlers Einschätzung im Verlauf der ersten vier bis fünf Lebensjahre seinen Anfang nimmt; es ist dies die Zeit, die ein junger Mensch benötigt, erste gemachte Erfahrungen zu einem geordneten Bezugssystem zusammenzufügen, wodurch künftige Eindrücke eine ihnen anhaftende Wertigkeit erhalten. Nach und nach bildet sich eine individuelle Lebenseinstellung heraus, die Adler „Lebensstil“ nennt; diese prägt „nunmehr durch das ganze Leben hindurch das Interesse, das Fühlen, die Affekte, das Denken und das Handeln“¹⁹⁵ des betreffenden Menschen. Auch das schöpferische Potential beginnt allmählich, sich zu etablieren. Um die mit diesem korrespondierende Kreativität zu erleichtern, „werden Regeln, Prinzipien, Charakterzüge und Weltanschauung gefertigt,“¹⁹⁶ während auch die Fähigkeit zur Selbsteinschätzung langsam Form annimmt. Dieser charakterbildende Abschnitt im Leben eines Menschen findet bei Erikson insofern Berücksichtigung, als er innerhalb seines Stufenmodells der Identitätsbildung ein „Spielalter“ annimmt, in dem das Kind herausfindet, „was für eine Art von Person es werden könnte.“¹⁹⁷ Spielerisch identifiziert sich hier der junge Mensch zum einen mit seinen Eltern, zum anderen aber mit zahlreichen unterschiedlichen Rollen, die ihm sein weiteres Umfeld zur Verfügung stellt; letztendlich sollte „das Kind aus allem mit einem Gefühl der Initiative hervorgehen, als Grundlage für einen der Wirklichkeit gerecht werdenden Ehrgeiz und ein Gefühl sinnvoller Zielgerichtetheit.“¹⁹⁸ Allerdings nehmen in dieser Lebensphase auch etwaige Schuldgefühle ihren Anfang; Erikson erwähnt etwa, dass im Rahmen der Erfahrung kindlicher Sexualität häufig „geschlechtliche Spiele in Kindergruppen“ anzutreffen seien, die „zu einer Reihe merkwürdig faszinierender Erlebnisse, die bald angsterregend und gehaltlos genug werden, um der Verdrängung anheim zu fallen,“ führen könnten.¹⁹⁹ Die Bestätigung, die das Kind aufgrund seiner Initiative erfährt, trifft somit auf Situationen, die spätere Hemmungen mit verursachen; beide Konstellationen nehmen ihren Ausgang nicht zuletzt in der Phantasie des experimentierenden Kindes und ziehen nicht selten lebenslange Folgen nach sich. Tatsächlich erweist sich die im Spielalter ihren Anfang genommen habende Hemmung „als die Kernpathologie bei späteren psychoneurotischen Störungen (an-

¹⁹⁴ Adler (1974a), S. 19.

¹⁹⁵ Adler (1974b), S. 12.

¹⁹⁶ ebd.

¹⁹⁷ Erikson (1980), S. 117.

¹⁹⁸ ebd.

¹⁹⁹ ebd., S. 118.

gefangen bei der Hysterie), die von der konfliktbeladenen ödipalen Phase ausgehen.“²⁰⁰ Die Turbulenzen dieses Lebensabschnitts spiegelt auch der Adler'sche Ansatz wider; die aus dieser Zeit hervorgehende Art und Weise, „wie der Mensch sich und die Außenwelt sieht, [...] mit anderen Worten: die Meinung, die das Kind, und später in der gleichen Richtung der Erwachsene von sich und der Welt gewonnen hat,“²⁰¹ zeichnet sich in der Theorie Adlers ebenfalls dadurch aus, dass sie nicht allein auf Kompetenzen des Individuums, sondern auch auf diversen von diesem empfundenen Unzulänglichkeiten fußt. Letztere zeitigen ein bedrückendes Gefühl persönlicher Minderwertigkeit, das, je nach der Beschaffenheit der Beziehung des Kindes zu seinem Umfeld, unterschiedliche Erscheinungsformen annehmen kann. „Dem Minderwertigkeitsgefühl entsprechen Züge wie Ängstlichkeit, Zweifel, Unsicherheit, Schüchternheit, Feigheit und verstärkte Züge von Auflehnungsbedürfnis und unterwürfigem Gehorsam. Daneben finden sich Phantasien, ja auch Wünsche, die man als Kleinheitsideen oder masochistische Regungen zusammenfassen kann. Über diesem Gewebe von Charakterzügen finden sich regelmäßig [...] Frechheit, Mut und Übermut, Hang zur Auflehnung, Starrköpfigkeit und Trotz, begleitet von [...] Größenideen und sadistischen Regungen.“²⁰² Wie auch bei Erikson ist es in der Darstellung Adlers die kindliche Phantasie, die aus äußerst subjektiv begründetem Ungenügen eine als existenziell empfundene Problematik zimmert; Adler nennt beispielsweise Geschwisterrivalitäten als Ausgangsgrundlage überzogener Minderwertigkeitsgefühle, die objektiv gesehen keinerlei Basis hätten. Die Wahrscheinlichkeit aber, dass ein „stets übertriebenes Gefühl der Zurückgesetztheit“²⁰³ das Leben eines Menschen einnehme, werde umso höher, wenn tatsächlich ein physischer Mangel in der Form einer körperlichen Entstellung wie etwa eines Geburtsfehlers vorliege. Ein solcher behindere die Selbstständigkeit des Kindes massiv, steigere seine Unzufriedenheit und charakterisiere die betroffene Person häufig bis ins späte Alter hinein. Adlers Liste an Beispielen möglicher körperlicher Unzulänglichkeiten ist umfassend. Neben zahlreichen Minderwertigkeitserscheinungen „an den Genitalien, wie Hypospadie, paraurethrale Gänge, kleiner Penis, kleine Hoden, [...] andererseits große Labia minora, große Klitoris, Infantilismus des Sexualapparats“²⁰⁴ enthält sie auch allgemeine Krankheitsbilder wie „Schwächlichkeit, Plumpeheit, linkisches Benehmen, Kränklichkeit, [...] Flatulenz, Stottern, Kurzatmigkeit, Höhenschwindel, Insuffizienzen des Seh- und

²⁰⁰ Erikson (1988), S. 102.

²⁰¹ Adler (1994), S. 24.

²⁰² Adler (1973a), S. 212.

²⁰³ ebd.

²⁰⁴ ebd., S. 85.

Hörapparates²⁰⁵ und ein pauschal weniger attraktives Äußeres. All diese physischen Einschränkungen seien „imstande, das Gefühl der Inferiorität gegenüber den Stärkeren, insbesondere gegenüber dem Vater, tief zu begründen und fürs Leben, selbst über das Grab des Vaters hinaus, dauernd festzulegen.“²⁰⁶ Teilte Adler die Terminologie Eriksons, spräche er an dieser Stelle wohl von einer umfangreichen Belastung des Identitätsbildungsprozesses des angehenden Schulkinds und späteren Adoleszenten angesichts körperlicher Beeinträchtigungen; im Rahmen des eigenen Theoriegebäudes sind es jedoch die Ichbildung, die den ersten Schritt des Individuums in die gemeinschaftliche Welt darstellt und zu einer leidvollen Angelegenheit wird. Auf der Basis einer erfinderischen Not versucht das junge Individuum, die auf Minderwertigkeitsgefühlen beruhenden Kränkungen wettzumachen und zu einer Position subjektiver Stärke zu gelangen. „Die kindliche Unbeholfenheit, Hilflosigkeit und Unsicherheit erzwingen das Austarieren der Möglichkeiten, das Sammeln von Erfahrungen und die Schöpfung des Gedächtnisses, damit die Brücke in die Zukunft geschlagen werden könne, wo Größe, Macht, Befriedigungen aller Art wohnen.“²⁰⁷ Dieses „erste Stadium der erwachenden subjektiven Welt, der Ichbildung;“²⁰⁸ lasse sich, führt Adler aus, kaum eingrenzen oder deskriptiv erfassen; immerhin lasse sich aber sagen, dass es dem Kinde darum gehe, mehr Sicherheit und Orientierung zu erlangen, was nur dann möglich sei, wenn es zielgerichtet auf einen Punkt hin arbeite, „an dem es sich größer, stärker, von den Mängeln früherer Kindlichkeit befreit sieht.“²⁰⁹ In diesem Zusammenhang prägt Adler den Begriff des Persönlichkeitsgefühls, der wenigstens zu Beginn der kindlichen Bewusstseinsbildung stark vom Eindruck akuter Minderwertigkeit gekennzeichnet ist. Die Verlagerung der Gefühlsqualität ins Positive wird fortan zunehmend zum Ziel des heranwachsenden Individuums, was Adler wiederum als „Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls“²¹⁰ bezeichnet. So führt Adler aus, das drängende Gefühl der Unsicherheit zeitige eine „Tendenz zur Sicherung, die letzter Linie darauf hinzielt, des Gefühls der Minderwertigkeit ledig zu werden, um sich zur vollen Höhe des Persönlichkeitsgefühls [...] aufzuschwingen.“²¹¹ Adlers Postulat, das von ihm konzipierte Persönlichkeitsgefühl könne – wenigstens in der Vorstellung des Individuums – zu einer „vollen Höhe“ gebracht werden, spiegelt Adlers Anspruch wider, den Menschen als prinzipielle Ganzheit sehen zu wollen; ein Umstand, der bereits signalisiert, dass der Begriff des Persönlichkeitsgefühls Paralle-

²⁰⁵ ebd., S. 86.

²⁰⁶ ebd.

²⁰⁷ Adler (1928), S. 33.

²⁰⁸ ebd.

²⁰⁹ ebd., S. 33f.

²¹⁰ ebd., S. 31.

²¹¹ ebd., S. 26.

len zu Eriksons Identitätsbegriff aufweist: Auch dieser strebt in Richtung evolutionärer Vollkommenheit, auch bei diesem verkörpert das Gefühl individueller Ganzheit keinen statischen Zustand, sondern etwas, das schwer errungen und mühsam aufrecht erhalten werden muss. Das Erikson'sche Identitätsgefühl „bezieht sich auf ein unauflösliches Ganzes, heißt, mich mit meinem Körper, meiner psychischen Innenwelt und meiner gesellschaftlichen Umgebung eins fühlen“²¹² – ein Idealzustand, der nichtsdestotrotz das Ziel des Einzelnen darstellt. Ihren Anfang nimmt der Identitätsbildungsprozess über Teilidentifikationen, wobei Erikson dem kindlichen Ich eine synthetisierende Funktion zuschreibt, welche die Fragmente bereits gemachter Erfahrungen zu einem Ensemble verdichtet; bei Adler erreicht das Kind die angestrebte Erhöhung seines Persönlichkeitsgefühls durch „das Gebahren, die Haltung, identifizierende Gesten, [...] Tagträume und Lieblingsmärchen [und] Gedanken über ihre künftige Berufswahl,“²¹³ da das Ziel „groß zu sein, stark zu sein, ein Mann, oben zu sein [...] in der Person des Vaters, der Mutter, des Lehrers, des Kutschers, des Lokomotivführers usw. symbolisiert“²¹⁴ wird. Beide Autoren gehen von Identifikationsprozessen aus, die jeweils als Vorläufer und Vorbereiter der später erstarkenden Identität oder des emporstrebenden Persönlichkeitsgefühls fungieren. Eine weitere Übereinstimmung wird dadurch konstatiert, dass Erikson die Möglichkeit vorsieht, dass „das menschliche Wesen aufgrund zufälliger oder entwicklungsmäßiger Verschiebungen seiner wesenhaften Ganzheit verlustig geht,“²¹⁵ was bei Adler seine Entsprechung darin findet, dass die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls im Falle psychischer Erkrankung stark in Mitleidenschaft gezogen wird. Dem Neurotiker falle es besonders schwer, bestehende Minderwertigkeitsgefühle zu überwinden, führt Adler in „Über den nervösen Charakter“ aus; die Gedankengänge, welche seinen subjektiv empfundenen Mangel rechtfertigten, säßen „wie ein Stachel in der Seele des Nervösen.“²¹⁶ Häufig reagiere der Kranke auf seine unangenehme Lage mit der Bildung unrealistischer Größenideen, die der „Aufpeitschung des neurotischen Strebens in der Richtung auf das Ideal“²¹⁷ seiner selbst dienen, oder aber mit Kleinheitsideen, die dann zu greifen begännen, wenn „das neurotische Ziel mit der Zeit als zu hoch gesteckt“²¹⁸ erscheine und der Kranke eine alternative Kompensationsstrategie einschlage. Beide Konstellationen verhelfen dem Neurotiker letztlich zu keiner

²¹² Conzen (1996), S. 58.

²¹³ Adler (1928), S. 25.

²¹⁴ ebd.

²¹⁵ Erikson (1980), S. 80.

²¹⁶ Adler (1928), S. 36.

²¹⁷ ebd.

²¹⁸ ebd.

echten Befriedigung; die „Sehnsucht nach der Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls“²¹⁹ bleibe ungeachtet aller Anstrengungen bestehen, selbst dann, wenn der Nervöse seine Umwelt tyrannisiere, um seinen erlebten Mangel versuchsweise auszugleichen. Durch hinzukommende Aggression „gewinnt der Nervöse eine dauerhafte Operationsbasis, auf der er [...] gewisse Charakterzüge wie Trotz, Herrschsucht, nörgelndes Wesen, pedantische Wünsche entfaltet, vorschiebt und stabilisiert, weil ihm dadurch stets die Beherrschung der Umgebung [...] unter Berufung auf sein schweres Leiden ermöglicht wird.“²²⁰ Adler sieht den Neurotiker mit der Zeit eine Lebenshaltung etablieren, die unlösbar mit dessen Minderwertigkeitsgefühlen verbunden ist. Er hält fest, diese Haltung sei aber trotz allem heilbar, da überwindbar. Eine andersgeartete, aber um nichts geringere Problematik liege bei Individuen vor, die ihr aggressives Potential nicht an ihren Angehörigen abarbeiteten, sich dafür aber von jeglicher Gemeinschaft abkoppelten und sozial isolierten. In derartigen Fällen entstehe „das Bild eines Menschen, der wohl niemand etwas zuleide tut, sich aber vom Leben und von den Menschen zurückzieht, jeden Anschluß vermeidet und in seiner Einsamkeit den andern seine Mitarbeit versagt.“²²¹ Auch diese Erscheinungsform sozialer Feindseligkeit nimmt in der Adler’schen Theorie den Status einer Krankheit ein, welche es dem betroffenen Menschen unmöglich macht, sein Persönlichkeitsgefühl zu heben; eine Annahme, die in der von Adler postulierten Interdependenz zwischen dem Wohlergehen des Einzelnen und demjenigen des Kollektivs begründet liegt. An diesem Punkt endet jedoch die Vergleichbarkeit der von Erikson konzipierten personalen Identität mit Adlers Begriff des Persönlichkeitsgefühls. Zwar gehen beide Autoren davon aus, dass die den Einzelnen umgebende soziale Realität eine immense Rolle in dessen Entwicklungsgeschichte spielt; bei Adler erscheint die gemeinschaftliche Welt jedoch als ein Fundamentalkriterium authentischen Menschseins, das sich in diesem Ausmaß und in dieser Tragweite im Denken Eriksons nicht wieder findet. Erikson mag den Einzelnen durchaus als Teil eines wechselseitigen Regulativs sehen, wobei die individuelle Persönlichkeitsbildung dezidiert auf das Zusammenspiel mit dem Umfeld angewiesen ist; dennoch aber liegt Eriksons Fokus meist auf dem Individuum als solchem, dieses und viel weniger die Gesellschaft fungiert als Ausgangsbasis seiner Überlegungen. Der Einzelne und seine Umgebung werden bei Erikson als gleichwertige Partner verstanden, Adlers Menschenbild ist hingegen von einer notwendigen Orientierung auf die Gemeinschaft hin gekennzeichnet; erst durch diese werden individuelle Bestimmung und die Möglichkeit, mit persönlichen Schwächen auf

²¹⁹ ebd., S. 37.

²²⁰ ebd.

²²¹ Adler (1947), S. 187.

eine sinnvolle Weise umzugehen, denkbar. Die Überzeugung des Einzelnen, als Mensch aufgrund der persönlichen Einzigartigkeit einen Wert zu besitzen, ist für Adler ausschließlich auf der Basis einer etablierten sozialen Beziehung denkbar. So gibt er an, „die Erkenntnis und das Gefühl, wertvoll zu sein, die einzige Erlösung aus dem stets antreibenden Minderwertigkeitsgefühl, stammt aus der Beitragsleistung zum allgemeinen Wohl.“²²² In „Neurosen“, einer weiteren ursprünglich auf Englisch verfassten Schrift, konstatiert Adler ferner, man könne „den Wert eines verstärkenden Gemeinschaftsgefühls kaum hoch genug veranschlagen. [...] Der einzelne fühlt sich im Leben zu Hause und hält seine Existenz für wertvoll, insofern er nützlich für andere ist und die gemeinsamen statt die privaten Minderwertigkeitsgefühle überwindet.“²²³ Im Falle einer psychischen Krankheit ist es Adler zufolge tatsächlich das Gemeinschaftsgefühl, das gestört ist; „das Minderwertigkeitsgefühl läßt die eigene Person als gefährdet und darum als besonders wichtig erscheinen. [...] Der Nervöse weicht den drei Lebensaufgaben der Gemeinschaft, der Arbeit, der Liebe mit den verschiedensten Mitteln aus.“²²⁴ Wenn daher Rudolf Dreikurs angibt, die Individualpsychologie sehe „den Menschen als soziales Lebewesen an, dessen Grundbedürfnis es ist, seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft zu finden,“²²⁵ wird dies dem vollen Ausmaß des ursprünglichen Anspruchs nur ansatzweise gerecht; diese Beschreibung wäre adäquater, beträfe sie das Menschenbild Eriksons und nicht dasjenige Adlers. Dass die Gemeinschaft in vielerlei Hinsicht das eigentliche Primat seines Denkens darstellt, verdeutlicht Adler etwa dann, wenn er ausführt, seine Individualpsychologie stelle „das Streben nach Vollendung, nach Lösung der Lebensfragen im Sinne der Evolution des einzelnen wie der Menschheit, gefördert durch die Schwäche des Kindes, sein stets vorhandenes Minderwertigkeitsgefühl“ fest. Der Einzelne erblickt sich in diesem Bild als singulärer, auf sich alleingestellt gänzlich unbedeutender Teil eines ihn umfassenden Entwicklungsprozesses, zu dessen harmonischem Verlauf der Umgang mit den eigenen Defiziten in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen ist. Adler erkennt dem Individuum nicht um seiner selbst, sondern um des Fortschritts der Gemeinschaft willen einen Wert zu; ein gesundes Persönlichkeitsgefühl resultiert somit ausschließlich aus einer sinnhaften Verbundenheit seitens des Einzelnen mit der ihn umgebenden sozialen Realität. Dieses Phänomen zeigt sich auch an einer scheinbaren Entsprechung zwischen dem von Erikson skizzierten Ablauf der Persönlichkeitsentwicklung und demjenigen Adlers; beide Ansätze gehen von einem Individuum aus, das im Rahmen der eigenen Biographie zu verschiedenen Zeitpunkten einen positiven

²²² Adler (1975), S. 91.

²²³ Adler (1988), S. 95.

²²⁴ Neumann (1989), S. 57.

²²⁵ Dreikurs (1971), S. 49.

oder negativen Weg einschlagen kann. Bei Erikson stellen sich diese Momente der Entscheidung als Krisensituationen dar, die jeweils auf einem Gegensatzpaar menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten beruhen; so ist etwa für das frühkindliche Individuum das Oszillieren zwischen Urvertrauen und Misstrauen maßgeblich, das Schulkind sieht sich mit dem Gegensatzpaar Werksinn und Minderwertigkeitsgefühl konfrontiert.²²⁶ Der Ausgang dieser Problemstellungen beeinflusst infolge die Identitätsbildung des betreffenden Menschen, wobei ein positiver Ausgang zu einer als gesund einzustufenden, sich selbst erweiternden Persönlichkeitsstruktur führt, ein wenig erfolgreicher hingegen eine von Erikson als „negativ“ bezeichnete Identitätskonstruktion nach sich zieht.²²⁷ Im Zentrum der Individualentwicklung steht bei Erikson jedenfalls das Wohl des Einzelnen, der bestrebt ist, sein Lebenspotential möglichst umfassend zu realisieren. Adler sieht in seiner Schrift „Individualpsychologie in der Schule“ zwar davon ab, wie Erikson dezidierte Gegensatzpaare herauszuarbeiten, legt jedoch eine nach ähnlichen Gesichtspunkten arbeitende schematisierte „Skizze der Norm und der Fehlschläge“ der menschlichen Entwicklung vor. Auch in dieser Darstellung²²⁸ stehen sich positive und negative Manifestationsformen kontrastierend gegenüber; der jeweilige Ausgang über die Problemkreise „Beziehung des Ich zum Du“, „Beschäftigung“ und Liebe und Ehe“ bestimmt, ob das Individuum sein „Ziel der Überlegenheit“ erreicht oder aber dem „Willen zum Schein“ und in extremen Fällen der „Fiktion des Heldentums und der Gottähnlichkeit“ anheim fällt. Letztere äußern sich in der Form diverser Krankheiten wie Neurosen, Psychosen, der Trinksucht und der Perversion; auch kriminelle Handlungen und schwere Erziehbarkeit reiht Adler unter die entstehenden Problemfelder. Wie bei Eriksons Entwicklungsschema trifft eine Sammlung positiver Ausgänge auf eine negativ konnotierte; die resultierende Übereinstimmung existiert jedoch nur auf den ersten Blick, da Adlers Fokus ein faktisch vom betrachteten Individuum wegführender ist. Die Differenz zu Erikson tritt zum einen darin zutage, dass Adler angibt, alle Lebensfragen seien eigentlich soziale,²²⁹ was bereits andeutet, dass Adlers Augenmerk stärker auf der Gemeinschaft als auf dem Einzelnen liegt. Noch deutlicher wird dies, wenn Adler die positiven Entwicklungsformen mit „allgemein nützliche“, die negativen als „allgemein unnützliche“ überschreibt,²³⁰ da hieraus hervorgeht, inwieweit Adler die Entwicklung des Einzelnen als eine im Dienste des Kollektivs stehende ansieht. Der Nutzen des Einzelnen für das Kollektiv hat als tatsächlicher Schwerpunkt der Betrachtungen bei Ad-

²²⁶ Erikson (1973), S. 150f.

²²⁷ ebd., S. 163f.

²²⁸ Adler (1973b), S. 122.

²²⁹ ebd.

²³⁰ ebd.

ler einen völlig anderen Stellenwert als bei Erikson; in dieser Hinsicht weicht Adlers Menschenbild folgerichtig von demjenigen Eriksons ab, was sich auch auf die Begriffe des Persönlichkeitsgefühls und der Identität auswirkt, da sich letzterer in erster Linie auf das Schicksal des Einzelnen konzentriert. Die Individualpsychologie darf, wie Adler es selbst formuliert, „als ihren Befund in Anspruch nehmen, Einfühlung und Verstehen als Tatsachen des Gemeinschaftsgefühls [...] hervorgehoben zu haben.“²³¹ Mehr als diejenige Eriksons ist Adlers Psychologie auf das soziale Gefüge hin ausgerichtet, gleichsam wie auch eine etwaige, gegenwärtige oder künftige „Gemeinschaftspsychologie“ [...] nichts anderes und nichts außerhalb der Individualpsychologie²³² aufzugreifen benötigte. Unser Versuch, den Erikson'schen Identitätsbegriff in das Theoriegebäude Adlers zu übertragen, muss daher um die aus dieser Differenz abzuleitende Notwendigkeit der Horizontumwertung wissen.

1.4 Der Persönlichkeitskern im Denken Erich Fromms

Wie wir im weiteren Verlauf dieses Abschnitts zeigen wollen, unterscheidet sich Erich Fromms Umgang mit dem Begriff der Identität stark von demjenigen Sigmund Freuds, C.G. Jungs und Alfred Adlers. Dies ist insofern der Fall, als es einerseits eines der Hauptanwendungsgebiete der Fromm'schen Begriffsverwendung darstellt, neben der Grundbedeutung des Zusammenfallens zweier Instanzen in eine einzige diverse qualitative Merkmale mit einzuschließen, wobei selbige weniger durch explizite Attribute zur Geltung kommen, sondern meist in der Verwendungsform selbst und in ihrer kontextuellen Differenzierung begründet werden. Hiervon nicht gänzlich losgelöst dient der Begriff Fromm andererseits häufig dazu, die personale Identität eines einzelnen Menschen zu behandeln, welche er als diejenige Instanz innerhalb der individuellen Psyche ansieht, die den Kern der eigenen Persönlichkeit gerade in der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Lebensumgebung erfahrbar macht. Für Fromm ist das Individuum existenziell auf die Erfahrbarkeit personaler Identität angewiesen; so wie dessen „Bedürfnis nach Bezogenheit, nach Verwurzelung und Transzendenz ist auch dieses Bedürfnis nach Identitätserleben so lebenswichtig und gebieterisch, daß der Mensch nicht gesund bleiben könnte, wenn er nicht irgendeine Möglichkeit fände, es zu befriedi-

²³¹ Adler, Alfred (1928): *Kurze Bemerkungen über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn*; in: *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie* 1928; zit. nach: Ansbacher (1995), S. 113.

²³² Neumann (1989), S. 57.

gen.“²³³ Fromm gibt ferner an, die eigene Identität sei nichts Naturgegebenes, sondern werde im Laufe der persönlichen Individualisierung erworben; erst wenn das Individuum „die Außenwelt als etwas Getrenntes und von sich Unterschiedenes begriffen hat, gelangt es auch zu einem Bewußtsein seiner selbst als eines separaten Wesens, und ‚ich‘ ist eines der letzten Worte, die es gebrauchen lernt, wenn es von sich selbst spricht.“²³⁴ Die Parameter des diesen Ausführungen zugrunde liegenden Identitätsbegriffs legen nahe, dass die Parallelen zwischen der Fromm’schen Begriffsverwendung und derjenigen Eriksons umfassender sein dürften als die zwischen Erikson und Freud, Jung oder Adler anzutreffenden Überschneidungen. Tatsächlich stellt Erikson, um die soeben wiedergegebene Textstelle Fromms als erste Vergleichsinstanz aufzugreifen, die Aufgabe eines Kindes, sich von seiner Umgebung abzugrenzen und eine eigenständige personale Identität aufzubauen, in ähnlicher Weise wie Fromm als eine Herausforderung dar; Erikson gibt etwa in „Kindheit und Gesellschaft“ an, das junge Individuum müsse trotz zahlreicher vorgefundener Widersprüche „aus einer langen und unvermeidlich furchterfüllten Kindheit mit einem Gefühl der Identität und einer Vorstellung von Integrität hervorgehen.“²³⁵ Die hier bereits in Ansätzen greifbare Nähe der Fromm’schen Verwendungsform des Identitätsbegriffs zu derjenigen Eriksons werden wir im weiteren Verlauf dieses Unterkapitels noch ausführlicher veranschaulichen. Zunächst aber wollen wir der Frage nachgehen, ob sich neben dieser wenigstens punktuellen, im Denken der beiden Autoren liegenden Übereinstimmung auch etwaige biographische Similaritäten lokalisieren lassen, die ihrerseits dem Postulat einer losen intellektuellen Verwandtschaft Fromms und Eriksons zusätzliches Fundament verleihen würden.

In der Tat treffen wir beim Vergleich der Lebenswege Fromms und Eriksons einige konkrete Parallelen an. So wird Fromm im Jahr 1900 geboren, was gegenüber Erikson, der im Jahr 1902 auf die Welt kommt, einen nur geringen zeitlichen Anstand konstituiert; die Altersdifferenz zu Jung ist mit fünfundzwanzig, zu Adler mit dreißig und zu Freud mit vierundvierzig Jahren eine ungleich größere, was zur Folge hat, dass Fromm wie auch Erikson zwingend zur zweiten Generation der maßgeblichen psychoanalytischen Autoren zu rechnen ist. Die Art und Weise der Bezugnahme auf die Freud’sche Lehre ist sowohl bei Fromm, ähnlich wie bei Erikson, nicht frei von Konflikten; während aber Erikson seine Kritik an den Theorien Freuds und speziell an der Verschulung der Psychoanalyse eher verhalten äußert, trägt der späte Fromm seine revisionistische Haltung recht offen zur Schau und gibt sich bemüht, den Ein-

²³³ Fromm (1980), Band 4, S. 46.

²³⁴ ebd., S. 47.

²³⁵ Erikson (1984), S. 181.

fluss ökonomischer und politischer Kräfte auf den Einzelnen herauszustreichen. Diese von Außen hereinwirkenden Faktoren bewirken gemäß der Einschätzung Fromms, dass die Persönlichkeit eines Menschen als „Dispositionsfeld menschlichen und gesellschaftlichen Verhaltens“²³⁶ in Erscheinung zu treten hat, wodurch der Einzelne „nicht mehr nur als das Ergebnis eines von Sexual- und Selbsterhaltungstrieben bzw. Lebens- und Todestrieben bestimmten Schicksals betrachtet werden“²³⁷ sollte. Dass Freud den Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen unterschätzt habe, konstatiert Fromm, werde etwa anhand des von diesem entwickelten Konzepts des Ödipuskomplexes sichtbar; in zahlreichen Kulturkreisen sei dieser Komplex von vergleichsweise geringer Relevanz. Freud habe die Wirkungsmacht des ödipalen Konflikts „infolge des [...] Mangels an Distanz zu ‚seiner‘ Gesellschaft in seiner Allgemeingültigkeit überschätzt.“²³⁸ Es komme häufig vor, dass ein Forscher „durch die für seine gesellschaftliche Situation typische psychische Struktur geprägt ist und daß er nur den Geist begreift, dem er gleicht;“²³⁹ das diesbezügliche Moment der Selbstreflexion habe Freud zuweilen vermissen lassen. Eine weitere biographische Gemeinsamkeit zwischen Fromm und Erikson ist in ihrer jüdischen Abstammung zu sehen, wobei sich vor allem der junge Fromm mit der jüdischen Tradition und der damit verbundenen religiösen Einstellung identifiziert. Dies hat familiäre Gründe, so gilt der vom jungen Fromm idealisierte²⁴⁰ Urgroßvater Seligmann Bär Bamberger als „der wohl bekannteste Rabbiner des bayrischen Judentums und die unangefochtene Autorität im gesamten deutschen Sprachraum für die Halacha,“²⁴¹ der traditionellen jüdischen Rechtslehre. Nur aufgrund eines elterlichen Vetos findet der Wunsch des heranwachsenden Fromm, im Osten Talmud zu studieren, keine reale Entsprechung.²⁴² Der jugendliche Erikson hingegen sieht die jüdische Abstammung mütterlicherseits weitgehend durch die auf seiner dänischen Herkunft basierenden Andersartigkeit überlagert, da sich seine Mutter mit ihm ausschließlich auf Dänisch unterhält²⁴³ und es eher Eriksons äußeres Erscheinungsbild ist, durch das er etwa im schulischen Umfeld auffällt.²⁴⁴ Als problematisch erfahren sowohl Fromm als auch Erikson ihre jeweilige Vaterbeziehung. Das familiäre Leben des jungen Fromm wird „durch die Überängstlichkeit des Vaters in allen gesundheitlichen Fragen

²³⁶ Funk (1983), S. 95.

²³⁷ ebd.

²³⁸ Fromm (1980), Band 1, S. 102.

²³⁹ ebd.

²⁴⁰ ebd., S. 14.

²⁴¹ ebd., S. 16.

²⁴² ebd., S. 21.

²⁴³ Conzen (1996), S. 13f.

²⁴⁴ ebd., S. 16.

[...] mitbestimmt,²⁴⁵ wobei die Beziehung des Vaters „zu seinem einzigen Kind Erich [...] höchst ambivalent“²⁴⁶ und davon gekennzeichnet ist, dass das väterliche Interesse am Sohn nach dessen drittem Lebensjahr laut der späteren Einschätzung Erich Fromms stark nachlässt. In hohem Alter sagt Fromm ferner über seinen Vater, dieser habe die eigenen Minderwertigkeitsgefühle in so hohem Ausmaß auf seinen Sohn übertragen, dass ihm die Befürchtung nahe liegend erschienen sei, Fromm werde aufgrund einer eventuell nicht bestandenen Prüfung Selbstmord begehen.²⁴⁷ Eriksons Vaterbeziehung ist insofern problembehaftet, als er seinen leiblichen Vater nie persönlich kennen lernt und ab dem dritten Lebensjahr mit seinem Stiefvater lebt. Letzterer ist von Beruf Kinderarzt und wird als „ein ausgesprochen feinfühlig und gebildeter Mann“ beschrieben,²⁴⁸ darüber hinaus von jüdischer Abstammung und streng nach den mit dieser korrespondierenden religiösen Glaubenvorstellungen lebend. Obgleich Eriksons Eltern ihrem Sohn die tatsächlichen Umstände seiner Herkunft verschweigen, flüchtet dieser sich, wie er selbst später angibt, als Heranwachsender „in Phantasien, wie etwa, daß ich eigentlich ein Findelkind und Sohn viel besserer Eltern sei.“²⁴⁹ Auch noch zu einem Zeitpunkt, wo er bereits als Erwachsener gelten darf, verortet Erikson im eigenen Erleben die sich aktualisierende Mentalität eines habituellen Stiefsohns, die ihn „wie selbstverständlich annehmen ließ, ich würde dort akzeptiert, wo ich nicht ganz dazugehörte.“²⁵⁰ Die Auswirkungen, welche die komplizierte Beziehung zum respektiven Vater auf Fromm und Erikson hat, liegen freilich überall dort, wo keinerlei Selbstzeugnisse vorliegen, im Bereich der Spekulation. Dennoch ist auffällig, dass Fromm, der erst im Laufe seiner Adoleszenz auf die väterlich konnotierte Welt der Religion zugeht,²⁵¹ sich im späteren Leben intensiv mit religiösen und quasi-religiösen Themen wie etwa dem von ihm skizzierten wahrhaftigeren, am „Sein“ orientierten Lebensmodus befasst. Auch die Ansicht Fromms, der Einzelne sei auf Verwurzelung und die Erfahrbarkeit der eigenen personalen Identität angewiesen, weist eine existenzielle Dimension auf, welche als Tribut an eine von Religiosität gekennzeichnete Gesamtbiographie und als Anlehnung an Fromms Familiengeschichte väterlicherseits interpretiert werden kann. Erikson hingegen verfolgt in vielerlei Hinsicht Themen, die sich mit Kindheit und Adoleszenz beschäftigen und welche nach Eriksons eigenem Dafürhalten als indirekte Bezugnahme auf

²⁴⁵ Funk (1980), S. IX.

²⁴⁶ Funk (1983), S. 21.

²⁴⁷ Fromm, Erich und Khoury, Gérard: *Du Talmud á Freud – Ein Gespräch mit Gérard Khoury*; auszugsweise in: Funk (1983), S. 21.

²⁴⁸ Conzen (1996), S. 14.

²⁴⁹ Erikson, Erik Homburger (1973): *Autobiographisches zu Identitätskrise*; in: *Psyche* 27-2; zit. nach: Conzen (1996), S. 15.

²⁵⁰ Erikson (1982), S. 26.

²⁵¹ Funk (1983), S. 22.

den Beruf seines Stiefvaters und die Absenz seines leiblichen Vaters zu sehen sind. Als Erikson mehr durch Zufall als aufgrund zielgerichteter Intention Eingang in das Umfeld der Wiener psychoanalytischen Bewegung findet, trifft er auf einen Kreis, „der mir eine Ausbildung ermöglichte, die der Rolle eines Kinderarztes so nahe kam, wie es ohne Medizinstudium überhaupt möglich war. Was mich an dieser Situation besonders ansprach, das war, glaube ich, die starke Identifikation mit meinem Stiefvater, dem Kinderarzt, vermischt mit der Suche nach meinem eigenen legendären Vater.“²⁵² Diese Aussage Eriksons enthält zum einen das etwas skurril anmutende Eingeständnis, kaum einen formalen Bildungsweg jemals zu Ende gegangen zu sein; tatsächlich kann Erikson zeitlebens lediglich ein Montessori-Diplom vorweisen.²⁵³ Zugleich ist sie ein weiteres Moment der Übereinstimmung mit Fromm. Wie Erikson findet Fromms Begegnung mit der Psychoanalyse in der Mitte der Zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts und damit zu einem Zeitpunkt statt, wo „noch keine regulierten Institute mit festen Ausbildungsrichtlinien und Lehrplänen“²⁵⁴ existierten; wie im Falle Eriksons ist Fromms Beschreibung seines durch Zufall zustande gekommenen Interesses an der Psychoanalyse eine etwas eigentümliche und scheinbar selbstenttarnende. Mit der Selbstironie eines Vierundsiebzighjährigen erklärt Fromm, er habe nie die Fähigkeit besessen, über Sachverhalte nachzudenken, die er nicht nacherleben könne; abstraktes Denken falle ihm allgemein schwer, die Psychoanalyse hingegen lebe von der unmittelbaren klinischen Erfahrung. „Ich kann nur denken, was sich auf etwas bezieht, was ich konkret erfahren kann. Wenn das nicht geschieht, habe ich wenig Interesse und wenig Fähigkeit.“²⁵⁵ In den Augen Anna Freuds ist es eine Gemeinsamkeit der frühen Vertreter der Psychoanalyse, zu welchen Fromm und Erikson zählen, über eine experimentelle Biographie zu verfügen und über teils irrwitzige Wege zur psychoanalytischen Praxis gefunden zu haben; diese Menschen „waren die Unkonventionellen, die Zweifler, die Unzufriedenen im eigenen Beruf, die Wissensdurstigen, denen die offizielle Wissenschaft nicht genug zu bieten hatte. [...] Was sie in der Literatur hinterlassen haben, zeugt von ihrer Eignung zur analytischen Arbeit.“²⁵⁶ Dennoch wären, fügt Anna Freud hinzu, viele dieser frühen Analytiker nach später eingeführten Aufnahmekriterien auszuschließen gewesen; der von den späteren Lehrinstituten bevorzugte Menschentypus sei „den Analytikerpersönlichkeiten der ‚heroischen‘ Vorzeit gerade entgegengesetzt, d.h. ihre Kandidaten sind zumeist psychisch stabil, nicht exzentrisch, erfolgreich in Studium und Be-

²⁵² Erikson (1982), S. 28.

²⁵³ Erikson (1982), S. 20.

²⁵⁴ Conzen (1996), S. 20.

²⁵⁵ Fromm (1974), S. 21.

²⁵⁶ Freud, A. (1972), S. 21.

ruf, der Außenwelt angepaßt, eher realitätstüchtig und arbeitsam als weitschauend und schöpferisch in ihrer Veranlagung.²⁵⁷ Fromm und Erikson mögen vergleichsweise unkonventionelle Lebensläufe aufweisen, ihr Werk ist jedoch, wie Anna Freud freilich korrekt festhält, in beiden Fällen durchaus innovativ und von großer Breitenwirkung. Aufgrund ihrer jüdischen Abstammung sehen sich Fromm wie Erikson Anfang der Dreißiger Jahre zur Emigration gezwungen, wobei Erikson über den Umweg Kopenhagens,²⁵⁸ Fromm über denjenigen Genfs und Davos²⁵⁹ in die Vereinigten Staaten auswandert. Während Erikson von einigen längeren Auslandsaufenthalten abgesehen prinzipiell in den USA ansässig bleibt, zieht Fromm 1950 aufgrund einer Erkrankung seiner zweiten Frau nach Mexiko, von wo aus er erst im hohen Alter in die Südschweiz wechselt.²⁶⁰ Im Falle beider Autoren hat der Wechsel des Wohnorts massive Auswirkungen auf ihre wissenschaftliche Arbeit. Auch ihre Einschätzung des Einflusses, den gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf die Entwicklung des Einzelnen nehmen, dürften von der Notwendigkeit, neuerlich einen sozialen Anpassungsprozess durchlaufen zu müssen, geprägt sein. Die darin wohl teils begründete Ansicht, dass man „das Wissen von sich selbst und das Wissen von der Gesellschaft nicht trennen“²⁶¹ könne, erhärten sowohl Fromm als auch Erikson im Rahmen soziologischer Feldforschungsprojekte. Fromms bereits im Jahre 1929 initiierte Untersuchung über die politische Orientierung seitens der Arbeiter und Angestellten der Weimarer Republik und deren individuelle psychische Ausrichtung gilt als „erste sozialpsychologische Feldforschung überhaupt, die mit der psychoanalytischen Einsicht Ernst machte, dass die in Parteibekennnissen und Parteizugehörigkeit geäußerte politische Überzeugung von den unbewußten Motiven verschieden sein könne.“²⁶² Bei der dabei eingesetzten Technik des „interpretativen Fragebogens“ handelt es sich um eine Vorgehensweise, die bei der Auswertung auf eine Deutung nach psychoanalytischem Muster als deren Ergebnis hinarbeitet, wobei diese „sich vor allem an der Bedeutung von bestimmten Wörtern und deren psychologischem und soziologischem Stellenwert orientierte sowie an der Art und Weise, wie die Befragten sich selbst sahen und ausdrückten.“²⁶³ Ein weiteres Forschungsprojekt Fromms entsteht ab 1957 in Zusammenarbeit mit Michael Maccoby mit der Zielsetzung, „den Charakter eines mexikanischen Bauerndorfes mit empirischen und hermeneutischen Me-

²⁵⁷ ebd.

²⁵⁸ Conzen (1996), S. 25.

²⁵⁹ Funk (1980), S. XX.

²⁶⁰ Funk (1983), S. 110ff.

²⁶¹ Fromm (1974), S. 32.

²⁶² Funk (1980), S. XIX.

²⁶³ ebd., S. XX.

thoden zu untersuchen;²⁶⁴ wiederum unter Verwendung eines zwischenzeitlich weiterentwickelten interpretativen Fragebogens sollten die emotionalen Einstellungen und die kollektive psychische Grundstruktur der Bauern mit ihren gesellschaftlich-ökonomischen Lebensbedingungen verglichen und etwaige Zusammenhänge hergestellt werden. In den resultierenden Ausführungen, die Fromm und Maccoby dazu dienen, einen für ein Kollektiv geltenden, als „Gesellschafts-Charakter“ bezeichneten Sozialisationstypus zu skizzieren, beziehen sich die beiden Autoren unter anderem auf die Ergebnisse seitens Eriksons durchgeführter Feldforschungsprojekte, in denen dieser die Lebensgewohnheiten zweier Indianerstämme behandelt. Fromm und Maccoby streichen heraus, Erikson habe gezeigt, dass von Geiz, Argwohn und Eigensinn gekennzeichnete Charakterzüge sich auch bei Menschen entfalten könnten, denen weder Zwangsvorstellungen noch eine Tendenz zur Analerotik nachgewiesen werden könne, da ihnen jedes körperliche Schamgefühl fremd sei. Im von Erikson geschilderten Fall seien es vielmehr die ökonomischen Erfordernisse der als Fischer lebenden Indianer, die eine Orientierung erzeugten, „die man als in Maßen ‚produktiv-hortend‘ bezeichnen könnte, die das Überleben am besten gewährleistet, und [es sieht danach aus,] daß die Einrichtungen [... des Indianerstammes, Erg. T.W.] die Ideale fördern, die zu diesem Charaktertypus passen.“²⁶⁵ Die Kompatibilität der Erikson’schen Überlegungen mit denen Fromms und Maccobys liegt darin begründet, dass Erikson ebenfalls auf das Mittel der Feldforschung zurückgreift, um den Einfluss der gesellschaftlichen Realität und des kulturellen Bezugssystems auf den Einzelnen zu verdeutlichen und in weiterer Folge ihre Relevanz gegenüber der Psychoanalyse geltend zu machen. So hält Erikson in „Kindheit und Gesellschaft“ fest, die Ausrichtung des menschlichen Zusammenlebens sei aufgrund ihres im Vergleich zum Tier ungleich höheren Komplexitätsgrads in mehrerer Hinsicht auf strukturierende gesellschaftliche Muster und Traditionen angewiesen, welche die Handlungen einzelner Personen in einen Bedeutung gebenden Kontext stellten. „Das Ergebnis dieser variablen Ergänzung und Vervollständigung von Trieb-Verhaltensformen durch die Tradition [...] bindet [...] das Individuum für immer an die Traditionen und Institutionen seines Kindheitsmilieus,“²⁶⁶ auch die Bildung des individuellen Gewissens werde von traditionell verankerten sozialen Zwängen, Erfordernissen und Erwartungen entscheidend beeinflusst. Dass sich die innerpsychischen Determinanten eines Yurok- oder Sioux-Indianers maßgeblich von denen eines dem abendländischen Kulturkreis zugehörigen Menschen unterscheiden, nennt Erikson als prinzipielle Leitidee und Hauptergebnis der

²⁶⁴ Funk (1983), S. 116.

²⁶⁵ Fromm (1980), Band 3, S. 253 [Fußnote].

²⁶⁶ Erikson (1984), S. 91.

eigenen Forschungsarbeiten; diese Tatsache zeige sich etwa darin, „daß der Primitive seine eigene erwachsene Normalität, seine eigene Form der Neurosen und Psychosen hat, und daß er, was am wichtigsten ist, auch seine eigenen Variationen der Kindheit besitzt.“²⁶⁷ Das Erklärungsmodell Eriksons, wonach die im jeweiligen Umfeld anzutreffenden Traditionen für den Einzelnen als ausschlaggebend zu gelten haben, ist zu demjenigen Fromms und Maccobys fast vollständig kongruent. So führen Letztere aus, die „kulturelle Tradition bestimmt den Charakter der Eltern, so daß die Kinder auch dann, wenn die traditionelle Kultur nicht mehr zu den wirtschaftlichen Bedingungen paßt, durch die Vermittlung des traditionellen Gesellschafts-Charakters ihrer Eltern und durch deren veraltete Erziehungsmethoden, Ideologien und Werte von der Vergangenheit determiniert werden.“²⁶⁸ Sowohl in der Darstellung Fromms als auch in der Eriksons dringen die sozialen Erwartungshaltungen über die elterlichen Bezugspersonen zum heranwachsenden Individuum vor, welches seinerseits in späterer Folge diese Vermittlerfunktion übernimmt. Speziell in seinen späteren Schriften betont Erikson allerdings zunehmend die Wechselseitigkeit der Beziehung des Einzelnen zum Kollektiv, die im soeben skizzierten Schema noch wenig zum Tragen kommt; Fromm hingegen betont in seinem Werk verstärkt die Notwendigkeit des Individuums, sich zur Erfahrung authentischer personaler Identität von seinem Umfeld abgrenzen zu lernen. Die umfassendere theoretische Einbettung der Gesellschaftsrealität in die menschliche Ontogenese und dementsprechend in den eigenen psychoanalytischen Ansatz ist Fromm wie Erikson gleichermaßen ein Anliegen, welches sich anhand der umrissenen biographischen Berührungspunkte unterstreichen lässt. Zusammenfassend wollen wir die Übereinstimmungen in den Lebensgeschichten der beiden Autoren in komprimierter Form erneut anführen: Fromm und Erikson werden mit geringem zeitlichen Abstand geboren, sind beide jüdischer Abstammung und sehen sich aufgrund dieser zur Emigration gezwungen, blicken auf eine problematische Vaterbeziehung zurück, entstammen derjenigen Generation an Psychoanalytikern, die eine noch wenig verschulte Lehre vorfindet, und problematisieren die Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft beiderseits im Verlauf diverser Feldforschungsprojekte. Wenn wir im Folgenden weitere inhaltlich-theoretische, die jeweilige Verwendung des Identitätsbegriffs betreffende Parallelen aufzeigen werden, ist die Möglichkeit hierzu ob der genannten biographischen Berührungspunkte wenig erstaunlich.

Während Fromms bevorzugt eingesetzte Verwendungsform des Identitätsbegriffs starke Ähnlichkeiten mit dem von Erikson geprägten aufweist, lassen sich einige wenige Stel-

²⁶⁷ ebd., S. 85.

²⁶⁸ Fromm (1980), Band 3, S. 481.

len im Werk Fromms lokalisieren, die den Begriff mit einer alternativen, inhaltlich reduzierten Bedeutung versehen; selbige orientiert sich am aussagenlogischen Grundaspekt des Identitätsbegriffs, der die Kongruenz zweier zeitlich, räumlich oder inhaltlich getrennter Einheiten signalisieren soll. Im Vergleich zu den Ausführungen Jungs erklärt sich die relative Seltenheit dieser Begriffsverwendung bei Fromm dadurch, dass Jung neben der auf die aussagenlogische Grundbedeutung beschränkten Verwendungsform eine durch qualitative Zuschreibungen erweiterte vorsieht, die bei Fromm nur in Ansätzen anzutreffen ist; genau genommen sieht Fromm lediglich zwei Einsatzzwecke des Begriffs vor, von denen der eine lediglich die begrifflichen Basisaspekte der Selbigkeit, der andere die Idee personaler Identität anzeigen soll. Auf letzteren greift Jung im Übrigen ungleich seltener zurück als dies seitens Fromms der Fall ist. Zunächst aber wollen wir uns dem auf seine funktionelle Basis beschränkten Identitätsbegriff zuwenden, der im Werk Fromms dann besonders klar zutage tritt, wenn ihn dieser in seine konzeptionellen Anfangstage zurückverfolgt und angibt, die aristotelische Logik beruhe „auf dem Satz der Identität, der besagt, daß A gleich A ist, auf dem Satz vom Widerspruch [...] und auf dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten.“²⁶⁹ Im westlichen Kulturkreis werde die Gültigkeit der aristotelischen Logik gemeinhin nicht angezweifelt, führt Fromm weiter aus; dies sei auch der Grund dafür, weshalb auf paradoxer Logik beruhende Konzepte wie dasjenige der von Freud umrissenen Ambivalenz mitunter als unsinnig wahrgenommen würden. Dass sich der Begriff der Identität in diesem Kontext durch keinerlei qualitative Eigenschaften auszeichnet, ist mehr als nahe liegend, würde doch eine derartige Erweiterung dem ursprünglich von Aristoteles, respektive Fromm, vorgesehenen Kontext nicht entsprechen, sondern über diesen hinausgehen. In abgeschwächter Form darf dies auch dann gelten, wenn Fromm Ideen Freuds und Marxens behandelt. Er hält es nämlich für ein grundlegendes Element der Theoriegebäude beider Autoren, dass sie insbesondere im Rahmen ihrer Anwendung eine Erkenntnisbereitschaft einforderten, die den Menschen nicht als reines Objekt der Anschauung heranziehen wolle, sondern seinem Subjektstatus gerecht zu werden bestrebt sei. Die damit verbundene, von genuiner Empathie gekennzeichnete Haltung führe, gibt Fromm weiters an, zu einer „Erfahrung, die der hinter den Worten verborgenen Realität zugrunde liegt. [...] Es geht darum, sich als Teil der Menschheit zu erfahren, [...] es geht um das Streben nach Demut, die die Identität mit allen Lebewesen zu erkennen vermag und die hilft, die Illusion von einem einzelnen, unzerstörbaren Ich aufzuheben.“²⁷⁰ Das Zusammenfallen der eigenen Person mit der restlichen Schöpfung, die hier die Verwendung des Identitätsbegriffs zeitigt, ist zweifellos überaus positiv konnotiert;

²⁶⁹ Fromm (1980), Band 9, S. 115.

²⁷⁰ ebd., S. 138f.

tigt, ist zweifellos überaus positiv konnotiert; Fromm nennt zur Verdeutlichung der Relevanz der von Mitgefühl getragenen Erkenntnisbereitschaft zahlreiche den Weltreligionen entstammende Beispiele und nimmt etwa auf Buddhas Lebensgeschichte und das Matthäusevangelium Bezug. Dennoch ist es ausschließlich der den Identitätsbegriff umgebende Kontext, dem Fromm eine quasi-moralische Bewertung zuschreibt; der Begriff selbst nimmt lediglich die Funktion wahr, die Verbindungsinstanz zwischen dem Einzelnen und seiner Lebensumgebung zu verkörpern, wobei er aufgrund seiner Beschaffenheit das seitens Fromms erwünschte Verhältnis der Kongruenz etabliert. So ist die Rolle, die der Begriff der Identität hier einnimmt, zwar eine zentrale, aber nichtsdestotrotz auch eine an sich von qualitativer Neutralität geprägte. Einen ähnlichen Tatbestand, wenn auch unter gegensätzlichen Vorzeichen, treffen wir in Fromms Schrift „Die Furcht vor der Freiheit“ an, in welcher Fromm unter anderem die Flucht des Einzelnen in die Konformität samt ihren negativen Auswirkungen auf die Persönlichkeit des Betroffenen behandelt. Fromm geht von der Annahme aus, dass der Prozess, innerhalb dessen der Einzelne „sich völlig dem Persönlichkeitsmodell [angleicht], das ihm seine Kultur anbietet,“²⁷¹ sich dahingehend auswirke, dass „die Diskrepanz zwischen dem ‚Ich‘ und der Welt verschwindet und damit auch die bewußte Angst von dem Alleinsein und der Ohnmacht.“²⁷² Diese auf den ersten Blick willkommen zu heißenden Veränderungen zeitigten jedoch zugleich äußerst problematische Folgen, da das Individuum jeglicher Individualität verlustig und „zu einem Automaten wird, der mit Millionen anderer Automaten in seiner Umgebung identisch ist.“²⁷³ Bei dieser Textstelle nimmt der Kontext eine ominös-bedrohliche Qualität an, die auf den Begriff der Identität jedoch nur geringe Auswirkungen hat; wieder ist es primär die Funktionalität des Begriffs, die im Vordergrund steht und welche seinen Einsatz nötig macht. Während sich qualitative Zuschreibungen durchaus über das ihn umgebende kontextuelle Umfeld an einen Begriff heften können, ist dies im vorliegenden Fall eher vernachlässigbar. Als letzte, mit den bereits aufgegriffenen vergleichbare Stelle wollen wir wiederum eine solche heranziehen, in der Fromm den Identitätsbegriff in einen positiven, ja fast als verheißungsvoll zu bezeichnenden Kontext einbettet. So erklärt Fromm in seinem „Credo“, er sei überzeugt, dass die Gesellschaft den Einzelnen sowohl zu fördern als auch zu behindern in der Lage sei. Als Gradmesser dafür, wie wohlwollend diese Beziehung verlaufe, könne die Tragweite der sozial realisierten Humanität dienen; eine von einem hohen Ausmaß an Mitmenschlichkeit geprägte Gesellschaft bevorzuge nicht einige wenige, sondern diene

²⁷¹ Fromm (1980), Band 1, S. 325.

²⁷² ebd.

²⁷³ ebd., S. 326.

verstärkt der Allgemeinheit. Der Weg zu einer in diesem Sinne vollkommenen Gesellschaftsordnung sei jedoch ein langer; „erst wenn das Ziel der Gesellschaft mit den Zielen der Humanität identisch geworden ist, wird die Gesellschaft den Menschen nicht mehr verkrüppeln und das Böse fördern,“²⁷⁴ proklamiert Fromm abschließend. Der Begriff der Identität mag in diesem Zusammenhang den Tatbestand einer großen sozialen Hoffnung utopischen Charakters konstituieren, bleibt aber dennoch in qualitativer Hinsicht frei von expliziten Attributen, da er über die rein abstrakte funktionale Ebene nicht hinaus geht. Alle bisher erwähnten, dem Werk Fromms entnommenen Textstellen zeichnen sich dadurch aus, dass sich die in ihnen anzutreffende Verwendungsform des Identitätsbegriffs von der bei Erikson bevorzugt eingesetzten stark unterscheidet; weit davon entfernt, personale Identität zu indizieren und damit inhaltliche Bestimmungen notwendig zu machen, lassen sie jegliche qualitative Attribute vermissen, wenigstens solange man von etwaigen kontextuell bedingten Färbungen absieht.

Auf eine ungleich reichhaltigere Verwendungsmodalität des Identitätsbegriffs, die zudem umfassendere Übereinstimmungen zum Erikson'schen Begriffsverständnis aufweist, greift Fromm unter den Bedingungen fundierter innertheoretischer Einbettung zurück. Letztere tritt etwa dann zutage, wenn Fromm die Möglichkeit des bewussten Umgangs mit der eigenen Person zu einem Distinktionsmerkmal des Menschen gegenüber dem zu Selbstreflexion nicht fähigen Tier erklärt. Während Fromm dem Menschen ein unbedingtes „Bedürfnis nach Identitätserleben“²⁷⁵ zuweist, sieht er das Tier als von einem derartigen Streben gänzlich frei. Das Tier, gibt Fromm an, welches „innerhalb der Natur existiert, ohne sie zu transzendieren, ist sich seiner selbst nicht bewußt und braucht kein Identitätserleben. Der von der Natur losgerissene Mensch, der mit Vernunft und Vorstellungsvermögen ausgestattet ist, muß sich eine Vorstellung von sich selbst formen, muß sagen und fühlen können: ‚Ich bin ich‘.“²⁷⁶ Gerade weil der Mensch sein ursprüngliches Einssein mit der Natur verloren habe, sei er darauf angewiesen, sich als Subjekt seiner Handlungen fühlen zu können. Dem von Fromm derart umrissenen, auf umfassender Bewusstheit basierenden höheren Komplexitätsgrad des Menschen trägt Erikson in seinem Werk ebenfalls wiederholt Rechnung, auch wenn ihm der Vergleich mit dem Tier nicht unmittelbar dazu dient, die existenzielle Dimension personaler menschlicher Identität herzuleiten. „Als Tier ist der Mensch nichts,“²⁷⁷ gibt Erikson etwa in „Kindheit und Gesellschaft“ an; der Versuch, sinnvolle Aussagen über den Menschen zu tätigen, könne unter Verwendung von Termini, die einer Beschreibung tierischen Verhaltens entlehnt seien,

²⁷⁴ Fromm (1980), Band 9, S. 153.

²⁷⁵ ebd., S. 335.

²⁷⁶ ebd., S. 336.

²⁷⁷ Erikson (1984), S. 89.

nur scheitern. Die Differenz, die dem Menschen zu seiner Sonderstellung verhelfe, bedinge eine verlängerte Kindheit, in der das heranwachsende Individuum „Methoden der Erziehung und Unterrichtung“ durchlaufe, „die von Kultur zu Kultur verschieden sind und durch die Tradition bestimmt werden. Hier liegt die Chance des Menschen, als Organismus, als Glied einer Gesellschaft und als Individuum.“²⁷⁸ Der komplizierte Anpassungsprozess des Menschen an seine sozialen Lebensbedingungen leiste letztlich das, „was der von Instinkt gesteuerten Anpassung einer Tierart an einen bestimmten Bereich in der Natur entspricht,“²⁷⁹ allerdings auf einem ungleich höheren Niveau. Wie bei Fromm ist es dieses höhere Entwicklungsniveau des Menschen, das für Erikson die Erfahrung von Selbstheit, Zugehörigkeit und infolge einer eigenen personalen Identität möglich wie notwendig macht. Fromm streicht diese Tatsache allerdings deutlicher heraus, da er die Fähigkeit des Menschen zur Selbstreflexion samt ihrer entwicklungsgeschichtlichen Herkunft eingehender thematisiert und es als resultierenden heutigen Tatbestand ansieht, dass das Identitätsgefühl eines Menschen „mit dem Bild das er sich von sich selbst macht, verknüpft ist.“²⁸⁰ Das Ausmaß des menschlichen Bedürfnisses nach der Erfahrung personaler Identität wird gerade im Falle einer psychischen Krankheit besonders deutlich sichtbar, da diese es dem Einzelnen verunmöglicht, sich selbst als zielgerichtete Einheit zu erleben und zu einer geordneten, von einem gewissen Ausmaß an Wohlfühl gekennzeichneten Selbstreflexion zu gelangen. Wenn folglich Erikson angibt, ein „optimales Identitätsgefühl“ werde „bloß als psychologisches Wohlbefinden erlebt“²⁸¹ hat im Umkehrschluss zu gelten, dass ein Mensch unter Extrembedingungen wie etwa bei akuten Krankheitszuständen oder infolge einer Traumatisierung das „Gefühl der persönlichen Gleichheit in sich selbst und der historischen Kontinuität“²⁸² verliert. Unter diesen Bedingungen fehlt dem Betroffenen die Basis für ein inhaltlich bestimmbares Identitätsgefühl, da derartige qualitative Aspekte personaler Identität nur auf dem Fundament grundsätzlicher Erfahrbarkeit von Kongruenz und Differenz aufsetzen können. Auch bei Fromm wird die fehlende Möglichkeit des Identitätserlebens zu einem Brechungspunkt, der eine problematische psychische Konstellation anzeigen kann; mehr als Erikson betont Fromm allerdings, dass eine Verhinderung der Erfahrung individueller Identität auch als Ausgangssituation für weitere Problemkreise gesehen werden kann. Fromm bezeichnet die „Unfähigkeit, seine eigene Identität zu erleben“ als „ein

²⁷⁸ ebd.

²⁷⁹ Erikson (1988), S. 54.

²⁸⁰ Fromm (1980), Band 9, S. 101.

²⁸¹ Erikson (1980), S. 170.

²⁸² ebd., S. 13.

Kernproblem aller psychopathologischen Phänomene;²⁸³ dieser Mangel, ergänzt Fromm, könne zahlreiche Folgen nach sich ziehen. Deren „wichtigste und allgemeinste ist die, daß die Integration der Gesamtpersönlichkeit verhindert wird. Der Mensch ist uneins mit sich selbst er verliert entweder die Fähigkeit des ‚Eines-Wollens‘ oder [...] die Authentizität des Wollens.“²⁸⁴ Der Kranke ist in einem Kreislauf gefangen, der es ihm weder erlaubt, von einem positiven Identitätsgefühl ausgehend Handlungen zu setzen, noch es ermöglicht, über konstruktive Handlungen die eigene Selbstbezüglichkeit zu modifizieren. Zur Verdeutlichung der Tragweite dieser Symptomatik führt Fromm eine Konstellation an, in der das Sinnen auf Rache „zum beherrschenden Lebenszweck [wird], da ohne diese Rache nicht nur die Selbstachtung, sondern auch das Selbstgefühl und das Identitätsgefühl zusammenzubrechen drohen.“²⁸⁵ Ein derartiges Abrutschen des Einzelnen in eine negative Identität sieht Erikson in ähnlicher Form vor, wobei er ihren kompensatorischen Charakter besonders herausstreicht; das betroffene Individuum sieht sich nicht in der Lage, auf eine produktive Weise mit seinem Umfeld zu interagieren und gibt die Hoffnung, zu einer produktiven Umgangsform zu gelangen, auf. „Die Geschichte solch einer negativen Wahl enthüllt eine Reihe von Bedingungen, angesichts deren es für den Patienten leichter ist, aus einer totalen Identifizierung mit dem, was man am wenigsten von ihm erwartet, ein Identitätsgefühl zu gewinnen, als um ein Gefühl der Realität in gebilligten Rollen zu kämpfen, die mit seinen inneren Mitteln nicht erreichbar sind.“²⁸⁶ Sowohl Fromm als auch Erikson gehen von einem Konzept personaler Identität aus, dessen existenzielle Relevanz für den Einzelnen einem fundamental-menschlichen Grundbedürfnis gleichkommt; ein Mensch, der sein Identitätsgefühl nicht bilden oder ausreichend stabil aufrechterhalten kann, gilt für beide Autoren als ein leidender. Dabei muss die Lebenssituation, in welcher der Betroffene steht, als ausschlaggebender Faktor gelten; Erikson und Fromm sehen beiderseits das Zusammenspiel mit der Umgebung, die gegenüber Kindern primär von deren unmittelbaren Bezugspersonen determiniert wird, als kritischen Faktor. Als Negativbeispiel für die Qualität der Interaktion in einer Familie skizziert Fromm eine Atmosphäre, welche von der Angst vor möglicher Bestrafung eingenommen wird. In einer solchen Konstellation kann die ängstliche Erwartungshaltung für das Kind „zu einem beherrschenden Motiv in seinem Leben werden, sein Integritätsgefühl kann langsam zusammenbrechen, seine Selbstachtung kann abnehmen, und es kann sich so oft verraten fühlen, daß es sein Identitätsgefühl

²⁸³ Fromm (1980), Band 9, S. 74.

²⁸⁴ ebd.

²⁸⁵ Fromm (1980), Band 7, S. 172.

²⁸⁶ Erikson (1980), S. 181.

verliert und nicht mehr ‚es selbst‘ ist.“²⁸⁷ In diesem Zusammenhang geht Fromm von einer in die fundamentalen Lebensbedingungen des Einzelnen eingreifenden Beziehung zu dessen Umgebung aus, da dessen Identität zwingend vom Wohlwollen des Umfelds abhängt. Es ist dies eine Konstellation, die im Spätwerk Fromms einer noch pessimistischer gesehenen weicht, wie sich im weiteren Verlauf dieses Unterkapitels zeigen wird. Wenn die für den Heranwachsenden so bedeutsamen innerfamiliären Erwartungshaltungen mit der Zeit an Bedeutung verlieren, nimmt die Relevanz der sozialen Rollen und traditionellen Leitideen zu; ihr Einfluss prägt infolge die Qualität der personalen Identität des reifer werdenden Individuums. Der Begriff der Identität versucht, diese sich verändernden Bezugspunkte widerzuspiegeln und drückt bei Erikson „insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Zügen umfasst.“²⁸⁸ Diese Darstellung findet im Denken Fromms die Entsprechung, dass „das psychische Bedürfnis nach Identität sich nur [...] innerhalb des gesellschaftlich geförderten, erlaubten oder behinderten Menschseins [ausformen kann],“²⁸⁹ womit zwischen den beiden Ansätzen in dieser Hinsicht prinzipielle Übereinstimmung herrscht. Fromm sieht die Beziehung des Einzelnen zu dessen gesellschaftlichem Umfeld allerdings deutlich kritischer. Dies wird etwa dann sichtbar, wenn Fromm die Familie „als ‚psychologische Agentur‘ der Gesellschaft“ charakterisiert, die „dem heranwachsenden Menschen die Ängste [vermittelt], die auf Grund der Struktur der Gesellschaft für ein späteres Fortkommen und seine gesellschaftliche Tauglichkeit notwendig sind.“²⁹⁰ Aufgrund des sozialen Einflusses fielen die Eckdaten der personalen Identität Einzelner zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Menschheitsgeschichte zwangsläufig sehr verschieden aus, führt Fromm den Grundgedanken fort; eine tragende Rolle spiele dabei stets der „Grad, bis zu welchem der einzelne Mensch sich seiner als eines separaten Selbst bewußt ist.“²⁹¹ Fromm zeichnet in diesem Kontext ein von starkem Fortschrittsdenken getragenes Bild und gibt an, dass während ein Angehöriger eines primitiven Stammes sich lediglich mit der Gruppe identifiziere und seine Eigenständigkeit noch nicht begreifen könne, die Identität des Einzelnen in der mittelalterlichen Welt bereits von einer bestimmten „sozialen Rolle innerhalb der feudalen Hierarchie“²⁹² eingenommen werde. Mit dem Zusammenbruch des Feudalsystems sei das damit korrespondierende Identitätsgefühl seinerseits ins Wanken geraten, die Frage nach der eigenen Identität sei ab

²⁸⁷ Fromm (1980), Band 7, S. 270.

²⁸⁸ Erikson (1973), S. 124.

²⁸⁹ Wehr (1990), S. 36.

²⁹⁰ Fromm (1980), Band 1, S. 136.

²⁹¹ Fromm (1980), Band 9, S. 336.

²⁹² ebd.

diesem Zeitpunkt zunehmend problematisiert worden. Das Identitätserleben könne sich folglich „auf primäre Bindungen an Natur und Sippe, auf die Anpassung an eine Gruppe oder andererseits auf die volle, kreative Entwicklung der Persönlichkeit gründen,“ der Mensch könne jedoch „nur im letzteren Fall zu innerer Stärke und Freude gelangen.“²⁹³ Fromm geht somit einerseits von einer zunehmenden Individualisierung und Differenzierung der individuellen Identitätskonstruktionen im Laufe der Menschheitsgeschichte aus, hält es aber andererseits nicht für eine zwingende Folge, dass jeder heute lebende Mensch auch eine von möglichst hoher Eigenständigkeit gekennzeichnete Identität anstrebt. Vielmehr sieht er den Einzelnen eher Gefahr laufen, allzu umfassende Anpassungsleistungen zu erbringen und zu sehr in der selbst gewählten gesellschaftlichen Rolle aufzugehen. Der Konformität allzu viel Raum zu geben, sei, meint Fromm, vor allem für Individuen verlockend, die sich in einer Position der Machtlosigkeit und Einsamkeit sähen; ein solcher Mensch besitze „kaum ein Gefühl der Integrität oder der Identität mit sich selbst. Konformität erscheint ihm als die einzige Möglichkeit, eine unerträgliche Angst zu vermeiden.“²⁹⁴ Der hier bereits in seinen Ansätzen postulierte schroffe Gegensatz zwischen einer auf der Individualität des Einzelnen beruhenden und einer ausschließlich von der Gesellschaft determinierten Identität wird seitens Fromms mitunter etwas plakativ dargestellt, zumal er andernorts von einer nicht unproblematischen, aber dennoch grundsätzlich wechselseitigen Beziehung zwischen diesen beiden Instanzen ausgeht. An einer derartigen effektvollen aber eben auch ziemlich vordergründigen Stelle zeichnet Fromm das Bild eines Menschen, der eine Scheinidentität und damit ein Identitätsgefühl entwickelt, „das ihm nicht entspricht. Während das echte Identitätsgefühl darauf beruht, so zu sein, wie man als Mensch geboren wurde, beruht die Pseudo-Identität auf der Persönlichkeit, die uns die Gesellschaft aufzwingt.“²⁹⁵ Die Scheinidentität sei ständig auf Bestätigung angewiesen, um das ihr zugrunde liegende Missverhältnis zu kompensieren, was bei der echten, mit der authentischen Persönlichkeitsstruktur des Betroffenen übereinstimmenden Identität nicht nötig sei, führt Fromm weiter aus, womit er gegenüber anderen eigenen Darstellungen eine gewisse Zuspitzung erzeugt und sich ein Stück weit vom Identitätsbegriff Eriksons entfernt, da dieser – im Einklang mit weniger pessimistischen Ausführungen Fromms – persönliche Eigenständigkeit stets als etwas in Angewiesenheit auf andere Entstandenes führt. Bei Fromm scheint die Eigenständigkeit des Einzelnen mitunter eine innertheoretische Eigendynamik zu bekommen, die zu einer gesamtkontextuellen Überbewertung führt; es handelt sich

²⁹³ ebd., S. 340.

²⁹⁴ Fromm (1980), Band 4, S. 289.

²⁹⁵ Fromm (1980), Band 8, S. 310.

hierbei um einen Umstand, auf den wir aufgrund der resultierenden theoretischen Differenzen zum Ansatz Eriksons noch zurückkommen werden. Dennoch gewahrt und ein Moment der Übereinstimmung mit Erikson bleibt der Punkt Fromms, ein Übermaß an Konformität als für die Bildung einer in sich ruhenden personalen Identität wenig hilfreich zu erachten. Zur Erfahrung einer ganzheitlichen, qualitativ differenzierten Identität halten es beide Autoren für nötig, dass das Individuum in sich zahlreiche, durchaus auch divergierende Teilaspekte der eigenen Persönlichkeit als spezifisch ihm zugehörig erfasst. Bei Erikson dient dementsprechend eine „fortschreitende Wechselseitigkeit zwischen vielfältigen Funktionen und Teilen innerhalb eines Ganzen, dessen Begrenzungen offen und fließend sind“²⁹⁶ als wesentliche Grundlage für ein gesundes Identitätsgefühl, das unter den Bedingungen auf gesellschaftliche Konformität abzielender Gleichrichtung nicht zustande käme. Ebenfalls unter Zurückweisung allzu gängiger Verhaltensmuster sind es für Fromm die teils skurrilen und durchaus auch unangepassten Eigenschaften, welche die individuelle Identität des Einzelnen zu einer reichhaltigen machen, gleichgültig, ob diese Charakteristika für sich genommen nun als positiv oder negativ zu bewerten wären. Ein Mensch, der „weder große Tugenden, noch [...] große Laster“ habe, sei wie „eine Münze, die beim Umlauf die Prägung verloren hat“ befindet Fromm daher; einem solchen Menschen lasse sich folglich auch keine Identität zuschreiben.²⁹⁷ Diese Gleichbehandlung positiver und negativer Persönlichkeitsmerkmale ist jedoch nur eine punktuelle. Im Umgang gerade mit persönlichen Schattenseiten sieht es Fromm sehr wohl als wesentlich an, diese nicht zum Schaden anderer auszuleben; eher solle der Einzelne prinzipiellen „Geschmack daran zu finden, das Gute und Rechte zu tun, und ein Gefühl dafür zu entwickeln, daß es einem wohltut. Ich meine damit [...] das Gefühl einer gesteigerten Lebendigkeit, mit der die eigenen Kräfte und das eigene Identitätserleben bestärkt wird.“²⁹⁸ Eine derartige Nähe des Identitätsbegriffs zu moralischen Ansichten seitens des Autors ist bei Erikson in dieser Deutlichkeit nicht anzutreffen; zwar berührt Erikson gelegentlich „Wertfragen, sowie Fragen des Taktes und der Toleranz,“²⁹⁹ wie etwa diejenige, ob sich Thomas Jefferson hinsichtlich seines ihm nachgesagten Liebesverhältnisses zu einer jungen Haussklavin eigentlich korrekt verhalten habe.³⁰⁰ Auch nennt er in „Einsicht und Verantwortung“ einige zentrale menschliche Qualitäten wie etwa Zielstrebigkeit, Tüchtigkeit, Treue, Liebe, Fürsorge und Weisheit, die er als Tugenden bezeichnet und deren sichtliche Zunahme in den Handlungen

²⁹⁶ Erikson (1980), S. 80.

²⁹⁷ Fromm (1980), Band 4, S. 329.

²⁹⁸ Fromm (1980), Band 9, S. 153.

²⁹⁹ Erikson (1975a), S. 65.

³⁰⁰ ebd., S. 64ff.

eines Patienten, wie Erikson meint, von einer Besserung des Wesens des Betroffenen zeugen;³⁰¹ diese Tugenden schlugen sich in Bestrebungen nieder, „die irgendwie richtig sind, sei es nun in der Liebe oder in der Arbeit, im häuslichen Leben, in der Freundschaft oder als Staatsbürger.“³⁰² Dennoch möchte sich Erikson nicht in der Position sehen, moralisch korrektes Verhalten einzufordern; ebenso wenig ist es seine Absicht, die genannten Tugenden als Allheilmittel menschlicher Verhaltensabweichungen hinzustellen, da er es für offensichtlich erachtet, „daß der Mensch [...] moralische und religiöse Überbauten auf den vitalen Grundtugenden errichtet hat, die uns nicht nur durch ihre gelegentliche Fähigkeit beeindrucken, den Menschen zu erheben, sondern auch, weil sie so häufig seinen totalen Absturz verursachen.“³⁰³ Die Eindeutigkeit, mit der Fromm moralisch einwandfreies Verhalten einfordert, weicht bei Erikson aufgrund historisch begründeter Vorbehalte einer Ambivalenz der Darstellung, welche eher problematisierenden als einfordernden Charakter annimmt und letztlich lediglich klären möchte, anhand welcher Stärke „der Mensch jene beseelte oder belebte Qualität [erwirbt], ohne die seine Moral zum bloßen Moralismus wird und seine Ethik zu schwächlichem Bravsein.“³⁰⁴ Die den Ausführungen Fromms ebenfalls innewohnende Vorstellung, die Erfahrung personaler Identität sei an eine Zunahme authentischer Eigenaktivität gekoppelt, verkörpert hingegen ein echtes gemeinsames Moment in den Theoriegebäuden Fromms und Eriksons. So gibt Erikson an, Identität sei „dort am gesichertsten, wo sie in Aktivität begründet ist,“³⁰⁵ was auch der Grund dafür sei, weshalb man, wenn man einen neuen Menschen kennen lerne, sich meist umgehend danach erkundige, welchen Tätigkeiten dieser nachgehe. Als ausschlaggebend für den Umgang des Einzelnen mit seinem Eigenaktivitätspotential nennt Erikson die menschliche Entwicklungsphase des „Spielalters“, welches sich noch vor dem Eintritt ins Schulwesen ereignet und als Kernkonflikt die Problematik „Initiative gegen Schuldgefühl“ in sich trägt.³⁰⁶ Die Korrespondenz einer ungehinderten Eigenaktivität zu positiven, im Rahmen des kindlichen Spiels gemachten Lebenserfahrungen ist auch für Fromm gegeben; in Bezugnahme auf Karl Groos bezeichnet Fromm „die Freude daran, etwas zu bewirken“ als ein „wesentliches Motiv beim kindlichen Spiel.“³⁰⁷ Sich als Urheber objektiv wahrnehmbarer Handlungen sehen zu können, erzeuge das Gefühl, „daß man nicht schwach und hilflos ist, sondern daß man ein lebendiges, funktionierendes Wesen ist. [...] Letzten En-

³⁰¹ Erikson (1966), S. 103.

³⁰² ebd., S. 100.

³⁰³ ebd., S. 130.

³⁰⁴ ebd., S. 101.

³⁰⁵ Erikson (1975a), S. 119.

³⁰⁶ Erikson (1988), S. 101ff.

³⁰⁷ Fromm (1980), Band 7, S. 212.

des beweist es, daß wir sind. Man kann dieses Prinzip auch so ausdrücken: Ich bin, weil ich etwas bewirke.“³⁰⁸ Erlebte sich ein Mensch jedoch als völlig passiv, „so würde er seinen eigenen Willen, seine Identität nicht empfinden.“³⁰⁹ Es ist dies ein weiterer Kontext, innerhalb dessen Fromm den Identitätsbegriff weitgehend in Entsprechung zu dem von Erikson geprägten Begriffsverständnis gebraucht, da es auf der Selbstbezüglichkeit des Einzelnen gegründete personale Identität ist, welche die intendierte Wortbedeutung stellt; auch hinsichtlich der näheren Spezifizierung dieser begrifflichen Verwendungsform sind die Überschneidungen – wie das bisher Dargelegte zeigt – durchaus zahlreich. Bevor wir uns aber im Folgenden den Differenzen zwischen den Konzeptionen personaler Identität seitens Fromms und Eriksons zuwenden, muss betont werden, dass sich die beiden Autoren hinsichtlich der prinzipiellen Bedeutung personaler Identität für den einzelnen Menschen einig sind. Erikson sieht ein festes Identitätsgefühl als notwendige Basis für jegliche Individualisierung und Reifung des Einzelnen,³¹⁰ Fromm seinerseits hält fest, die Frage des Identitätserlebens sei kein „rein philosophisches Problem oder ein Problem, das nur unseren Geist und unser Denken betrifft. Das Bedürfnis nach einem gefühlsmäßigen Erleben von Identität entstammt den Bedingungen der menschlichen Existenz selbst und ist der Ursprung unseres intensivsten Strebens.“³¹¹ Für beide Autoren nimmt die personale Identität eines Menschen dementsprechend eine existenzielle Dimension an, die in allen Lebensbereichen ihren Niederschlag finden muss.

Trotz der nun umrissenen recht umfassenden Überschneidungen zwischen den Auffassungen Fromms und Eriksons hinsichtlich ihrer jeweiligen Konzeption personaler Identität sind die diesbezüglichen Differenzen nicht zu vernachlässigen. Tatsächlich tragen mehrere Faktoren dazu bei, dass die Identitätsbegriffe der beiden Autoren nicht als gegenseitig austauschbar gelten können. Eine Ursache hierfür ist der Umstand, dass Fromm mehrfach abwechselnd von einem „Identitätsgefühl“ und einem „Selbstgefühl“ spricht, wobei er diese Begriffe als gleichwertig führt und dementsprechend unter denselben Bedeutungskonstellationen einsetzt. Dies macht eine saubere Trennung der beiden Begriffe schwierig und bewirkt, dass die theoretischen Bereiche des Fromm’schen Werks, in denen der Begriff des Selbst eingesetzt wird, in den Identitätsbegriff Fromms wenigstens lose hineinragen. So gibt Fromm etwa an, jeder Mensch brauche „unbedingt ein Gefühl seiner selbst, ein Identitätsgefühl,“ um dem hinzuzufügen, „wir würden wahnsinnig, wenn wir nicht dieses ‚Selbst‘-Gefühl hät-

³⁰⁸ ebd.

³⁰⁹ ebd.

³¹⁰ Erikson (1980), S. 88.

³¹¹ Fromm (1980), Band 4, S. 48.

ten.³¹² Noch deutlicher wird die Parallelisierung dieser Begriffe dann, wenn Fromm festhält, der Einzelne müsse unbedingt über „ein Selbst, einen Kern, ein Identitätserleben“³¹³ verfügen, und die Interdependenz dieser Instanzen anhand der Bemerkung, „wo kein echtes Selbst existiert, kann es auch keine Identität geben,“³¹⁴ unterstreicht. Ein klares Distinktionsmerkmal, demzufolge dem Identitätsbegriff oder dem Begriff des Selbst ein inhaltlicher Zusatzaspekt zukäme, nennt Fromm nicht. Die Idee, dass dem gesunden Menschen ein individueller, im Alltag erfahrbarer und auf authentischer Lebensführung beruhender Wesenskern zukomme, ist einer der roten Fäden in Fromms Werk und findet in „Die Kunst des Liebens“ insofern Behandlung, als Fromm dort seinen Begriff des Selbst dahingehend definiert, dass er angibt, man sei sich als Mensch im Allgemeinen „der Existenz eines Selbst, eines Kerns unserer Persönlichkeit bewußt, der unveränderlich ist und unser ganzes Leben lang fortbesteht, wenn sich auch die äußeren Umstände ändern mögen und wenn auch in unseren Meinungen und Gefühlen gewisse Änderungen eintreten.“³¹⁵ Wieder ergänzt Fromm die Beschreibung dadurch, dass er den Identitätsbegriff ins Spiel bringt und die Erfahrung personaler Identität mit dem Bewusstsein, ein Selbst beziehungsweise einen Persönlichkeitskern zu besitzen, in Verbindung bringt: „Dieser Kern ist die Realität hinter dem Wort ‚Ich‘, auf der unsere Überzeugung von unserer Identität ruht.“³¹⁶ Eine eindeutige Relation, wie etwa die einer konditionalen oder einer zeitlichen Abfolge, gemäß welcher beispielsweise zunächst die Erfahrung des eigenen Selbst, dann diejenige personaler Identität käme, lässt Fromm vermissen. Zwar erzeugen einige Textstellen punktuell den Eindruck, das Selbstgefühl orientiere sich stärker an den biologisch-genetischen Grundlagen des Menschen und sei damit als vorrangig zu betrachten, was sich unter anderem dann zeigt, wenn Fromm meint, „wenn wir nicht an die Beständigkeit unseres Selbst glauben, gerät unser Identitätsgefühl in Gefahr, und wir werden von anderen Menschen abhängig, deren Zustimmung dann zur Grundlage unseres Identitätsgefühls wird.“³¹⁷ Dann aber stellt Fromm den Begriff des Selbstgefühls wiederum in Kontexte, innerhalb derer er andernorts durchgehend von „Identitätsgefühl“ spricht. Abseits der Illustration dieser begrifflichen Unschärfe weist die zuletzt angeführte, dem Werk Fromms entnommene Stelle bereits in die Richtung der zweiten Quelle lokalisierbarer Differenzen zwischen Fromms und Eriksons Verständnisweisen personaler Identität. Diese besteht darin, dass Fromm im Umgang des Einzelnen mit dessen sozialem Umfeld andersartige Problembereiche

³¹² Fromm (1980), Band 9, S. 404.

³¹³ Fromm (1980), Band 2, S. 375.

³¹⁴ ebd.

³¹⁵ Fromm (1980), Band 9, S. 512.

³¹⁶ ebd.

³¹⁷ ebd.

verortet als dies bei Erikson der Fall ist und dem Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf das Individuum deutlich kritischer gegenübersteht als dieser. Wo Erikson von einem Prinzip wechselseitiger Regulation und einer unterstützenden Vorbildfunktion von Eltern und Gesellschaft gegenüber dem Heranwachsenden ausgeht,³¹⁸ ist es viel eher die Eigenständigkeit des Einzelnen gerade in Abgrenzung gegenüber gesellschaftlichen Erwartungshaltungen und Rollenangeboten, die besonders in den späten Darstellungen Fromms für die authentische Erfahrung des eigenen Persönlichkeitskerns ausschlaggebend ist. In seiner 1959 veröffentlichten Schrift „Der kreative Mensch“ konstatiert Fromm, manche psychoanalytischen Autoren seien der Auffassung, das Selbstgefühl „sei nur das Spiegelbild der gesellschaftlichen Rolle, die dem Betreffenden zugeteilt werde, es sei nur die Reaktion auf die Erwartungen, welche die anderen in ihn setzen.“³¹⁹ Tatsächlich, fährt Fromm fort, komme das Selbstgefühl empirisch häufig auf diese Weise zustande, nichtsdestoweniger aber handle es sich dabei „um ein pathologisches Phänomen, das eine tiefe Unsicherheit und Angst und das zwanghafte Bedürfnis nach Konformität zur Folge hat;“³²⁰ diese Angst und dieser Zwang seien nur dann überwindbar, wenn sich der Einzelne als schöpferischer Urheber seiner eigenen Taten erlebe. An anderer Stelle nimmt Fromm direkt auf Erikson und dessen Identitätsbegriff Bezug, wobei er anstelle des oben verwendeten „Selbstgefühls“ vom „Identitätsgefühl“ eines Individuums spricht und den seines Erachtens existenten polaren Gegensatz zwischen einer als authentisch postulierten, am Individuum selbst ausgerichteten und einer gesellschaftlich determinierten Scheinidentität skizziert. Erikson und er verstünden und dem Begriff der Identität nur teilweise etwas Ähnliches, gibt Fromm an; wenn Erikson den Identitätsbegriff so einsetze, „als ob die Kongruenz von gesellschaftlicher Rolle und subjektiver Erfahrung des Selbst gemeint sei,“³²¹ gingen ihre Positionen auseinander. „Wenn man den Begriff so versteht, vermeidet man die Auseinandersetzung darüber, ob die Gesellschaft die Entwicklung des individuellen Selbst fördert oder hemmt oder ob sie eine Pseudo-Identität anstelle des ursprünglichen Selbst anbietet.“³²² Tatsächlich geht Erikson sehr wohl darauf ein, dass die sozialen Lebensbedingungen dem Einzelnen die Bildung einer personalen Identität sowohl erschweren als auch erleichtern können; keineswegs entlässt er die Gesellschaft aus der Pflicht, insbesondere Jugendlichen das solide Fundament eines verlässlichen Bezugssystems zur Verfügung zu stellen. Gerade ein Heranwachsender, meint Erikson, sei sich der Problematik, „ob

³¹⁸ vgl. Erikson (1982), S. 17.

³¹⁹ Fromm (1980), Band 9, S. 404.

³²⁰ ebd.

³²¹ Fromm (1980), Band 3, S. 259 [Fußnote].

³²² ebd.

das tradierte Gesellschaftssystem stark genug ist, den Prozess der Identitätsbildung³²³ zu ermöglichen, sehr bewusst. Die Gemeinschaft, in welcher ein Mensch lebe, sei daher für die sozialen Aspekte seiner personaler Identität verantwortlich. Die positive Entwicklung des Einzelnen hänge von Faktoren wie etwa „den formalen Weisen [ab], in denen die Gesellschaft als Ganzes den Übergang vom sozialen Spiel zum Werk-Experimentieren, von vorübergehenden Ritualen zu endgültigen Bindungen und Verpflichtungen anregt, was alles auf einem stillschweigenden Vertrag zwischen dem Individuum und der Gesellschaft begründet sein muß.“³²⁴ Diesen Pakt sieht Erikson jedoch nicht zum jedem historischen Zeitpunkt als erfüllt an; „manche Epochen stellen sich als Identitäts-Vakuum dar,³²⁵ da Veränderungen im kollektiven Weltbild, ein Verfall althergebrachter Ideologien oder spirituelle Sinnentleertheit durchaus problematische Konstellationen begründen können, wobei diese aber in Folge auch „eine einmalige Chance der kollektiven Erneuerung“³²⁶ bieten und damit neue Möglichkeiten für andersartige Identifikationsmuster schaffen. Einen weiteren Problembereich hinsichtlich der Beziehung des Einzelnen zu seiner Umgebung macht Erikson darin fest, dass er „Identifikationen und Identitätsfragmente, die der Einzelne unterdrücken mußte, weil er sie [...] für unzumutbar hielt,³²⁷ vorsieht, was letztlich eine Einschränkung des Einzelnen darstellt und die von Fromm vorgesehene „hemmende“ Wirkung auf diesen ausübt. Als evident anzusehen ist hingegen Fromms Einschätzung, Eriksons Identitätskonzeption zeichne sich dadurch aus, keine gesellschaftlich verursachte Scheinidentität vorzusehen; eine solche, einer etwaigen organischen Identitätsbildung diametral entgegengesetzte Position nimmt im Denken Eriksons selbst als theoretisches Konstrukt keinerlei Raum ein, da Widersprüche hinsichtlich der angenommenen Interdependenz zwischen dem Einzelnen und seiner Umgebung die Folge wären. Insgesamt ist der menschliche Anpassungsprozess an die Gesellschaft bei Fromm mit einer deutlich negativeren Konnotation versehen; der Einzelne sieht sich bei Fromm häufig dem Zwang ausgesetzt, zuungunsten der erblich bedingten „Grundstruktur seiner Persönlichkeit“ ein Persönlichkeitsmuster anzunehmen, das seitens seines Umfelds „für gesellschaftlich wünschenswert oder besonders vorteilhaft“ gehalten wird.³²⁸ In „Wege aus einer kranken Gesellschaft“ tritt Fromms diesbezügliche pessimistische Einstellung unter anderem in der Annahme zutage, „daß nur ein in der Erfahrung der eigenen Kräfte gegründetes Identitätserleben den Menschen stark macht, während alle Formen des Identitätsgefühls, die auf der Gruppe basie-

³²³ Erikson (1982), S. 17.

³²⁴ Erikson (1980), S. 169.

³²⁵ Erikson (1982), S. 19.

³²⁶ ebd.

³²⁷ Erikson (1982), S. 18.

³²⁸ Fromm (1980), Band 3, S. 258.

ren, den Menschen abhängig und daher schwach bleiben lassen.“³²⁹ Wenn somit Fromm davon ausgeht, dass „ein maximales Wohlbefinden nur zu erreichen ist, wenn der Betreffende das wird, was er potentiell ist,“³³⁰ stimmt zwar das von Fromm angenommene Entwicklungsziel personaler Identität mit demjenigen Eriksons überein,³³¹ die Ausgangsgrundlage und der Weg, den das Individuum zur Erreichung desselben zu gehen hat, sind in den Theoriegebäuden der beiden Autoren jedoch von sehr unterschiedlich angelegten Konflikten geprägt, mit deren Lösung der Einzelne bei Fromm auf sich allein gestellt ist, während Erikson auch dem sozialen Umfeld Verantwortung zuschreibt und von grundsätzlichem gegenseitigem Wohlwollen ausgeht. Der Umstand, dass Erikson „den Menschen als ein ständig in soziale Vorgänge und politische Konflikte einbezogenes Wesen“³³² begreift und die Annahme einer prinzipiellen Gegnerschaft von Individuum und sozialer Realität für deplaziert hält, konstituiert die wohl bedeutendste Differenz zwischen seinem Identitätsbegriff und demjenigen Fromms. Es ist dies eine Abweichung, mit welcher sich Erikson etwa dann auseinandersetzt, wenn er festhält, es sei zwar historisch bedeutsam gewesen, „gewisse wesentliche Antagonismen zwischen den Interessen des Individuums und den der Gesellschaft in Begriffe zu fassen. Aber die implizite Schlußfolgerung, daß das Ego eines Individuums ohne eine oder gegen eine spezifisch menschliche Umwelt, und das heißt soziale Organisation, leben könnte, ist sinnlos.“³³³ Die nun umrissenen Unterschiede hinsichtlich Fromms und Eriksons Verwendungsformen des Identitätsbegriffs sollen allerdings nicht vergessen machen, dass sie beide den zentralen Punkt der für den Einzelnen existenziellen Bedeutung personaler Identität beinhalten, welcher auf der authentischen Selbstbezüglichkeit des Einzelnen fußt und als unerlässlicher Eckstein persönlicher Lebenserfahrung fungiert.

³²⁹ Fromm (1980), Band 4, S. 52.

³³⁰ ebd.

³³¹ vgl. Erikson (1980), S. 163.

³³² Conzen (1996), S. 84.

³³³ Erikson (1980), S. 231.

2 Biographische Entwicklung nach Erik H. Erikson

Während das Denken und der theoretische Ansatz Eriksons im ersten Kapitel dieser Arbeit in Abgrenzung zu und im Vergleich mit anderen bedeutenden psychoanalytischen Autoren charakterisiert wurde, soll dieses zweite die Überlegungen Eriksons explizit und detaillierter veranschaulichen; war es Aufgabe des ersten Kapitels, den Leser mit Eriksons Identitätsbegriff vertraut zu machen, so soll nun sein Entwicklungsmodell umrissen werden. Sowohl Eriksons Identitätskonzeption als auch sein Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung werden uns später als Ausgangs- und Referenzpunkte dienen. Ganz ohne Gegenüberstellung wird freilich auch dieses Kapitel nicht auskommen können, da Denksysteme gerade in Bezugnahme auf eine adäquate Vergleichsinstanz ihre Angel- und Brennpunkte mit besonderer Deutlichkeit entfalten; wenn im vorliegenden Fall zudem eine klare ideologische und methodologische Erbschaft vorliegt, namentlich diejenige Eriksons von Freud, ist eine Analyse der daraus hervorgehenden Dependenz speziell nahe liegend. Daher werden wir zunächst die Bezugnahme Eriksons auf Freud behandeln, wobei weniger die Freud'sche Lehre als solche dargestellt werden soll als vielmehr die Betrachtungsweise derselben durch Erikson und die von ihm vorgenommenen innertheoretischen Gewichtungen. Eriksons Bewertung der historischen und ideengeschichtlichen Relevanz der Tiefenpsychologie wird hier ebenso Erwähnung finden, wie wir die seitens Eriksons diagnostizierten Mängel und Unvollständigkeiten berühren werden. Zudem wollen wir das Bild, welches Erikson in seinem Werk von Freud zeichnet, aufarbeiten, was uns einerseits aufgrund gewisser biographischen Eckdaten Eriksons nötig erscheint, gehört dieser doch derjenigen frühen Generation an Psychoanalytikern an, die mit Freud noch persönlich interagierte; andererseits halten wir dieses Vorgehen gerade auch vor dem Hintergrund Eriksons eigener psychohistorischer Arbeiten für indiziert. Einige der Erweiterungen und Modifikationen, die Erikson an der von ihm vorgefundenen psychoanalytischen Theorie vornimmt, beziehen sich mehr oder weniger direkt auf das durch Freud errichtete Grundgerüst; so ordnet Erikson Teile seines Stufenmodells der Persönlichkeitsentwicklung den von Freud konzipierten psychosexuellen Phasen zu. Eriksons Stufenmodell nimmt nicht nur im Werk seines Urhebers, sondern auch im Kontext dieser Arbeit eine zentrale Stellung ein. Einerseits lassen sich anhand dieses Modells die Erikson'schen Begriffe der Identität und der Krise einführen; andererseits erscheint das Individuum, dessen „Lebenszyklus“ nach

den Gesichtspunkten des Stufenmodells aufgefächert zutage tritt, als eines, das sich auf einem Weg zu persönlicher Ganzheit und Integrität befindet. Es ist dies eine Zielsetzung, die seitens des Individuums zwar situativ als erreicht erfahren wird, sich aber dennoch nicht durch Permanenz auszeichnet; denn selbst unter den Voraussetzungen einer einigermaßen stabilen personalen Identität vermag eine akute Krisensituation die Infragestellung der Identitätsgrundlagen zu bewirken, ehe der betroffene Mensch aus dem bewältigten Krisenszenario wieder gestärkt hervorgeht. Das Entwicklungsziel des Einzelnen, als einzigartiges Individuum, dem eine persönliche Bestimmung zukommt, seitens seines Umfelds bestätigt zu werden, sowie der damit verbundene Wunsch nach einem von Authentizität gekennzeichneten Selbstbild bleiben im Denken Eriksons aber ungeachtet dessen zu jedem Zeitpunkt legitime Erwartungen. Diese Annahme wird uns auch im weiteren Verlauf dieser Arbeit ein wichtiger Bezugspunkt sein, da sie einer spezifischen Wahrnehmungsweise zugeordnet werden kann, welche das Postulat mit einschließt, einem Identitätsträger habe trotz seiner gattungsspezifischen Bestimmtheit ein Mindestausmaß an individueller Einzigartigkeit zuzukommen. Dieses „Wahrnehmungsraster“ wird uns im dritten Kapitel näher beschäftigen. Ferner werden wir zu einem späteren Zeitpunkt zu zeigen haben, dass sich eine derartige, das Denken strukturierende Wahrnehmungsweise sowohl auf den einzelnen Menschen und seine Biographie als auch auf gewisse Marken- und Traditionsprodukte anwenden lässt, sofern diese anhand ihrer Produktbeschreibungen behaupten, unter ihren Eigenschaften befänden sich bedeutende Aspekte, die über den bloßen Nutzwert hinausgingen und von entstehungsgeschichtlich begründeter Unverkennbarkeit zeugten. Zunächst aber werden Eriksons Identitätsbegriff und seine Konzeption für die menschliche Persönlichkeitsentwicklung unabdingbarer Krisensituationen nähere Betrachtung finden; dabei wird festzustellen sein, dass zwischen der Instanzen der Identität und der Krise eine innertheoretische wechselseitige Abhängigkeit besteht. Denn genauso wie Eriksons zufolge eine gefestigte Identität nur dann erwächst, wenn der jeweilige Mensch diverse entwicklungspezifische Krisen erfolgreich durchläuft, so nimmt auch eine Krise im Denken Eriksons stets die Form einer biographischen Station an, die in einen größeren Kontext eingebettet ist und letztlich den Identitätsbildungsprozess weiter vorantreibt.

2.1 Eriksons Bezugnahme auf das Fundament Freuds

Auch wenn sich zentrale Konzepte Eriksons wie diejenigen der Identität und der Identitätskrise bei Freud nicht finden, sind doch die Anleihen, die Erikson von der Freud'schen

Lehre bezieht, überaus groß; es geschieht nicht ohne Grund, wenn sich Erikson selbst als „Freudianer“ bezeichnet.¹ Es handelt sich hierbei um eine Selbstzuschreibung, welche für ihren Inhaber nicht allein auf inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen der eigenen Theorie und derjenigen des Gründervaters der Psychoanalyse beruht, sondern auch auf biographischer Ebene evident ist. Erikson gibt bei der Beschreibung seines Weges zur Psychoanalyse nicht ohne Selbstironie an, dass er, bevor er von seinem Freund Peter Blos eine Einladung nach Wien zur Mitarbeit an einer Privatschule erhalten habe,² sich als ein sich auf Wanderschaft befindender, vom Geld der Eltern lebender Künstler verstanden hätte, „was manchmal heißt, daß man Talent hat, aber nicht weiß, wozu.“³ Ob der späte Erikson den in seiner Jugend angefertigten Holzschnitten und freihändig gefertigten Zeichnungen tatsächlich größere Begabung zuerkennt, geht aus den autobiographischen Passagen seines Werks nicht klar hervor; mit fünfundsechzig bezeichnet sich Erikson zwar dezidiert als Künstler, der zur Psychoanalyse gefunden habe,⁴ der Erikson-Biograph Lawrence Friedman geht aber davon aus, Erikson habe die Grenzen seines künstlerischen Potenzials im Alter von einundzwanzig Jahren klar genug gesehen, um abschätzen zu können, dass er die für die seinerseits eigentlich intendierten Ergebnisse benötigten Techniken nicht zu erlernen imstande sein würde, weshalb er begonnen habe zu schreiben.⁵ Über die Praktikabilität der aus der künstlerischen Betätigung hervorgehenden Kompetenzen für seine spätere Tätigkeit als Analytiker schweigt Erikson ebenfalls weitgehend. Nur einmal erwähnt er, das freihändige Skizzieren könne „eine wichtige Übung im Festhalten von Eindrücken sein.“⁶ Es erscheint jedoch als durchaus denkbar, dass sich die Vertrautheit mit den spielerischen Aspekten der künstlerischen Tätigkeit als für die spätere Arbeit mit Kindern und Jugendlichen durchaus hilfreich erweist, wie auch, dass die beim ästhetischen Schaffensprozess anzutreffende „freischwebende Aufmerksamkeit“ einen zum Verständnis der Methodik der Psychoanalyse relevanten Erfahrungswert verkörpert. Jedenfalls erklärt Erikson, die Art und Weise, wie er sich Inhalten näherte, sei zeitlebens von einer Tendenz gekennzeichnet gewesen, in die „ästhetische Ordnung der Dinge verliebt zu sein,“⁷ und diese zuungunsten anderer Schwerpunktsetzungen zu bevorzugen. Zudem sei es die in den Ausführungen Freuds evidente Fähigkeit ihres Autors gewesen, die mit Erinnerungen und Träumen reich gefüllten Vorstellungswelten seiner Patienten tief nachempfinden zu können,

¹ Erikson (1966), S. 13.

² Erikson (1982), S. 28.

³ Erikson (1957a), S. 11.

⁴ vgl. Evans, R. (1967), S. 81.

⁵ vgl. Friedman (1999), S. 49.

⁶ Erikson (1982), S. 27.

⁷ ebd., S. 30.

die Eriksons Faszination an Freud ausgelöst habe.⁸ Eriksons Lehrtätigkeit an der Wiener Privatschule, deren Unterrichtspraxis nicht zuletzt aufgrund der starken Einbeziehung der Interessen der Schüler bei der Auswahl des Lehrstoffs aus dem Rahmen der Zeit fällt,⁹ ist diesem, gemäß der eigenen Darstellung, nicht nur Ausgangsbasis für seine spätere Arbeit mit Kindern, sondern verschafft ihm auch die Gelegenheit, Anna Freud kennen zu lernen. Diese habe ihn bei seiner Arbeit mit Kindern beobachtet und sei kurz darauf seine Lehranalytikerin geworden, hält Erikson fest; „Anna Freud war die Begründerin der Wiener Richtung der Kinderanalyse, und auch ich wurde zunächst als Kinder-Analytiker ausgebildet, wenngleich zu einer solchen Ausbildung auch die vom Lehranalytiker kontrollierte Behandlung von heranwachsenden und erwachsenen Patienten gehörte.“¹⁰ Über seine „wirklich erstaunliche Aufnahme in den Kreis der Freudianer“¹¹ habe er sich, führt Erikson fort, zum damaligen Zeitpunkt allerdings sehr gewundert, da er über keinerlei ärztliche Ausbildung verfügt habe und zudem in einer problematischen psychischen Verfassung gewesen sei; letztere habe erst im Verlauf seiner Zeit in Wien Besserung erfahren. Für den Großteil seiner Jugend muss sich Erikson in seiner Autobiographie Störungen attestieren, die „sich an der Grenze zwischen Neurose und Jugendpsychose“¹² befinden; zudem gesteht er ein, er habe als junger Mensch Arbeitsstörungen gehabt und sei kaum zu effektiver Arbeit fähig gewesen. Weiters sei seine damals noch junge persönliche Vergangenheit stets von einer Absage an die bürgerliche Gesellschaft und dem Wunsch, „anders zu sein“ getragen gewesen.¹³ Dass letztere Faktoren der anfänglichen Unkonventionalität des Wiener Psychoanalytischen Instituts durchaus entsprechen, dürfte allerdings zum Interesse des jungen Erikson an der korrespondierenden Lehre beigetragen; so streicht Erikson explizit heraus, es habe sich bei selbigen um „die Ausbildungsstätte einer privaten Gesellschaft“ gehandelt, „die keinerlei Verbindung mit den offiziellen akademischen Institutionen und Organisationen in Stadt und Land hatte und von diesen meist abgelehnt wurde.“¹⁴ Diese Einschätzung Eriksons findet in Anna Freuds Abhandlung der Problembereiche der Psychoanalyse insofern Bestätigung, als sie ebenfalls in aller Deutlichkeit von anfänglicher, tagtäglich anzutreffender „Mißachtung von seiten der Öffentlichkeit“ und „Mißtrauen und Verleumdung von seiten der Kollegen“ berichtet.¹⁵ Auch wenn es ihm selbst anfänglich

⁸ ebd., S. 29.

⁹ vgl. Conzen (1996), S. 19f.

¹⁰ Erikson (1982), S. 22.

¹¹ Erikson (1982), S. 28.

¹² ebd., S. 25.

¹³ ebd., S. 24ff.

¹⁴ ebd., S. 21.

¹⁵ Freud, A. (1972), S. 11.

nicht bewusst sein mag, passt Erikson somit „in vielem zu jenen frühen Vertretern der Psychoanalyse, die ähnlich improvisierten Lebensläufen gefolgt“¹⁶ und in ihrer historischen Pionierrolle als „gleichzeitig anstößig im sozialen Sinn, in schroffem Gegensatz zu den hergebrachten Konventionen und infolgedessen ohne finanziellen Rückhalt oder gesicherte Erwerbsmöglichkeiten“¹⁷ anzusehen sind. Er habe sich, schildert Erikson, unter Menschen wieder gefunden, „die einer, wie sie glauben, wahrhaft bewegenden Idee dienen,“¹⁸ sowie in einer Ausbildung, die in der Form kleiner, dafür aber umso intensiverer Seminare abgehalten worden und von einer Atmosphäre geprägt gewesen sei, „in der kein klinisches Detail zu gering und keine theoretische Einsicht zu hoch war, um nicht eine gründliche Darstellung und Erörterung zu verdienen.“¹⁹ Die Begegnungen mit dem seitens seiner Schüler sehr bewunderten Freud, diesem „Manne, der vor unseren Augen zum Mythos wurde“²⁰ seien allerdings spärlich gewesen, was vor allem an der großen Altersdifferenz und der Krebserkrankung Freuds gelegen habe. Freud sei zu Beginn der Ausbildung Eriksons Anfang siebzig gewesen; „vor Jahren hatte eine radikale Operation am Oberkiefer zwar ein Krebsleiden eingedämmt, doch die ‚höllische Prothese‘, die seinen Gaumen bedeckte, verursachte immer wieder Entzündungen und erneute Operationen.“²¹ Der Schüler vermutet daher wohl, das Sprechen bereite Freud Schmerzen, darüber hinaus gibt Erikson später an, Freud aus „Schüchternheit und konventionellem Respekt“²² nur selten angesprochen zu haben, wenn er den Siebzigjährigen bei „alltäglichen Vorkommnissen [...], mit Kindern und Hunden oder bei Ausflügen im Gebirge“²³ angetroffen oder beim Pilzesammeln auf dem Semmering beobachtet habe. Das Bild, welches Erikson von Freud zeichnet, ist somit insgesamt das eines durchaus agilen, mittlerweile jedoch zurückgezogen lebenden älteren Herrn; deutlich reichhaltiger als dieses ist jedoch dasjenige der Tochter Freuds, was nicht nur daran liegen dürfte, dass diese für den angehenden Analysanden zur Lehranalytikerin wird. Erikson gibt an, auch daher häufig mit Anna Freud interagiert zu haben, da diese als Repräsentantin der Lehre ihres Vaters fungiert habe und „eine Kombination aus Krankenschwester und Privatsekretärin, intellektueller Partnerin und Botschafterin zur alten Garde der psychoanalytischen Bewegung oder, bei seltenen

¹⁶ Conzen (1996), S. 22.

¹⁷ Freud, A. (1972), S. 12.

¹⁸ Erikson (1982), S. 33.

¹⁹ ebd., S. 33.

²⁰ Erikson (1966), S. 13.

²¹ Erikson (1982), S. 32.

²² ebd.

²³ Erikson (1966), S. 13.

Anlässen, zur Öffentlichkeit²⁴ gewesen sei. Sie sei es auch gewesen, die in ihm eine Motivationsbasis geschaffen habe, anstelle einer künstlerischer Tätigkeit künftig die eines Psychoanalytikers auszuüben; „als ich ihr wieder einmal auseinandersetzte, daß ich bei einem so intellektuellen Unternehmen wie der Psychoanalyse kein Betätigungsfeld für meine künstlerischen Neigungen sähe, sagte sie mit leiser Stimme: ‚Sie könnten den Menschen helfen, sehen zu lernen.‘“²⁵ Dieses Gebot, fährt Erikson fort, habe ab diesem Zeitpunkt all seine Versuche begleitet, aus den der psychoanalytischen Praxis entnommen Daten eine Wissenschaft zu machen, womit Erikson – trotz der seltenen Begegnungen mit dem Gründer der Psychoanalyse – wenigstens in diesem Punkt seine frühe Absicht offen legt, bei der eigenen Forschung exakt im Sinne Freuds ultimativer Zielsetzung vorzugehen.

Wenn sich im Werk Eriksons aufgrund der lediglich sporadischen tatsächlichen Begegnungen mit Freud nur wenige diesbezügliche Schilderungen lokalisieren lassen, so treffen wir dafür ungleich zahlreichere Darstellungen an, die dazu dienen können aufzuzeigen, wie Erikson die psychoanalytische Theorie insgesamt charakterisiert und welche ihrer Elemente er für besonders ausschlaggebend erachtet. Diese Schwerpunktsetzungen sind insofern von besonderer Relevanz, als sie einerseits die Lehre Freuds charakterisieren, wie sie auch andererseits als fundamentale Eckpfeiler des Erikson'schen Denkens anzusehen sind. Zunächst ist festzuhalten, dass Erikson die Psychoanalyse als unzweifelhaft genuine Schöpfung Freuds ansieht, die, wie er angibt, historisch so sehr an Freuds Person gebunden sei, dass sie „allem Anschein nach seinem Haupt vollgeboren entsprungen [war], wie die Athene dem Haupt des Zeus.“²⁶ Diese intrinsische Verwobenheit des psychoanalytischen Grundgedankens mit seinem Urheber bedeutet für Erikson folgerichtig, dass der wissenschaftliche Rahmen und das soziale Gefüge, die Freud zur Zeit der Jahrhundertwende als Ausgangsgrundlage dafür dienen, einen zunehmend eigenständigen Weg einzuschlagen, sich massiv auf seine Theoriebildung auswirken. So erscheint der junge Freud in der Darstellung Eriksons als wissbegieriger und ehrgeiziger junger Arzt, der, „bevor er der erste Psychoanalytiker wurde, ein leidenschaftlicher und gewissenhafter Forscher gewesen war“ und zunehmend die sich ihm bietende Möglichkeit ergreift, „die traditionellen Beobachtungsweisen der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Evolution auf die Funktionen der Psyche anzuwenden.“²⁷ Das neuartige Forschungsmaterial des jungen Freud habe, gibt Erikson an, in einer Schar meist weiblicher Patienten bestanden, die „in der landläufigen Meinung [...] oft als verwöhnte und eingebildete

²⁴ Erikson (1982), S. 32.

²⁵ ebd., S. 29.

²⁶ Erikson (1957a), S. 11.

²⁷ Erikson (1982), S. 36.

Kranke“ gegolten hätten und deren Störungen gemäß der herrschenden neuropathologischen Meinung als Folgeerscheinungen „erblicher degenerativer Hirnveränderungen“ angesehen worden seien.²⁸ Freud habe zwar ursprünglich ebenfalls gelernt, derartige Störungen „mit Massage und Elektrisierung der betroffenen Körperregionen zu behandeln und ihren Willen durch Hypnose und Suggestion zu beeinflussen.“²⁹ Mehr und mehr habe er aber vorangegangene seelische Konflikte als die wahren Krankheitsverursacher vermutet und entdeckt, dass „der Mensch grundsätzlich nicht viel von dem erinnert oder begreift, was in seiner Kindheit am bedeutsamsten war, und mehr noch, daß er es gar nicht erinnern und begreifen will.“³⁰ Trotz der sich wandelnden Theorie habe Freud weiterhin an einer Methode festgehalten, welche sich bei seiner früheren Forschertätigkeit als nützlich erwiesen habe, hält Erikson mehrfach fest. Freud habe „seine klinische Methode als eine Analogie zur sauberen und exakten Laborarbeit“³¹ aufgefasst, was sich nachhaltig auf die Grundlagen der Psychoanalyse ausgewirkt hätte. Sowohl für Freud selbst als auch für seine Nachfolger „war das Sprechzimmer nicht nur der Behandlungsraum des Heilkundigen, sondern auch das Labor des Psychologen. Für das so Beobachtete mußten eine Klassifikation, eine Terminologie und eine Methodologie gefunden werden.“³² Die anderen Wissenschaften zuordenbare Klarheit und Eindeutigkeit in der Beschreibung ihrer Phänomene auch für die von ihm vermuteten, dem Auge weitgehend vorenthaltenen Prozesse zu erreichen, sei besonders anfangs Freuds primäre Zielsetzung gewesen, führt Erikson weiter aus; Freud habe sich dem Kreis der Wiener Physiologen und ihrer Gelübde verpflichtet gesehen, „stets für die Wahrheit einzutreten, daß keine anderen Kräfte als die gewöhnlichen physikalischen und chemischen im Organismus wirksam seien.“³³ An zahlreichen Stellen geht Erikson auf die frühe „Metapsychologie“ Freuds ein, welche von psychischen Prozessen klar zuweisbaren, verobjektivierbaren Erregergrößen ausgeht und innerhalb der von Erikson aufgearbeiteten Korrespondenz Freuds mit dem Berliner Arzt Wilhelm Fließ zu einem wichtigen Thema wird.³⁴ Freud habe aber, konstatiert Erikson, die Zeit als für eine derartige Messtechnik samt resultierender Diagnosegenauigkeit noch nicht reif erachtet und klar gemacht, „daß er bereit war, auf eine wirklich verlässliche experimentelle Beweisführung einer alles umfassenden und damals zugegebenermaßen noch mythischen Triebenergie zu

²⁸ Erikson (1966), S. 19.

²⁹ ebd.

³⁰ ebd., S. 20.

³¹ ebd., S. 153.

³² Erikson (1982), S. 35.

³³ ebd., S. 54.

³⁴ ebd., S. 63.

warten,³⁵ wenn er auch den grundsätzlichen Anspruch umfassender Objektivierbarkeit nicht aufgegeben habe. Darauf, inwieweit Erikson diejenigen Teile der psychoanalytischen Nomenklatur, die sich durch eine starke Anlehnung an die zur Zeit des jungen Freud verbreitete Wissenschaftspraxis auszeichnen, für problematisch hält, werden wir später genauer eingehen. Neben ihrem speziellen Begriffsapparat nennt Erikson einige weitere wesentliche Aspekte der Psychoanalyse, deren Auswirkung auf die Methodik und die Zielsetzung der Behandlung er für ebenso bedeutsam hält, wie etwa die therapeutische Technik der freien Assoziation, einer „meditativen Betätigung zwischen Traum und Denken,³⁶ aus der Freud, wie Erikson ausführt, ein Untersuchungswerkzeug gemacht habe, das in Verbindung mit dem klassischen Behandlungssetting „ein Gefühl des historischen Ablaufs, das in scharfem Gegensatz zu dem Tempo zeitgenössischer Ereignisse stehen kann,³⁷ vermittele. Die Erfordernisse des erwähnten Settings machten zudem die Einhaltung vierer weiterer Faktoren erforderlich, namentlich „eine Rückenlage während der ganzen Behandlung [...], die Vermeidung der Gesichtskonfrontation und jeglichen Augenkontakts [...], den Ausschluß des Gebens und Nehmens im Rahmen von Konversation [...] und schließlich die Beständigkeit des Schweigens des Analytikers. Dies alles ruft auf geniale Weise mit Hilfe von Erinnerung und Übertragung eine nostalgische Suche nach kindlichen Gegenspielern hervor.³⁸ Erikson versteht die Übertragung ganz in Entsprechung zur Freud'schen Lehre als zentrales Element der Psychoanalyse und beschreibt selbige als „die universelle Bereitschaft, einen anderen Menschen (natürlich meist unbewußt) in der Weise zu erleben, als erinnerte er einen an eine wichtige Person aus der Kindheit oder Jugend, so wie er damals erlebt wurde;³⁹ hierbei wird, um es mit den Worten Freuds weiter darzulegen und damit die Überstimmung zur Skizzierung Eriksons aufzuzeigen, „eine ganze Reihe früherer Erlebnisse [...] nicht als vergangen, sondern als aktuelle Beziehung zur Person des Arztes wieder lebendig,⁴⁰ wodurch sie in weiterer Folge aufgedeckt und zu Bewusstsein gebracht werden können. Dem Analytiker, führt Erikson aus, komme daher die Aufgabe zu, die vielfältigen, in der Übertragung auftauchenden „Bruchstücke der Vergangenheit“⁴¹, welche die integrativen Kräfte des Patienten mindere, zu untersuchen; als Beispiele nennt er etwa „unbefriedigte Triebe, zusammenhanglose Angstgefühle, nichtvollzogene menschliche Beziehungen, unbeschwichtigte Gewissensforderungen, nicht

³⁵ Erikson (1988), S. 15.

³⁶ Erikson (1966), S. 183.

³⁷ ebd.

³⁸ Erikson (1988), S. 137.

³⁹ Erikson (1982), S. 34.

⁴⁰ Freud, S. (1941), Band 5, S. 279f.

⁴¹ Erikson (1966), S. 188.

verwertete Fähigkeiten, unvollständige Identitätsformationen“ sowie „unterdrückte geistige Bedürfnisse.“⁴² Die Entscheidung Freuds, das „Zusammenspiel der Übertragungen zum zentralen Problem der Heilungssituation zu machen,“⁴³ müsse, gibt Erikson an, tatsächlich als revolutionär bezeichnet werden. Im Zuge der Behandlung sei jedoch zu beachten, dass der Analytiker keine vorschnellen Deutungen vornehmen dürfe; dies sei auch der Grund dafür, dass die Psychoanalyse als klinische Methode „einen eingebauten Regulator [besitzt], der sowohl den Patienten wie den Analytiker daran hindert, entscheidende Veränderungen zu unternehmen, ohne Zeit für genügend Retro- und Introspektion gehabt zu haben“ und im Wesentlichen in der Einhaltung des „kontrollierten Milieus“ des klassischen Behandlungssettings bestehe.⁴⁴ Nur unter diesen Voraussetzungen, hält Erikson weiters fest, könne die Psychoanalyse ihre Wirkung entfalten, wobei er Letztere in Anführungsstrichen setzt – wohl um zu signalisieren, dass er nicht von einer sich auf mechanisch-automatischem Wege einstellenden Besserung der Probleme des Patienten ausgeht. Erikson legt Wert darauf zu betonen, dass die Psychoanalyse den Patienten eine Rolle zuschreibt, die nicht nur weit über den bloßen Objektstatus hinausgeht, sondern vielmehr eine echte Veränderung gegenüber der traditionellen Beziehung zwischen Arzt und zu Behandelndem konstituiert. So bezeichne Freud in seinen Schriften „einige seiner Patienten als hochtalentiert und von hervorragendem Charakter, statt daß er sie als Degenerierte abtut,“⁴⁵ da er diesen eine zuvor ungekannte Partnerschaft angeboten habe; „er machte den gesunden, wenn auch unterdrückten Teil des Patienten zum Partner und Mitarbeiter bei dem Unternehmen, den kranken Teil zu verstehen. So wurde ein Grundprinzip der Psychoanalyse aufgerichtet, das besagt, daß man das menschliche Seelenleben nur untersuchen kann, wenn man die voll motivierte Mitarbeit des beobachteten Individuums gewinnt und in eine aufrichtige Beziehung zu ihm tritt.“⁴⁶ Das veränderte Bild des Patienten habe infolge auch eine Veränderung im Selbstbild des Arztes bewirkt, da Freud erkannt habe, „daß man nämlich in anderen nichts erkennen kann, was man nicht in sich selbst zu erkennen gelernt hat,“ weswegen er „auf eines der wichtigsten Attribute der Arztrolle seiner Zeit verzichten [mußte], auf die Rolle des allwissenden Vaters.“⁴⁷ Freuds resultierende Überzeugung, dass eine Selbstanalyse letztlich unmöglich sei, habe den Arzt zu einem notwendig gewordenen Patienten gemacht und in weiterer Folge zur Einführung der Lehranalyse geführt, „das heißt der vorbeugenden und didaktischen psychoanalytischen Behandlung jedes zukünftigen

⁴² ebd.

⁴³ Erikson (1988), S. 140.

⁴⁴ Erikson (1966), S. 192.

⁴⁵ ebd., S. 23.

⁴⁶ ebd.

⁴⁷ ebd.

Analytikers.“⁴⁸ Erikson stellt diese Änderung der Rolle des Patienten als eine der größten Errungenschaften Freuds dar, als eine Errungenschaft, die zur Zeit ihrer Entstehung als regelrecht brisant gelten muss. Die Sprengkraft, die der Psychoanalyse innewohne, führt Erikson aus, sei aber nicht allein die Folge des von ihr kommunizierten, von Grund auf „veränderten Bildes vom Menschen,“⁴⁹ sondern auch das Ergebnis des Mutes Freuds, der seine Überzeugungen aufrecht gehalten habe, obgleich „ihn die Reaktion seiner Kollegen davon [überzeugte], daß ihm Jahre der Isolierung bevorstanden.“⁵⁰ Dass dieses von Erikson bereits in den frühen Ausformungen der Psychoanalyse verortete revolutionäre Potential im Laufe der nächsten Jahrzehnte massive gesellschaftliche Veränderungen zeitigen würde, bleibt gemäß seiner Darstellung lange Zeit ungeahnt; „nichts lag dem Denken jener ersten Forscher [...] ferner als die Vorstellung, die Psychoanalyse könnte eines Tages als Argument für sexuelle Freizügigkeit außerhalb der Regeln eines rational aufgeklärten Bürgertums oder gar für einen neuen proletarischen Sittenkodex herhalten.“⁵¹ Das seitens Anna Freuds beschriebene Streben der Jugend der Zwanziger Jahre nach der „Befreiung von den gesellschaftlichen Schranken, von der bürgerlichen Moral, nach sexuellem Verständnis, in der mißverstandenen Hoffnung auf sexuelles Ausleben“⁵² ist für Erikson demnach eine vom Erfinder der Psychoanalyse unbeabsichtigte Konsequenz der effektiven Brisanz seiner neuartigen, nicht ohne Risiken entstandenen Schöpfung. Freud sei, schildert Erikson, trotz des historischen Widerstands und innerer Zweifel in den einsamen Kampf getreten, die Stichhaltigkeit der Psychoanalyse zu erweisen, „bewaffnet einzig mit den Mitteln der Überredung“ habe er dem menschlichen Bewusstsein eine neue Richtung gegeben, „neu im Ziel, neu in der Methode und neu in seiner unentrinnbaren Verantwortlichkeit.“⁵³ Es sind dies Schilderungen Eriksons, die nicht nur eine tiefe Sympathie und innere Verbundenheit mit Sigmund Freud nahe legen, sondern auch ein gewisses Ausmaß an Stolz beinhalten dürften, sich mit den eigenen theoretischen Ansätzen im Fahrwasser der „Einzigartigkeit der ursprünglichen Freudschen Psychoanalyse“⁵⁴ zu befinden; einer historischen wie theoretischen Singularität, welche Erikson mit den Worten beschreibt: „Psychoanalysis is unique. It is the treatment situation in which intellectual insight is forced to become

⁴⁸ ebd., S. 31.

⁴⁹ ebd., S. 13.

⁵⁰ ebd., S. 22.

⁵¹ ebd., S. 38.

⁵² Freud, A. (1972), S. 22.

⁵³ ebd., S. 36.

⁵⁴ ebd.

emotional insight unter very carefully planned circumstances defined by technical rules.“⁵⁵ An anderer Stelle befindet Erikson, auch wenn seine eigenen Annahmen von denen Freuds mitunter abweichen, oder wenn er den Arbeiten mancher sich in besonders strenger Weise Freud verpflichtet sehender Kollegen nicht immer nachgegangen sei, komme ihm wohl dennoch „ein Element von spezifischer, vielleicht seltsamer Identifikation mit Freuds Freiheit und Lust an der Forschung“⁵⁶ zu. Auf diesem Weg stellt er zwischen der Methode und der Zielsetzung Freuds, die dessen Psychoanalyse als Grundlage dienen, und der eigenen Arbeitstechnik ein weiteres Mal eine unmittelbare Verbindung her.

So verwundert es denn auch nicht, wenn Erikson im Zuge der Darstellung des eigenen theoretischen Ansatzes wie auch anlässlich einiger Festreden und dezidierter Aufarbeitungen der Freud'schen Literatur seinem Wegbereiter umfangreiche Würdigung zuteil werden lässt. Je nach Kontext sind es unterschiedliche Aspekte der Person Freuds, die Erikson aufgreift; zusammen erzeugen sie das vielschichtige Bild eines überaus komplexen, wenn auch nach außen hin recht unauffälligen wirkenden Menschen. Grundsätzlich sei gerade der junge Freud ein durchaus gut angepasstes Individuum gewesen, gibt Erikson an; „nach damaligen Maßstäben also ein anständiger und tüchtiger Mensch; ein Arzt, der alle Patienten, die zu ihm fanden, sorgfältig behandelte; ein Vater, der mit Freude und Hingabe sein sechs Kinder heranzog; ein sehr belesener und gepflegter Mann, der voller Neugier Reisen unternahm und seine Zigarren unverständig liebte.“⁵⁷ Zugleich aber sei Freud nicht zu konventionell gewesen, um nicht „ein paar Dinge im Leben mit rücksichtsloser Entschiedenheit aufzugreifen“,⁵⁸ ungeachtet der damaligen wirtschaftlichen Depression, die einem angehenden Facharzt keine notwendigerweise rosigen Zukunftsaussichten versprochen hätte. Seine Erkenntnisse und seine Überzeugungen hätten ihm keine andere Wahl gelassen, als eine neue therapeutische Rolle zu erschaffen, „für die in der Tradition seines Berufs kein Platz vorhanden war. Er mußte sie erschaffen – oder unterliegen.“⁵⁹ Das Bild, das Erikson von Freud zeichnet, ist dasjenige eines außerordentlich strebsamen und mutigen Menschen, dessen wissenschaftliche Leistung sich nur auf der Basis enormen persönlichen Engagements einstellen konnte; die von Freud ersonnenen Theorien erscheinen Erikson als für spätere Generationen nicht mehr wegzudenkende. „Wir nehmen es inzwischen als selbstverständlich hin, daß ein Psychoanalytiker, der ur-

⁵⁵ [„Die Psychoanalyse ist einzigartig. Es handelt sich bei ihr um diejenige Behandlungssituation, welche intellektuelle Einsicht zwingend zu emotionaler Einsicht macht, und dies unter sehr genau geplanten Umständen und unter Einhaltung spezieller Regeln.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 91.

⁵⁶ Erikson (1982), S. 40.

⁵⁷ Erikson (1966), S. 34.

⁵⁸ ebd., S. 35.

⁵⁹ ebd., S. 24.

sprünglich Neurologe war, zu einer der großen aufklärenden Mächte der westlichen Welt geworden ist,⁶⁰ hält Erikson fest, womit er seine prinzipielle Bewertung des Freud'schen Werks fixiert. Freud habe zwar erst im Laufe der Zeit erkannt, dass die psychische Wirklichkeit, mit der ihn seine Patienten konfrontiert hätten, nicht zwingend in Übereinstimmung mit der objektiven historischen Realität gestanden sei; als er hinsichtlich dieser Differenz jedoch zur nötigen Klarheit gelangt sei, habe er angefangen, „die psychische Realität systematisch als die Domäne der Phantasie, der Träume und der Mythologie zu beschreiben und in ihr die Bildersprache eines überpersönlichen universalen Unbewußten zu sehen. Was jahrtausendealtes intuitives Wissen war, übertrug er damit in wissenschaftliche Bereiche.“⁶¹ Diese Ausführungen mögen unmittelbar den Eindruck erzeugen, Erikson spreche nicht von Freuds theoretischen Ansätzen, sondern von denen Jungs, da selbiger den Topos eines kollektiven Unbewussten samt den in diesem eingeschlossenen, für alle Menschen gleichermaßen relevanten Vorstellungsbildern viel eher als Freud als faktisches Zentrum seines Denkens führt; Erikson zielt hier jedoch lediglich darauf ab, die Parallelen zwischen den von Freud aufgegriffenen Inhalten und denjenigen antiker Dichter herauszustreichen, welche etwa anhand des von Freud konzipierten Ödipuskomplexes sichtbar werden. Die Leistung Freuds geht in den Augen Eriksons über die bloße Aktualisierung zeitloser Themen und ihrer Übertragung in das Areal der Wissenschaft allerdings weit hinaus; vielmehr erkennt er diesem zu, eine völlig neue Form der Katharsis gefunden und diese zum Grundprinzip der Psychoanalyse gemacht zu haben. Freud habe sich, gibt Erikson an, aufgrund seiner Moralvorstellungen und seines klinischen Verstandes entschieden, bei der Behandlung seiner Patienten auf das bei der Hypnose noch gebräuchliche Handauflegen zu verzichten und von der Hinzuziehung „jeder anderen Autorität als der Stimme, die zur Einsicht in die Ursache des Leidens ermutigt und durch Deutung zu solcher Einsicht verhilft“⁶² abzusehen. Die Ausgangsbedingungen, welche eine läuternde Therapie nötig machten, seien bei Freud im Grunde die gleichen wie schon von Alters her; jedes Zeitalter habe seine eigene Vorstellung darüber, was den inneren Menschen befreie, ob nun ein Glaubensbekenntnis oder der Aderlass als entscheidender Faktor fungiere, der im Zuge des Läuterungsprozesses zur Heilung führe. Genauso sei die Annahme einer verschiedenen Übel hervorrufenden Quelle „bis heute erhalten geblieben: die Vorstellung einer bösen Substanz, die in den Evangelien in Schweine getrieben wurde, zur Zeit Rushs noch mit dem bösen Blut abgelassen wurde und heute mit Elektroschocks ausgetrieben wird. Auch

⁶⁰ Erikson (1975a), S. 114.

⁶¹ ebd., S. 26.

⁶² Erikson (1975a), S. 115.

Freud hatte noch die Vorstellung einer kathartischen Erfahrung, der Abreaktion eingeschlossener Emotionen, die bei ihm allerdings den Weg zur Einsicht bahnen sollte.⁶³ Diese als nunmehrige Therapieziel intendierte Veränderung des individuellen Bewusstseins rücke die Psychoanalyse in die Nähe weit verbreiteter Religionen wie dem Zen-Buddhismus oder dem jüdisch-christlichen Glauben, erklärt Erikson weiters; „there is an historical continuity in the Judaeo-Christian mind between soul-searching prayer and self-analysis. [...] Psychoanalysis is the first systematic and active ‚consciousness-expansion‘.“⁶⁴ Das nun umrissene Moment der Selbsterkenntnis seitens des Patienten verkörpert für Erikson nicht nur ein konzeptionelles Novum der Freud'schen Psychoanalyse, sondern korrespondiert seines Erachtens auch mit einem der wesentlichen Charakterzüge Freuds. Dessen Interesse, gibt Erikson an, habe zeitlebens eher der wissenschaftlichen Forschung denn der Heilung als solcher gegolten; es seien die aufzudeckenden Geheimnisse einzelner Patienten wie auch des Menschen an sich gewesen, die Freud fasziniert hätten: „Freud was always quite frank in saying that his first motivation was curiosity and not the wish to cure.“⁶⁵ Wenn Freud schon als Siebzehnjähriger, als er vor der Wahl zwischen einer medizinischen, juristischen oder politischen Laufbahn gestanden sei, der medizinischen den Vorzug gegeben habe, so „tat er dies aus einer naturphilosophischen Begeisterung heraus, für die ihm Goethes Ode an die Natur Sinnbild war: Die Entschleierung der Natur [...] bot ihm sein erstes Selbstverständnis als Arzt.“⁶⁶ Aufgrund seiner Überzeugung, dass „Phänomene, die die Beachtung und Beobachtung herausfordern, eine verborgene Geschichte besitzen müssen“⁶⁷, habe Freud in seiner alltäglichen Praxis versucht, seinen Patienten verdrängte Triebregungen und Wünsche, Erinnerungen und Phantasien nachzuweisen, „indem er komplexe symbolische Tarnungen und erfindungsreiche Bearbeitungen durchschaute, wie sie – das zeigte sich in der Folge – auch der mythologischen und künstlerischen Kreativität zugrunde liegen.“⁶⁸ In diesem Zusammenhang führt es Erikson als eine weitere zentrale Charaktereigenschaft Freuds an, über eine hohe künstlerische Kompetenz und enormes kreatives Potenzial zu verfügen; einmal bezeichnet er Freud gar als die schöpfe-

⁶³ ebd.

⁶⁴ [„Am jüdisch-christlichen Glauben lässt sich historisch eine Korrespondenz zwischen dem das eigene Gewissen befragenden Gebet und der Selbstanalyse festmachen. [...] Die Psychoanalyse ist die erste systematische ‚Bewusstseinsweiterung‘.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 96.

⁶⁵ [„Freud gab stets unumwunden zu, dass er von seiner Neugier mehr angetrieben werde als vom Wunsch zu heilen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

⁶⁶ Erikson (1982), S. 54.

⁶⁷ Erikson (1966), S. 19.

⁶⁸ Erikson (1982), S. 33.

rischste Person, er je getroffen habe.⁶⁹ Freud habe, meint Erikson weiters, die Psychoanalyse als zwischen den Bereichen der Wissenschaft und der Kunst liegendes Denksystem angesehen; „while he had a genius for scientific clarity in obscure matters, he is unthinkable without the artistic element in his work.“⁷⁰ Man habe Freud stets nachgesagt, seine frühen Fallgeschichten hätten sich wie Romane lesen lassen. Auch sei es gerade der ausgezeichnete Stil und eloquente Umgang mit der deutschen Sprache gewesen, die ihn, Erikson, ursprünglich angezogen hätten und ihm das Gefühl vermittelt hätten, Freuds Denken nachvollziehen zu können, obgleich es ihm an der eigentlichen theoretischen Basis gefehlt habe. Erikson macht kein Hehl daraus, dass die „lebhaften Anzeichen einer unbändigen visuellen Neugier,“⁷¹ die er in Freuds Schriften verortet, wenigstens als teilverantwortlich für sein anfängliches Interesse an der Freud’schen Lehre gelten dürfen. Zudem streicht er heraus, dass Freud seitens zahlreicher anderer Zeitgenossen ebenso als „Verfasser großartiger Prosa“⁷² angesehen worden sei. Als einzige diesbezügliche scheinbare Minderleistung Freuds nennt Erikson dessen Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Diplomaten William Bullitt. Aus dieser sei ein Buch über den US-Präsidenten Thomas Wilson hervorgegangen, dessen Hauptteil sich „durch einen amateurhaften Jargon [auszeichnet], in der Peinlichkeit nur noch übertroffen von den kleinsten Anwürfen, mit denen Wilsons rätselhafte [...] Persönlichkeit [...] geschmäht wird.“⁷³ Freuds Handschrift, konstatiert Erikson, sei lediglich in der Einleitung der Abhandlung klar als solche erkennbar, zahlreiche Passagen könnten nur als „mit Freuds Stil völlig unvereinbar“⁷⁴ gewertet werden; dennoch werde Freud, dem tatsächlich nur die Rolle eines Senior-Autors zukomme, als hauptsächlicher Verfasser des Werks hingestellt. Dies gebe Anlass zu Fragen und ernster Sorge, da Freuds Nachfolger hinsichtlich der Interpretation des Buches im Unklaren gelassen seien. Resümierend hält Erikson fest, Bullitt sei es gelungen, als Freuds Schüler und faktischer Autor des Buches „die Theorien seines Meisters ins Absurde zu treiben;“⁷⁵ die Veröffentlichung könne insgesamt nur bedauert werden. Eriksons auch hier ersichtlicher Fokus auf den Stil Freuds, der ihm offenkundig sowohl Eintrittsmöglichkeit in Freuds Denken wie auch bleibende Orientierungshilfe ist, geht mit der großen Bewunderung für dessen im

⁶⁹ vgl. Erikson (1981): *On Generativity and Identity*; in: *Harvard Education Review* 51-2; Harvard, S. 260; zit. nach: Friedman (1999), S. 74.

⁷⁰ [„Obgleich er hinsichtlich der wissenschaftlichen Klärung im verborgenden liegender Dinge eine spezielle Begabung hatte, wäre er ohne das in seiner Arbeit anzutreffende künstlerische Element unvorstellbar.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 81.

⁷¹ Erikson (1982), S. 28.

⁷² Erikson (1966), S. 18.

⁷³ Erikson (1982), S. 83.

⁷⁴ ebd., S. 84.

⁷⁵ ebd., S. 98.

Regelfall anzutreffende sprachliche Kompetenz einher, welche Erikson als einen kontinuierlichen und intrinsischen Teil dessen Werks ansieht.⁷⁶ Neben der ästhetischen ist es insbesondere die gebündelte aufklärerische Kraft des Freud'schen Gesamtwerks, welche den Autor in den Augen Eriksons zu einer „legendäre[n] Gestalt“ macht – „und vor allem war er ein großer Arzt, der gegen die Ärzteschaft rebellierte hatte.“⁷⁷ Diese ihm zugeschriebene Eigenschaft des Rebellen ist ein weiterer Zug Freuds, den Erikson für einen bedeutsamen Aspekt dessen Gesamtcharakters hält. Freud sei, hält Erikson fest, sogar stolz darauf gewesen, wenn sein Denken „von Reaktionären und Moralisten abgelehnt“⁷⁸ worden sei. Insgesamt würdigt er seinen Wegbereiter jedoch als großen Humanisten wider Willen, wenigstens entgegen dessen eigener ursprünglicher Absicht; als einen Menschen also, der die hippokratische Zielsetzung der wissenschaftlichen Erkenntnis von Anfang an untergeordnet habe. Dergestalt sei Freud zu einem Mann geworden, „der in langen einsamen Jahren eine neue Art des menschlichen Erlebens durchkämpft und ein neues Wissensgebiet erobert hat.“⁷⁹ Die Schöpfung der Psychoanalyse sei Freud nicht leicht gefallen, führt Erikson aus, dieser habe vielmehr eine äußerst schwierige Lebensphase in Kauf genommen. Erikson greift im Zuge der Schilderung dieses Lebensabschnitts Freuds auf die Begriffe der Identität und der Krise zurück, welche wir im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch eingehender behandeln werden, da sie zentrale Termini Eriksons darstellen. Freuds große Krise, gibt Erikson an, habe sich über mehrere Jahre erstreckt, „in denen Freud manchmal von seiner Verzweiflung sprach und zugab, an neurotischen Symptomen zu leiden,“ genauer an Symptomen „einer übermäßigen Besorgnis angesichts der allzusehnlich verfließenden Zeit,“⁸⁰ welche eine Verfassung konstituiert hätten, in der Freud „das rasche Altern, und die Möglichkeit des frühen Todes gesteigert bewußt“⁸¹ gewesen seien. Im Verlauf dieser Krise habe Freud sogar an Auswanderung nach Berlin, England oder Amerika gedacht, schließlich aber die einzigartige Richtung gefunden, „in der die neue Forschungsmethode sich bewegen sollte;“⁸² sukzessive habe er drei Forderungen etabliert, welche zu späteren Grundpfeilern der Psychoanalyse geworden seien und darin bestünden, dass der Analytiker „als Arzt den Vertrag mit dem Patienten akzeptiert und der Sicherheit anscheinend ‚objektiverer‘ Methoden entsagt; daß er als Theoretiker Verantwortungsgefühl für dauernde begriffliche Neudefinition besitzt [...]; und schließlich, daß er als Humanist die selbstkontrollierende

⁷⁶ vgl. Evans, R. (1967), S. 82.

⁷⁷ Erikson (1982), S. 28.

⁷⁸ ebd., S. 261.

⁷⁹ Erikson (1957a), S. 10.

⁸⁰ Erikson (1966), S. 33.

⁸¹ Erikson (1982), S. 71.

⁸² ebd., S. 35.

Wachsamkeit über die Befriedigung scheinbarer professioneller Allmacht stellt.“⁸³ Mit der Begründung dieses individuellen Wegs durch Freud „schiene auch seine Eigenheiten jene besondere Einheitlichkeit gefunden zu haben, welche die Identität eines Menschen ausmacht, die das Rückgrad seiner Art von Integrität bildet und auf Grund derer er seine Zeitgenossen und künftige Generationen in die Schranken fordert.“⁸⁴ Freud erscheint in dieser Darstellung als jemand, der sich in hohem Maße nicht zuletzt aufgrund großer Courage eine zu seiner Zeit einzigartige berufliche wie persönliche Identität aufzubauen in der Lage ist; dass Erikson Freud eine daraus hervorgehende Vorbildwirkung und echte menschliche Größe zuerkennt, wird anhand mehrerer Vergleiche mit anderen maßgeblichen Denkern sehr deutlich sichtbar. Als eine Gemeinsamkeit Freuds mit Charles Darwin nennt Erikson ihre „eigensinnige, wie auf vorbewußte Ideen fußende Beharrlichkeit, die eine der Vorbedingungen ist, um aus einem originellen Kopf einen schöpferischen Geist zu machen.“⁸⁵ Sowohl Darwin als auch Freud sei das Selbstverständnis eines Forschers zugekommen, wobei die für Darwin zum Schlüsselerlebnis gewordene Reise auf die Galapagosinseln ihr Pendant bei Freud in seiner anfänglichen Arbeit mit hysterischen Patienten finde. Jeder der beiden habe es sich zur Zielsetzung gemacht, „es mit der Krankheit, dem Mißerfolg, dem Wahnsinn aufzunehmen, um die Alternative zu erproben, ob die bestehende Welt ihn zerschmettern wird, oder ob es ihm gelingt, einen Teil der morschen Fundamente dieser Welt fortzuräumen, um Platz für neue zu schaffen.“⁸⁶ Während Freud in dieser Gegenüberstellung in erster Linie als Erneuerer umrissen wird, dient Erikson der Vergleich Freuds mit Karl Marx vor allem dazu, zu zeigen, dass es beiden Theoretikern um die „Untersuchung der menschlichen Motivation“ und ihrer implikationsreichen Offenlegung gegangen sei, wobei sich Freud mit der „systematischen Erforschung des Unbewussten“, Marx mit der „Aufdeckung des klassenbestimmten Verhaltens“ befasst habe.⁸⁷ Im Zuge späterer ideologischer Polarisierung sei Freud innerhalb des westlichen Kulturkreises „zum Theoretiker der Sexualität, Marx zu dem der Arbeit“⁸⁸ aufgestiegen. Diese Erkenntnisse, gibt Erikson allerdings zu bedenken, legten dem Menschen ein verändertes Selbstbild nahe, aus welchem er als deutlich weniger selbstbestimmt entgegenetrete als zuvor; ein Nachweis unbewusster Determinanten könne daher das Bestimmungsgefühl des Einzelnen unterminieren, weswegen derartige aufklärerische Forschung nicht ausschließlich als

⁸³ ebd., S. 37.

⁸⁴ ebd., S. 35.

⁸⁵ Erikson (1966), S. 15.

⁸⁶ ebd., S. 17.

⁸⁷ Erikson (1980), S. 316.

⁸⁸ Erikson (1966), S. 120.

produktiv einzustufen sei.⁸⁹ In einem etwas ausgefallenen dritten Vergleich stellt Erikson Elemente des Freud'schen Theoriegebäudes einer zentralen Annahme der speziellen Relativitätstheorie Einsteins gegenüber. Zwar hätten, führt Erikson aus, Einstein und Freud den Methoden des jeweils anderen ein gewisses Misstrauen entgegen gebracht; dennoch könne „ein von Einstein gern gebrauchtes Bild (nämlich die Relation zweier fahrender Eisenbahnwägen zueinander) auf Freuds grundlegende Methode angewandt werden.“⁹⁰ Innerhalb der analytischen Behandlungssituation erschienen „die seelischen Vorgänge des Psychoanalytikers und des Patienten wie zwei ‚Koordinatensysteme‘ [...], die relativ zueinander in Bewegung sind.“⁹¹ Die Technik der freien Assoziation erlaube dem Patienten die Erfahrung, sich innerlich mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten „durch die entfernte Vergangenheit, die unmittelbare Gegenwart bis hin zur gefürchteten oder erwünschten Zukunft“ zu bewegen und dabei gleichermaßen die Bereiche „der konkreten Erfahrung, der Phantasie und des Traumlebens“ aufzusuchen.⁹² Der Analytiker gehe indes von einem eigenen Bezugssystem aus, das er aufgrund seiner Ausbildung gut kenne und in dem er sich in Reaktion auf den Patienten fortbewege; erst wenn er gelernt habe sich „der Relativität bewußt zu bleiben, die alle diese miteinander in Beziehung stehenden Bewegungen reguliert, kann er hoffen, Heilung und aufdeckende Einsichten zu erzielen.“⁹³ Obgleich Erikson in dieser Schematisierung das Prinzip der Relativität individueller Erfahrung als einen Teilaspekt der Psychoanalyse führt, müssen wir darauf hinweisen, dass er an anderer Stelle das effektive Fehlen relativistischen Gedankenguts innerhalb der Grundannahmen der Freud'schen Lehre beklagt; diese Kritik wird uns noch beschäftigen, wie wir zudem noch weitere seitens Eriksons attestierte theoretische Mängel anführen werden. Denn trotz der immensen Bedeutung, die Erikson innerhalb seiner Würdigung der Person Freuds dessen Denken zuerkennt, bleibt für ihn doch „die Tatsache bestehen, daß die in allen Wissenschaften so wichtige Generationenfolge von Lehrmeistern im Leben des heranreifenden Psychoanalytikers einen besonderen Schatz und eine besondere Bürde darstellt,“⁹⁴ was nahe legt, dass er eine gewisse Ambivalenz im Umgang mit den Ansätzen Freuds für unabdingbar hält. Wenn für ihn daher einerseits feststeht, dass selbst die zahlreichen, in den Schriften Freuds anzutreffenden beiläufigen Angaben „der Aufmerksamkeit kommender Generationen wert sind,“⁹⁵ so muss andererseits auch gelten, dass „die Erben ra-

⁸⁹ vgl. Erikson (1980), S. 316.

⁹⁰ Erikson (1988), S. 131.

⁹¹ ebd.

⁹² ebd.

⁹³ ebd., S. 133.

⁹⁴ Erikson (1982), S. 22.

⁹⁵ Erikson (1966), S. 152.

dikaler Neuerungen [...] eine doppelte Last [tragen]: gemeinsam müssen sie vollziehen, was der Gründer in einsamen Jahren erkämpfte, und sich zugleich bemühen, keinen Gewohnheitsbildungen zu verfallen, die aus dem Erfolg resultieren.“⁹⁶ Dies schmälert Freuds historische Relevanz für Erikson zwar keineswegs, kennzeichnet den Umgang mit dem Freud'schen Theoriegebäude aber als einen solchen, der in seiner bewussten Bezugnahme nicht frei von Konflikten sein kann. In Analogie dazu ist auch Freuds Weg gemäß der Darstellung Eriksons keiner, der ohne große Hürden, ohne schwerwiegende Krisen hätte verlaufen können.

Die Kritikpunkte Eriksons an der Freud'schen Lehre sind für ihn zugleich Angelpunkte des eigenen psychoanalytischen Ansatzes, wodurch ihre Aufarbeitung die Richtung aufzeigt, welche Erikson, von Freuds Position freilich ausgehend, in seinem Werk wie auch der eigenen psychoanalytischen Praxis einschlägt. Eriksons Konzeptionen setzen somit zwar auf dem prinzipiellen von Freud errichteten Grundgerüst auf, erweitern es aber teils stark und lassen beispielsweise die Rolle der Gesellschaft im menschlichen Entwicklungsprozess in anderem Licht erscheinen. Zunächst hält Erikson fest, bei Freud habe stets eine große „Kluft zwischen der reichen Fülle der Beobachtungsdaten und der kärglichen Sparsamkeit der Theoriebildung“⁹⁷ bestanden; schon im Verlauf seiner Ausbildung am Wiener Psychoanalytischen Institut sei ihm aufgefallen, dass „die extensive und intensive Darstellung von Fällen in einem direkten Gegensatz zu dem terminologischen Erbe zu stehen [schien], das den Rahmen für die theoretischen Ausführungen bildete. Die klinische und die theoretische Sprache schienen zwei unterschiedlichen Haltungen in der menschlichen Motivation“⁹⁸ zu entsprechen, die sich zueinander im Idealfall komplementär verhielten. Keiner der beiden Beschreibungsformen könne er jedoch die im Zuge seiner Ausbildung sehr wohl angetroffene Anwendung einer „aufgeschlossenen ganzheitlichen Betrachtungsweise des reichen Wechselspiels von Form und Bedeutung“⁹⁹ zuordnen; diese sei zwar in Freuds „Traumdeutung“ vorbildhaft enthalten, werde aber von dessen allgemeinem Begriffsapparat vernachlässigt. Gerade Teile des frühen Denkens Freuds werden seitens Eriksons häufig als lediglich ein Sprungbrett beschrieben und als Mittel zum erst im Laufe ihrer Weiterentwicklung greifbaren Zweck eingestuft; unter anderem in seiner Rezension der Korrespondenz Freuds mit Wilhelm Fließ geht Erikson umfassend auf den darin enthaltenen, im Jahr 1985 von Freud konzipierten und alsbald wieder verworfenen, an der damaligen neurologischen Sprache ausgerichteten psychologischen Entwurf ein. Zunächst gibt er Freuds zu Beginn der Abhandlung erklärte Absicht wieder, mit dieser

⁹⁶ ebd., S. 146.

⁹⁷ Erikson (1982), S. 36.

⁹⁸ Erikson (1988), S. 20.

⁹⁹ ebd., S. 22.

„eine naturwissenschaftliche Psychologie zu liefern, d.h. psychische Vorgänge darzustellen als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile und sie damit anschaulich und widerspruchsfrei zu machen;“¹⁰⁰ um in weiterer Folge festzuhalten, Freuds Entwurf kombiniere physikalische mit historischen Begriffen und erschaffe dadurch „eine Art neurologischen Golems [...], einen Roboter, in dem selbst Bewußtsein und Denken mechanisch auf der Grundlage eines alles beherrschenden Prinzips der inneren Konstanz erklärt werden;“¹⁰¹ dasselbe Erklärungsmodell werde auf „all die geheimnisvollen subjektiven Phänomene von Lust und Schmerz“¹⁰² und andere menschliche Lebensäußerungen angewandt. Der frühe Freud habe in einem Konflikt gestanden, die Ahnungen und Erkenntnisse, die er aus seiner Forschung wie auch aus der Literatur bezogen habe, in adäquate psychologische Termini zu kleiden. Freuds „Gehorsam gegenüber der Physiologie“ habe in dem Bestreben Niederschlag gefunden, eine Denkmaschine zu konzipieren, „die in vielen Beziehungen den mechanischen und ökonomischen, wie auch den physiologischen Gedankengängen seiner Zeit“ entsprochen habe.¹⁰³ Obgleich Erikson wiederholt diese sehr frühe Abhandlung Freuds heranzieht, um seine Ambivalenz hinsichtlich der ihm äußerst mechanistisch erscheinenden Freud’schen Terminologie darzustellen, bezieht sich seine Kritik auch auf andere Teile des Freud’schen Werks, wenn auch in abgeschwächter Form. Dies zeigt sich etwa dann, wenn Erikson von seinem zu Beginn seiner psychoanalytischen Ausbildung aufkeimenden Verdacht berichtet, „daß gerade jene Seite der Psychoanalyse, die im Sinne eines im 19. Jahrhundert wurzelnden Physikalismus besonders wissenschaftlich aussah, in Wirklichkeit eher Szientismus denn Wissenschaft war,“¹⁰⁴ da er damit klar macht, in der zu diesem Zeitpunkt bereits zahlreiche Permutationen durchlaufen habenden Theorie ebenfalls eine allzu sehr der Neurologie verpflichtete Sprache festgestellt zu haben. Erikson räumt zwar ein, er habe freilich schon damals durchaus verstanden, dass Freud in dem „Bemühen, sich von Philosophie und Theologie zu befreien, keine andere Wahl blieb, als sich zeitweilig der szientifischen Symbolik ihres Jahrhunderts zu bedienen.“¹⁰⁵ Dennoch betont er, es sei nicht Freuds Begriffsapparat, sondern seine phänomenologische und literarische Methode gewesen, in welcher „die Kreativität des Unbewussten selbst durchgeschimmert“ habe; diese habe in ihm den Eindruck eines Versprechens hervorgerufen, „ohne welches die psychoanalytische Theorie mir wenig bedeutet hätte.“¹⁰⁶ Ein wei-

¹⁰⁰ Freud, S. (1941), Nachtragsband – Werke aus den Jahren 1885 bis 1938, S. 378.

¹⁰¹ Erikson (1966), S. 25.

¹⁰² Erikson (1982), S. 63.

¹⁰³ Erikson (1966), S. 25.

¹⁰⁴ Erikson (1982), S. 40.

¹⁰⁵ ebd.

¹⁰⁶ ebd.

terer Kritikpunkt Eriksons an der Freud'schen Lehre hat die theoretische Einbettung der den Einzelnen umgebenden gesellschaftlichen Realität und ihrer Bewertung zum Gegenstand; Erikson hält Freuds Umgang mit dem sozialen Umfeld, das auf den heranwachsenden Menschen seiner Ansicht nach ebenso prägenden Einfluss hat wie es ihm eine Orientierungshilfe ist, für reduktionistisch und einseitig. In vielfacher Hinsicht versucht Erikson, eine umfangreichere Miteinbeziehung gesellschaftlicher Prozesse in die psychoanalytische Theorie der menschlichen Individualentwicklung einzumahnen; so äußert er etwa im Zuge einer Rede die Ansicht, „daß in der Psychoanalyse die Kenntnis des Zusammenhangs der inneren Welt mit der sozialen Umwelt das Gebiet ist, das einer weitem Ausrarbeitung am meisten bedarf.“¹⁰⁷ Die Theorie Freuds, gibt Erikson zu bedenken, handle die Lebensumgebung des Einzelnen nur unzureichend anhand des Begriffs der „Außenwelt“ ab, welcher die Tatsache deutlich vor Augen führe, „daß die Welt der intuitiven und aktiven Teilnahme, die den größten Teil unseres wachen Lebens ausmacht, für unsere Theorie noch unbekanntes Territorium ist;“¹⁰⁸ all die vielgestaltigen Abläufe und möglichen Bezugnahmen anhand dieses einen Ausdrucks abzuhandeln, erzeuge tatsächlich eine „Cartesianische Zwangsjacke [...], die wir [in der Tradition Freuds Stehenden, Erg. T.W.] unserem Modell vom Menschen aufgezwungen haben.“¹⁰⁹ Diese sich auf das eigentliche Erkenntnispotenzial bezogene Beschränkung findet für Erikson ihre Entsprechung in den zahlreichen Sublimierungen, die dem Einzelnen innerhalb der Theorie Freuds seitens des Umfelds abgenötigt werden; die soziale Umgebung erscheint seiner Ansicht nach bei Freud als eine „triebfeindliche Welt [...], die vor allem dem kleinen, dann dem größeren Kind, später dem Jugendlichen und dem Erwachsenen gegenüber die Verbote und die Anforderungen der Gesellschaft“¹¹⁰ vertritt, womit er etwa auf diejenigen Stellen in Freuds Werk rekurriert, an denen dieser angibt, es sei „unmöglich zu übersehen, in welchem Ausmaß die Kultur auf Triebverzicht aufgebaut ist, wie sehr sie gerade die Nichtbefriedigung (Unterdrückung, Verdrängung oder sonst etwas?) von mächtigen Trieben zur Voraussetzung hat,“¹¹¹ und dies als Grund dafür bezeichnet, „daß es dem Menschen so schwer wird, sich in ihr [der Kultur, Erg. T.W.] beglückt zu finden. Der Urmensch hatte es in der Tat darin besser, da er keine Triebeinschränkungen kannte.“¹¹² Die zuletzt geäußerte Einschätzung Freuds teilt Erikson insofern nicht, als ihm eine menschliche Existenz außerhalb einer greifbaren Gesellschaftsordnung weder als beglückender noch als realistisch erscheint; die pessimistische Dar-

¹⁰⁷ Erikson (1957b), S. 43.

¹⁰⁸ Erikson (1966), S. 149.

¹⁰⁹ ebd.

¹¹⁰ Erikson (1957b), S. 46.

¹¹¹ Freud, S. (1941), Band 14, S. 457.

¹¹² ebd., S. 474.

stellung Freuds konterkariert er mit der „These, dass Kinder und junge Leute die erstaunlichsten Versagungen und Variationen der Erziehung verarbeiten können, wenn nur die Kultur es vermag, in sinnerfüllender Einheitlichkeit der großen Mehrzahl eine Gruppen-Identität und eine Ich-Identität zu verbürgen,“¹¹³ womit er zwar den Einfluss kultureller Rahmenbedingungen auf die Erziehung des Einzelnen nicht in Abrede stellt, diesen Faktoren jedoch auch eine wichtige sinnstiftende Funktion zuschreibt, welche seitens des Individuums nicht nur auf oberflächlicher Ebene als Bereicherung erlebt wird. Darüber hinaus konstatiert Erikson, Freud habe in seinen Abhandlungen der Gruppenpsychologie die organisierte Gesellschaft als solche ohnehin kaum berührt, eher habe er sich mit der Psychologie der Masse beschäftigt, welche er nach dem Schema der Triebwelt interpretiert habe; von dieser habe er zudem wie von einem Individuum gesprochen.¹¹⁴ Für diese seines Erachtens wenn nicht gar mangelhafte, so wenigstens unvollständige Miteinbeziehung der Gesellschaft in die psychoanalytische Theorie durch Freud macht Erikson mehrerlei Gründe verantwortlich. Zum einen, gibt Erikson an, halte er es für eine Tatsache, „daß jene historische Etappe, in der wir gelernt haben, diese Manifestationen des Innenlebens wahrzunehmen, im Begriff war, in eine der größten Katastrophen der Geschichte überzugehen. Und die ideologische Teilung zwischen der ‚Innen‘- und ‚Außenwelt‘ mag durchaus in einem tiefen Zusammenhang stehen mit der drohenden Spaltung zwischen der individualistischen Erleuchtung, die ihre Wurzeln in der jüdisch-christlichen Zivilisation hat, und der totalitären Verehrung des rassistischen Staates.“¹¹⁵ Welcher Art dieser Kausalzusammenhang genau ist, veranschaulicht Erikson nicht. Jedenfalls aber zieht er eine Parallele zwischen den sich anbahnenden politischen Veränderungen zur Zeit Freuds und dessen persönlicher intellektueller Ausrichtung. Letztere zeigt sich für Erikson in der starken Kontrastierung des Individuums und der Außenwelt, die Freud vornimmt. Zum anderen sieht Erikson die Tendenz Freuds, die bürgerliche Ordnung seiner Zeit als selbstverständliches Fundament neuartiger Überlegungen heranzuziehen, als für die resultierende Theoriebildung ausschlaggebende Konstituente an. Dieser Erklärungsansatz korrespondiert zwar insofern mit dem erstgenannten, als Erikson einräumt, „Freud belonged to a period of history which came to an end with his generation. He worked [...] in a setting in which the stability and cultural dominance of the upper middle class in Europe was taken for granted.“¹¹⁶ Dennoch aber schwingt auch die Implikation mit, Freud hätte seine eigenen kulturellen Ausgangsbedingun-

¹¹³ Erikson (1957b), S. 60.

¹¹⁴ vgl. ebd., S. 46.

¹¹⁵ Erikson (1988), S. 23.

¹¹⁶ [„Freud gehörte einer geschichtlichen Periode an, die mit seiner Generation ihr Ende fand. Er wirkte [...] in einer Umgebung, welche die Dominanz der oberen europäischen Mittelklasse als selbstverständlich erachtete.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 93.

gen nur unzureichend als reflexives Moment seiner Überlegungen mitgetragen. Erikson hält es für an der Psychoanalyse Interessierte für wesentlich, sich darüber im Klaren zu sein, dass Freud zahlreiche, sein Denken prägende Faktoren unhinterfragt vorausgesetzt habe: „One can't emphasize enough how many things Freud took for granted – all the values, facts, and conditions of the pre-World War I bourgeoisie within which he wanted to bring about change.“¹¹⁷ Die nunmehr genannten Gründe dienen Erikson dazu, die seines Erachtens fehlende kulturelle Relativität des ursprünglichen Psychoanalyse herzuleiten. In weiterer Folge sieht er es als die Aufgabe der Nachfolger Freuds an, das Freud'sche Denken zu aktualisieren und dahingehend zu erweitern, dass die gesellschaftliche Anbindung des Einzelnen zu einem integralen Bestandteil werden möge. Zu diesem Zweck lokalisiert er im menschlichen Individuum eine fundamentale eingeborene „Bereitschaft zur Gegenseitigkeits-Beziehung, deren anderer Pol die Umwelt ist“¹¹⁸ und die es für den Menschen so erstrebenswert wie notwendig macht, sich auf ein von Interdependenz gekennzeichnetes Wechselspiel gegenseitiger Bezugnahme einzulassen, die nach unterschiedlichen Modi ablaufen kann. Der Heranwachsende findet sich somit in einer Reihe seine Entwicklung entscheidender Konstellationen wieder, „die immer zugleich von dem bestimmt sind, was in der Kindesentwicklung entwicklungsfähig bereitliegt und was von der traditionellen Umwelt beigestellt wird.“¹¹⁹ Die seitens Eriksons postulierte Wechselseitigkeit zeigt sich auch darin, dass der Einzelne in dieser Konzeption nicht nur als Beeinflusster auftritt, sondern in weiterer Folge seinen Teil zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Realität beizutragen hat; so hält Erikson fest, „die ganze innere Struktur des Menschen macht es unvermeidlich, daß er sich mit seinesgleichen an der Erhaltung seiner kulturellen Umwelt beteilige“ und selbige im Falle, dass dies notwendig werden sollte, entsprechend verändere.¹²⁰ Somit ist Eriksons Diagnose, dass die Psychoanalyse ihren Studenten bei Fragen, welche die Rolle der Gesellschaft betreffen, „im Stich läßt und lassen wird, solange wir nicht neben der Autonomie des einzelnen Ichs auch eine Autonomie des sozialen Gefüges anerkennen,“¹²¹ nicht zuletzt insofern eine als temporär verstandene, als Erikson bestrebt ist, zu ihrer künftigen Überholtheit einen durchaus umfangreichen Betrag zu leisten. Erikson bringt seine Kritikpunkte an der Lehre Freuds in den meisten Fällen in sehr maß- und

¹¹⁷ [„Man kann nicht ausreichend betonen, wie viele Dinge Freud unhinterfragt voraussetzte – das Wertesystem, die vermeintlichen Tatsachen und die Lebensbedingungen des zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg lebenden Bürgertums, innerhalb dessen er Veränderung erwirken wollte.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

¹¹⁸ Erikson (1957b), S. 50.

¹¹⁹ ebd.

¹²⁰ ebd., S. 62.

¹²¹ ebd.

taktvoller Weise vor; nur selten sieht er sich genötigt, zu einer vergleichsweise drastischen Wortwahl zu greifen. Eine solche ist jedoch dann anzutreffen, wenn er dem seines Erachtens mitunter unzureichenden, von Sigmund Freud etablierten und von dessen Tochter Anna weiterentwickelten Begriffsapparat attestiert, wichtige Bereiche der menschlichen Erfahrung im Vorhinein auszuklammern; aufgrund der Tragweite dieses sich ihm als Defizit präsentierenden Umstands spricht er einmal sogar von einer „entschlossenen Einseitigkeit, die den beiden Freuds eigen ist, wo immer es sich darum handelt, in der Vielfalt der Methoden und Einsichten den nächsten Schritt in der Begriffsbildung zu machen.“¹²² Es geht Erikson in diesem Kontext allerdings weniger um die begriffliche Ebene selbst als um das von diesem mitgetragene Menschenbild, das wie jedes Erklärungsmodell Lücken aufweist, diesen aufgrund zunehmender Verschulung jedoch nicht ausreichend Rechnung trägt. Um dies aufzuzeigen, führt Erikson zunächst aus, das Freud'sche Begriffssystem habe die Annahme einer universellen Triebenergie zur impliziten Basis und werde von dieser maßgeblich geprägt, während er selbst eher einen konfigurativen Zugang vorziehe, welcher den lebensweltlichen Kontext des Einzelnen einer eingehenden Analyse unterziehe: „In general, the configurational aspect is more congenial to me, that is, observable behavior in different contexts rather than energies which I cannot localize, which I cannot demonstrate, but which I nevertheless am supposed to name.“¹²³ Neben dem Vorteil der konkreteren Beweisbarkeit der aus diesem Zugang hervorgehenden Schlussfolgerungen schreibt Erikson seinem Ansatz den Vorteil zu, kulturelle Determinanten stringenter in die resultierende Theoriebildung mit einzubeziehen und damit einem eventuellen Reduktionismus stärker entgegenzuwirken als von einer universellen Energie ausgehende Erklärungsmodelle. Als Negativbeispiel einer Theorie, welche die Grundsätze Freuds und insbesondere seine Libido-Theorie allzu wörtlich nimmt, nennt Erikson Wilhelm Reichs Organomie, deren zentrale Annahme diejenige einer experimentell nicht nachweisbaren, „Orgon“ genannten, zunächst als biologisch, später als kosmisch verstandenen Energie darstellt. In Reich habe, erklärt Erikson, die von Freud initiierte Überführung naturphilosophischen Gedankenguts in den Bereich der Wissenschaft einen bedauernswerten Märtyrer gefunden. Vor Reichs vermeintlicher Entdeckung des Orgons sei dieser ein überaus kompetenter Kliniker und Lehrer gewesen.¹²⁴ Aufgrund seiner „Überzeugung, Freuds scheinbar so quantitativ greifbare ‚Libido‘ müsse gefunden und physiologisch isoliert werden, sei Reich jedoch

¹²² Erikson (1957b), S. 48.

¹²³ [„Der konfigurative Zugang ist mir generell angenehmer; dieser behandelt beobachtbares, innerhalb bestimmter Umgebungen auftretendes Verhalten anstelle von Energien, die ich weder lokalisieren noch nachweisen kann, welche ich aber dennoch mit einer Bezeichnung versehen müsste.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 86.

¹²⁴ vgl. ebd., S. 84f.

in eine tragische Vereinsamung¹²⁵ geraten. Eriksons Intention ist nun aber nicht diejenige, eine Überlegenheit der eigenen Methode gegenüber derjenigen Freuds oder denen anderer Theoretiker zu postulieren; er möchte vielmehr aufzeigen, dass eine jede psychoanalytische Methode nicht nur auf entsprechende objektiv nachweisbare Behandlungserfolge angewiesen ist, um ihre Stichhaltigkeit zu erweisen, sondern zunächst mit dem individuellen Charakter des jeweiligen Analytikers im Einklang stehen muss, um erst in späterer Folge zu einer sinnvollen Anwendung führen zu können. The Analyst „can really learn only a method which is compatible with his own identity. Compatibility with his own identity is a minimum condition for his effectiveness with patients, to whom his method has appeal.“¹²⁶ Die Interdependenz zwischen theoretischem Ansatz, der Persönlichkeitsstruktur des behandelnden Arztes und den Anforderungen und Wünschen der Patienten zeigt sich auch in umgekehrter Richtung; Erikson gibt an, Heilkundige wie auch Erzieher seien dazu angehalten, „immer wieder aus der teilweisen Erkenntnis, die sie erworben haben, ein ganzes Weltbild zu machen. Man kann nicht heilen und man kann nicht erziehen, ohne irgendeinen ideologischen Schluß aus dem zu ziehen, was man gelernt hat. Daher kommt es wohl, daß die Psychoanalyse sich in Schulen spaltet.“¹²⁷ Gerade in der Frühzeit der Psychoanalyse habe die Herausforderung darin bestanden, die aus der Praxis hervorgehenden Erkenntnisse zu systematisieren, auf dieser Basis provisorische Schlussfolgerungen zu ziehen und somit „eine Sammlung von Einsichten anzulegen, die auf eine Theorie der menschlichen Motivation zielte;“¹²⁸ für Freud sei es daher wiederholt zum Problem geworden, mit alternativen Interpretationen der seinerseits mit einer Nomenklatur versehenen und klassifizierten Phänomene konfrontiert zu werden. Tatsächlich könne es zwar nur wenig überraschen, „daß bei Freuds ersten Mitarbeitern zuweilen idiosynkratische Anlagen und ideologische Präferenzen jenen Grundplan zu verwischen schienen, von dem er allein eine feste Vorstellung zu haben glaubte;“¹²⁹ dennoch habe Freud auf die abweichenden Entwürfe seiner Anhänger ablehnend reagiert, was bereits in den Dreißiger Jahren „eine gewisse konservative Tendenz des damaligen diaktischen Milieus und vor allem eine subtile, aber konsequente Ächtung gewisser Denkrichtungen“¹³⁰ nach sich gezogen habe. Diese Geringschätzung, hält Erikson fest, habe vor allem all diejenigen Ideen betroffen, die

¹²⁵ Erikson (1982), S. 38.

¹²⁶ [Der Analytiker „kann sich lediglich eine solche Methode erfolgreich aneignen, die mit seiner Identität kompatibel ist. Diese Kompatibilität mit der eigenen Identität ist eine Ausgangsbedingung für seine Effektivität im Umgang mit Patienten, denen diese seine Methode zusagt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 95.

¹²⁷ Erikson (1957b), S. 44.

¹²⁸ Erikson (1982), S. 35.

¹²⁹ ebd.

¹³⁰ ebd., S. 38.

auch nur lose „an die Abweichungen jener ersten und brilliantesten Mitarbeiter Freuds (wie Rank, Adler und vor allem Jung) gemahnten, die sich vor dem ersten Weltkrieg von der Bewegung getrennt hatten. [...] Die psychoanalytische Bewegung stand schon damals im Zeichen ihres eigenen prähistorischen Traumas – ihrer Rebellion gegen den Gründer-Vater;“¹³¹ als Reaktion darauf sei eine Zunahme der Verschulung ihres Gedankenguts erfolgt. Es ist diese Tendenz zur Selbstimmunisierung der Freud’schen Lehre, die Erikson angreift, da er der Ansicht ist, diese gehe über den Rahmen adäquater Abgrenzungsbestrebungen hinaus und arbeite tatsächlich der notwendigen Selbstkontrolle des einzelnen Analytikers entgegen; so hält er fest, „weder weitreichende Anerkennung noch umfassende Organisation“ könnten einen vorbildlichen Umgang mit den der Psychoanalyse entstammenden Erkenntnissen oder auch nur die verlässliche Einhaltung der Grundregeln der analytischen Praxis, „für die der Psychoanalytiker sich verantwortlich fühlt, sicherstellen, ja sie können sie sogar gefährden.“¹³² Greifbar wird Erikson die ihm problematisch erscheinende Verschulung der Psychoanalyse vor allem anhand derjenigen Problemkreise, die er auch in isolierter Form als eigenständige Kritikpunkte an der ursprünglichen Psychoanalyse behandelt; es ist jedoch wesentlich zu sehen, dass der Freud’sche Begriffsapparat, welcher Erikson als in Physikalismen verhaftet erscheint, und die bruchstückhafte Einbettung der menschlichen Lebensumgebung in die Gesamtheorie der Psychoanalyse mehr sind als kritische Momente um ihrer selbst willen. Dass sich die Verantwortung des einzelnen Analytikers nicht an eine allzu verschulte Lehre delegieren werden darf, ist eine der zentralen Forderungen Eriksons; dass die Psychoanalyse dieser Möglichkeit in seinen Augen jedoch nicht ausreichend entgegenwirkt, sondern dieser vielmehr punktuell zuarbeitet, ist die Basis für einen der wesentlichen Einwände Eriksons an den Parametern der von Freud begründeten psychoanalytischen Bewegung.

Dass Eriksons Denken auf dem Theoriegebäude Freuds aufsetzt, zeigt sich nicht nur anhand der offensichtlichen Erweiterungen und Aktualisierungen, die Erikson im Verlauf seiner analytischen Tätigkeit und der aus dieser hervorgehenden Autorenschaft an der psychoanalytischen Methode und ihrer begrifflichen Fassung vornimmt. Er zieht auch einzelne Elemente der Freud’schen Lehre als Anschauungsmaterial heran, um eigene Überlegungen zu entfalten, welche von der ursprünglichen Bedeutung der nunmehr als Beispiele fungierenden Darstellungen losgelöst sind. Wenn Erikson somit im Zuge der Darstellung seiner Konzeption der „Aktualität“ auf Freuds Fallgeschichte Dora zurückgreift, geschieht dies nicht so sehr aufgrund etwaiger umfangreicher inhaltlicher Entsprechungen, sondern aus „einem sehr prak-

¹³¹ ebd.

¹³² Erikson (1966), S. 37.

tischen Grund: wir alle kennen das Material auswendig.“¹³³ Erikson konstatiert ferner, das Studium der von Freud verfassten Krankengeschichten erzeuge den Eindruck, dass es sich bei diesen um „Schöpfungen von hochgradiger psychologischer Relevanz und Einheitlichkeit“¹³⁴ handle, da Freud selbst hinsichtlich der erwähnten Details mit äußerster Präzision gearbeitet und immer ausdrücklich dokumentiert habe, auf welche Weise er zu neuen Erkenntnissen gelangt sei und wie selbige in Hinblick auf die zu erwartenden künftigen Fragestellungen zu beurteilen seien. In seiner Bezugnahme auf Freuds „Bruchstück einer Hysterie-Analyse“ und damit der Krankengeschichte „Dora“ sieht Erikson allerdings nicht davon ab, selbige Abhandlung geringfügig zu kommentieren und einige Gedanken ihres Autors zu hinterfragen, womit er neben der Hauptintention, die Fallgeschichte als exemplarischen Sachverhalt aufzugreifen, die zusätzliche, aber untergeordnete Zielsetzung der kritischen Neuinterpretation verfolgt. Diese Art des Umgangs mit den Ausführungen Freuds darf als durchaus beispielhaft für die Erikson'sche Praxis der Bezugnahme auf die Forschungsergebnisse seines Wegbereiters gelten, da sie ihre punktuelle Abwandlung, Weiterentwicklung und Aktualisierung genauso veranschaulicht wie sie die prinzipiell nicht in Frage gestellte Erbschaft Eriksons aufzeigt. Dora, eine junge Dame, die im Alter von achtzehn Jahren auf den Wunsch ihres Vaters hin zur Patientin Freuds wird, befindet sich in der Darstellung Freuds in einer Lebenssituation, die von sich über Jahre erstreckenden familiären Problemen gekennzeichnet ist. So erscheint ihre Mutter in sämtlichen, seitens Freuds weitgehend unkommentiert wiedergegebenen Skizzierungen als eine zu emotionaler Anteilnahme unfähige Person und „wenig gebildete, vor allem aber unkluge Frau, die besonders seit der Erkrankung und der ihr folgenden Entfremdung ihres Mannes alle ihre Interessen auf die Hauswirtschaft konzentrierte.“¹³⁵ Freud gibt weiters an, Doras Vater habe ihm gegenüber erklärt, bei einer befreundeten Dame neben der aufgrund seines Gesundheitszustandes nötigen Pflege auch umfangreiche emotionale Zuwendung zu finden. Von Dora berichtet er hingegen, sie sei der Überzeugung gewesen, zwischen ihrem Vater und seiner Pflegerin bestehe darüber hinaus ein sexuelles Liebesverhältnis, das im Wesentlichen darauf basiere, dass der Vater vermögend sei. Auf Doras Angabe, der Gatte der befreundeten Pflegerin versuche seit ihrem vierzehnten Lebensjahr, mit ihr ebenfalls ein Verhältnis zu beginnen, reagiert Freud widersprüchlich; zum einen scheint er die zahlreichen Liebesbriefe¹³⁶ des als „Herrn K.“ bezeichneten Mannes als verbindliche Tatsachen anzusehen, auch spricht er von Geschenken, die Dora üblicherweise von ihrem Verehrer erhalten

¹³³ Erikson (1966), S. 152.

¹³⁴ ebd.

¹³⁵ Freud, S. (1941), Band 5, S. 178.

¹³⁶ ebd., S. 199.

habe,¹³⁷ als handle es sich um faktische Gegebenheiten. Zum anderen aber bezieht Freud in seinen Ausführungen dahingehend keinerlei Stellung, ob nun die Liebeswerbung des Herrn K. gegenüber Dora in Entsprechung zu deren Bericht gleichermaßen als Tatsache zu werten sei oder ob es sich vielmehr um ein Hirngespinnst der jungen Dame handle, wie sowohl ihr Vater als auch ihr angeblicher Verehrer beteuerten. Vielmehr ist der Schilderung Freuds zu entnehmen, dass dieser auch in der Behandlungssituation Dora ein derartiges Zugeständnis der Anerkennung der fragwürdigen Liebeserklärung zu machen nicht bereit ist; zwar kommt er sehr wohl zum Schluss, als Vierzehnjährige von einem befreundeten Erwachsenen zu einem Kuss genötigt zu werden und dabei „in der stürmischen Umarmung nicht bloß den Kuß auf ihren Lippen, sondern auch das Andrängen des erigierten Gliedes gegen ihren Leib“¹³⁸ zu spüren, könne als eine durchaus traumatisierende Erfahrung eingestuft werden. Der Umstand aber, dass Dora von ihrem aus dieser Situation hervorgehenden Ekel spricht, ist für Freud aber nicht etwa Veranlassung, der Patientin sein Mitgefühl teil werden zu lassen, sondern in seiner späteren Aufarbeitung das „Benehmen des 14jährigen Kindes bereits ganz und voll hysterisch“¹³⁹ zu nennen und eine dementsprechende Affektverkehrung zu diagnostizieren. Zudem führt er ins Treffen, Dora habe bereits im Alter von acht Jahren unter nervösen Symptomen gelitten,¹⁴⁰ was die pathogene Wirkung des angeblichen problematischen sexuellen Erlebnisses stark relativiert. Freud berichtet weiter von zwei Träumen seiner Patientin, in denen er generalisierte Rachephantasien gegen Männer verortet,¹⁴¹ sowie in kurzen Zügen vom Abbruch der erfolglosen Therapie durch seine Patientin. Dora sei, erwähnt er abschließend, ein gutes Jahr später zu ihm zurückgekehrt und habe ihn um neuerliche Hilfe gebeten; er habe allerdings an ihrem Gesichtsausdruck erkannt, dass es ihr mit ihrer geäußerten Absicht, endgültig gesund werden zu wollen, nicht ernst gewesen sei. Doras erneute, zu diesem Zeitpunkt weitgehend erfolgreiche Bestrebungen, ihr Umfeld dazu zu bewegen, die unter der Oberfläche befindlichen Liebesverhältnisse beziehungsweise dahingehenden Absichten einzugestehen, stellt er wiederum in einen Kontext aus Rache heraus motivierter Handlungen. Im Vergleich zu Freud überaus deutlich positioniert sich hingegen Erikson in seiner Aufarbeitung der Krankengeschichte Doras. Ohne etwaigen moralischen Allgemeinplätzen zuzuarbeiten, hält er fest, Dora habe in ihrer Lage guten Grund gehabt, eine Konspiration der älteren Generation gegen sie zu vermuten. Nachvollziehbarer Weise sei Dora zu dem „Verdacht eines erotischen

¹³⁷ ebd., S. 220.

¹³⁸ ebd., S. 188.

¹³⁹ ebd., S. 187.

¹⁴⁰ ebd., S. 179.

¹⁴¹ ebd., S. 284.

Tauschhandels¹⁴² gelangt, da ihr Vater sein Verhältnis mit seiner Pflegerin habe aufrecht erhalten wollen und insofern dazu bereit gewesen sei, die Annäherungen des Gatten seiner Geliebten zu übersehen – wenn er nur in seinen eigenen Angelegenheiten ungestört bliebe. An dieser Stelle macht Erikson Freud den Vorwurf, den Verehrer Doras in nicht ausreichend kritischem Licht gesehen zu haben, indem er konstatiert, „man möchte wissen, wie viele von uns heute ohne Widerspruch der Behauptung folgen könnten, ein gesundes junges Mädchen brauche unter solchen Umständen Herrn K's Annäherungen ‚weder als taktlos noch beleidigend‘ empfinden.“¹⁴³ Freilich äußert sich Erikson in dieser seiner Kritik weitaus verhaltener als dies innerhalb zahlreicher Urteile geschieht, die der aktuellen feministischen Literatur zugeordnet werden; wenn etwa Jutta Schlich zur Einschätzung gelangt, Freud solidarisiere sich in seiner Darstellung des Falls Dora „mit der herrschenden Interpretation von Inzest auf Kosten seiner Patientin,“ wobei die effektive Schandtat „in Freuds abwehrender Reaktion zur Dienstleistung des Vaters an seiner Tochter im Sinne einer Erfüllung ihrer geheimen Sehnsüchte“ werde,¹⁴⁴ dann geht sie über den Rahmen der Vorbehalte Eriksons spätestens in dem Moment hinaus, wenn sie es als ein Faktum bezeichnet, „dass der Vater die heranwachsende Tochter seinen Freunden als sexuelles Spielzeug“¹⁴⁵ angeboten habe. Allerdings gesteht Erikson Dora durchaus das legitime Bedürfnis zu, den Mangel an Aufrichtigkeit und Treue, den sie seitens ihrer Bezugspersonen erfahren habe, kenntlich zu machen und diese Klärung der Umstände in einer neuen Ausgangsgrundlage für ihre weitere eigene Persönlichkeitsentwicklung münden zu lassen. Gerade aufgrund ihres jungen Alters habe Dora nach Orientierung gesucht, um im weiteren Verlauf zu einer personalen Identität gelangen zu können, meint Erikson; „einige der Koordinaten ihrer eigenen Identität als junge Frau ihrer Klasse und ihrer Zeit aufzustellen, kann ein notwendiges Vorspiel für die Verwendung von mehr Einsicht in die psychische Realität gewesen sein.“¹⁴⁶ Im Verhalten Doras glaubt Erikson eine Suche nach historischer Wahrheit zu erkennen, die er nicht als bloßen Widerstand gegen die Konfrontation mit ihrer inneren psychischen Wahrheit ansieht, sondern als Manifestation und Ausdruck eines für das Lebensstadium einer Achtzehnjährigen typischen Konflikts, welcher eine Anpassungsproblematik beinhaltet, „die durch die besonderen Umstände ihres Lebens herausgefordert worden war und daher Berücksichtigung in der Behandlung verdiente.“¹⁴⁷ Hier kündigt sich bereits Eriksons Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung an, dem wir uns zu einem späteren Zeitpunkt

¹⁴² Erikson (1966), S. 154.

¹⁴³ ebd.

¹⁴⁴ Schlich (2005), S. 81.

¹⁴⁵ ebd.

¹⁴⁶ Erikson (1966), S. 152, S. 159.

¹⁴⁷ ebd., S. 155.

eingehend widmen werden. Selbiges verkörpert eine umfangreiche Erweiterung des Freud'schen Theoriegebäudes und sieht für jede der konzeptionell vorgesehenen, aufeinander abfolgenden acht Stufen eine spezifische Krisensituation vor; auf den Fall Dora angewandt, lässt sich anhand dieses Modells unter anderem zeigen, „daß im Stadium zwischen Adoleszenz und jungem Erwachsensein die Verfolgung der ‚Wahrheit‘ von akuter Bedeutung für die adaptive Kraft des Ich sein kann.“¹⁴⁸ Erikson gibt an, in diesem Lebensabschnitt sei es ausschlaggebend, „das Nicht-wieder-rückgängig-zu-Machende von den noch offenen Möglichkeiten zukünftiger Wahl“¹⁴⁹ abzutrennen und so zu einer realistischen Beurteilung potentieller Lebensziele zu gelangen, was im vorliegenden Szenario die Vehemenz der Forderungen Doras nach mehr Ehrlichkeit seitens ihres Umfelds erklärt und diese als überaus berechtigt erscheinen lässt. Auch in weiteren Zusammenhang stellt sich Erikson die Frage, ob Freud der Lebenssituation dessen früher Patientin vollständig gerecht geworden sei. In ihrer jugendlichen Suche nach verbindlicher historischer Wahrheit und persönlicher Orientierung habe Dora in Freud nach einem Verbündeten gesucht, führt Erikson aus. Dies sei dieser viel eher ein Anliegen gewesen, als nach der Weise eines Kindes Rache zu üben. Freuds hingegen habe einerseits auf der Aufarbeitung „der psychischen Realität hinter der historischen Wahrheit“¹⁵⁰ bestanden. Andererseits habe er nicht zuletzt aufgrund seines Selbstverständnisses, als Forscher der Unbestechlichkeit verpflichtet zu sein, von jeglichen Empathiebekundungen deutlichen Abstand genommen.¹⁵¹ Erikson bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Hans Loewald, nach dessen Darstellung „besonders junge Patienten [...] den Therapeuten mit der Rolle des Mentors [belehnten], obgleich er sich vielleicht angestrengt dagegen verwahrt, in der klinischen Arbeit das zum Ausdruck zu bringen, was er glaubt und vertritt.“¹⁵² Erikson fügt hinzu, es sei zwar tatsächlich nicht Aufgabe des Analytikers, dem Patienten gegenüber Sympathiebekundungen auszusprechen; der Arzt müsse jedoch innerhalb der Übertragung erkennen können, in welchem Stadium der Persönlichkeitsentwicklung sich der zu Behandelnde befinde. Ferner habe er den aus der jeweiligen Entwicklungsphase abzuleitenden Notwendigkeiten Rechnung zu tragen, wie sie im Falle Doras anhand ihres Wunsches nach einer gemeinsam vorgenommenen Feststellung ihrer historischen Wahrheit sichtbar geworden seien. Dieser Anspruch Doras wie auch ihre Krankheitssymptome hätten in der Entwicklungskrise deren Adoleszenz

¹⁴⁸ ebd.

¹⁴⁹ ebd., S. 156f.

¹⁵⁰ ebd., S. 154.

¹⁵¹ ebd., S. 153.

¹⁵² ebd., S. 158.

ihre Wurzeln gehabt.¹⁵³ Wie bereits angekündigt dienen Erikson diese Überlegungen dazu, den Begriff der Aktualität, der eine auf wechselseitiger, unmittelbarer Anteilnahme basierende Wirklichkeit diesseits der historischen Realität meint, zu skizzieren. Da diese Konzeption Eriksons nicht zu seinen zentralen zählt und zudem innerhalb der relevanten Abhandlungen letztlich trotz allem eher unscharf bleibt, wollen wir den Umfang unserer diesbezüglichen Ausführungen gering halten. Es bleibt uns jedoch ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass Erikson die dargestellte Aufarbeitung der Krankengeschichte Doras dazu nutzt, das Theoriegebäude Freuds zu erweitern und anzupassen. Als Zielsetzung sieht Erikson dabei vor, dass von ihm als notwendig empfundene Aktualisierungen möglich, alternative Zugänge zur psychoanalytischen Praxis legitim und neue Behandlungsansätze denkbar werden. Insofern darf Erikson Aufgreifen der Fallgeschichte Dora als Beispiel für seinen Umgang mit den Lehrinhalten Freuds gelten.

Am Ende unserer Darstellung der Bezugnahme Eriksons auf Freud wollen wir rekapitulieren, dass Eriksons Identifikation mit Letzterem „nicht dem Labor-Forscher der Frühzeit, der die wandelbaren Triebqualitäten, die unsere inneren Strukturen beleben, beobachten wollte,“ gilt, sondern vielmehr „dem Entdecker der verbalen und visuellen Konfigurationen, die uns zeigen, was immer das Bewußtsein darstellen oder tarnen – und was es offenbaren will.“¹⁵⁴ Während Freuds Werk freilich in seiner Gesamtheit als theoretisches wie auch klinisch-praktisches Fundament Eriksons zu verstehen ist, bleibt die wiedergegebene Schwerpunktsetzung innerhalb des Interesses Eriksons nicht allein auf die Person Freuds beschränkt, sondern zeigt sich auch durchaus nachhaltig in der Selektion der für Erikson bedeutsamsten Freud'schen Theorieelemente; nicht zuletzt anhand des Falls Dora wurde dies bereits in Ansätzen sichtbar. Wenn wir uns nun im Folgenden dem von Erikson konzipierten Stufenmodell der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung zuwenden, so wird Eriksons Betonung der Interdependenz von Individuum und Umfeld auch in dieser umfangreichen Konzeption zutage treten; wiederum wird es die Annahme einer unbedingten Wechselseitigkeit der Beziehung zwischen dem Einzelnen zu der diesen umgebenden Gesellschaft sein, welche als prägendes Moment entgegentreten wird und aus der in weiterer Konsequenz die Erikson'schen Begriffe der Identität und der Krise hervorgehen werden. Nicht jeder der acht Entwicklungsschritte des Stufenmodells Eriksons findet innerhalb des Freud'schen Denkens eine direkte Entsprechung; sehr wohl aber trifft dies auf die ersten beiden zu, welche die bei Freud als orale und anale Phase bezeichneten Lebensabschnitte widerspiegeln. Für Eriksons dritte, „phallisch-

¹⁵³ ebd., S. 155.

¹⁵⁴ Erikson (1982), S. 40.

lokomotorisch“ genannte Stufe hält Freuds Werk nur unter Einschränkungen eine parallele Entwicklungsphase bereit, da Erikson diesen Lebensabschnitt zwischen dem vierten und fünften Lebensjahr platziert, was bei Freud der ödipalen Phase entsprechen würde, den Ödipuskomplex jedoch nicht als deckungsgleich mit den diesem Stadium zuzuweisenden Konfliktbereichen ansieht: „I would think the Oedipus complex is more and less than what Freud made of it. From an evolutionary point of view, it is the ontogenetic way in which the human individual first experiences the inexorable sequence of generations, of growth and of death.“¹⁵⁵ Weiters beschreibt Erikson das in dieser Stufe ausschlaggebende kindliche Spiel als vielschichtige Instanz, welche den Umgang mit sexuellen Rollenbildern lediglich als eine einzige zahlreicher, für die Persönlichkeitsentwicklung dieses Abschnitts relevanter Komponenten mit einschließt, wodurch er sowohl Elemente der ödipalen wie auch der Latenzphase aufgreift. Da letztlich aber all diese seitens Eriksons beabsichtigt herbeigeführten Entsprechungen die kindliche Persönlichkeitsentwicklung betreffen, darf wohl gelten, dass wenigstens der frühe Erikson von Freud diejenigen Topoi übernimmt, die ihm unmittelbar am evidentesten erscheinen; er habe letztlich, gibt Erikson an, biographisch wie konzeptionell über seine Beschäftigung mit dem Verhalten von Kindern seinen Zugang zur Psychoanalyse gelegt. „Für Freud war der Traum die via regia in die Tiefen des Seelenlebens. Für mich war das Kinderspiel der Königsweg zum Verständnis der Konflikte und Triumphe des heranwachsenden Menschen, seiner immer wieder aufgenommenen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und seiner schöpferischen Selbsterneuerung in wahrhaft spielerischen Momenten.“¹⁵⁶ Wenn Erikson daher in seiner Besprechung der Fallgeschichte Dora auf die seitens Freuds geschilderten Traum inhalte dieser Patientin kaum eingeht, um stattdessen eine Analyse der aus ihrer adoleszenten Entwicklungsstufe hervorgehenden Bedürfnisse vorzunehmen, so entspricht dies seiner selbst vorgenommenen Einschätzung des eigenen Arbeitsfeldes. Ferner korrespondiert Eriksons hier evident werdende Sichtweise mit dem Umstand, dass er sein Konzept des Stufenmodells ausgehend von den Grundpfeilern der Freud'schen Oralität und Analität auf einem bereits wohl fundierten Terrain erreichten kann.

¹⁵⁵ [„Ich würde annehmen, dass der Ödipuskomplex sowohl mehr als auch weniger beinhaltet als was Freud in diesem sah. Von einem evolutionären Gesichtspunkt aus betrachtet ist er die ontogenetische Art und Weise, auf die das menschliche Individuum erstmalig die unerbittliche Abfolge der Generationen, Wachstum und Tod erfährt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 24.

¹⁵⁶ ebd., S. 39f.

2.2 Das Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung

Obgleich Eriksons Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung, das im Folgenden skizziert werden wird, auf dem durch Freud errichteten Grundgerüst aufsetzt, geht es doch über Letzteres weit hinaus; im Rahmen einer einleitend ausgesprochenen Zuerkennung gibt Erikson an, er habe als Theoretiker schlicht keine andere Wahl, als auf Freuds Gedankengut zu rekurrieren, da „die einzig konsequente Theorie, die ich gelernt habe, die Freudsche Psychoanalyse ist. Daher wird sich alles, was ich sage, auf diese Theorie stützen.“¹⁵⁷ Die freilich dennoch anzutreffende Eigenständigkeit seines Ansatzes wird besonders bei näherer Betrachtung des Menschenbildes, welches er anhand seines Entwicklungsschemas umreißt, nachdrücklich sichtbar. Erikson beschreibt das Leben des Einzelnen als von allgemeinemenschlicher, gewissermaßen potentiell zyklisch wiederkehrender Natur, womit er diesem den Charakter eines sich entfaltenden, sich immer wieder neu aktualisierenden Plans verleiht. Tatsächlich erklärt er in diesem Zusammenhang, von dem universalen holistischen Prinzip auszugehen, „daß alles, was wächst, einen Grundplan hat, aus dem die Teile erwachsen, wobei jedes Teil eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem funktionierenden Ganzen herangewachsen sind.“¹⁵⁸ Der individuelle Mensch erscheint im Denken Eriksons als unteilbare Ganzheit, deren psychische Ausrichtung je nach Lebensalter und zuordenbarem Entwicklungsstadium von einer für diesen Abschnitt charakteristischen Problemstellung eingenommen wird; „ähnlich wie die Körperorgane des Fötus entfalten sich [...] die Entwicklungsthemen, vom Erwerb des Urvertrauens im Säuglingsalter bis hin zur Suche nach Integrität im hohen Alter, in bestimmten vorgegebenen Lebensphasen, stehen eine Zeitlang im Mittelpunkt des Verhaltens und Erlebens und werden dann von der nächsten Daseinsthematik abgelöst, bis irgendwann alle Teile zu einem funktionierenden Ganzen zusammengewachsen sind.“¹⁵⁹ Als entscheidend für das korrekte Durchlaufen dieser existenzieller Themen und damit für die persönliche Realisierung des Lebenszyklus nennt Erikson neben der Einhaltung eines angemessenen Tempos und der richtigen Abfolge auch kulturelle Einflüsse, welche, wie er angibt, die Art der Beeinflussung des Einzelnen durch sein sich wandelndes Bezugssystem charakterisierten. Sofern aber dem heranwachsenden Individuum ein vernünftiges Ausmaß an

¹⁵⁷ Erikson (1953), S. 6.

¹⁵⁸ ebd., S. 10.

¹⁵⁹ Conzen (1996), S. 117.

Führung zukomme, könne man im Regelfall davon ausgehen, dass das Kind von sich aus „in der Reihenfolge seiner persönlichsten Erfahrungen inneren Entwicklungsgesetzen gehorcht, Gesetzen, die eine Aufeinanderfolge von Möglichkeiten für eine signifikante Wechselwirkung mit denjenigen Personen schafft, die für es sorgen und auf es reagieren, und mit den Institutionen, die für es bereitstehen.“¹⁶⁰ Der sich entfaltende Grundplan des Menschen, hält Erikson weiters fest, führe zwar zunächst zu inneren und äußeren Konflikten; ihre Bewältigung ver helfe der Persönlichkeit jedoch daraufhin zu einer Zunahme persönlichen Wachstums, sodass diese „immer wieder mit einem gestärkten Gefühl innerer Einheit, einem Zuwachs an Urteils kraft und der Fähigkeit hervorgeht, ihre Sache ‚gut zu machen‘, und zwar gemäß den Stan dards derjenigen Umwelt, die für den Menschen bedeutsam ist.“¹⁶¹ Auch insofern sei daher die Relativität der umgebenden kulturellen Lebensbedingungen von Bedeutung; schon zu Be ginn des Lebens seien „verschiedene Formen der Wechselseitigkeit von Umwelt und Kind in den Entwicklungsphasen“¹⁶² anzunehmen, auch jedes spätere „Stadium und jede Krise hat eine spezielle Beziehung zu einer der grundlegenden institutionalisierten Bestrebungen des Menschen – aus dem einfachen Grunde, weil der menschliche Lebenszyklus und die mensch lichen Institutionen zusammen entstanden sind.“¹⁶³ Dass sich Eriksons ganzheitliches Men schenbild in der Darstellung der auf Komplementarität ausgelegten Wechselbeziehung zwi schen Individuum und Gesellschaft widerspiegelt, ist für diese Arbeit insofern von gesteiger ter Relevanz, als die daraus hervorgehende konzeptionelle Parallelisierung innerpsychischer und sozialer Faktoren Eriksons holistischen Ansatz unterstreicht. Das Gefühl persönlicher Einheitlichkeit seitens des Einzelnen und seine eindeutige Verortbarkeit innerhalb seines so zialen Gefüges vereinigen sich zu einem einzigen Augenblick der Betrachtung. Dies ist der erste dreier Faktoren, die sich als Quellen persönlichen Sicherheitsgewinns, individueller Bes tätigung und Grundlage zur Bildung einer personalen Identität aus Eriksons Modell extrahie ren lassen; wir würden selbigen als „horizontal-sozialen“ bezeichnen. Für Lawrence Friedman sind Eriksons gleichzeitige Behandlung gesellschaftlicher und individueller Erfordernisse und die Annahme eines sich stetig erweiternden „sozialen Radius“ diejenigen Punkte, in denen sich seine Überlegungen am deutlichsten von den Freud’schen Grundpfeilern abheben: „This horizontal emphasis (i.e. the broad milieu surrounding the self) pushed Erikson significantly afield from Freud’s vertical or ‚depth‘ focus in charting psychosexual development (i.e. pier-

¹⁶⁰ Erikson (1980), S. 93.

¹⁶¹ Erikson (1953), S. 9.

¹⁶² Erikson (1957b), S. 56.

¹⁶³ Erikson (1980), S. 107.

cing layers of the self).“¹⁶⁴ Eriksons Portraittierung der Gesellschaft weicht von derjenigen Freuds zudem schon in ihren Grundsätzen ab; „typisch für seinen im Vergleich zu Freud anderen Ansatz ist, daß Erikson herausarbeitet, was die Gesellschaft dem Kinde alles gibt, statt zu unterstreichen, was die Gesellschaft dem Kinde alles versagt.“¹⁶⁵ Im Gesamtkontext dieser Arbeit ergeben diese Überlegungen einen möglichen Erklärungsansatz für die Fragestellung, inwieweit der Identitätsbegriff Eriksons auf eine Erweiterung der klassischen Psychoanalyse angewiesen ist. Nur in eine Konzeption der menschlichen Persönlichkeit, die einerseits davon ausgeht, dass sich der Einzelne stets in einem Entwicklungs- und Abstimmungsprozess mit seiner Umgebung befindet, und andererseits auf die prinzipielle, wenn auch lediglich situative Erreichbarkeit individueller Vollständigkeit und Ganzheit ausgerichtet ist, lässt sich der Begriff der Identität im Sinne Eriksons adäquat einbetten. So kann auch Heiner Keupp in Bezugnahme auf Eriksons Überlegungen angeben, unter Identitätsbildung sei stets „die Herstellung einer Passung zwischen dem subjektiven ‚Innen‘ und dem gesellschaftlichen ‚Außen‘ [...] zur Produktion einer individuellen sozialen Verortung“¹⁶⁶ zu verstehen. Ähnliches gilt für Eriksons Krisenbegriff, der ebenfalls auf die Grundannahme einer Gesamtbiografie angewiesen ist und, in selbiger zeitlich und inhaltlich verortet, zu seiner Bestimmung finden und einen resultierenden Wachstumsprozess bewirken kann; wie auch die personale Identität eines Menschen konstituiert sich die Bedeutung einer Krisensituation vor dem Horizont eines übergeordneten größeren Ganzen, dessen verbindliche Existenz unverrückbar fortbesteht, selbst wenn es im Verlauf des Lebens eines Menschen verschiedene Erweiterungen erfährt und gerade in frühen Entwicklungsphasen mehrere Permutationen durchläuft. Erikson erkennt dem Einzelnen somit die Legitimität zu, seine eigene Biographie als sinnhaftes Streben nach Vollendung zu sehen und im eigenen Dasein denjenigen allgemeinen Charakter wieder zu finden, der durch die zyklische Natur des menschlichen Lebens begründet wird. Das Eintreten in die Abfolge der Generationen wird für den Einzelnen gerade gegen Ende seines Lebens mit besonderer Klarheit sichtbar. Zunächst ist dies dann der Fall, wenn sich Eriksons Kreislauf, freilich unter veränderten Vorzeichen, wiederum mit dem Thema der Kindererziehung befasst – und die einstmals zu Erziehenden nunmehr zu Erziehern geworden sind: „While the early stages of the Erikson life cycle were rooted in parenting, the seventh and longest stage of adulthood

¹⁶⁴ [„Diese horizontale Betonung (d.h. die des weiteren Umfelds, welches das Selbst umgibt) verschaffte Erikson gegenüber Freuds vertikalem oder „in die Tiefe gehenden“ Ansatz einen Startvorteil, wenn es darum ging, psychosexuelle Entwicklung zu schematisieren (d.h. Schichten der Persönlichkeit zu durchbrechen).“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Friedman (1999), S. 228.

¹⁶⁵ Lohauß (1995), S. 30.

¹⁶⁶ Keupp (1999), S. 28.

was based on the quality of care for children.“¹⁶⁷ In beiden der hier erwähnten Stufen fungiert somit die Einführung eines Heranwachsenden in die Komplexität des Menschseins als primäres Arbeitsthema. Im letzten Entwicklungsstadium befindlich lernt der Einzelne ferner, seine zeitlich beschränkte Existenz als historische Tatsache zu verstehen und zu erkennen, „daß sein Leben mit nur einem Segment der Geschichte“¹⁶⁸ zusammenfällt; auch in diesem Sinne schließt sich der Kreislauf der Generationen. Der zweite Faktor, anhand dessen sich aus Eriksons Konzeption für den Einzelnen Quellen persönlicher Bestimmtheit und Selbstversichertheit ableiten lassen, besteht denn auch genau in der Annahme eines innerhalb der eigenen Existenz zu vollendenden Lebenszyklus. Das Individuum vermag sich so als allgemein menschlich zu begreifen und einzelne Erlebnisse in das strukturierende Bezugssystem einer auf dieser Geformtheit basierenden Gesamtbiographie einzubinden, sodass selbst krisenhafte Erfahrungen kontextualisierbar werden, was der möglichen Überbewertung einer derartigen Problematik und einem entsprechenden vorübergehenden Verlust des Gefühls personaler Identität entgegenwirkt. Wir bezeichnen dieses Ordnungsprinzip daher als „zeitlich-biographisches“. Der dritte, von uns als „epistemologisch-inhaltlich“ eingestufte Faktor ist in der bereits berührten Erikson'schen Annahme zu sehen, alle aufzubauenden Persönlichkeitskomponenten seien von Beginn an in jedem Menschen angelegt, da auch sie dem Einzelnen ein kontinuierlich aufrechterhaltbares Selbstbild zusichert, welches selbst inmitten eines zunächst als Krise erfahrenen Wachstumsprozesses eine Möglichkeit stabiler Selbstbezugnahme einführt. Denn obgleich die sich entfaltenden Anlagen nach Erikson in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen eine spezielle Abfolge einhalten und daher in einzelnen Stufen schematisch darstellbar sind, beziehen sich die mit diesen zusammenhängenden Themen auch auf bereits bewältigte und noch bevorstehende Lebensinhalte und erlauben eine wechselseitige inhaltliche Bezugnahme auf einander. So gibt Erikson an, anhand seines Modells zwar die „Progression einer Differenzierung von Bestandteilen in der Zeit“ formalisieren zu wollen; dabei zeige sich allerdings, „daß jede zu besprechende Position der vitalen Persönlichkeit systematisch zu allen anderen in Beziehung steht und daß sie alle von der richtigen Entwicklung in der richtigen Reihenfolge jeder Position abhängen; und [...] daß jede Position in irgendeiner Form existiert, ehe ‚ihre‘ entscheidende und kritische Zeit normalerweise gekommen ist.“¹⁶⁹ Gemäß dieser Annahme führen sowohl der im Menschen angelegte Grundplan als

¹⁶⁷ [„Während die frühen Stufen des Erikson'schen Lebenszyklus ihre Wurzeln in der Elternschaft haben, basierte die siebte und längste Stufe auf der Qualität der Sorge um die Nachkommenschaft.“] – ÜS. T.W.]; Orig.: Friedman (1999), S. 228.

¹⁶⁸ Erikson (1973), S. 119.

¹⁶⁹ Erikson (1980), S. 93f.

auch kulturelle Übereinkünfte und Traditionen „zwar zu feststehenden Reihungen der Phasen, doch die Dimensionen der jeweiligen psychosozialen Krisen lassen sich in bestimmten Ausprägungen nicht nur in der Lebensalterstufe, in der sie [...] die Entwicklung bestimmen, sondern in allen Lebensalterstufen auffinden.“¹⁷⁰ Gemeinsam ist den unsererseits nunmehr umrissenen drei, dem Menschenbild Eriksons immanenten Faktoren, welche dem Individuum jeweils ein referenzielles Ordnungssystem zur Verfügung stellen und damit die Aufrechterhaltung eines Gefühls personaler Identität erleichtern sollen, auf der Grundannahme erfahrbarer oder zumindest theoretisch nachvollziehbarer persönlicher Vollständigkeit und gesellschaftlicher Bestimmtheit zu basieren und insofern von Eriksons ganzheitlichem Verständnis der menschlichen Existenz zu zeugen. Die basale Natur dieser Faktoren legt nahe, dass die Leistung des Erikson'schen Stufenmodells weit darüber hinausgeht, lediglich „den komplexen Prozeß der Selbstverortung von Menschen in ihrer sozialen Welt“¹⁷¹ zu erfassen; selbst wenn davon auszugehen ist, dass „die Grunddimensionen der gesellschaftlichen und der persönlichen Sicherheit“ beständig Permutationen durchlaufen und „sich die Bedingungen zur Bildung von Ich-Identität ebenfalls wandeln, wenn sich die gesellschaftlichen Dimensionen der Sicherheit und des Vertrauens grundlegend ändern,“¹⁷² bleibt die konzeptionell übergeordnete Möglichkeit mehrschichtiger Selbstverortung, die Erikson dem Individuum innerhalb des Stufenmodells der Persönlichkeitsentwicklung zuschreibt, gewahrt.

Trotz der unterschiedlichen Inhalte der insgesamt acht Stufen, welche Erikson in seinem Modell vorsieht, treffen zahlreiche Merkmale auf alle Stadien zu; so korrespondiert etwa jedes Stadium mit einem speziellen Krisenszenario, in dem das Individuum, welches einen speziellen psychischen Funktionsmodus als ausschlaggebend erlebt, sich mit einem dezidierten Teil seiner Umgebung auseinandersetzt, um mit einem Aspekt der sozialen Ordnung vertraut zu werden und bei erfolgreicher Bewältigung der jeweiligen Problemstellung gestärkt zur nächsten Phase überzugehen. Erikson begründet seine Annahme, das Individuum sei im Verlauf des Entwicklungsweges auf die Erfahrung diverser, sich in der Form von Krisenszenarien manifestierender Konflikttypen angewiesen, mit der Angabe, „beginnendes Wachstum und Bewußtheit in einer neuen Teilfunktion“ gingen „mit einer Verschiebung in der Triebenergie“ einher,¹⁷³ was die Anlehnung weit reichender Teile seiner Konzeption an die Freud'sche Theorie widerspiegelt. Nur durch die mit der Überwindung einer Krisensituation verbundene Selbsterfahrung, meint Erikson weiters, sei genuines menschliches Wachstum

¹⁷⁰ Lohauß (1995), S. 31.

¹⁷¹ Keupp (1999), S. 26.

¹⁷² Lohauß (1995), S. 35f.

¹⁷³ Erikson (1980), S. 94.

möglich, worunter die zunehmende „Fähigkeit, die äußeren und inneren Gefahren des Lebens zu meistern, ein Individuum zu werden, die Welt zu verstehen und noch etwas Überschuß und Lebenskraft zu erübrigen“¹⁷⁴ zu verstehen sei. Eriksons Schema veranschaulicht die regelhafte Abfolge der einzelnen Phasen unter anderem dadurch, dass er selbige in der Form einer diagonalen Leiter grafisch darstellt und „antithetische Überschriften, die möglichst prägnant Chancen und Risiken eines Lebensabschnitts bezeichnen sollen“¹⁷⁵ verleiht. Für jede der acht Entwicklungsstufen sieht Erikson eine positive und eine negative Ausgangsmodalität vor, wobei diese als einander diametral entgegengesetzte, theoretische Extrempole zu verstehen sind, die in der Praxis und damit im Leben des Einzelnen in vermengter Form aktualisiert werden. Am Beispiel der der ersten Entwicklungsstufe zuzuordnenden Fragestellung, welche das Thema „Vertrauen gegen Misstrauen“ behandelt, weist Erikson die Notwendigkeit des Erfahrenhabens beider Pole und ihrer Wechselbezüglichkeit im Leben eines Menschen nach. Erikson führt aus, er habe es mehrfach angetroffen, dass sein Stufenmodell als Skala zu erreichender Errungenschaften interpretiert und die negativen Aspekte wie etwa das der ersten Phase immanente Misstrauen ausgeblendet worden seien: „When these stages are quoted, people often take away mistrust and doubt and shame and all of these not so nice, ‚negative‘ things and try to make an Eriksonian achievement scale out of it all, according to which in the first stage trust is ‚achieved‘. Actually, a certain ratio of trust and mistrust in our basic social attitude is the critical factor.“¹⁷⁶ Das aus dem ersten Stadium hervorgehende Misstrauen schlage sich etwa in der Fähigkeit nieder, Gefahren als solche wahrzunehmen und Unangenehmes zu antizipieren, ergänzt Erikson; der Einzelne werde so in die Lage versetzt, in jeder Lebenssituation abwägen zu können, inwieweit eine vertrauensvolle oder misstrauische Haltung angebracht sei. Diese Schilderung legt als weiteren Punkt nahe, dass mit Beendigung eines Stadiums keineswegs von einem endgültigen Abschluss des für dieses spezifischen Konflikttypus auszugehen ist; „in den einzelnen Phasen wird ein Mehr oder Weniger an positiven und negativen Komponenten angelegt, ein Fließgleichgewicht, das sich in der kommenden Entwicklung immer wieder in die eine oder andere Richtung verschiebt. In allen Neuentscheidungen und Krisen werden früheste Lebenskonflikte wieder angerührt.“¹⁷⁷ Die grund-

¹⁷⁴ Erikson (1953), S. 10.

¹⁷⁵ Conzen (1996), S. 113.

¹⁷⁶ [„Es kommt des Öfteren vor, dass beim Zitieren des Stufenmodells weniger angenehme, ‚negative‘ Dinge wie Misstrauen, Zweifel und Scham außen vor gelassen werden und eine Erikson’sche Leistungsbilanz erstellt wird, der zu Folge in der ersten Stufe Vertrauen ‚erworben‘ wird. Tatsächlich ist es wesentlich, dass sich unsere Haltung der Gesellschaft gegenüber sowohl durch Vertrauen als auch durch Misstrauen auszeichnet.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 15.

¹⁷⁷ Conzen (1996), S. 118.

sätzliche und die Persönlichkeit des Individuums prägende Natur der einer Entwicklungsstufe zuordenbaren Erfahrungen werden aber sehr wohl in dieser selbst gemacht; gelingt es dem Einzelnen nicht, die einem Stadium immanenten Konflikte in befriedigender Form zu lösen, können krankhafte Verhaltensweisen die Folge sein. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass Erikson seine Darstellung der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung generell weniger als pathologisches Erklärungsmodell denn als idealtypische Schematisierung einer menschlichen Biographie versteht. Obwohl er individuelle Abweichungen von diesem Grundriss der menschlichen Existenz vorsieht und davon ausgeht, dass eine mangelhafte Bearbeitung frühen Stadien innewohnender Konflikttypen noch im Erwachsenenleben umfangreiche Auswirkungen nach sich ziehen, gilt Eriksons Aufmerksamkeit primär dem ohnehin ausreichend komplexen Entwicklungsweg des physisch und psychisch gesunden Menschen; die Schrift „Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“, welche Eriksons umfangreichste Darstellung des menschlichen Lebenszyklus verkörpert, kommuniziert diese Zielsetzung bereits anhand ihres Titels. Lawrence Friedman begründet die Schwerpunktsetzung dieser im Auftrag des Weißen Hauses erstellten Ausarbeitung damit, Erikson sei vor ihrer Erstellung Vater eines mongoloiden Sohnes geworden, den er direkt nach seiner Geburt dauerhaft in eine spezielle Anstalt überwiesen habe. Der Sohn sei so niemals zu einem Teil der Familie geworden. Erikson und seine Gattin seien von der Erfahrung, Eltern eines schwer behinderten Kindes zu werden, welches sich in seinem gesamten Lebensweg fernab des normalen Entwicklungswegs aufhalten würde, jedoch stark beeinflusst gewesen, als sie gemeinsam das Stufenmodell formuliert hätten.¹⁷⁸ Tatsächlich geht Erikson auf schwerwiegende Krankheitsbilder wie etwa das der Schizophrenie¹⁷⁹ nur am Rande ein; ungleich stärker widmet er sich der Fragestellung, inwieweit psychische Krankheiten den referenziellen Rahmen eines kulturellen Bezugssystems erforderten. So bezeichnet es Erikson als seine Intention, anhand seines Stufenmodells „einige universale Elemente der gesunden Persönlichkeit, die unter allen denkbaren kulturellen Bedingungen gültig sind, darzustellen,“¹⁸⁰ was aufgrund der kulturellen Relativität zahlreicher Definitionen des Begriffs der Gesundheit nicht einfach sei. Es selbst verstehe unter selbigem mehr als lediglich die Abwesenheit von Krankheit; es handle sich vielmehr um eine Kombination des persönlichen Gefühls, gesund zu sein, und dem diesbezüglichen äußeren Nachweis; „nur eine Kombination dieser beider Feststellungen ergibt eindeutige Gesundheit; denn es gibt fieberhafte oder sinnverwirrende Krankheitszustände, in denen sich

¹⁷⁸ Friedman (1999), S. 220.

¹⁷⁹ Erikson (1953), S. 15.

¹⁸⁰ Erikson (1953), S. 7.

die Kranken zeitweilig ganz besonders gesund fühlen, und es gibt objektiv gesunde Menschen, die sich ihrem Ende nahe fühlen. Es ist also die Verbindung von Subjektivem und Objektivem, was die Gesundheit ausmacht.“¹⁸¹ Der idealtypische, als allgemein-menschlich verstandene Entwicklungsverlauf, den Erikson anhand seines Stufenmodells skizziert, ist allerdings kein automatisch ablaufender Wachstumsprozess, welcher dem Individuum ohne eigenes Zutun zu einer persönlichen Bestimmtheit und einzigartigen Identität verhülfe, sondern vielmehr ein überaus mühsamer Weg. Wenn wir im Folgenden die einzelnen Entwicklungsstufen darstellen werden, soll die Tragweite der Konflikte, welche der Einzelne zu bewältigen hat, um zu individueller Vollständigkeit zu gelangen, noch klarer zutage treten. Wer gemäß der Konzeption Eriksons eine Identität besitzt, verfügt über eine komplexe Individualgeschichte; wer eine Identität erst aufbauen muss, durchläuft notgedrungen zahlreiche existenziell bedeutsame Krisen. Die so geartete „Epigenese der Identität“, welche Eriksons Lebenszyklus darstellt,¹⁸² soll nun näher beleuchtet werden.

Bereits im Rahmen der ersten Stufe des Erikson'schen Lebenszyklus bildet das heranwachsende Individuum im Regelfall erste fundamentale Komponenten einer sich später vervollständigenden personalen Identität heran; Erikson gibt an, das „früheste und undifferenzierteste ‚Identitätsgefühl‘“ entstehe „aus dem Zusammentreffen von mütterlicher Person und Neugeborenem [...], einer Begegnung der wechselseitigen Vertrauenswürdigkeit und des gegenseitigen Erkennens.“¹⁸³ Anhand der mütterlichen Bezugsperson erfahre das Kind konstante, kontinuierliche und stetig wiederkehrende Sinneseindrücke, die gemeinsam ein „rudimentäres Gefühl von Ich-Identität“ erzeugen, welches in erster Linie mit einem grundsätzlichen „Gefühl des Vertrauens und der Koinzidenz mit etwas, das sich im Inneren gut anfühlt,“ korrespondiere.¹⁸⁴ Dass derartige, früh gebildete Persönlichkeitskomponenten in Relation zum Entwicklungsstand eines erwachsenen Individuums als durchwegs unausgereift gelten müssen, betont Erikson mehrfach; die Bedeutung des anfänglichen Voranschreitens der Persönlichkeitsentwicklung und des Erreichens der ersten Ziele ist aber dennoch eine große: „In the early stages, something fundamental develops without which the later mature human capacity cannot develop;“¹⁸⁵ die Komplexität und Differenziertheit der grundlegenden Bestandteile nehme in jedem der folgenden Entwicklungsschritte zu. Wenn nun im ersten Stadium des Erikson'schen Modells eine „Grundlage des Identitätsgefühls, das später zu dem komplexen

¹⁸¹ ebd., S. 8.

¹⁸² Erikson (1980), S. 91.

¹⁸³ Erikson (1980), S. 106.

¹⁸⁴ Erikson (1984), S. 241.

¹⁸⁵ [„In den frühen Stadien entwickelt sich etwas Grundlegendes, ohne das sich das spätere, ausgeformte menschliche Potential nicht entwickeln könnte.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 21.

Gefühl wird, ‚in Ordnung zu sein‘, man selbst zu sein und einmal das zu werden, was die Umwelt von einem erwartet,¹⁸⁶ etabliert wird, so geschieht dies nicht aufgrund automatisch ablaufender Prozesse, sondern im Zuge der Bewältigung eines ersten entwicklungspezifischen Krisenszenarios, das Erikson mit der Überschrift „Urvertrauen gegen Urmisstrauen“ versieht. Basis dieser Problematik ist der Umstand, dass für das Neugeborene zunächst der Mund zum Mittelpunkt seiner Erfahrungswelt wird; für den Säugling „ist der Mund das Zentrum einer ersten allgemeinen Annäherung an das Leben, und zwar auf dem Wege der Einverleibung.“¹⁸⁷ Erikson unterscheidet innerhalb des ersten Entwicklungsstadiums zwischen zwei Abschnitten, die sich vor allem dadurch von einander unterscheiden, dass das Ausmaß an Eigenaktivität von seitens des Kindes zunimmt; während er den ersten Abschnitt dahingehend charakterisiert, in diesem treffe die „angeborene und mehr oder weniger koordinierte Fähigkeit“ des Säuglings, „mit dem Mund aufzunehmen, auf die mehr oder weniger koordinierte Fähigkeit und Absicht der Mutter, es zu nähren und willkommen zu heißen,¹⁸⁸ kennzeichnet er den zweiten durch eine zunehmende Diversifizierung der Betätigungen, welche lediglich noch im weitesten Sinn der Einverleibung dienen. So gibt Erikson etwa an, die Augen des Kindes, die zuerst den Eindruck von Passivität vermittelt hätten, seien nunmehr fähig, „ihren Brennpunkt auf Objekte zu richten, Objekte zu ‚ergreifen‘, vom undeutlicheren Hintergrund zu isolieren und ihnen zu folgen. Ebenso haben die Gehörorgane gelernt, bedeutsame Geräusche zu unterscheiden, [...] die Arme haben gelernt, sich entschieden auszustrecken, und die Hände, fest zu greifen;“¹⁸⁹ die sich allmählich entwickelnden Zähne des Kindes bewirkten zudem eine weitere Zunahme an Komplexität, da diese körperliche Veränderung von einer Lust, die neuen Möglichkeiten des Beißens auszuprobieren, begleitet werde. Falls das mütterliche Stillen also bis in das Beiß-Stadium hinein fortgesetzt werde, müsse das Kind lernen, zu saugen, ohne zu beißen, da es ansonsten Gefahr laufe, der Mutter Schmerz und Ärger zu bereiten und aufgrund dessen von der Brust getrennt zu werden; aber selbst im Idealfall sei eine Absonderung von der ursprünglich als Einheit erlebten Beziehung zur Mutter unausweichlich, weshalb das erste Stadium stets „in das Seelenleben ein Gefühl der Verlassenheit und eine undeutliche aber universale Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies“ hineintrage.¹⁹⁰ Die Krise der ersten Stufe, führt Erikson aus, finde im zweiten Teil des ersten Lebensjahres statt, weshalb sie schwer zu beurteilen und zu belegen sei; letztlich scheine sie aber „in der zeitli-

¹⁸⁶ Lohauß (1995), S. 32.

¹⁸⁷ Erikson (1953), S. 16.

¹⁸⁸ Erikson (1980), S. 98.

¹⁸⁹ ebd., S. 101.

¹⁹⁰ Erikson (1953), S. 19.

chen Koinzidenz von drei Entwicklungen zu bestehen: 1. einer physiologischen, nämlich der allgemeinen Spannung, die mit einem heftigen Trieb zu aktiverer Einverleibung, Aneignung und Beobachtung verknüpft ist (wozu sich noch das Unbehagen des Zahnens und anderer Veränderungen des oralen Apparates gesellen); 2. einer psychologischen, nämlich des wachsenden Bewußtseins seiner selbst als eines Einzelwesens; und 3. einer Umweltentwicklung, indem nämlich die Mutter sich scheinbar von dem Kinde ab- und anderen Beschäftigungen zuwendet, die sie gegen Ende der Schwangerschaft [...] aufgegeben hatte.“¹⁹¹ Die so charakterisierte erste Entwicklungskrise macht es dem Säugling in der Darstellung Eriksons unmöglich, den ihr innewohnenden Frustrationserlebnissen gänzlich zu entgehen; doch selbst wenn das Verhalten der mütterlichen Bezugsperson zwingend emotionale Zustände massiven Misstrauens evozieren muss, ist es doch an ihr, „mit der einfühlsamen Befriedigung der individuellen Bedürfnisse des Kindes zugleich auch ein starkes Gefühl von persönlicher Verlässlichkeit innerhalb des erprobten Rahmens ihrer Umwelt“¹⁹² zu vermitteln und damit dem Vertrauen des Säuglings dessen Erfahrungswelt gegenüber eine ausreichende Grundlage zu bieten. Interessant hierbei ist, dass Erikson dem in seiner Individualisierung und Persönlichkeitsbildung noch sehr wenig entwickelten frühkindlichen Menschen bereits ein Ausmaß echter Einzigartigkeit zuerkennt. Diese kann zwar kaum als eine dem Kinde bewusster Tatsache gelten, sondern dürfte von diesem höchstens als impliziter Bestandteil der Erfahrungsqualität früher, von Vertrauen unterlegter Empfindungen registriert werden; als eine Art Wegweiser dahin, dass sich die noch im Wachstumsprozess begriffene personale Identität durch eine der Selbstreflexion zugängliche Singularität auszeichnen wird können, ist sie aber durchaus anzusehen. Das Krisenszenario der ersten Entwicklungsstufe mag vordergründig lediglich um die rezeptiven Themen des Empfangens und Sich-Aneignens kreisen, beinhaltet für Erikson jedoch zusätzlich dasjenige der Fähigkeit zu geben, da er bereits in der frühkindlichen Entwicklung von einem Prinzip der Wechselseitigkeit und Rückbezüglichkeit ausgeht. Die wiederholt gemachte Erfahrung, selbst ausreichend vertrauenswürdig zu sein, „so daß die Versorger nicht auf ihrer Hut sein oder einen verlassen müssen,“¹⁹³ verdichtet sich für Erikson zu der kindlichen Annahme, dem Umfeld gegenüber Vertrauenswürdigkeit auszustrahlen und dieses Vertrauen auch zu vermitteln; dieses Lebensgefühl findet in weiterer Folge Eingang ins noch rudimentäre Selbstbild des heranwachsenden Menschen und wird so zu derjenigen „Ich-Grundlage [...],

¹⁹¹ Erikson (1973), S. 68.

¹⁹² Erikson (1953), S. 21.

¹⁹³ ebd., S. 20.

die nötig ist, um selbst ein Gebender zu werden,¹⁹⁴ zu einem „Grundstein der vitalen Persönlichkeit“¹⁹⁵ und zur Basis der späteren personalen Identität. Deshalb kann für Erikson „die kürzeste Formulierung des Identitätszuwachses der frühen Kindheit [...] wohl so lauten: Ich bin, was ich an Hoffnung habe und einflöße.“¹⁹⁶ Die konzeptionelle Nähe der ersten Entwicklungsstufe des Erikson’schen Lebenszyklus zur ebenfalls für das erste menschliche Lebensjahr vorgesehenen „oralen Phase“ Freuds ist im Vergleich zu etwaigen Parallelen späterer Entwicklungsstadien überaus groß. Dies zeigt sich einerseits dann, wenn Erikson explizit angibt, mit seinen Überlegungen zur frühkindlichen Entwicklung auf dem Konzept der Oralität, welches als um den Mund kreisender Erfahrungskomplex zu verstehen sei, direkt aufzusetzen;¹⁹⁷ andererseits erklärt er, die eigenen frühen Arbeiten ausschließlich als zusätzliche Anschauungsbeispiele der Freud’schen Theorien verstanden zu haben: „When I started to write extensively [...], I really thought I was merely providing new illustrations for what I had learned from Sigmund and Anna Freud. I realized only gradually that any original observation already implies a change in theory.“¹⁹⁸ Er fügt hinzu, selbst wenn ein Forscher bestrebt sei, Freud nachzufolgen, seien Abweichungen früher oder später unausweichlich. Die genannte anfängliche Zielsetzung Erikson, die Annahmen Freuds auf zuvor unberührte Sachverhalte anzuwenden, findet sich beispielsweise in der Aufarbeitung zweier Forschungsaufenthalte, in welcher Erikson die Erziehungsmethoden zweier amerikanischer Indianerstämme einer Analyse unterzieht. Erikson führt aus, seine Beobachtungen der Yurok und der Sioux hätten eine „erstaunliche Konvergenz zwischen den von den Indianern für ihre alten Methoden angegebenen Begründungen und den psychoanalytischen Überlegungen“¹⁹⁹ ergeben; eine Übereinstimmung „zwischen der Oralität des Sioux-Kindes und den ethischen Idealen des Stammes“ sei etwa darin zu entdecken gewesen, „daß die kulturelle Forderung nach Freigiebigkeit ihre frühe Grundlage in dem Privileg des Nahrungsgenusses und der Sicherheit hatte, die aus dem unbeschränkten Stillen erwuchs.“²⁰⁰ Erikson schildert die indianischen Sitten und Gebräuche zunächst detailliert, um daraufhin psychoanalytisch gefärbte Fragen in den Raum zu stellen, wie etwa diejenige, ob „die Nötigung, frühe Beißwünsche zu unterdrücken, zu der immer wa-

¹⁹⁴ Erikson (1957b), S. 56.

¹⁹⁵ Erikson (1980), S. 98.

¹⁹⁶ ebd., S. 108.

¹⁹⁷ [„Als ich [...] in umfangreicher Form zu schreiben begann, dachte ich wirklich, lediglich neue Illustrationen dafür zu liefern, was ich bereits von Sigmund und Anna Freud gelernt hatte. Ich erkannte nur allmählich, dass jede ursprüngliche Beobachtung bereits eine Modifikation der Theorie erfordert.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 14.

¹⁹⁸ ebd., S. 13.

¹⁹⁹ Erikson (1984), S. 131.

²⁰⁰ ebd., S. 133.

chen Gewalttätigkeit des Stammes“²⁰¹ geführt haben könnte, da Letztere als späte Folgeerscheinung frühkindlicher oraler Frustration interpretierbar sei; das engere Umfeld der Annahmen Freuds verlässt Erikson mit keiner dieser exemplarischen Überlegungen. Die inhaltliche Erbschaft, welche die erste Entwicklungsstufe Eriksons von der Freud'schen Oralität bezieht, zeigt sich auch dann, wenn Erikson in „Einsicht und Verantwortung“ anhand der Analyse eines Traumes Freuds zu exemplifizieren sucht, dass „die psychosexuelle Krise der frühen Kindheit [...] über das Ausmaß der Vorherrschaft eines Vertrauensgefühls trotz aller Mißgeschicke [...], die dem Säugling Gründe zum Mißtrauen gegen die mütterlichen Personen geben,“²⁰² entscheide; Erikson konstatiert, der Gründer der Psychoanalyse schildere in seinem „Parzentrum“²⁰³ ein Erlebnis unmittelbarer oraler Enttäuschung, das sich zunächst in Mißtrauen und Resignation niederschlage, dann aber eine entsprechende Kompensation erfahre und Freud schließlich zu mehr Autonomie ver helfe, weshalb dem Träumer zu attestieren sei, innerhalb seiner Erzählung „erfolgreich die Abschlussprüfung der Oralität“ zu bestehen.²⁰⁴ Die inhaltlichen Parallelen zwischen der ersten Entwicklungsstufe des Lebenszyklus und der Oralität Freuds verdeutlicht Erikson ferner anhand mehrerer schematischer Darstellungen,²⁰⁵ die allerdings nur teilweise von der textlichen Ausführung eingeholt werden. Eine Übereinstimmung mit einem weiteren Theoretiker meint Lawrence Friedman zu erkennen, der angibt, in Eriksons Charakterisierung der ersten Stufe wesentliche Merkmale vorzufinden, die in ähnlicher Weise auf Lacans „Spiegelstadium“ zuträfen: „The parallel to Jacques Lacans ‚mirror stage‘ was striking. Consciousness of selfhood began as the baby and others (usually mother or father) smiled at each other in mutual recognition.“²⁰⁶ In diesem Augenblick gegenseitigen Erkennens, ergänzt Friedman, nehme sich das heranwachsende Wesen erstmals als seinem Gegenüber wichtig wahr. Wenn individuelle personale Identität nicht zuletzt aus der sich wandelnden Beziehung unterschiedlicher Generationen zueinander hervorgeht, wie Friedman in weiterer Folge festhält,²⁰⁷ dann darf dies als weiterer Indikator gewertet werden, dass in der ersten Entwicklungsstufe des Erikson'schen Lebenszyklus eine bedeutende Grundlage zur späteren, vollständigeren und potentiell selbstreflexiven persönlichen Einzigartigkeit gelegt wird.

²⁰¹ ebd.

²⁰² Erikson (1966), S. 165.

²⁰³ Freud, S. (1941), Band 2/3, S. 210ff.

²⁰⁴ ebd., S. 169.

²⁰⁵ vgl. Erikson (1966), S. 170; oder Erikson (1984), S. 267.

²⁰⁶ [„Die Parallele zu Jacques Lacans ‚Spiegelstadium‘ war bemerkenswert. Der Anfang des Selbstbewusstseins bestand darin, dass das Baby und die anderen (gewöhnlich die Mutter oder der Vater) einander in wechselseitigem Erkennen anlächelten.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Friedman (1999), S. 222.

²⁰⁷ vgl. ebd., S. 225.

Die Rolle, welche das zweite Entwicklungsstadium bei der Heranbildung einer personalen Identität spielt, besteht vor allem darin, der seitens des Individuums realisierbaren Autonomie erste Manifestationsgrundlagen bereit zu stellen und damit die Erfahrung, einen eigenen Willen und persönliche Entschlusskraft zu besitzen, dauerhaft im aufkeimenden Selbstbild zu verankern; allerdings schließen die diesem Stadium innewohnenden Konflikte auch erste Erfahrungen der kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Person mit ein, die für das heranwachsende Individuum ebenfalls großen Wert besitzen. Als ausschlaggebend dafür, dass sich die Kernthemen der zweiten Stufe überhaupt erst entfalten können, gelten nach Erikson mehrere Faktoren; zunächst gibt dieser an, „für das Wachstum der Autonomie“ sei „ein stark entwickeltes, frühes Vertrauen unerlässlich,“²⁰⁸ was bedeutet, dass die Krise der vorangegangenen Phase erfolgreich bewältigt und zu einem befriedigenden Ergebnis geführt haben muss. Als ebenso wesentliches Kriterium bezeichnet er das fortschreitende physische Wachstum des noch jungen Individuums sowie seine zunehmende Fähigkeit, die eigenen Körperfunktionen zu kontrollieren. Weiters führt Erikson aus, die maßgeblichen, mit diesen Veränderungen korrespondierenden Konfliktzonen bestünden „in der Reifung des Muskelsystems; der daraus erwachsenden Geschicklichkeit (und doppelt empfundenen Ungeschicklichkeit), eine Anzahl höchst komplizierter Aktionen zu koordinieren, wie das Festhalten und das Loslassen; und in dem enormen Wert, den das noch immer höchst abhängige Kind auf seinen autonomen Willen (seinen ‚Eigenwillen‘) zu legen beginnt.“²⁰⁹ Gemäß der Darstellung Eriksons sieht sich der junge Mensch erstmals mit elterlichen Erwartungen und Forderungen konfrontiert, die sukzessive zu eigenen, an sich selbst gerichteten Ansprüchen werden und komplexe Änderungen des Verhaltens nahe legen; erste potentielle Erfolgserlebnisse rücken so ins Bewusstsein, stellen sich jedoch nur unter der Bedingung ausreichender Frustrationstoleranz ein. Gleichzeitig zeitigt die Veränderung in der Beziehung zu den Eltern einen mit Widersprüchen besetzten existenziellen Kampf um persönliche Autonomie, „denn während es sich vorbereitet, fester auf seinen eigenen Füßen zu stehen, lernt das Kind auch, seine Welt als ‚ich‘ und ‚du‘ und ‚mir‘ und ‚mein‘ abzugrenzen.“²¹⁰ Die aus dieser Konstellation hervorgehende kindliche Ambivalenz zeigt sich für Erikson unter anderem in den starken Schwankungen im Umgang mit den elterlichen Bezugspersonen, welche das rapide Wechseln zwischen äußerst unterschiedlichen Verhaltensformen seitens des Kindes mit Fassung zu tragen haben; zur Veranschaulichung dieses konfliktträchtigen Szenarios gibt Erikson an, jede Mutter wisse

²⁰⁸ Erikson (1980), S. 111.

²⁰⁹ Erikson (1953), S. 24.

²¹⁰ Erikson (1980), S. 110.

darum, „wie liebevoll ein Kind in diesem Stadium sich an sie anschmiegen und wie rücksichtslos es plötzlich versuchen kann, sie wegzustoßen. Zur gleichen Zeit neigt das Kind sowohl dazu, Dinge anzusammeln wie sie wegzuworfen, sich an geliebte Gegenstände zu klammern und sie aus den Fenstern [...] zu werfen.“²¹¹ Entfalten könne sich dieser im Kontext der zweiten Entwicklungsphase essentiell heranzubildende Eigensinn nur dann, wenn seitens der Bezugspersonen mit ausreichend innerer Festigkeit und kontinuierlicher Verlässlichkeit gerechnet werden könne; das Kleinkind müsse das Grundgefühl aufrecht erhalten können, „daß sein Urvertrauen zu sich selbst und zur Welt, jener aus den Konflikten des oralen Stadiums gerettete, bleibende Schatz nicht in Frage gestellt wird durch seine Kehrseite, seine plötzlichen heftigen Wünsche, seinen Willen durchzusetzen, sich fordernd anzueignen und eigensinnig von sich zu tun.“²¹² Wie bereits die erste Stufe des Lebenszyklus nimmt auch dieser zweite Schritt in Richtung allmählicher Identitätsbildung im Erleben des Kindes den Charakter einer Krise an, die Erikson mit den Schlagworten „Autonomie gegen Scham und Zweifel“ überschreibt; denn während die zahlreichen „neuen motorischen Fähigkeiten wie das Krabbeln, Aufrechtstehen, Gehen und Laufen einen mächtigen Zuwachs an Autonomie“ mit sich bringen, „nehmen Kinder jetzt auch ihre Unterlegenheit gegenüber den übermächtigen Erwachsenen wahr, reagieren empfindlich, wenn sie ausgelacht oder bloßgestellt werden.“²¹³ In den Augen der anderen und vor sich selbst versagt zu haben und damit dem Gefühl nicht entgegen zu können, „sich vorzeitig und lächerlich exponiert zu haben,“²¹⁴ wird zu einer fundamentalen kindlichen Befürchtung, kann aber nicht umgangen werden, da sie zugleich die Kehrseite der aufkeimenden Autonomiebestrebungen verkörpert; Erikson gibt an, die Empfindung der Scham bestehe im Wesentlichen darin, sich den Blicken der Welt höchst unvorbereitet ausgesetzt zu sehen, „so träumt man etwa in Scham-Träumen, daß man unvollständig bekleidet, im Nachthemd, ohne Hosen auf der Straße steht. Scham drückt sich schon für in dem Impuls aus, das Gesicht zu verstecken oder am liebsten in der Erde versinken zu wollen.“²¹⁵ Die Frühform des Zweifels, die der zweiten Phase zuzuordnen sei, gelte „allem, was man hinter sich gelassen hat“ und sei „das Modell für den gewohnheitsmäßigen ‚zweiten Blick‘, den man auf alles wirft, oder für andere, spätere, mehr verbale Formen des zwanghaften Zweifels;“²¹⁶ beim Erwachsenen finde der Zweifel dementsprechend „in wahnhaften

²¹¹ ebd.

²¹² Erikson (1980), S. 246.

²¹³ Conzen (1996), S. 127.

²¹⁴ Erikson (1953), S. 26f.

²¹⁵ ebd., S. 27.

²¹⁶ Erikson (1980), S. 114.

Ängsten vor verborgenen Verfolgern und geheimen Verfolgungen, die von hinten drohen,²¹⁷ möglichen pathologischen Ausdruck. Da auch die negativen Pole dieses Lebensabschnitts im späteren Leben des Individuums eine wesentliche Funktion einnehmen, weist Erikson darauf hin, der ideale Ausgang des zweiten Stadiums bestehe nicht ausschließlich im Erreichen persönlicher Eigenständigkeit; die Erfahrungswerte der Scham und des Zweifels sollten vielmehr ebenfalls vorhanden sein, lediglich deren Überhandnehmen sei problematisch: „The ratio, of course, should be in favour of autonomy. If in some respects you have relatively more shame than autonomy, then you feel or act inferior all your life – or consistently counteract that feeling.“²¹⁸ Im Falle eines Überwiegens der negativen Erlebnisse geht Erikson von enormen, besonders in der Zeit der Adoleszenz offensichtlich werdenden Auswirkungen auf die weiterführende Identitätsbildung aus; Erikson gibt an, in solchen Fällen mache der Betroffene „seine Identitätskrise in gewohnheitsmäßiger Beschämtheit, nach allen Seiten sich entschuldigend und in Angst gesehen zu werden durch – oder aber er [...] legt eine trotzig Art von Autonomie an den Tag.“²¹⁹ Wie schon das erste Stadium stellt somit auch das zweite einen erfahrungsmäßigen Grundstock dar, auf dem Eriksons idealtypisches Individuum später ein von bewusster Eigenständigkeit gekennzeichnetes Lebensgefühl sowie die Überzeugung persönlicher Ganzheit und Unverkennbarkeit fußen lassen kann und damit zu einem Gefühl persönlicher Identität gelangt. Zeitlich siedelt Erikson das zweite Stadium zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahr an: „[The second stage emerges] during the second and third year. But this differs in duration and intensity in different children and in different cultures.“²²⁰ Eriksons Herausstreichen der kulturellen Abhängigkeit des mit der zweiten Stufe korrespondierenden Erscheinungsbildes verweist nicht allein auf die Ergebnisse zweier Forschungsaufenthalte, sondern deutet auch die Grenzen seiner Bezugnahme auf Freuds Konzeption der „anal“ Entwicklungsphase an, welches Erikson als prinzipielle Basis der zweiten Etappe seines Stufenmodells heranzieht. Die Ansicht Freuds, die Reinlichkeitserziehung fungiere als das zentrale Thema des zweiten und dritten Lebensjahres, findet sich samt der damit verbundenen Implikationen zwar weitgehend bei Erikson wieder; so konstatiert dieser etwa, die „anale Zone ist mehr als jede andere geeignet, das eigensinnige Verharren auf widerstrebenden Impul-

²¹⁷ ebd.

²¹⁸ [„Das Verhältnis sollte freilich zugunsten der Autonomie ausfallen. Wenn in einer Hinsicht mehr Scham als Autonomie vorhanden ist, empfindet man sich selbst oder seine Handlungen das ganze Leben lang als minderwertig – oder ist ständig bestrebt, diesem Gefühl entgegenzuwirken.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 20.

²¹⁹ Erikson (1980), S. 113.

²²⁰ [„[Die zweite Stufe entsteht] zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahr. Ihre Dauer und Intensität fallen allerdings bei unterschiedlichen Kindern und in verschiedenen Kulturen unterschiedlich aus.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 22.

sen zu repräsentieren,²²¹ da es dabei in beispielhafter Weise gelte, eine Sache zunächst zurückzuhalten und dann gezielt loszulassen. Zudem akzeptiert Erikson die seitens Freud postulierte, der analen Problematik innewohnende „wesenhafte Beziehung zwischen Festhalten und Hergeben vom Besitz einerseits und der infantilen Preisgabe von Exkrementen als Körperbesitz andererseits“²²² insofern als universelle Leitidee, als er es als eine aus seinen Forschungsreisen hervorgehende Erkenntnis betrachtet, „daß die Haltung der Sioux gegenüber den Fäces ihrer Haltung dem Eigentum gegenüber nicht widerspricht. Bei beiden liegt der Akzent stärker auf der freien Lösung und dem Loslassen als auf starrer Zurückhaltung.“²²³ Nichtsdestotrotz fordert Erikson gegenüber der klassischen psychoanalytischen Theorie insofern eine Erweiterung des Fokus ein, als er der zweiten Stufe eine umfassendere, nicht allein auf die Ausscheidungsprozesse beschränkte „neue Dimension des Umgangs mit der Objektwelt“²²⁴ zuschreibt; die Erfahrungen des Kindes, den eigenen Körper beherrschen zu können, ziehen sich im Denken Eriksons durch ein breites Feld verschiedener Aktivitäten, in denen allerdings stets die gleichen Grundmuster erkennbar sind. In Hinblick auf die heranwachsende Identität des jungen Individuums gibt Erikson an, das Stadium der Autonomie verdiene „besondere Aufmerksamkeit, denn in ihm wird die erste Emanzipierung, die von der Mutter, zu Ende geführt,“²²⁵ diese erste Ablösung werde im Laufe des weiteren Lebens bei zahllosen Gelegenheiten ihre Vorbildwirkung entfalten. So bestehe denn auch „der allgemeine Beitrag zur endgültigen Identitätsbildung eben in dem Mut, ein unabhängiges Individuum zu sein, das seine eigene Zukunft wählen und lenken kann.“²²⁶ In Verbindung mit der aus der ersten Stufe herührenden lebensweltlichen Sicherheit führt die Etablierung persönlicher Unabhängigkeit im Denken Eriksons zur Bildung der Identitätskomponente eigenständigen Willens, die insgesamt mit der Selbstzuschreibung „ich bin, was ich unabhängig wollen kann“²²⁷ zusammenfasst werden kann und im Erleben des Individuums von nun an zu der Überzeugung führt, als distinkte Entität lokalisierbar und zu einer ernst zu nehmenden Person geworden zu sein.

Die dritte Stufe des Erikson'schen Lebenszyklus erscheint insofern als eine weitere, die individuelle Identitätsbildung vorbereitende Entwicklungsphase, als sie das Fundament für die nötige Imaginationskraft legt, zudem den Wert zielgerichteten Handelns vermittelt und ferner dem Umgang mit dem aggressiven Potential des Heranwachsenden eine moralische

²²¹ Erikson (1953), S. 25.

²²² Erikson (1984), S. 136.

²²³ ebd., S. 137.

²²⁴ Erikson (1953), S. 24f.

²²⁵ Erikson (1980), S. 116.

²²⁶ ebd.

²²⁷ ebd.

Ausrichtung verleiht. Erikson versteht den Zeitraum vom vierten bis einschließlich fünften menschlichen Lebensjahr als Spielalter, in welchem vorübergehende Identifikationen mit Rollenbildern erprobt werden können, wobei der Testcharakter nicht notwendigerweise impliziert, dass die auf diesem fußenden Aktivitäten stets von durchgängiger Leichtigkeit gekennzeichnet wären; vielmehr wohnen auch dieser Stufe Konflikte inne, die durchaus das Ausmaß einer Krise annehmen. Sowohl für die noch zu beschreibenden konfliktvollen Momente als auch die Entwicklungsfortschritte gilt, dass Erikson sie letztlich in ein sinnhaftes übergeordnetes Ganzes einbettet, das sich im Leben des Einzelnen als persönliche Biographie und im Kontext der Ausführungen Eriksons als sich entfaltender Plan manifestiert; im Zuge der Darstellung der dritten Entwicklungsstufe gibt Erikson dementsprechend an, es entspreche der „Weisheit des Grundplanes [...], daß das Individuum gerade zu dieser Zeit mehr als zu jeder anderen bereit ist, schnell und begierig zu lernen.“²²⁸ Es seien hierbei drei umfassende Entwicklungsschübe zu nennen, deren eingesetzt Haben dieses Stadium unterstützten: „1. das Kind lernt, sich freier und kräftiger umherzubewegen und legt daher einen weiteren und, für es, unbegrenzten Radius von Zielen fest; 2. sein Sprachgefühl vervollkommnet sich bis zu einem Punkt, wo es unzählige Dinge versteht und ununterbrochen nach ihnen fragen kann [...]; und 3. erlauben ihm sowohl die Sprache wie die Bewegung im Raum, seine Phantasie auf so viele Rollen auszudehnen, daß es sich unvermeidlicherweise selbst mit dem erschreckt, was es geträumt und sich ausgedacht hat.“²²⁹ Das aus diesen Faktoren resultierende, stark angestiegene Vorstellungsvermögen evoziert dadurch ein Krisenszenario, das es das Individuum ins Zentrum eines Konflikts positioniert, den Erikson mit den Schlagworten „Initiative gegen Schuldgefühle“ betitelt und dessen Entwicklungsziel deutlich „über die reine Selbstbehauptung des zweiten Lebensjahres hinaus [geht].“²³⁰ Vielmehr schlägt sich die entfachte kindliche Initiative in einer schier unermüdlichen „Neugier in bezug auf Größenunterschiede, Unterschiede im allgemeinen und Geschlechts- und Altersunterschiede im besonderen“²³¹ nieder; der in die ferne Zukunft gerichtete Traum, einmal der Kindheit entwachsen und zu einer klar verortbaren Person geworden zu, äußert sich gemäß der Darstellung Eriksons darin, dass „sowohl der Knabe wie das Mädchen [...] außerordentlich zugänglich für jedes überzeugende Versprechen [sind], daß sie eines Tages so gut sein werden wie Mutter oder Vater – vielleicht sogar besser.“²³² Der Weg dahin, führt Erikson weiters aus, liege in allerlei durch-

²²⁸ Erikson (1953), S. 42.

²²⁹ Erikson (1980), S. 117.

²³⁰ Conzen (1996), S. 133.

²³¹ Erikson (1980), S. 118.

²³² ebd., S. 120.

wegs zielgerichteten spielerischen Aktivitäten, welche eine große Lust am Wettstreit und eine Freude an der Eroberung erkennen ließen; das dabei in Erscheinung tretende, auf räumliche und zeitliche Expansion ausgerichtete Interesse gelte dabei nicht nur den Rollen, die seitens der elterlichen Bezugspersonen wahrgenommen würden, sondern „auch Repräsentanten von Berufen, die das Kind erfassen kann: Feuerwehrmännern und Polizisten, Gärtnern und Klempnern.“²³³ Erikson begründe dies damit, dass sich die kindliche Aufmerksamkeit zu diesem Zeitpunkt auf Personen richten müsse, die sich außerhalb des häuslichen Umfelds befänden: „[The child’s] whole initiative has to be and is ready to be deflected from the home and must find new goals.“²³⁴ Diese Vergrößerung des sozialen Rahmens²³⁵ ist insofern für das Kind nicht unproblematisch, als sie gemäß der Konzeption Eriksons einen Lernprozess erfordert, innerhalb dessen sich die neue imaginative Kraft am faktisch Realisierbaren zu messen und auszurichten hat; frühere Phantasien werden in ihrer Irrealität zunehmend greifbar und erfahren eine allmähliche Entzauberung, die mit ihnen verbundenen Allwissendheits- und Allmachtswünsche verblassen jedoch nicht ohne Weiteres, sondern enthalten ein hohes Krisenpotential: „It is during this period that it becomes incumbent upon the child to repress or redirect many fantasies which developed earlier in his life. He begins to learn that he must work for things, and that even his secret wishes for omniscience and omnipotence must be attached to concrete things, or at least things that can materialize. Paradoxically, he continues to feel guilty for his fantasies.“²³⁶ Während der späte Erikson in der soeben wieder gegebenen Darstellung den Kernkonflikt der zweiten Entwicklungsstufe höchstens lose an der seitens Freuds konzipierten und für dasselbe menschliche Lebensalter vorgesehenen ödipalen Problematik anlehnt, verhält sich dies in früheren Ausführungen Eriksons anders. In diesen positioniert sich zwar Erikson dahingehend, „daß der Ödipuskonflikt einen wichtigen Meilenstein in der kindlichen Entwicklung darstellt und sich aus biologisch-triebhaften Quellen herleitet;“²³⁷ dennoch entsteht bei näherer Betrachtung der Eindruck, Erikson halte nur vordergründig an Freuds Überlegungen fest. Dies wird zum einen bei einem Vergleich der bei den ersten beiden Stufen angetroffenen, stringenter dargelegten Parallelen mit den nur vordergründig

²³³ Erikson (1953), S. 42.

²³⁴ „Die Initiative [des Kindes] muss sich von zu Hause abwenden und neue Ziele finden, wozu sich auch bereit ist.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 24.

²³⁵ vgl. Lohauß (1995), S. 38.

²³⁶ „Während dieses Abschnitts dämmert es dem Kind herauf, dass es zahlreiche, von früher herrührende Phantasien unterdrücken oder umleiten muss. Es begreift allmählich, dass es für Dinge zu arbeiten hat und dass selbst die geheimen Wünsche nach Allwissendheit und Allmacht an vorhandenen Dingen zu messen sind, oder zumindest an Dingen, die realen Charakter haben. Paradoxe Weise fühlt es sich weiterhin schuldig wegen seiner Phantasien.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 25.

²³⁷ Conzen (1996), S. 137.

existenten der dritten Stufe sichtbar; zum anderen greift Erikson in seiner Bezugnahme auf die Überlegungen Freuds teils auf äußerst plakativ wirkenden Begriffe zurück, wenn es darum geht, die dem dritten Stadium zugeschriebene Initiative mit dem Ödipuskonflikt der Freud'schen „phallischen Stufe“ in Verbindung zu setzen. Dies ist der Fall, wenn Erikson zu zeigen versucht, „daß der phallische Modus zumindest symbolisch in einer Fülle von Handlungen und Phantasien zum Ausdruck kommt,“²³⁸ indem er anhand des Begriffs des Eindringens zahlreiche entwicklungspezifische Aktivitäten umschreibt und dabei postuliert, am kindlichen Verhalten sei während der relevanten Lebensjahre „eine Vielfalt ‚ähnlich‘ strukturierter Betätigungen und Phantasien“²³⁹ festzumachen; er legt dar, diese umfassten „1. das Eindringen in den Raum durch kraftvolle Fortbewegung; 2. das Eindringen in das Unbekannte durch verzehrende Neugier; 3. das Eindringen in anderer Leute Ohren und Denken durch aggressive Stimme; 4. das Eindringen auf oder in anderer Leute Körper durch körperlichen Angriff; 5. und, oft sehr schreckerregend, die Vorstellung vom Phallus, der in den weiblichen Körper eindringt.“²⁴⁰ Da es Erikson aber weiterhin als den Zweck der sich regenden kindlichen Initiative ansieht, nicht primär die Ahnung einer Geschlechtsidentität zu begründen, sondern die universelle individuelle Vorstellungskraft zu stärken, zeugen die wiedergegebenen fünf Punkte kaum von einer angemessenen Anwendung Freud'scher Theorie durch Erikson; sexuelle Inhalte mögen durchaus einen Teil der kindlichen Imagination einnehmen, stehen innerhalb der Ausführungen Eriksons zur der dritten Entwicklungsstufe entspringenden Initiative jedoch keineswegs im effektiven strukturellen Zentrum. Peter Conzens Einschätzung, es stelle „eine der üblichen Spekulationen der Libithorie“ dar, die Initiative der dritten Phase „als Sublimierung des ‚eindringlichen‘ phallischen Verhaltens zu betrachten,“²⁴¹ geht somit in die korrekte Richtung, trifft aber nicht den Punkt. Vielmehr dürfte Erikson selbst in seinem Frühwerk bestrebt gewesen sein, sich nicht umfangreicher als nötig von Freuds Theorien zu entfernen. Eine nachhaltigere Übereinstimmung mit der ödipalen Problematik als sie anhand der Initiative aufträte, ist in Eriksons Analyse der Schuldgefühle, welche er der dritten Stufe zuschreibt, zu entdecken; bei der Skizzierung dieses Gegenpols stellt Erikson plausibel dar, dass es nicht zuletzt die spielerisch vorgenommene Identifikation mit einem Elternteil ist, die im Heranwachsenden Gefühle der Schuld und Angst weckt, da sie ihn in die Position eines Rivalen versetzt, welcher zugleich von seinem beneideten Gegenspieler abhängig ist. Hier trifft die kindliche Vorstellungskraft auf einen Bodensatz, der die ohnehin existenzielle Di-

²³⁸ ebd., S. 134.

²³⁹ Erikson (1980), S. 120.

²⁴⁰ ebd.

²⁴¹ Conzen (1996), S. 137, S. 138

mension der Problematik, sich mit den realen Umständen messen zu müssen, weiter amplifiziert und dazu führt, dass Erikson vom dritten als einem „Stadium der Angst um Leib und Leben“²⁴² spricht; Erikson legt dar, es sei gerade die in diesem Lebensabschnitt schwerwiegende Identifikation mit den Eltern, die das Kind veranlasse, nach Gelegenheiten Ausschau zu halten, „die ein Feld für ihre Initiative versprechen, ohne so viel Konflikt und Schuldgefühl, wie sie der hoffnungslosen Rivalität in der Familie anhaften.“²⁴³ Die ödipale Spannungssituation geht somit Hand in Hand mit der prinzipiellen extrovertierten Ausrichtung der dritten Stufe, da sie die ohnehin nötige Erweiterung des sozialen Radius weiter forciert. Die Rivalität mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil ist darüber hinaus für den späteren Umgang des Einzelnen mit seinem aggressiven Potential von Bedeutung. Eriksons Darstellung legt nahe, dass sich in der ödipalen Konstellation ausgelöster, verdrängter kindlicher Hass „auf übermächtige Eltern [...] im Erwachsenenalter auf alle möglichen Konflikte mit Rivalen, Mächtigeren, Privilegierten“ überträgt, zudem „das unbewusste Arsenal innerer Destruktivität“ verstärkt und in späteren „Krisensituationen ungehemmt zum Vorschein kommen [kann].“²⁴⁴ Erikson gibt an, es sei evident, „daß die aggressiven Ideale des Menschen in weitgehendem Maß im Stadium der Initiative verankert sind,“ und fügt hinzu, dieses Faktum habe als „ein bedeutsamer Umstand für den Konflikt der Identitätsbildung“ zu gelten.²⁴⁵ Zusätzlich bekräftigt er die Annahme einer inneren Ausrichtung des individuellen Strebens durch die Feststellung, aufgrund des massiven Zwiespalts zwischen Initiative und Vorbehalten werde „ein Moralgefühl geweckt, das den Horizont des Erlaubbaren“²⁴⁶ einschränke und den Einzelnen noch stärker in die jeweilige Kultur einbinde; hierbei kommt die für Eriksons Darstellungen typische Annahme einer kooperativen Beziehung zwischen dem Einzelnen und dem sozialen Umfeld ein weiteres Mal zur Anwendung. Zusammenfassend sind somit multiple Elemente zu nennen, die, aus der dritten Entwicklungsstufe des Erikson’schen Lebenszyklusses herrührend, auf die zu errichtende Identität des Individuums Einfluss nehmen; ihren Anfang haben sie allesamt in den zahlreichen, probeweise vorgenommenen Identifikationen des Spielalters, die als Sedi- ment zurückbleiben und so künftige Entwicklungen begleiten. Die Auseinandersetzung mit Rollen und Leitbildern, das Vergleichen der eigenen Person mit anderen Individuen sowie die Konfrontation der eigenen Wünsche mit einer verbindlichen Realität stellen prägende Herausforderungen dar und kennzeichnen gemeinsam die Krise des dritten Stadiums; als wesent-

²⁴² Erikson (1953), S. 40.

²⁴³ Erikson (1980), S. 123.

²⁴⁴ Conzen (1996), S. 137.

²⁴⁵ Erikson (1980), S. 124.

²⁴⁶ ebd., S. 123.

lichste, aus dieser hervorgehende Errungenschaft darf dafür wohl die Vorstellungskraft gelten, die sich für Erikson in der „ständig wachsenden Überzeugung“ zeigt, sich jenseits jeder Schuldgefühle über dasjenige zu definieren, „wovon ich mir vorstellen kann, daß ich es sein werde.“²⁴⁷ Denn es ist diese zu gewinnende auf Expansion ausgerichtete imaginative Kraft, aus der sich im idealtypischen Szenario eine Ahnung moralischen und zielgerichteten Handelns ableiten lässt und durch welche jegliche kontextuelle Realität überhaupt erst erfahrbar wird. Je lebendiger das Spielalter insgesamt verläuft, desto nachhaltiger ist der Einzelne letztlich befähigt, „einen Schatz an Einfallsreichtum, Neugier und Forscherdrang in das Erwachsenenleben hinüberretten, wie er für die erwachsenen Formen des Spiels, die Kunst, das Theater usw., unentbehrlich ist,“²⁴⁸ doch nicht nur für diejenigen Menschen, die verstärkt Aktivitäten oder Berufen nachgehen, welche dergestalt die Imaginationskraft betonen, sind die Auswirkungen der Konflikte und Lösungen des dritten Stadiums als eine prägende Station auf dem Weg zu ihrer personalen Identität tagtäglich erfahrbar.

Beginnend mit dem Erreichen des Schulalters tritt Eriksons idealtypisches Individuum in die vierte Stufe des Lebenszyklus ein, deren Themen einerseits um das Erlernen relevanter Kulturtechniken, andererseits um eine Vertiefung und Ausweitung der sozialen Wechselbeziehung zwischen dem Einzelnen und seinem Umfeld ranken. Erikson schreibt diesem Stadium sowohl innere, aus früheren Konflikten herrührende Hemmnisse als auch äußere, etwa durch gesellschaftliche Herkunft verursachte Spannungen zu, welche sich auf die Lernfähigkeit des heranwachsenden Menschen negativ auswirken und es ihm erschweren können, sich durch eigenhändig erbrachte Leistung persönliche Anerkennung zu verschaffen. Eriksons Darstellung zufolge wird innerhalb der schulischen Erziehung erstmals individuell Geleistetes einer systematischen Beurteilung unterzogen, wodurch sowohl Erfolg als auch Misserfolg greifbar werden; auf die persönliche Identitätsbildung wirken sich die der vierten Stufe zugeschriebenen Themen insofern nachhaltig aus, als das jeweilige Ausmaß an Kompetenz, das dem Einzelnen sich selbst zuzuerkennen gestattet wird, sukzessive zu einem Eckpfeiler des Selbstbilds wird. Peter Lohauß hält in diesem Zusammenhang fest, die „leistungsbezogene Identität ist ein meßbarer Faktor in der Persönlichkeitsentwicklung [...], der unmittelbar auf das Selbstwertgefühl und damit auf den Kern der Persönlichkeit Einfluß nimmt,“²⁴⁹ ab dem Zeitpunkt des Schuleintritts habe sich der Einzelne der Konfrontation mit gesellschaftlichen Leistungsanforderungen zu stellen. Insbesondere in der Schrift „Wachstum und Krisen der

²⁴⁷ ebd., S. 124.

²⁴⁸ Conzen (1996), S. 138.

²⁴⁹ Lohauß (1995), S. 41.

gesunden Persönlichkeit“ geht Erikson nicht allein auf das Dilemma des Schülers ein, dessen sozialer Radius beständig wächst, sondern arbeitet auch heraus, welche Kriterien seitens der Lehrpersonen und Eltern zu erfüllen sind, um eine möglichst produktivitätsfördernde Schulbildung zu gewährleisten; generell ist Erikson zu den ersten psychoanalytischen Autoren zu zählen, „welche die eigene soziale Welt der Schule und die Bedeutung des Lernens für die Persönlichkeitsentwicklung herausstellten und wichtige Beiträge für eine Schulpädagogik leisteten.“²⁵⁰ Um dem intendierter Weise möglichst universellen Charakter der eigenen Darstellung zu entsprechen, gibt Erikson zunächst an, dass „Kinder aller Kulturen irgendeine Form systematischer Belehrung“²⁵¹ erhielten; selbige habe nicht notwendigerweise zum Ziel, die Techniken des Lesens und Schreibens zu vermitteln, sondern orientiere sich stets an denjenigen Mustern, nach denen die im Erwachsenenleben einsetzenden beruflichen Spezialisierungsprozesse ausgerichtet seien; in komplex organisierten Gesellschaftsformen werde den Kindern daher „die weitest mögliche Grunderziehung für die größte Zahl möglicher Laufbahnen vermittelt.“²⁵² Westliche Erziehungssysteme oszillierten dabei häufig zwischen zwei extremen Ausprägungsformen, deren erste eine Erziehung vorsehe, welche „die Schule zu einer Vorstufe harten Erwachsenenlebens mit dem Ton auf Disziplin und Pflichtgefühl in der Erfüllung befohlener Aufgaben“²⁵³ mache und im Kind ein „unerschütterliches Pflichtgefühl“²⁵⁴ wecke, selbigem aber auch eine unnötige Selbstbeschränkung auferlege, welche als Erschwernis des Lebens empfunden werden und die Möglichkeit nehmen könne, später den eigenen Kindern eine genuine Freude an Lernprozessen zu vermitteln. Auf der anderen Seite stehe hingegen eine Grundschule, die der natürlichen kindlichen Tendenz nachgebe, „spielend und nur das zu lernen, was Spaß macht;“²⁵⁵ keiner dieser beiden Extrempole entspreche allerdings den Charakterprofilen sämtlicher Kinder. Als vielleicht überraschendes Resümee konstatiert der Montessori-Pädagoge Erikson, „daß Kinder in diesem Alter sich ganz gern einem milden Zwang fügen, der ihnen die Entdeckung schmackhaft macht, daß man Dinge lernen kann, auf die man selber nicht gekommen wäre; die Anziehungskraft dieser Dinge liegt ja gerade darin, daß sie nicht das Produkt aus Spiel und Phantasie sind, sondern das Produkt von Realität, praktischer Anwendung und Logik, also zu einem Zeichen der Teilnahme an der Welt der Erwachsenen werden.“²⁵⁶ Es ist eben dieses Bezugssystem der Erwachsenenwelt, in

²⁵⁰ Conzen (1996), S. 139.

²⁵¹ Erikson (1980), S. 125.

²⁵² ebd.

²⁵³ Erikson (1953), S. 44.

²⁵⁴ ebd.

²⁵⁵ ebd.

²⁵⁶ ebd., S. 45.

das es hinein zu wachsen gilt und welches erste Kriterien für objektiv erbrachte Leistungen bereitstellt. Eriksons Einbettung der vierten Stufe in den Gesamtkontext des Lebenszyklus führt in den soeben dargestellten Überlegungen dazu, dass zwischen den innerhalb der vierten Stufe gemachten Lebenserfahrungen und dem späteren Verhalten des erwachsenen Menschen seinen Kindern gegenüber ein Wechselbezug entsteht, der die Form eines Kreislaufs aufweist und als Regulativ in der Abfolge der Generationen in Erscheinung tritt. Die Annahme eines sich entfaltenden Lebensplans impliziert zudem eine nicht zu übergehende Interdependenz zwischen den einzelnen Entwicklungsschritten, die etwa dann sichtbar wird, wenn Erikson die Quellen möglicher, aus dem Individuum selbst herrührender Hindernisse beschreibt, welche dem Heranwachsende den Eintritt ins Schulalter erschweren und es zu einer Herausforderung machen können, eine positive Einstellung gegenüber den eigenen Leistungen und der eigenen Kreativität zu etablieren. So führt Erikson aus, die vierte Phase zeichne sich zwar durch „keine Schaukelbewegung von einem inneren Aufruhr zu einer neuen Bemeisterung“²⁵⁷ aus und fungiere hinsichtlich triebbasierter Entwicklungsschübe als relative Zeit der Ruhe vor dem Sturm der Adoleszenz; allerdings träten aus früheren Stadien herrührende Altlasten und unzureichende Lösungen bereits durchlebter Konflikte nun offen zutage: „Vielleicht braucht das Kind seine Mama immer noch mehr als das Wissen; es möchte vielleicht lieber noch das Baby zu Hause als ein großes Schulkind sein;“ oder aber das Kind „vergleicht sich noch mit seinem Vater, und der Vergleich erweckt ein anatomisches Unterlegenheits- wie auch ein Schuldgefühl.“²⁵⁸ Die in all diesen Fällen anzutreffende Regression auf das Niveau einer früheren Stufe bedeute ein Hemmnis für die weitere Entwicklung, da sie nicht nur die Lernfähigkeit beeinträchtigte, sondern auch die Expansionstendenz hinsichtlich des lebensweltlichen Bezugssystems bremse: „Small patients of school age or [...] older patients who were fixated on it [...] showed not only an inhibition in learning but also a wish to go back to the basic family.“²⁵⁹ Der letztere hier genannte Aspekt signalisiert bereits, dass die Krise des vierten Stadiums für Erikson in erster Linie eine soziale ist, in der unterschiedlichste Faktoren aufeinander treffen. Herkunft und Abstammung der Familie und die innerfamiliäre Vorbereitung des Kindes auf die einsetzenden schulischen Leistungsforderungen spielen in der Darstellung Eriksons insofern eine Rolle, als sie soziale Stigmatisierung und Außenseiterdasein vorprogrammieren können; zudem entscheiden die Wahl der Schule oder die Qualifikation des Leh-

²⁵⁷ Erikson (1984), S. 255.

²⁵⁸ Erikson (1953), S. 48.

²⁵⁹ [„Junge Patienten im Schulalter oder [...] ältere, darauf fixierte Patienten [...] zeigten nicht nur eine Lernhemmung, sondern auch einen Wunsch, zur Kernfamilie zurückzukehren. – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 27.

ners tief greifend über das Schicksal des Kindes. Erikson führt aus, bei mangelnder Komplementarität zwischen dem Schüler und der gewählten Bildungseinrichtung erfülle der Unterricht unter Umständen „die Versprechungen früherer Stadien nicht, weil nichts, was das Kind bisher gut zu machen gelernt hat, bei seinen Kameraden oder dem Lehrer etwas zu gelten scheint;“²⁶⁰ die wahrscheinliche Folge sei, dass sich das prinzipiell wissbegierige Kind nicht als kompetent und leistungsfähig erlebe, sondern ein Minderwertigkeitsgefühl entwickle, worunter die Empfindung zu verstehen sei, „daß man nie ‚etwas taugen‘ wird.“²⁶¹ Der verwehrte Eintritt in die Welt der Erwachsenen, welche zunächst durch die elterlichen Bezugspersonen und in weiterer Folge durch Lehrpersonen und für das Kind zugängliche Repräsentanten leicht nachvollziehbarer Berufe wie Feuerwehrmännern, Polizisten und Gärtnern verkörpert werde,²⁶² bewirke, dass das Kind „das Vertrauen sowohl zu seinen Fähigkeiten in der Werkzeugwelt wie in der Anatomie“ verliere und „sich zur Mittelmäßigkeit oder zu einem Krüppeldasein verdammt“ glaube.²⁶³ Peter Conzen hält ergänzend fest, dass derartige frühe Gefühle substanzieller Minderwertigkeit „später hinter allen möglichen Formen von Lernlust und Arbeitsstörungen stecken können. In manchen neurotischen Symptomen Erwachsener – chronisches Lampenfieber, unerklärliches Leistungsversagen, Ängste vor Prüfungen oder öffentliches Sprechen – scheinen sich negative Erfahrungen des Schulalters mit frühinfantilen Ängsten und Konflikten zu verbinden.“²⁶⁴ Als zusammenfassende Beschreibung der entwicklungspezifischen Krisensituation der vierten Phase verwendet Erikson das Gegensatzpaar „Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl“, wobei unter ersterem Begriff nicht allein schulische Leistungen zu subsumieren sind. Vielmehr bleiben die Gelegenheiten zur Etablierung sowohl des Gefühls, „nützlich zu sein, etwas machen zu können und es sogar gut und vollkommen zu machen,“²⁶⁵ als auch der Lust des Kindes „an der Vollendung seines Werks durch Stetigkeit und ausdauernden Fleiß“²⁶⁶ und damit die Entfaltung des Werksinns „keineswegs auf die Schule beschränkt. Es ist die Zeit, wo Jungen und Mädchen ihre Interessen entdecken, erste Hobbies pflegen, in Sportvereine gehen, Musik- oder Ballettunterricht nehmen.“²⁶⁷ Die aus der vierten Stufe hervorgehenden Implikationen für das Selbstbild und die personale Identität des Einzelnen sind aufgrund des umfangreichen Betätigungsfelds, das in

²⁶⁰ Erikson (1980), S. 127.

²⁶¹ ebd., S. 128.

²⁶² ebd., S. 125.

²⁶³ Erikson (1984), S. 254.

²⁶⁴ Conzen (1996), S. 141.

²⁶⁵ Erikson (1953), S. 48.

²⁶⁶ ebd.

²⁶⁷ Conzen (1996), S. 140.

dieser Entwicklungsphase erschlossen wird, zahlreich. Einerseits kann „der unmittelbare Beitrag des Schulalters zu einem Gefühl der Identität in den Worten ausgedrückt werden: ‚Ich bin, was zum Funktionieren zu bringen ich lernen kann;‘“²⁶⁸ diese Selbstzuschreibung geht vor allem mit dem erfolgreichen Erlernen der relevanten Kulturtechniken einher. Andererseits ist das vierte Stadium für Erikson auch gesellschaftlich überaus entscheidend, da „Tätigkeit auch bedeutet, daß man Dinge neben und mit anderen tut,“ und sich „in dieser Zeit ein erstes Gefühl der Arbeitsteilung und der unterschiedlichen Chancen [entwickelt].“²⁶⁹ Unsere Darstellung dieses Stadiums abschließend wollen wir an dieser Stelle betrachten, inwieweit Erikson in seinen Ausführungen auf die seitens Freuds konzipierte psychosexuelle Phase der „Latenz“ Bezug nimmt. Zunächst ist festhalten, dass Erikson im Zuge der Darstellung des vierten Stadiums des Lebenszyklus zwar einmal dezidiert auf diesen Begriff Freuds verweist²⁷⁰ und auch inhaltlich die prinzipielle Übereinstimmung gegeben wäre, dass das relative Ruhen der Triebe dem Erlernen relevanter kulturabhängiger Techniken Raum bietet. Allerdings gestaltet Erikson die Trennung der vierten von der dritten Stufe recht unscharf und ordnet einige Inhalte zunächst in frühen Abhandlungen der dritten, dann in späteren der vierten Stufe zu.²⁷¹ In seinem Werk „Kindheit und Gesellschaft“ handelt er ferner Themen der dritten und vierten Stufe in einem gemeinsamen Kapitel ab,²⁷² der prinzipiell der dritten Stufe zugeordnete Topos des kindlichen Spiels findet zudem in den Darstellungen beider Stadien ausführliche Besprechung. Wenn daher Richard Evans zur Einschätzung gelangt, „this period in the child’s life loosely parallels the period Freud also termed latency,“²⁷³ dann ist selbiger zwar zuzustimmen, ihr jedoch ergänzend hinzuzufügen, dass Erikson diese Bezugnahme stärker hätte herausarbeiten können, ohne in so umfangreiche Widersprüche zu gelangen, wie sie bei den Ausführungen zur dritten Stufe anzutreffen sind. Da die fünfte Stufe des Lebenszyklus, welche die Adoleszenz behandelt, wie auch die auf diese folgenden, das Erwachsenenleben behandelnden Stadien kaum noch offensichtliche Übereinstimmungen mit dem Modell Freuds bereit halten, ist zu vermuten, dass Erikson die der vierten Stufe innewohnenden Anleihen mit Absicht nicht stärker betont, um seiner Erweiterung des Freud’schen Theoriegebäudes einen organischeren Verlauf zu geben.

²⁶⁸ Erikson (1980), S. 130.

²⁶⁹ ebd., S. 128.

²⁷⁰ Erikson (1953), S. 50.

²⁷¹ vgl. etwa „Die Weisheit des Grundplanes...“: Erikson (1953), S. 48 und Erikson (1980), S. 125. oder „überschäumende Phantasie“ bzw. „secret wishes“: Erikson (1984), S. 254 und Evans, R. (1967), S. 25.

²⁷² vgl. Erikson (1984), S. 128ff.

²⁷³ [„Dieser Abschnitt im Leben des Kindes stellt eine lose Parallele zu der von Freud „Latenz“ genannten Periode dar.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 25.

Die fünfte Stufe des Erikson'schen Lebenszyklus markiert innerhalb der Individualentwicklung eine Zäsur, die hinsichtlich der persönlichen Identitätsbildung eine geradezu konstitutive Wirkung entfaltet; während alle vorhergehenden Entwicklungsphasen als die fünfte vorbereitend gelten können, verfeinern die auf selbige folgenden Stufen das innerhalb dieses prägenden Zeitabschnitts etablierte persönliche Selbstbild. Die Themen der bereits absolvierten Entwicklungsphasen verblassen somit nicht endgültig, sondern erfahren im Rahmen der fünften Stufe insofern eine Reaktualisierung, als in Augenblicken, in denen sich der Einzelne besonderer Belastung ausgesetzt sieht, alte Konflikte erneut aufflammen und in extremen Fällen regressiv anmutendes Verhalten auslösen können; zudem ist es im fünften Stadium notwendig, bereits etablierte Aspekte der Vorstellung von der eigenen Person neu zu arrangieren und zu vervollständigen, sodass sich schließlich eine ganzheitlichere, mit einem stark erweiterten sozialen Umfeld abgegliche Identität errichten lässt. Eriksons Ausführungen zu dieser Stufe, welche etwa ab dem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr einsetzt,²⁷⁴ haben dementsprechend zur theoretischen Basis, „daß Identität nur aus dem Prozeß der Lebenserfahrung heraus, aus der unverwechselbaren Biographie des einzelnen erwachsen kann und daß sie nur in einem reflexiven Kommunikationsprozess entstehen kann.“²⁷⁵ Selbst wenn Erikson es dezidiert als eine dem Adoleszenten zuzuordnende, für diesen sogar absolut vorrangige Zielsetzung ausweist, zu „einem neuen Gefühl der Kontinuität und Gleichheit“²⁷⁶ zu gelangen und in Verbindung dazu einen adäquaten Platz in der Gesellschaft zu finden, so gilt dennoch auch, dass sich die Arbeit an der eigenen personalen Identität und damit der Abgleich zwischen Selbstbild und Fremdbildern durch alle „Phasen des ganzen Lebenszyklus zieht und daß dies immer das zentrale Thema von Eriksons Theorie ist.“²⁷⁷ Die fünfte Stufe darf somit als für die Identitätsbildung maßgeblich gelten, obgleich weitere Modifikationen und Erweiterungen vorgesehen sind, da diese die stetige Zunahme an Lebenserfahrung widerspiegeln und als Tribut an die sich weiterhin wandelnde soziale Rolle des Einzelnen zu verstehen sind. Bevor wir die fünfte Stufe des Lebenszyklus eingehender betrachten, erscheint es uns als nötig, eine begriffliche Klärung vorzunehmen, da Erikson im Kontext seiner Abhandlungen zur Adoleszenz in frühen Schriften häufig von „Ich-Identität“ spricht,²⁷⁸ während spätere Schriften schlicht den reduzierten Identitätsbegriff ohne jede Erweiterung verwenden. Dieter Heinrich macht für diese Entwicklung Eriksons Bestreben verantwortlich, sich inhalt-

²⁷⁴ vgl. Evans, R. (1967), S. 28.

²⁷⁵ Lohauß (1995), S. 42.

²⁷⁶ Erikson (1980), S. 131.

²⁷⁷ Lohauß (1995), S. 42.

²⁷⁸ vgl. etwa Erikson (1984), S. 256ff. oder Erikson (1953), S. 50ff.

lich von Heinz Hartmanns Ich-Psychologie abzugrenzen.²⁷⁹ Jedenfalls wollen wir Eriksons Entwicklungsweg ernst nehmen und uns dementsprechend in dieser Arbeit auf seine spätere Begriffsführung beschränken. Eine weitere begriffliche Komplikation besteht darin, dass Erikson seine Konzeption personaler Identität mitunter als „psychosoziale“ ausweist, womit er zum einen die Interdependenz zwischen der individuellen biographischen Gewordenheit des Einzelnen und den seitens des Umfelds realisierten kulturellen Gepflogenheiten und Traditionen unterstreicht und zum anderen die Einbettung jedes Menschen in die Abfolge der Generationen hervorhebt. Tatsächlich fußt Eriksons Identitätsbegriff jedoch durchgängig auf der Annahme einer wechselseitigen Bezugnahme zwischen Individuum und Gesellschaft, zudem geht er ausnahmslos von einem konfigurativen Ansatz und damit einer gleichzeitigen Realisierung sozialer und individueller Faktoren durch den Einzelnen aus; die Folge ist, dass personale Identität im Sinne Eriksons faktisch stets mit dem Attribut des Psychosozialen versehen werden könnte, ohne diesen zu verzerren, zu modifizieren oder allzu umfangreich umzugewichten. So gibt Erikson beispielsweise an, die individuelle Identität des Einzelnen erhalte ihre „wirkliche Stärke nur durch die vorbehaltlose und echte Anerkennung seiner wirklichen Leistung, d.h. eines Erfolges, der für die bestehende Kultur von Bedeutung ist,“²⁸⁰ womit er die in seiner Konzeption des Lebenszyklus angenommene basale Angewiesenheit persönlicher Selbstzuschreibungen auf vom Umfeld erbrachte Bestätigungen indiziert. Aus diesen Gründen werden wir weiterhin entweder lediglich den mit keinerlei attributiven Erweiterungen versehenen Identitätsbegriff heranziehen oder aber von „personaler Identität“ sprechen, um eine kontextuelle Mindestverortung vorzunehmen und den Begriff gegenüber seiner rein aussagenlogischen Bedeutungsform abzugrenzen, was vor dem Horizont der Gesamtheit dieser Arbeit als erforderlich erscheint. Die innerhalb der fünften Entwicklungsstufe auftretende Problematik charakterisiert Erikson dahingehend, dass er angibt, mit dem Ende der Kindheit und dem Anbruch des Jugendalters würden „alle Identifizierungen und alle Sicherungen, auf die man sich früher verlassen konnte, erneut in Frage gestellt,“²⁸¹ was nicht zuletzt aufgrund des raschen Körperwachstums und der einsetzenden Geschlechtsreife geschehe; es handle sich bei der Adoleszenz um eine Lebensphase, „wo der Körper seine Proportionen radikal verändert, wo die genitale Pubertät Körper und Phantasie mit allen Arten von Impulsen überflutet, wo die Intimität mit dem anderen Geschlecht näherrückt und gelegentlich dem jungen Menschen aufgezwungen wird, und wo die unmittelbare Zukunft einen mit zu vielen im Wi-

²⁷⁹ vgl. Heinrich (1979), S. 135.

²⁸⁰ Erikson (1953), S. 52.

²⁸¹ ebd., S. 50.

derstreit stehenden Möglichkeiten und Möglichkeiten der Wahl konfrontiert wird.“²⁸² Die Implikationen, welche das Erreichen der Adoleszenz für den Heranwachsenden hat, sind für Erikson in unterschiedlichen Kulturkreisen allerdings von variierender Reichhaltigkeit; während er den in Stammeskulturen anzutreffenden, die Pubertät einläutenden Riten eine tiefe, den Einzelnen faktisch entlastende Wirkungsmacht zuschreibt, erachtet er es als eine bei modernen Industriegesellschaften typischer Weise anzutreffende helfende Maßnahme, dem Heranwachsenden die Option zu bieten, diejenigen wichtigen Entscheidungen, die seine weitere persönliche wie berufliche Entwicklung beeinflussen werden, vorerst aufzuschieben und sich zunächst einer weiterführenden Ausbildung zu widmen. Eine derartige, seitens Eriksons als „Moratorium“ bezeichnete Periode der Unverbindlichkeit kann sich in der Biographie des Einzelnen später als „sinnvoll vergeudete Zeit“²⁸³ von hoher transformatorischer Kraft erweisen, „in der man einfach etwas ‚ganz anderes‘ macht, sich monatelang im Ausland aufhält, in einer Kommune lebt oder sich zur Besinnung in eine ideologische Gemeinschaft zurückzieht.“²⁸⁴ Stellt sich der Jugendliche den Anforderungen der fünften Entwicklungsstufe jedoch allzu lange nicht, indem er es vermeidet, sich in zentralen Punkten festzulegen und eine entsprechende Selbstpositionierung vorzunehmen, können sich die phasenspezifischen Konflikte noch weiter verschärfen. Das innere Ringen des Adoleszenten, auf der Basis der eigenen in die Zukunft gerichteten Wünsche und der seinerseits vorgefundenen gesellschaftlichen Realität eine lebbare Synthese zu bilden, äußert sich gemäß der Darstellung Eriksons häufig in vorübergehenden, übertriebenen Identifikationen mit einem Vorbild, welche sich sowohl im Verhalten als auch im äußeren Erscheinungsbild des Jugendlichen zeigen können, sowie in einer gewissen Intoleranz gegenüber inhaltlich mit den eigenen vorläufigen Wertvorstellungen unvereinbaren Auffassungen anderer Menschen; Erikson gibt an, einer derartigen jugendlichen Einseitigkeit müsse allerdings mit Verständnis begegnet werden, da es schwer sei, fremde Überzeugungen zu akzeptieren, „wenn man im tiefsten Innern noch nicht ganz sicher ist, ob man ein richtiger Mann (oder eine richtige Frau) ist, ob man jemals wieder einen Zusammenhang in sich finden und beliebt sein wird, ob man imstande sein wird, seine Triebe zu beherrschen, ob man einmal wirklich weiß, wer man ist, ob man einmal weiß, was man werden will, wie man in den Augen der andern aussieht und ob man jemals verstehen wird, die richtigen Entscheidungen zu treffen, ohne sich ein für allemal mit dem falschen Mädchen,

²⁸² Erikson (1980), S. 135f.

²⁸³ Conzen (1996), S. 146.

²⁸⁴ ebd.

dem verkehrten Freund oder Beruf festgelegt zu haben.²⁸⁵ Der in diesem Lebensalter notwendige Loslösungsprozess von den eigenen „Eltern und deren Wertewelt,²⁸⁶ das Streben nach größerer Individualität, das Heranbilden einer Vorstellung, wie eine adäquate soziale Position aussehen könnte, sowie das Etablieren einer neuen Umgangsform mit dem eigenen Körper verdichten sich im Erleben des Adoleszenten zu einer Krise, deren Ausmaß Erikson als in den meisten menschlichen Biographien unübertroffen beschreibt: „The ontogenetic aspect of adolescence is really representative of what each individual’s ego strength must tackle at one and the same time, namely inner unruliness and changing conditions.“²⁸⁷ In Bezugnahme auf Anna Freud gibt Erikson ferner an, die sich allmählich anreichernde Identität des Einzelnen sei das einzige „Bollwerk“, das im Rahmen der Krise der fünften Stufe als Schutzwall vor den hereinbrechenden Konfliktherden diene, wobei „jeder Verlust an Identitätsgefühl [...] das Individuum wieder seinen alten Kindheitskonflikten“ aussetze.²⁸⁸ Die entwicklungs-spezifische Aufgabe, die vielfältigen Teilidentifikationen der persönlichen Entwicklungsgeschichte gründlich in Frage zu stellen, diese bei gegebener Relevanz in eine ganzheitlichere Gesamtidentität einzubinden und so zu einer Vorstellung zu gelangen, welche gesellschaftliche Rolle sich anböte, werde, führt Erikson aus, unter Umständen durch vom Einzelnen kaum beeinflussbare Faktoren zusätzlich erschwert; „the integration of infantile part-identities and fragmentary roles can be interfered with by early frustration, by tragedies in the family, or by rapid social evolution or technological change.“²⁸⁹ Auch „starken frühen Zweifel an der eigenen ethnischen und sexuellen Identität“ oder ein Zusammentreffen der „Rollenverwirrung mit einer schon lange bestehenden Hoffnungslosigkeit“ gelten für Erikson als die Krisensituation amplifizierende Faktoren;²⁹⁰ er ergänzt, in extremen Fällen könnten derartige Konstellationen durchaus zu kriminellen Handlungen oder zum Ausbruch eines psychotischen Anfalls führen. Positive Einflüsse seien aber ebenfalls denkbar; für denjenigen Teil der Jugend, „der sich von der Welle eines technologischen, ökonomischen oder ideologischen Trends getragen fühlt, der alles zu versprechen scheint, was sich die jugendliche Vitalität nur wünschen kann,²⁹¹ gestal-

²⁸⁵ Erikson (1953), S. 55.

²⁸⁶ Conzen (1996), S. 143.

²⁸⁷ [„In ontogenetischer Hinsicht ist die Adoleszenz repräsentativ dafür, was die menschliche Ich-Stärke zum selben Zeitpunkt zu überstehen in der Lage sein muss, nämlich innere Unruhe und äußere Veränderungen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 33.

²⁸⁸ Erikson (1973), S. 113.

²⁸⁹ [„Die Einbindung frühkindlicher Teilidentifikationen und fragmentarischer Rollen kann durch frühe Frustrationserlebnisse behindert werden, ebenso durch eine schlummernde schizoide Erkrankung der jungen Person, eine Tragödie in der Familie oder abrupte soziale oder technologische Veränderungen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 39.

²⁹⁰ Erikson (1980), S. 134.

²⁹¹ ebd., S. 132.

te sich die Identitätskrise deutlich einfacher, da das Lokalisieren einer passenden sozialen Stellung und die Identifikation mit dem mit dieser korrespondierenden Berufsbild reibungsloser vonstatten gehe. Die für die Adoleszenz charakteristische Suche „nach irgendeiner inspirierenden Vereinigung von Tradition oder antizipierender Technik, Ideen und Idealen“²⁹² treffe im Idealfall auf ein adäquates, kulturell verfügbares Substrat; denn es sei dieses ideologische Potential einer Gesellschaft, das den Jugendlichen, „der so begierig danach ist, von Gleichaltrigen bestätigt, von Lehrern bekräftigt und von Lebensformen inspiriert zu werden, die der Mühe wert sind,“²⁹³ am stärksten anspreche. Obgleich Erikson den Umfang des Krisenszenarios, in dem sich der Adoleszente wieder findet, generell als massiv einstuft und die Schattenseiten dieser Problematik ausführlich beleuchtet, wird der idealtypische Charakter seiner Ausführungen an dieser Stelle gut sichtbar. Eriksons Annahme einer letztlich weitgehend harmonischen, stets konstruktiven Beziehung zwischen dem Einzelnen und seinem Umfeld führt nämlich unter anderem dazu, dass er es innerhalb der eigenen Ausführungen für legitim und notwendig hält, hoch angesetzte ethische Mindeststandards einzufordern, die seine diesbezüglichen Überlegungen durchaus in die Nähe eines utopischen Szenarios rücken. So nimmt Erikson gewissermaßen das Kollektiv der älteren Generation seiner fiktiven Referenzgesellschaft in die Pflicht, wenn er angibt, der Adoleszente müsse sich, wenn er „nicht zynisch oder apathisch werden soll, [...] auf seiner Suche nach einer Identität sich irgendwo überzeugen können, daß diejenigen, die emporgekommen sind, nicht nur sich als die Besseren erwiesen haben, sondern daß sie auch die Verpflichtung der Besten, nämlich die Verkörperung der Ideale der Nation, auf sich nehmen.“²⁹⁴ Obgleich eine dergestalt realisierte soziale Hierarchie als absolut wünschenswert erscheint, wird ihre tatsächliche Umsetzung wohl kaum durchgängig möglich sein; da der Erikson'sche Lebenszyklus aber in seiner Gesamtheit ebenfalls einen idealtypischen Entwicklungsverlauf skizziert, fallen diejenigen Ausführungen Eriksons, die ethische Forderungen enthalten, nicht aus dem Rahmen der übrigen Darstellungen, sondern verdeutlichen ihren Grundcharakter nur weiters. Zudem streichen sie heraus, dass die Identitätskrise des Jugendlichen auf dem Aufeinandertreffen persönlicher, individuell begründeter und gesellschaftlicher Komponenten beruht; Erikson geht davon aus, dass der Adoleszente „durch freies Rollen-Experimentieren sich einen Platz sucht, eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist,“²⁹⁵ womit einen von wechselseitiger Aktivität getragenen Prozess umschreibt. Durch das Erreichen seiner so gearteten beruflichen

²⁹² ebd., S. 133.

²⁹³ ebd.

²⁹⁴ Erikson (1953), S. 57.

²⁹⁵ Erikson (1973), S. 137f.

Bestimmung gewinnt „der junge Erwachsene das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität, das die Brücke bildet zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er nunmehr im Begriff ist zu werden; eine Brücke, die zugleich das Bild, in dem er sich selber wahrnimmt, mit dem Bild verbindet, unter dem er von seiner Gruppe, seiner Sozietät erkannt wird.“²⁹⁶ Es ist vor allem die Berufsfindung samt der damit verbundenen Entscheidungen, deren Tragweite Erikson als für den Einzelnen besonders hoch einstuft und welcher er eine außerordentlich beunruhigende Wirkung zuschreibt;²⁹⁷ der prägende Charakter der Identitätskrise hat seinen Ursprung aber darin, dass zum selben Zeitpunkt in vorangegangenen Entwicklungsstufen Erreichtes neu formiert werden muss, um zur ersehnten ganzheitlichen Identität zu gelangen. Erikson gibt an, das erste Stadium trage zur im Rahmen der Adoleszenz ausgeprägten Identitätskrise die Errungenschaft eines fundamentalen Bedürfnisses „nach Vertrauen in sich selbst und in andere“²⁹⁸ bei, das zweite die Fähigkeit freien Willens, das dritte eine „eine unbegrenzte Phantasie in bezug auf das, was man werden könnte“,²⁹⁹ und das vierte das Verlangen, „etwas zum Funktionieren zu bringen“;³⁰⁰ all diese Faktoren müssten zur Zeit der Adoleszenz in eine umfassende Identität Eingang finden, die sich infolge dafür als Lebenskraft gebende Instanz erweise, ohne die menschliche Existenz gänzlich undenkbar sei.³⁰¹ Das Charakteristikum der biographischen und entwicklungsbezogenen Vollständigkeit, welches seinem Identitätsbegriff zukommt, herauszustreichen, ist Erikson ein Anliegen, das an zahlreichen Stellen seiner Ausführungen erkennbar ist; die Verschränktheit und Angewiesenheit des Identitätsbildungsprozesses mit den und auf die Themen der anderen Phasen des Lebenszyklus betont er gleichermaßen häufig: „Identity means an integration of all previous identifications and self-images. [...] Identity formation is really a restructuring of all previous identifications in the light of an anticipated future.“³⁰² Dass die Zukunft des Erwachsenenlebens weitere Modifikationen der im Jugendalter errichteten personalen Identität mit sich bringen wird, werden wir in Kürze aufzeigen, wenn wir die noch ausstehenden drei Entwicklungsstufen des Erikson'schen Modells behandeln werden; denn neben unterschiedlichen Erweiterungen, welche die jugendliche Identität im Erwachsenenleben noch erfährt, sieht Erikson gleichermaßen vor, dass spätere Konflikte selbst eine gut bewältigte Identitätskrise neu entfachen

²⁹⁶ ebd., S. 138.

²⁹⁷ vgl. Erikson (1984), S. 256.

²⁹⁸ Erikson (1980), S. 131.

²⁹⁹ ebd., S. 132.

³⁰⁰ ebd.

³⁰¹ vgl. ebd., S. 133.

³⁰² [„Unter Identität ist eine Integration aller vorangehenden Identifikationen und Selbstbilder zu verstehen. [...] Die Identitätsformierung ist tatsächlich ein Restrukturieren aller bisherigen Identifikationen im Lichte einer erwarteten Zukunft.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 36.

können, wie auch, dass ein mangelhafter Abschluss der fünften Stufe massive Probleme nach sich zieht: „Even though one has resolved his identity crises, later changes in life can precipitate renewal of the crises. [...] The person who has not adequately solved his identity problem earlier will frantically try to see whether he can still develop another identity.“³⁰³ Eine maßgebliche Zäsur im Leben des Einzelnen verkörpert die Identitätskrise Eriksons Konzeption zufolge allerdings in jeder Biographie, da sie das vorläufige Ende eines Reifungsprozesses impliziert,³⁰⁴ ohne welches ein erfülltes Erwachsenenleben nach dem Schema Eriksons undenkbar wäre. Das fünfte, mit der Kernthematik „Identität gegen Identitätsdiffusion“ zu überschreitende Stadium abschließend wollen wir uns nun mit der Frage befassen, inwieweit Eriksons diesbezügliche Überlegungen bei den Theorien Freuds Anleihen nehmen. Zunächst ist festzuhalten, dass alle Stufen des Lebenszyklus ab der fünften im Prinzip der einen „genitalen Phase“ des Freud’schen Entwicklungsmodells zuzuweisen sind; Erikson parallelisiert das seiner Konzeption immanente Stadium der Adoleszenz daher lediglich mit einem Teil der Genitalität, welchen er infolge in schematischen Darstellungen als „Pubertät“ ausweist.³⁰⁵ Im Text seiner Darstellungen der fünften Stufe bezieht sich Erikson nur selten explizit auf Freud, führt aber neben dem allgemeinen Körperwachstum, das er dem Adoleszenten zuschreibt, gerade auch „das völlig neue Hinzutreten der körperlichen Geschlechtsreife“³⁰⁶ als ausschlaggebenden, diese Entwicklungsphase einleitenden Faktor ins Treffen, womit er sich durchaus in den Gefilden der Freud’schen Theorie aufhält; Erikson gibt in diesem Zusammenhang an, die körperlichen Veränderungen lösten im Erleben des Jugendlichen eine regelrechte „psychologische Revolution in sich selber“ aus.³⁰⁷ Auch rekurriert er auf die seitens Freuds konzipierte, zum Zeitpunkt der Pubertät im Umbruch befindliche Triebstruktur des Menschen: „The way I see it, the adolescent is driven and often disturbed by a new quantitative pressure of conflicting drives.“³⁰⁸ Insgesamt dienen Erikson die Theorien Freuds jedoch eher als Sprungbrett denn als durchgängige Plattform zur Errichtung der eigenen Konzeption, da besonders die sozialen Konfliktbereiche, die er aufgrund der als notwendig postulierten Berufswahl inner-

³⁰³ [„Selbst wenn jemand seine Identitätskrise bewältigt hat, können spätere Veränderungen in seinem Leben eine Reaktualisierung der Krise auslösen. [...] Wer sein Identitätsproblem nicht zu einem früheren Zeitpunkt befriedigend gelöst hat, wird verzweifelt versuchen herauszufinden, ob er noch eine neue Identität entwickeln kann.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 41.

³⁰⁴ vgl. Erikson (1980), S. 159.

³⁰⁵ vgl. Erikson (1988), S. 36f.

³⁰⁶ Erikson (1984), S. 255.

³⁰⁷ ebd.

³⁰⁸ [„So wie sich mir der Sachverhalt darstellt, ist der Jugendliche mit einem neuen Ausmaß an trieb-basiertem Druck konfrontiert, das ihn antreibt und häufig verunsichert.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 33.

halb der jugendlichen Identitätskrise verortet, und das Problemfeld der auf Wechselbezug zur Lebensumgebung beruhenden Transformation des individuellen Selbstbildes über selbige hinaus gehen. Der Fokus Eriksons liegt weniger auf der qualitativen Veränderung der Sexualität des Einzelnen als auf dem notwendigen Abgleich seiner Person mit seiner gewachsenen Lebensumgebung. So stellt beispielsweise die jugendliche Liebe in der Darstellung Eriksons nicht etwa den Anfang eines Lernprozesses dar, in dem sich die erwachende genitale Sexualität erste Manifestationspunkte suchte, sondern vielmehr einen Versuch des Adoleszenten, „zu einer klaren Definition seiner Identität zu gelangen, indem er seine diffusen Ich-Bilder auf einen anderen Menschen projiziert und sie in der Spiegelung allmählich klarer sieht.“³⁰⁹ Der Schauplatz, auf dem sich die Themen der fünften Stufe des Lebenszyklus abspielen, erscheint somit als gegenüber demjenigen der ursprünglichen Überlegungen Freuds stark erweiterter oder aber an anderer Stelle zu lokalisierender; wenn Erikson angibt, selbst ein Individuum, das im technischen Sinne genitale Reife erlangt habe, könne erneut von sozial verursachten Identitätsproblemen geschwächt werden,³¹⁰ belegt er damit einmal mehr, dass das Stufenmodell der Persönlichkeitsentwicklung – spätestens mit dem Aufgreifen der Kernthemen des fünften Stadiums – seine Basis vom vertrauten Boden des Freud’schen Theoriegebäudes weg hin zu einer stärker umfeldorientierten, vielleicht sogar als übergeordnet einzustufenden Grundausrichtung verlagert hat. Individuelle personale Identität, als sich angesammelt habendes „inneres Kapital“³¹¹ verstanden, vor einem „Hintergrund von Werten und Orientierungen“³¹² herangebildet und sich durch einen essentiell ganzheitlichen, gesamtbiographisch relevanten Charakter auszeichnend, ist eine genuine konzeptionelle Schöpfung Eriksons, welche wie kaum ein anderes theoretisches Konstrukt eine beinahe als ontologisch zu bezeichnende, innerhalb eines mit Reibung behafteten Wachstumsprozesses schrittweise herangebildete Einzigartigkeit zu erfassen in der Lage ist. Sie ist zugleich der zentrale Ausgangspunkt dieser Arbeit.

Dass die noch verbleibenden Stufen des Lebenszyklus inhaltlich auf dem in den bereits absolvierten Entwicklungsphasen Erreichten aufsetzen, stellt an sich keine Neuerung dar, war doch der Großteil der früheren Stufen ebenso auf das Vorhandensein bereits etablierter äußerer Sicherheiten und persönlicher Fähigkeiten angewiesen. Neu ist allerdings, dass die Stadien Sechs bis Acht auf die Errungenschaft einer weitgehend gefestigten personalen Identität zurückgreifen zu können, deren wesentliche Ausrichtung im Rahmen der Adoleszenz er-

³⁰⁹ Erikson (1984), S. 256.

³¹⁰ vgl. Evans, R. (1967), S. 29.

³¹¹ Erikson (1953), S. 51.

³¹² Lohauß (1995), S. 43.

folgt ist. Selbige dient nunmehr als Ausgangsgrundlage sämtlicher hinzukommender individueller Lebenserfahrung, da sie in zuvor ungeahntem Ausmaß die Erfahrung von Konstanz und persönlicher Bestimmtheit ermöglicht, obwohl sie zugleich umfangreiche weitere Differenzierung und Erweiterung erfährt. Die Tendenz der Vergrößerung des Bezugssystems und damit des konfigurativen Radius rückt im Verlauf der drei das Erwachsenenleben behandelnden Stufen zunehmend vom unmittelbar Vorhandenen ab, um schließlich im Umkreis des achten Stadiums dem Erahnen der eigenen Rolle im Zyklus der Generationen und dem Vorfinden allgemein-gattungsspezifischer Prinzipien anhand der eigenen Biographie Raum zu machen. Die Charakteristika der den späten Entwicklungsphasen zuordenbaren Krisen werden ebenfalls zunehmend abstrakter und verlagern ihre perspektivischen Angelpunkte stetig weiter vom individuellen Einzelnen weg, hin zum Menschen an sich. All dies ist dem bewussten Erleben der eigenen Identität zuträglich, da diese in wechselnden Referenzschemata immer wieder neu verortet werden muss; zudem ist es gerade dieser Prozess der Selbstlokalisierung in all seinen Permutationsformen, der seinerseits zum Kernthema der finalen Entwicklungsstufe wird und in dieser Rolle zu Erkenntnissen zu führen hat, welche die individuelle Existenz sowohl als historisch beliebig als auch sinnhaft und schlechthin einzigartig erfahrbar machen. Die personale Identität des Einzelnen, selbst wenn sie sich nicht länger im Aufbau befindet, fungiert dennoch weiterhin als gedankliches Zentrum der Überlegungen Eriksons. Wenn Peter Lohauß angibt, Eriksons Ausführungen „zu den weiteren Stadien im Erwachsenenleben sind nur noch kursorisch, obwohl er [...] die große Bedeutung auch der weiteren psychischen Entwicklung betont,“³¹³ so ist dies dahingehend zu korrigieren, dass Eriksons diesbezügliche Darstellungen in den Schriften „Kindheit und Gesellschaft“ und „Der Vollständige Lebenszyklus“ hinsichtlich ihres Umfangs durchwegs mit denjenigen Überlegungen gleichkommen, welche die frühen Entwicklungsstadien behandeln; lediglich in „Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“ und „Jugend und Krise“ hält sich Erikson tatsächlich deutlich kürzer.³¹⁴ Freilich gelangt auch Lohauß zur Feststellung, dass der Konzeption Eriksons zufolge „im Erwachsenenalter weitere psychosoziale Konflikte hinzukommen,“³¹⁵ welche die Identität des Einzelnen unter neuen Gesichtspunkten beleuchten. Diese wollen wir nun eingehender betrachten.

Um in die Problematik der sechsten Stufe des Lebenszyklus eintreten zu können, muss der zum jungen Erwachsenen Gewordene der Darstellung Eriksons zufolge die Suche nach

³¹³ Lohauß (1995), S. 45.

³¹⁴ vgl. einerseits Erikson (1984), S. 258-264; sowie Erikson (1988), S. 78-94; und andererseits Erikson (1953); sowie Erikson (1980), S. 138-144.

³¹⁵ Lohauß (1995), S. 45.

der eigenen personalen Identität abgeschlossen haben, da nur so ein echtes Zugehen auf einen anderen Menschen und eine daraus resultierende Verlagerung der die persönliche Selbstwahrnehmung ausmachenden Eckpunkte denkbar sind. Stehen sexuelle Erfahrungen während der Jugendzeit im Dienste der persönlichen Identitätssuche,³¹⁶ so erhalten sie nun – wie auch andere zwischenmenschliche Naheverhältnisse – eine völlig neuartige Qualität, die ihrerseits eben gerade auf dem Vorhandensein einer gefestigten Identität fußt; Erikson gibt hierzu an, „to be really intimate a rather firm identity has to be at least in the making.“³¹⁷ Oftmals heirateten junge Leute, um anhand des Partners die eigene Identität zu entdecken, was sich im Nachhinein als problematisch erweisen könne. Im Gegensatz dazu seien junge Erwachsene, „die eben die Zeit der adoleszenten Suche nach einem Identitätsgefühl hinter sich haben“ von Natur aus daran interessiert und tatsächlich dazu bereit, „ihre Identitäten in wechselseitigen Intimitäten zu verschmelzen und sie mit solchen Menschen zu teilen, die sich in Arbeit, Sexualität und Freundschaft als komplementär zu erweisen versprechen.“³¹⁸ Erikson streicht an zahlreichen Stellen innerhalb seines Werks heraus, die Fähigkeit junger Erwachsener, „sich zu verlieren, [...] um sich in der Begegnung von Körper und Seele wiederzufinden,“³¹⁹ könne sich in äußerst unterschiedlichen Manifestationsformen zeigen; er ergänzt, er habe als Thema des sechsten Entwicklungsstadiums einen weiten Begriff von Intimität vor sich, der von einer sexuellen Zweierbeziehung bis hin zu einem veränderten Umgang mit den eigenen Fähigkeiten sehr Unterschiedliches mit einschließe: „I mean intimate relationships, such as friendships, love, sexual intimacy, even intimacy with oneself, one’s inner resources, the range of one’s excitements and commitments. Intimacy is really the ability to fuse your identity with somebody else’s without fear that you’re going to lose something yourself.“³²⁰ Als wesentliches Distinktionsmerkmal gegenüber früheren, probeweise durchgeführten Intimitätserlebnissen nennt Erikson den Umstand, dass sich das Individuum nunmehr darüber bewusst zu sein habe, dass diese Momente der Nähe Konsequenzen forderten; „die Intimität, die jetzt auf dem Spiel steht, ist die Fähigkeit, sich auf feste Partnerschaften einzulassen, die ernste Opfer und

³¹⁶ vgl. Erikson (1984), S. 259.

³¹⁷ [„Um wirklich zu Intimität fähig zu sein, muss eine gefestigte Identität zumindest im Entstehen begriffen sein.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 49.

³¹⁸ Erikson (1988), S. 92.

³¹⁹ ebd., S. 87.

³²⁰ [„Ich denke an intime Beziehungen wie Freundschaft, Liebe, sexuelle Intimität, sogar an Intimität mit sich selbst, mit den eigenen Ressourcen, mit dem Spektrum des eigenen Enthusiasmus und der persönlichen Verpflichtungen. Intimität ist tatsächlich die Fähigkeit, die eigene Identität mit der eines anderen zu verschmelzen, ohne zu befürchten, dabei selbst etwas zu verlieren.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 48.

Kompromisse fordern können,³²¹ der Einzelne tritt dadurch in dieser Hinsicht allmählich ins Erwachsenenleben über. Ist der Betroffene nicht gewillt oder unfähig, eine reife Form der Intimität anzustreben, erfährt er die Krise der sechsten Entwicklungsstufe um so nachhaltiger; Erikson, der selbige mit den Schlagworten „Intimität gegen Isolation“ überschreibt, ordnet dem zweiten Begriff dieses Gegensatzpaars eine von Distanzierungsbestrebungen geprägte Lebenspraxis zu und gibt an, diese zeichne sich durch die Bereitschaft aus, „die Kräfte und Menschen zu isolieren und wenn nötig zu zerstören, deren Wesen dem eigenen gefährlich scheint.“³²² Zur Basis habe diese Haltung, dass sich der Einzelne von der „Angst, allein und ‚unerkannt‘ zu bleiben“³²³ erfüllt sehe; in schwerwiegenden Fällen führe eine derartige Konstellation zu einem „Gefühl tiefster Vereinsamung und schließlich zu einer gänzlichen Beschäftigung mit sich selbst, zu einem Verlust der Umwelt.“³²⁴ Diese Ausführungen Eriksons machen somit zum einen deutlich, dass auch innerhalb des sechsten Stadiums viel auf dem Spiel steht; in der Tat bauen beide noch bevorstehenden Stadien auf die befriedigende Lösung des sechsten Krisenszenarios und darauf, dass Intimität zu einem erfahrbaren Topos wird. Zum anderen erweist sich Eriksons Intimitätsbegriff als derart vielschichtig, dass die Tragweite der sechsten Krise nicht nur an sich bereits fundamental in die Psyche des Einzelnen eingreift, sondern dies zudem in mannigfaltiger Hinsicht tut. Der Facettenreichtum, den Erikson seiner Vorstellung von Identität zuschreibt, stellt zugleich eine umfangreiche Erweiterung dessen dar, was Freud anhand seines Konzepts einer von genitaler Sexualität gekennzeichneten menschlichen Entwicklungsstufe abhandelt. Obgleich Erikson auf Freuds diesbezügliche Ausführungen ausführlich rekurriert, leuchtet er insgesamt den „Begriff der Genitalität in seinen emotionalen und spirituellen Aspekten weiter aus[...]“³²⁵ und lässt auf seine Skizzierung der Freud’schen Genitalität die Aussage folgen, selbige müsse letztlich utopischen Charakter aufweisen, wolle sie denn zu faktischer sozialer Bedeutung gelangen. Allerdings zeichnen sich auch Eriksons eigene Darstellungen durch eine gewisse Nähe zur Utopie aus; so ist für Peter Conzen evident, dass Erikson „bei der Analyse des Erwachsenenalters von recht idealen Visionen ausgeht. Erikson beschreibt die romantische Liebe, die in die reife, lebenslange Partnerschaft hineinmündet. Von den typischen Ehekrise[n], Kollisionen und Sexualstörungen [...] ist bei ihm kaum die Rede.“³²⁶ Conzens Einschätzung, Erikson beschreibe einen idealtypischen Entwicklungsverlauf, ist zwar durchaus zu teilen, verweist jedoch in keiner Weise auf

³²¹ Erikson (1988), S. 92.

³²² Erikson (1984), S. 258.

³²³ Erikson (1988), S. 92.

³²⁴ Erikson (1984), S. 258.

³²⁵ Conzen (1996), S. 151.

³²⁶ ebd.

einen plötzlichen Bruch innerhalb der Ausführungen Eriksons. Bereits mehrfach haben wir auf den idealtypischen Grundcharakter der Konzeption des Lebenszyklus hingewiesen, in welchen eingegliedert es die Rolle der sechsten Entwicklungsstufe ist, als diejenige Phase zu fungieren, „in der Personen mit unterschiedlichem Hintergrund ihre Gewohnheiten verschmelzen müssen, um für sich und ihre Nachkommenschaft ein neues Milieu zu schaffen.“³²⁷ Selbst wenn Erikson die Zeugung eigener Kinder erst der siebten Stufe zuordnet, hat somit doch auch die sechste eine tragende Bedeutung innerhalb der Ganzheit des Lebenszyklus und der darauf bauenden Abfolge der Generationen. Allmählich rückt das sich erweiternde Bewusstsein des Einzelnen in der Darstellung Eriksons in die Nähe einer Identität, die sich durch das Aufgegriffenhaben eines „wir sind, was wir lieben“³²⁸ auszeichnet, dessen weiterführende Implikationen im Zuge der Aktualisierung der siebten Stufe zu ihrer Entfaltung kommen werden.

Die im Kontext des sechsten Stadiums erfolgte allmähliche Verschiebung des Horizonts, vor dem die eigene Identität bevorzugt in Erscheinung tritt, hin zu einem „Wir“, erfährt innerhalb der siebten Stufe eine Verstärkung; das Individuum definiert sich nun zunehmend auch über all dasjenige, was ihm innerhalb seines lebensweltlichen Umfelds zugeordnet und als seiner Person zugehörig angesehen wird. War es in den frühen Phasen notwendig, seitens des Umfelds bereit gestellte Rollen und Leitbilder auszumachen, die zu vorübergehenden Teilidentifikationen Anlass gaben, so hat sich dieses Verhältnis nunmehr umgekehrt; jetzt ist es die Aufgabe des mittlerweile zum Erwachsenen Gewordenen, gegenüber seiner Umgebung zum ordnenden Prinzip zu werden, Verantwortung zu übernehmen und Führungsfunktionen zu besetzen. Sich in der – unter gegensätzlichen Vorzeichen bekannten – Position eines Trägers unterschiedlicher Rollen wieder zu finden, wird zu einem wesentlichen Teil der personalen Identität; als thematisches Zentrum der siebten Stufe fungiert in der Darstellung Eriksons daher die „Fürsorge“ im weitesten Sinn, die sich nicht allein Menschen, sondern auch Dinge und Ideen gelten kann. Den entwicklungspezifischen Angelpunkt des siebten Stadiums sieht Erikson darin, dass das reife Individuum ein Bedürfnis danach habe, „daß man seiner bedarf, und die Reife braucht sowohl die Führung wie die Ermutigung durch das, was sie hervorgebracht hat, und für das gesorgt werden muss.“³²⁹ In erster Linie gilt die Fürsorge eigenhändig Hervorgebrachtem, weswegen es freilich zunächst nötig ist, etwas der eigenen Person Zugehöriges zu erzeugen; Erikson verwendet hier den Begriff der „Generativität“, welcher zahlrei-

³²⁷ Erikson (1988), S. 94.

³²⁸ Erikson (1980), S. 141.

³²⁹ Erikson (1984), S. 261.

che unterschiedliche Kurationsprozesse zu einem Terminus bündeln soll: ‚I use the word ‚generativity‘ because I mean everything that is generated from generation to generation: children, products, ideas and works of art.‘³³⁰ An anderer Stelle führt Erikson aus, die Generativität gelte zwar primär der ‚Stiftung und Erziehung der nächsten Generation,‘³³¹ es gebe jedoch Einzelne, ‚die, sei es durch Unglück, sei es wegen besonderer und echter Gaben, die in anderer Richtung liegen, diesen Trieb nicht ihren eigenen Nachkommen zuwenden.‘³³² Interessant an dieser Feststellung ist unter anderem die Tatsache, dass Erikson von einem ‚Trieb‘ spricht und damit ein weiteres Mal auf die psychoanalytische Theorie Freuds rekurriert; während aber die Bezugnahme auf die Freud’sche Theorie innerhalb Eriksons Schematisierung der frühen Entwicklungsstufen vor allem Parallelen zutage fördern sollte, dient sie nun primär deren Erweiterung und gelegentlicher Kritik. Zwar rückt Erikson auch in späten Überlegungen zum reifen Erwachsenenleben nicht von der Annahme eines Erzeugungstriebes ab; er bekundet allerdings gleichzeitig, Freud habe sich so sehr auf die aus der frühkindlichen Entwicklung herrührenden Faktoren konzentriert, die eine genitale Sexualität verunmöglichen könnten, dass er den Fortpflanzungstrieb zu wenig betont habe: ‚Freud, by paying so much attention to the prepubertal impediments of the genital encounter itself, underemphasized the procreative drive as also important to man. I think this is a significant omission, because it can lead to the assumption that a person graduates from psychoanalytic treatment when he has been restored to full genitality. [...] This is an essential stage but I would consider generativity a further psychosexual stage, and would postulate that its frustration results in symptoms of self absorption.‘³³³ Peter Conzen ergänzt diese Darstellung mit dem Hinweis, die auf die menschliche Fortpflanzung ausgerichtete Generativität könne aus Bequemlichkeit, ökologischen Erwägungen oder im Namen einer befreiten Sexualität zurückgestellt werden; in jedem dieser Fälle werde Eriksons Annahmen zufolge ‚ein existenzielles Bedürfnis nach Elternschaft und Fürsorge verleugnet;‘³³⁴ die von diesem vorgesehene Zeugungsfrustration

³³⁰ [‚Ich verwende den Begriff der ‚Generativität‘, da ich unter selbigem alles verstehe, was von Generation zu Generation erzeugt wird: Kinder, Waren, Ideen und künstlerische Werke.‘ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 51.

³³¹ Erikson (1984), S. 261.

³³² ebd.

³³³ [‚Indem Freud den vorpubertären Behinderungen der genitalen Sexualität so viel Aufmerksamkeit schenkte, betonte er die Bedeutung des menschlichen Fortpflanzungstriebes zu wenig. Ich halte das für eine wichtige Aussparung, da sie zur Annahme verleiten kann, die psychoanalytische Behandlung sei mit der Wiederherstellung der Genitalität des Betroffenen abgeschlossen. Obwohl diese Stufe wesentlich ist, würde ich Generativität als eine weitere psychosexuelle Stufe vorsehen und davon ausgehen, dass sich eine diesbezügliche Frustration in Symptomen der Selbstabsorption äußert.‘ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 52.

³³⁴ Conzen (1996), S. 152.

werde daher „in modernen Gesellschaften ähnliche psychopathologische Konsequenzen nach sich ziehen [...] wie die Verdrängung der Sexualität zu Zeiten Freuds.“³³⁵ Conzens Bemühungen, die Tragweite der Erikson'schen Generativität aufzuzeigen, verengen selbige jedoch zugleich in konzeptioneller Hinsicht stark; zwar räumt er ein, es gebe verschiedene „Möglichkeiten, wie kinderlos gebliebene Menschen den generativen Grundtrieb sublimieren können,“³³⁶ nennt infolge aber ausschließlich helfende Berufe oder Tätigkeiten, während Erikson dezidiert auch das Erschaffen diverser materieller wie immaterieller Dinge als Manifestationsform des Zeugungstriebes vorsieht. Sogar mehrfach weist Erikson explizit darauf hin, die seinerseits konzipierte Generativität umfasse gleichermaßen „Fortpflanzungsfähigkeit, Produktivität und Kreativität [...] einschließlich einer Art Selbstzeugung, die mit der weiteren Identitätsentwicklung befaßt ist.“³³⁷ Obgleich Erikson für die im Rahmen der siebten Stufe des Lebenszyklus zu entfaltende Fürsorge somit zahlreiche potentielle Angriffspunkte vorsieht, schreibt er auch dieser Entwicklungsphase ein spezifisches existenzielles Krisenszenario zu; dieses rankt rund um die Gefahr eines drohenden emotionalen wie auch handlungsbezogenen Stillstands, welcher den dem Einzelnen daran hindert, zu einer „allmählichen Erweiterung der Ich-Interessen und zu einer libidinösen Besetzung dessen, was gezeugt wurde,“³³⁸ zu gelangen. Erikson führt aus, bei einem Fehlen der aus der Generativität herrührenden Erfahrungen trete häufig „eine Regression zu einem zwanghaften Bedürfnis nach Pseudointimität ein, oft verbunden mit einem übermächtigen Gefühl der Stagnation und Persönlichkeitsverarmung. Die Individuen beginnen dann oft, sich selbst zu verwöhnen, als wären sie ihr eigenes – oder eines anderen – einziges und eines Kind.“³³⁹ Die hier geschilderten Konsequenzen eines negativen Ausgangs aus der mit „Generativität gegen Stagnation“ umschriebenen siebten Krise verweisen in ihrem Postulat der Regression auf infantile Themen darauf, dass Erikson letztlich die Zeugung eigener Kinder nicht nur als die klassische Ausprägungsform der Generativität, sondern auch als ihre wesentlichste ansieht. Wenn Erikson daher angibt, die siebte Entwicklungsstufe verkörpere zugleich eine Mittlerrolle „zwischen zwei Phasen des Lebens und dem Generationenzyklus selbst,“³⁴⁰ da die „Aufrechterhaltung der Welt“³⁴¹ von ihr abhängt, so ist dabei zunächst an die physisch-biologische Fortpflanzung, dann erst an die psychologisch-intellektuelle Weitergabe bisheriger menschlicher Errungenschaften zu denken. Dass

³³⁵ ebd.

³³⁶ ebd.

³³⁷ Erikson (1988), S. 86.

³³⁸ Erikson (1984), S. 261.

³³⁹ ebd., S. 262.

³⁴⁰ Erikson (1988), S. 86.

³⁴¹ ebd.

diese Faktoren gemeinsam eine „wesentliche Phase des psychosexuellen wie des psychosozialen Entwicklungsplans“³⁴² konstituieren, liegt für Erikson auf der Hand; in diesem Zusammenhang schimmert in seinen Ausführungen die Tendenz, den Zyklus der Generationen als idealtypischen Entwicklungsverlauf zu skizzieren, ein weiteres Mal durch. Neben der Tatsache, dass Erikson von einem „Plan“ spricht, der im individuellen Leben auf Entfaltung drängt, deutet der Umstand, dass er einen manifest gewordenen Kinderwunsch als Ausdruck des „Vertrauens in die Gattung“ Mensch und als ein diesbezügliches sichtbares „Unterpfand“ bezeichnet,³⁴³ darauf hin, dass er den Einzelnen als mit dem größeren Ganzen der Menschheitsentwicklung nachhaltig identifiziert annehmen möchte. Noch deutlicher wird der idealtypische Charakter der Konzeption Eriksons anhand seiner Behauptung, es gehöre zu den Pflichten eines der siebten Stufe zuzuordnenden Erwachsenen, „in den Augen der nächsten Generation ein numinoses Vorbild zu werden und sowohl als Richter über das Böse wie als Vermittler idealer Werte zu wirken.“³⁴⁴ Eine derartige Konstellation mag innerhalb des theoretischen Lebenszyklus eine Notwendigkeit darstellen, dürfte sich im tatsächlichen Alltag aber wohl in vielen Fällen nicht bewahrheiten. Für Eriksons Konzeption wesentlich ist jedenfalls, dass der Einzelne innerhalb der siebten Entwicklungsphase etwas für diesen selbst wie auch für sein Lebensumfeld Bedeutsames realisiert, das ihn überleben, der kommenden Generation zum Nutzen sein und schließlich innerhalb der achten Stufe als etwas fungieren wird, das einen von Zufriedenheit gekennzeichneten Rückblick auf das eigene, zeitlich wie inhaltlich stark limitierte Leben ermöglicht.

Das Erreicht Haben der achten Stufe des Erikson'schen Lebenszyklus impliziert nicht allein das im Raum stehende Zuendegehen der individuellen Existenz, sondern auch ihre potentielle, das persönliche Dasein komplettierende Vollendung. Erikson scheut in seinen diesbezüglichen Ausführungen nicht davor zurück, eine wesenhafte Bestimmtheit des Einzelnen, einen dem Schicksal entlehnten, letztlich unhinterfragbaren, innerhalb der jeweiligen Biographie allmählich evident werdenden Lebenszweck anzunehmen, den es im Zuge der letzten Entwicklungsstufe zu erkennen und als Sinn spendenden Erfahrungswert dauerhaft zu verankern gilt. Auf dem sicheren Boden einer so gearteten Zufriedenheit wird jedoch nicht nur die eigene Rolle in der Abfolge der Generationen erkennbar, sondern auch die Zufälligkeit, Austauschbarkeit und letztlich die historische Beliebigkeit der zeitlich so stark beschränkten Existenz; obgleich jeder Einzelne über ein persönliches Schicksal verfügt, könnte er dennoch e-

³⁴² Erikson (1984), S. 261.

³⁴³ Erikson (1953), S. 60.

³⁴⁴ Erikson (1988), S. 91.

benso zu einer anderen Zeit und in einer anderen Gesellschaft gelebt haben – diese beiden Pole zu vereinen und im eigenen Leben denjenigen allgemein-gattungsspezifischen Charakter zu entdecken, der auf den nunmehr vollständig entfalteten Plan verweist, macht das finale Ziel des Stufenmodells Eriksons aus. Für die personale Identität bedeutet dies, dass selbige eine letzte Modifikation erfährt und in ihrer Vollständigkeit, aber eben auch in ihrer Relativität erstmals klar erkennbar wird. Der Umgang des Einzelnen mit seiner Identität wird somit zu einem Brechungspunkt, an welchem eine erfolgreich durchgeführte, nachträgliche Synthese der Impressionen, die von persönlicher Bestimmtheit einerseits und gesamthistorischer Zufälligkeit andererseits zeugten, dann manifest wird, wenn eine gewisse zurückblickende Zwanglosigkeit erkennbar ist. Soll der Einzelne nun aber zu einer derartigen selbstreflexiven „Vergewisserung über die eigene Biographie, die ein Bewußtsein über die Begrenztheit der eigenen Existenz einschließt,³⁴⁵ gelangen, so kann dies nur auf der sich akkumuliert habenden Komplexität der bereits absolvierten sieben Entwicklungsstufen samt ihrer Krisenszenarien fußen. Erikson gibt in diesem Zusammenhang an, „nur derjenige, der [...] sich den Triumphen und Enttäuschungen angepaßt hat, die damit zusammenhängen, daß man nolens volens zum Ursprung anderer Menschenwesen und Schöpfer von Dingen und Ideen geworden ist, [...] kann allmählich die Frucht dieser sieben Phasen ernten,³⁴⁶ wobei er insbesondere die Inhalte der siebten Stufe als ausschlaggebend explizit macht; die Grundidee, dass die Themen des achten Stadiums nur angesichts siebener komplettierter zugänglich werden, schließt jedoch gleichermaßen die Inhalte der ersten sechs Stufen als Ausgangsbasis mit ein. Allerdings geht Erikson davon aus, dass der Umgang mit früheren Problemstellungen gegen Ende des individuellen Lebens eine umfassende Wandlung erfährt, da „im Alter alle Qualitäten der Vergangenheit neue Werte annehmen;³⁴⁷“ weilers gibt er an, der Einzelne müsse einigen früheren Überzeugungen entsagt haben, um den Zielsetzungen der achten Stufe gerecht zu werden, da selbige nicht zuletzt im Erwerb von auf Selbstreflexion beruhender Weisheit und Alterswitz bestünden: „You have to be able, in old age, to renounce some of the earlier things, because you can't be very wise if you still try to capture what you had or did not have as a youth.“³⁴⁸ Lediglich begabte Menschen entwickelten wahre Weisheit, die sich darin äußere, dass der Betreffende eine Art „distanzierendes Befäßtsein mit dem Leben selbst, angesichts des Todes

³⁴⁵ Lohauß (1995), S. 45.

³⁴⁶ Erikson (1984), S. 263.

³⁴⁷ Erikson (1988), S. 82.

³⁴⁸ [„Man sollte in der Lage sein, im hohen Alter einige frühere Überzeugungen zu widerrufen, da man kaum sonderlich weise sein kann, wenn man nach wie vor Dingen nachläuft, die man als Jugendlicher gehabt oder nicht gehabt hat.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 54.

selbst“³⁴⁹ an den Tag lege und damit der nachfolgenden Generation Antworten bereit halten könne, obgleich er sich der Relativität seiner diesen zugrunde liegenden Erkenntnisse bewusst sei; ein gewisses Ausmaß an Alterswitz hingegen sei von jedem der achten Stufe zugehörigen Menschen zu erwarten: „In old age, some wisdom must mature, if only in the sense that the old person comes to appreciate and to represent something of the ‚wisdom of the ages‘ or plain folk ‚wit‘.“³⁵⁰ Die Fähigkeit, gerade auch die tragischen Aspekte des persönlichen Lebens und der gattungsspezifischen Existenzbedingungen anzunehmen, macht Erikson somit zu einem Kennzeichen eines jeden auf die Vollendung des eigenen Lebens zusteuernenden Individuums, sofern dieses dem idealtypischen Entwicklungsverlauf des Lebenszyklus Entsprechung tragen möchte. Als Grundlage des Erwerbs einer Form unterschiedlich manifest werdender Weisheit nennt Erikson die Heranbildung persönlicher Integrität, von der er angibt, sie korrespondiere ebenfalls mit der „Bereitschaft, seinen einen und einmaligen Lebenszyklus zu akzeptieren und ebenso die Menschen, die für ihn bedeutsam geworden sind, als etwas, das sein mußte und das zwangsläufig keinen Ersatz zuließ.“³⁵¹ Damit postuliert er nicht allein ein weiteres Mal, die Dimension schicksalhafter Bestimmtheit stelle eine unmittelbar erfahrbare Realität dar; vielmehr fordert er dies geradezu auf konzeptioneller Ebene ein. Dieser Ansatz soll es dem idealtypischen, den Erikson’schen Lebenszyklus durchlaufen habenden Individuum ermöglichen, seine persönliche Einzigartigkeit nicht nur theoretisch herzuleiten, sondern die mit dieser korrespondierende Biographie als einzig denkbare anzusehen – und über diesen Prozess die Erfahrung erfüllter Sinnhaftigkeit zu beziehen. So hält Erikson fest, die der achten Stufe zuordenbare Integrität zeige sich in einer gewachsenen „Sicherheit des Ichs hinsichtlich seiner natürlichen Neigung zu Ordnung und Sinnerfülltheit“,³⁵² die nicht etwa von narzisstischer Liebe zur eigenen Person, sondern reifer Selbstbezüglichkeit herrühre. Eine integere Person wisse gleichzeitig darum, „daß ein Einzelleben das zufällige Zusammentreffen von nur einem Lebenszyklus mit nur einem Ausschnitt der Geschichte ist.“³⁵³ In letzterem Punkt liegt nun allerdings eine große Herausforderung, will doch der sich aufdrängende Eindruck des Einzelnen, seine ihrem Ende zugehende Existenz basiere vor allem auf zahllosen, kaum beeinflussbaren Zufälligkeiten, durch das Gefühl innerer Ruhe und Zufriedenheit aufgewogen werden, was nicht zuletzt angesichts umfassender körperlicher und geistiger Ver-

³⁴⁹ Erikson (1966), S. 122.

³⁵⁰ [„Irgendeine Form von Weisheit muss im hohen Alter heranreifen, auch wenn sie sich nur darin äußern sollte, dass die alte Person einen Teil der ‚Weisheit des Alters‘ oder des gemeinen ‚Alterswitzes‘ schätzen und repräsentieren lernt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 54.

³⁵¹ Erikson (1980), S. 143.

³⁵² Erikson (1984), S. 263.

³⁵³ Erikson (1980), S. 143.

fallserscheinungen oftmals eine nur schwer zugängliche Handlungs- oder Reaktionsweise darstellt. So nimmt Erikson auch innerhalb der achten Entwicklungsstufe eine letzte tiefgehende Krise an, die sich, wie er ausführt, deswegen einstelle, da die finale Phase unausweichlich mit einem „Verlust von Steuerungen in allen drei organisierenden Prozessen verbunden ist: im Soma die durchgehende Schwächung von tonischem Zusammenspiel in Bindegewebe, Blutgefäßen und Muskelsystem; in der Psyche der allmähliche Verlust der Kohärenz des Gedächtnisses in der Erfahrung von Vergangenheit und Gegenwart; im Ethos die Bedrohung durch einen plötzlichen und nahezu gänzlichen Verlust verantwortlicher Funktionen im generativen Zusammenspiel.“³⁵⁴ Angesichts der stetigen Zunahme derartiger, die persönliche Einheit auflösender, scheinbar aus dem Inneren des Einzelnen wirkender Kräfte könne sich ein gewisser Ekel vor dem Leben einstellen, da der Verlust des Gefühls persönlicher Integrität im Alter „durch Abscheu und durch Verzweiflung gekennzeichnet“³⁵⁵ sei und zur Folge habe, dass „das Leben nicht als der Rahmen des Lebens hingenommen“ werde, und „der Tod nicht als seine endliche Grenze. Die Verzweiflung entspricht dem Gefühl, dass die Zeit zu kurz ist, zu kurz für den Versuch, ein anderes Leben zu beginnen und andere Wege zur Integrität zu suchen.“³⁵⁶ Erikson ergänzt, eine solche negative Einschätzung der eigenen Biographie äußere sich im Alltag in einer misanthropischen Grundhaltung; Peter Conzen führt als weitere Manifestationsformen „Trauer, Bitterkeit, psychosomatische Beschwerden und hypochondrische Befürchtungen“³⁵⁷ an und hält fest, der Betroffene meine, er habe letztlich „nichts Überdauerndes gefunden, was dem Leben Festigkeit und Sinn verleiht, Glaube, Ideale, Freundschaft und Liebe,“ und „möchte noch einmal ganz von vorne anfangen können.“³⁵⁸ Wir haben im Rahmen der Darstellung des Erikson’schen Stufenmodells bereits mehrfach auf seinen idealtypischen Charakter hingewiesen; dieser wird anhand des Kernkonflikts der achten Entwicklungsstufe, den Erikson konsequenter Weise mit den Schlagworten „Integrität gegen Verzweiflung“ überschreibt, ein weiteres Mal evident. Erikson sieht sein idealtypisches Individuum auch im hohen Alter als in einer Lebenssituation stehend, bei der persönliche Einstellungen und öffentliche Überzeugungen zueinander in Einklang stehen, wodurch er selbiges befähigt, der nächsten Generation als umfassendes Vorbild zu dienen; so führt er etwa aus, „um Integrität zu erreichen [...] muß der Einzelne verstehen, sich Bannerträgern in Religion und Politik, in Wirtschaft und technischem Können, in aristokratischem Leben, in Künsten

³⁵⁴ Erikson (1988), S. 84.

³⁵⁵ Erikson (1980), S. 143.

³⁵⁶ ebd.

³⁵⁷ Conzen (1996), S. 155.

³⁵⁸ ebd., S. 156.

und Wissenschaften anzuschließen. Ich-Integrität umfaßt daher eine gefühlsmäßige Ausweitung, die die Teilnahme als Anhänger wie auch die Übernahme von Verantwortung als Führer umfasst.³⁵⁹ Eine derartig umfangreiche Identifikation seitens des Einzelnen mit gesellschaftlichen Determinanten, wie sie etwa durch politische Hierarchien etabliert werden, erscheint in der Realität als in vielen Fällen eher unrealistisch, weshalb unter anderem Lawrence Friedman die Frage aufwirft, ob dem finalen Stadium des Stufenmodells nicht etwas latent Elitäres anhafte, wenn Erikson davon ausgehe, dass die Sicherheit und Integrität der Eltern angesichts ihres bevorstehenden Todes ihren Kindern eine mögliche Frucht vor dem Leben nehme: „There may have been a modicum of glibness here as Erikson elevated integrity over the constant and realistic apprehension of a great many people toward the finality of death.“³⁶⁰ Tatsächlich stehen Eriksons Ausführungen zur achten Stufe durchaus im Einklang mit der Gesamtheit seiner Konzeption, da es sich diese in erster Linie zum Ziel macht, den Idealfall eines psychisch und physisch gesunden Individuums zu erfassen. Sie versucht stets, den vollständigen Entwicklungsweg des Einzelnen zu skizzieren, auch wenn in jeder der acht Stufen denkbare Abweichungsmuster genannt und punktuell psychopathologische Inhalte thematisiert werden. Ein Punkt, in welchem sich das achte Stadium aber sehr wohl von den anderen unterscheidet, liegt darin, dass sich eine mangelhafte Bewältigung der ihm immanenten Krise nicht länger auf den weiteren Entwicklungsweg des Einzelnen auswirken kann, was aber nicht bedeutet, dass sie ohne Konsequenzen wäre; die erfolgreiche Weitergabe wie auch immer gearteter, aus der Lebenserfahrung des Alters resultierender Weisheit und das Vermitteln einer von grundsätzlicher Zufriedenheit geprägten Lebenseinstellung an die nächste Generation verkörpern vielmehr zentrale Topoi der letzten Stufe. Die große soziale Bedeutung wird offensichtlich, wenn Erikson angibt, all die Fähigkeiten, die sich der Einzelne über den Verlauf seines Lebens angeeignet habe, fänden nicht allein Eingang in den Erfahrungsschatz der eigenen Nachkommen, sondern „auch in das Leben der Institutionen,“³⁶¹ da der Einzelne den Versuch zu unternehmen habe, „die Grenzen seiner Identität zu transzendieren und sein oft tragisches oder bitterlich tragisch-komisches Engagement in seinem einen und einzigen Lebenszyklus innerhalb der Generationenfolge zu überschreiten.“³⁶² Diese Zielsetzung schließt die letzte Erweiterung der Identität des Individuums mit ein – einer Identität, deren definitorische Angelpunkte im Verlauf ihrer Entwicklung von einem „Ich“ zu einem „Wir“ übergegangen

³⁵⁹ Erikson (1953), S. 61.

³⁶⁰ [„Es ließe sich hieran ein gewisses Ausmaß an Hypokrisie festmachen, da Erikson die Integrität über die ständige und realitätsbezogene Ängstlichkeit einer großer Anzahl an am Ende deren Lebens stehenden Menschen hinaushob.“ – ÜS- T.W.]; Orig.: Friedman (1999), S. 227.

³⁶¹ ebd.

³⁶² ebd.

sind, um nunmehr bei einem weitgehend jenseits des unmittelbar Personengebundenen anzukommen und sich in der Teilnahme an einer lebensübergreifenden, allgemeingattungsspezifischen Praxis der Existenz wieder zu finden. Erikson schreibt dem Gelingen dieser letzten Modifikation der individuellen Identität, die auf der Erkenntnis fußt, biographisch in den Zyklus der Generationenfolge eingebettet zu sein, als nicht nur für das Kollektiv, sondern auch für den Gealterten selbst eine immense Tragweite zu. Er spricht hinsichtlich des persönlichen Erlebens des Betreffenden gar von einer „neuen Auflage einer Identitätskrise [...], die wir in die Worte fassen können: ‚Ich bin, was von mir überlebt.‘“³⁶³ Hatte die Identitätskrise der Adoleszenz zum Ziel, eine grundsätzliche Abstimmung zwischen persönlichen und sozialen Lebensinhalten vorzunehmen, hat nun ein Abgleich zwischen unmittelbarer Existenz, gesamtbiographischem Abschluss und über das individuelle Leben hinausgehender Wirkungsmacht zu erfolgen. Der individuelle Lebenszyklus kehrt zugleich zu seinen Ursprüngen zurück und spiegelt erstmals ein komplettes Bild des Menschen wider, da die Thematik der achten Stufe „den Menschen wieder an die Pforten des Nichts führt oder jedenfalls an den Punkt des Gewesenseins.“³⁶⁴ Die anhand des Stufenmodells skizzierte, seitens des Individuums unablässig angestrebte persönliche Vollständigkeit mündet somit innerhalb der Darstellung Eriksons in eine zweite, übergeordnete Ganzheit der Gattung; so eingebunden ist es dem Einzelnen zuletzt möglich, persönliches Schicksal und innere Bestimmtheit zu erfahren – und zur Überzeugung zu gelangen, vor sich selbst wie auch seinem Umfeld gegenüber derjenige geworden zu sein, der er werden musste, und das Leben gelebt zu haben, das ihm von Anfang an beschieden sein sollte.

2.3 Identität und Krise als narrative Konstruktionselemente

Im Folgenden soll zweierlei versucht werden: Zum einen wollen wir in aller Kürze die für diese Arbeit besonders relevanten Aspekte der Erikson'schen Begriffe der Identität und der Krise herausstreichen; insbesondere, da wir dieses Begriffspaar im weiteren Verlauf dieser Arbeit aus dem ursprünglichen Kontext einer nach idealtypischen Gesichtspunkten konzipierten menschlichen Biographie herauslösen wollen, scheint uns ein knapp gehaltenes, die Begriffsklärung abrundendes Resümee angebracht zu sein. Zum anderen wollen wir verdeut-

³⁶³ Erikson (1980), S. 144.

³⁶⁴ Erikson (1975b), S. 287.

lichen, dass Identität und Krise als „narrative Konstruktionselemente“ angesehen werden können, die gemeinsam eine individuumsbezogene Erzählung biographischen Grundcharakters zu errichten helfen, welche nicht nur eine spezifische Entstehungsgeschichte wiedergeben, sondern auch die zusätzliche Dimension einer schicksalhaften Bestimmtheit zu kommunizieren vermag. Der unsererseits an dieser Stelle verwendete Ausdruck des narrativen oder „erzählungsimmanenten“ Konstruktionselements bedarf wohl weiterer Klärung, da er auf mehreren Annahmen basiert. Zunächst werden wir im Folgenden davon ausgehen, dass die Biographie eines Individuums, sei dieses nun – wie anhand des Erikson’schen Lebenszyklus skizziert – idealtypischer Natur oder nicht, als eine umfangreiche, zeitlich und inhaltlich strukturierte Erzählung aufgefasst werden kann, welche die genauen Charakteristika der betreffenden Person erfassen und vermittelbar machen soll. Hinsichtlich des Zwecks und der Form des Vermittlungsprozesses sind sowohl selbstbezügliche reflexive Akte denkbar, die dem Einzelnen sein eigenes Gewordensein vergegenständlichen und in Grenzen Erklärungsansätze für selbiges bereithalten können, als auch Schilderungen und Analysen, die von Dritten angestellt werden; als Beispiel für letzteren Fall seien etwa Eriksons psychohistorische Arbeiten genannt, welche die spezifischen Entwicklungsverläufe bekannter Individuen erfassen sollen. Eine sich nach dem Muster der Erikson’schen Darstellungen orientierende biographische Erzählung erhebt nicht notwendiger Weise den Anspruch, die Ganzheit eines Einzelnen im Sinne einer Nennung sämtlicher bedeutsamer, über die Zeit hin herangebildeter Wesensmerkmale vollständig zu erfassen, nimmt aber dennoch das Postulat einer diesbezüglichen theoretischen Möglichkeit zur ihrer theoretischen Ausgangsgrundlage. Weiters nehmen die Begriffe der Identität und der Krise innerhalb einer derartigen Erzählung eine zentrale Position ein. Will eine Erzählung dem Schema Eriksons folgen, so hat sie diesem Begriffspaar die Funktion zuzuweisen, den Weg des Einzelnen hin zu persönlicher Vollständigkeit als antizipatorische Idee mit sich zu tragen; weiters hat sie die Topoi der Identität und der Krise als strukturierende, ordnende und insofern Bedeutung erzeugende Elemente einzusetzen. Während der Begriff der Identität innerhalb einer Erzählung von zeitlicher Kontinuität, prinzipieller Kongruenz des Individuums mit sich selbst und – im Sinne des Erikson’schen Verständnisses – organisch gewachsener Einzigartigkeit zeugt, dient der Krisenbegriff dazu, anhand diverser existenzieller Konflikte Kristallisationsmomente zu schaffen, innerhalb derer die ansonsten lediglich postulierbare personale Identität überhaupt erst greifbar wird. Jeder der beiden Begriffe ist somit zu seiner Entfaltung auf das Vorhandensein des jeweils anderen angewiesen; mit Zygmunt Bauman ließe sich – in Übereinstimmung mit den Überlegungen Eriksons – von der Identität sagen, diese sei „niemals zu einem Problem ‚geworden‘; sie konnte

überhaupt nur als Problem existieren, sie [...] wurde als Problem geboren (das heißt, als etwas, bezüglich dessen man etwas unternehmen mußte, als eine Aufgabe).“³⁶⁵ Der Problemcharakter personaler Identität ist auf ihre zwingende Bezugnahme auf bereits durchlebte sowie im Raum stehende Krisen zurückzuführen, da erst aus der Position einer Krisensituation heraus die zu diesem Zeitpunkt in Frage gestellte Ganzheit der Identität zu einer erfahrbaren Tatsache werden kann; so geht Erikson dementsprechend davon aus, dass personale Identität gerade dann besonders bewusst wird, wenn eine akut gewordene Krise nach ihrer Lösung verlangt.³⁶⁶ Ebenso ist gemäß der Darstellung Eriksons die Krise ihrerseits nicht jenseits des angenommenen Horizonts einer im Entstehungsprozess befindlichen Identität denkbar, zu deren weiteren Differenzierung sie dienen soll. Erikson gibt hierzu an, der Begriff der Krise deute keine drohende Katastrophe an, sondern fungiere als „Bezeichnung für einen notwendigen Wendepunkt [...], für den entscheidenden Moment, wenn die Entwicklung den einen oder den anderen Weg einschlagen muß, wo Hilfsquellen des Wachstums, der Wiederherstellung und weiteren Differenzierung sich eröffnen.“³⁶⁷ Nur wenn persönliche Sicherheit und lebensweltliche Orientierung angesichts eines tiefgehenden Konflikts vorübergehend aufgehoben werden können, vermag der Einzelne innerhalb eines selbstbezüglichen Reflexionsprozesses auf diejenige Einheit Bezug zu nehmen, welcher er im Normalfall eben diese innere wie äußere Bestimmtheit zuzuschreiben neigt. In diesem Licht betrachtet erscheint Identität als eine „kritische Projektion von etwas Verlangtem und/oder Gesuchtem auf das ‚was ist‘“,“³⁶⁸ der akut gewordenen Krise nämlich, „mit der zusätzlichen Einschränkung, daß es von dem ‚was ist‘, abhängt, um sich aus eigener Kraft zu dem ‚Gesuchten/Geforderten‘ aufzuschwingen.“³⁶⁹ Versteht man daher Identität und Krise, die stets simultan zum Gegenstand einer Erzählung zu werden neigen, als Konstruktionselemente einer individuumsbezogenen Erzählung, so wird sichtbar, dass sie als zentrale, den jeweiligen narrativen Bogen strukturierende Mechanismen auftreten und zugleich durch wechselseitige Abhängigkeit gekennzeichnet sind. Für den Einzelnen sind die beiden Begriffe insofern unabdingbar, als die im konkreten Fall vorliegende biographische Erzählung, die anhand der Dynamik von Identität und Krise konstruiert wurde, der Selbstvergewisserung dient, indem sie persönliche biographische Gewordenheit der die eigene Person betreffenden Reflexion kontinuierlich zugänglich macht. Handlungen und Überlegungen lassen sich so gleichermaßen anhand eines gewachsenen Erfahrungsschatzes

³⁶⁵ Bauman (1997), S. 134.

³⁶⁶ vgl. Erikson (1980), S. 169.

³⁶⁷ ebd., S. 12.

³⁶⁸ Bauman (1997), S. 135.

³⁶⁹ ebd.

kontextuell verorten und in ein Wertesystem sowie in einen Sinnzusammenhang eingliedern, wobei diese Referenzsysteme weder als ausschließlich individuell noch als rein gesellschaftlich begründet anzusehen sind, da ihre Errichtung in der Darstellung Eriksons innerhalb eines lebenslangen Abstimmungsprozesses zwischen dem Einzelnen und seinem jeweiligen Umfeld zu erfolgen hat. Im Werk Eriksons zeigt sich die Einbettung von Identität und Krise in biographische Narrative anhand einiger Studien zu Martin Luther, Mahatma Gandhi, Adolf Hitler und George Bernard Shaw, welche die Entwicklung dieser Personen nach „psychohistorischen“ Gesichtspunkten beleuchten sollen und teils durchaus akribisch nach dem Musters des Stufenmodells arbeiten. Die Mechanik des Begriffspaars wird unter anderem dann besonders anschaulich deutlich, wenn Erikson angibt, im Falle Luthers habe sich die gemeinhin der Adoleszenz zuzuordnende Krise in ungewöhnlich großer zeitlicher Nähe zur achten, die persönliche Integrität betreffenden Krise abgespielt, was aufgrund Luthers Religiosität geschehen sei, da für den „homo religiosus [...] das Problem individueller Identität mit dem der existenziellen Identität zusammen“ falle.³⁷⁰ Neben der grundsätzlichen mechanischen Wirksamkeit der polaren Konstruktionselemente Identität und Krise innerhalb der Biographie Luthers erscheinen die in seinem Leben auf spezifische Weise realisierten Abweichungen vom idealtypischen Lebenszyklus samt der zu bestimmten Zeitpunkten anberaumten Krisen als weitere identitätsstiftende Momente. Das Prinzip, biographische Inhalte als Erzählungen psychohistorischer Natur zu sehen, dürfte für Erikson anhand seiner Begegnung mit dem „von Freud begründeten literarischen Genre der großen psychoanalytischen Krankengeschichte“³⁷¹ erstmals greifbar geworden sein, um es sich infolge zu eigen zu machen und die zusätzlichen Angelpunkte der Identität und Krise einzuführen; Erikson macht seine anfängliche Faszination an Freuds Erzählweise und schriftstellerischem Stil mehrfach explizit.³⁷² Die Maxime, dass alles, was über ein Individuum „erzählt werden kann, [...] zugleich ein biographischer Splitter [ist],“³⁷³ führt im Umkehrschluss dazu, dass Biographien als Erzählungen zu begreifen sind, innerhalb derer der Einzelne kohärent in Erscheinung tritt und damit inhaltlich bestimmbar und kontextuell verortbar wird; eine Erzählung von seitens eines Einzelnen innerhalb eines beliebigen Stadiums des Stufenmodells Erlebtem schließt somit nicht nur die Mechanik von Identität und Krise als ihre konstruktionstheoretische Ausgangsgrundlage mit ein, sondern rückt implizit auch das betroffene Individuum in seiner biographischen Vollständig-

³⁷⁰ Erikson (1975b), S. 288.

³⁷¹ Baacke (1979), S. 127.

³⁷² vgl. Erikson (1966), S. 14; oder Evans, R. (1967), S. 81.

³⁷³ Bittner (1979), S. 126.

keit und persönlichen Ganzheit in den Mittelpunkt, da es als notwendiger Bezugs- wie auch Brechungs- und Kristallisationspunkt des zu schildernden Geschehens fungiert.

Trotz der zentralen Funktion, die der Erikson'sche Identitätsbegriff innerhalb biographischer Erzählungen einnimmt, ist er nicht frei von Widersprüchen. Zunächst ist zu erwähnen, dass er zum einen formale Aspekte berücksichtigt, welche die Forderung nach zeitlicher Kontinuität und prinzipieller Konstanz im Sinne einer generellen Deckungsgleichheit aufstellen; zum anderen postuliert er auch qualitative Merkmale, die von einer einzigartigen individuellen Beschaffenheit des Identitätsträgers Zeugnis geben sollen. Letztere bewirken, dass einzelne Identitätsträger „durch besondere Qualitäten von einander zu unterscheiden sind“ und „sich in ihnen ein Grundmuster von Qualitäten aufweisen lässt, in Beziehung auf das sie ihr Verhalten orientieren oder durch das dies Verhalten in einheitlichem Zusammenhang zu erklären ist.“³⁷⁴ Der Identitätsbegriff, der den Überlegungen Eriksons und dieser Arbeit zugrunde liegt, unterscheidet sich somit fundamental von dem der formalen Logik entstammenden, da er diesen stark erweitert; es handelt sich hierbei um eine wesentliche Differenz, bei deren Nichtbetrachtung „in die Erörterungen unter dem Problemtitle ‚Identität‘ eine Konfusion [kommt], die wirklich heillos ist.“³⁷⁵ Wir hoffen, einer solchen anhand der klärenden Ausführungen der ersten beiden Kapitel dieser Arbeit vorgebeugt zu haben. Ein weiterer, noch größerer Widerspruch basiert auf der im Denken Eriksons evidenten Annahme, bei Identität handle es sich um „nichts, was eine Person ein für alle mal besitzt, gar von Geburt an mit sich bringt,“³⁷⁶ sondern vielmehr um etwas im Rahmen einer Biographie Heranzubildendes; hierbei geht Erikson einerseits von schicksalhafter Bestimmtheit des Einzelnen aus, die diesem zu seiner persönlichen Einzigartigkeit verhilft, spricht aber andererseits von einer allmählich sich entfaltenden, planmäßig angelegten Konfiguration, die dem Betroffenen einen allgattungsspezifischen Charakter zuschreibt. So gibt Erikson etwa an, jede „Identität ist ein einzigartiges Produkt,“³⁷⁷ nur um an anderer Stelle festzuhalten, es sei bei der Entwicklung des Individuums ausreichend, „leben zu lassen; der Wachstumsplan ist schon vorhanden.“³⁷⁸ Das hieraus resultierende Problem ist dahingehend aufzulösen, eine legitime Gleichzeitigkeit beider Prinzipien anzunehmen, bei welcher die einem gattungsspezifischen Plan zuordenbaren prägenden Faktoren als Struktur gebende Form, und das Element des persönlichen Schicksals als ihr objektiv betrachtet akzidentieller Inhalt zu führen sind. Diese Distink-

³⁷⁴ Heinrich (1979), S. 135.

³⁷⁵ ebd., S. 136.

³⁷⁶ Straub (1998b), S. 87.

³⁷⁷ Erikson (1966), S. 83.

³⁷⁸ Erikson (1973), S. 122.

tion lässt sich freilich nicht unter allen Umständen aufrecht erhalten; erfährt etwa ein Individuum – gewissermaßen aufgrund einer Fügung des Schicksals – die fünfte Stufe des Lebenszyklus als dermaßen traumatisch, dass ein Eintritt in die nachfolgende Entwicklungsphase unrealistisch erscheint, wird Eriksons prinzipiell gültiger Wachstumsplan aus den Angeln gehoben. Da sich sein Stufenmodell aber an einem idealtypischen Individuum orientiert, darf im Regelfall durchaus von einer gegenseitigen Ergänzung von zu persönlicher Singularität führender Bestimmtheit und gattungsspezifischer Determiniertheit ausgegangen werden.

Wenn Jürgen Straub es als ein Kernelement des Erikson'schen Denkens bezeichnet, „daß der Identitätsbegriff unweigerlich mit einer spezifischen Krisenerfahrung und deren psychischen Bearbeitung durch das betroffene Subjekt in Zusammenhang gebracht wird,³⁷⁹ so ist dem zuzustimmen, die gegenseitige Angewiesenheit der beiden Begriffe allerdings zusätzlich zu betonen. Die seitens des jeweiligen Identitätsträgers erfahrene Krise, als ein „Fragwürdigwerden von Handlungs- und Lebensorientierungen“³⁸⁰ verstanden, verkörpert nicht nur ein narratives Konstruktionselement, das im Tandem mit seinem Gegenpart, der Identität, eine Biographie begründen hilft, sondern markiert darüber hinaus innerhalb der resultierenden Erzählung diejenigen Augenblicke, in denen die grundsätzlichen Eigenschaften des Identitätsträgers besonders deutlich zu Tage treten. Erikson führt aus, „die menschliche Natur läßt sich am besten in einer Konfliktsituation studieren, und menschliche Konflikte finden jemanden, der sie aufmerksam zur Kenntnis nimmt, hauptsächlich unter besonderen Umständen.“³⁸¹ Krisensituationen ziehen Interesse auf sich, gerade weil sie als zur Entfaltung personaler Identität essentiell anzusehen sind, und werden daher zu Schlüsselmomenten innerhalb von Individualität zeugen wollender Narrative; in dieser Optik bringt „jede neue Lebensaufgabe [...] eine Krise mit sich, deren Ergebnis die weitere Entwicklung des Menschen fördern oder ihr so schaden kann, daß seine nachfolgenden Krisen verschärft werden. [...] So bereitet jede Krise die nächste vor und legt einen weiteren Grundstein für die Persönlichkeit,³⁸² wodurch sich die Identität des Einzelnen zunehmend verfestigt – und zugleich sukzessive erzählbarer und erzählenswerter wird.

Die umfassende strukturierende Kraft, die das Begriffspaar Identität und Krise innerhalb eines biographischen Narrativs entfalten kann, wird ferner an seiner zunehmenden Popularisierung ersichtlich, die noch zu Lebzeiten Eriksons als Phänomen beobachtbar wird, weshalb sich in seinem Werk einige diesbezügliche Kommentare und Bemerkungen finden. Erik-

³⁷⁹ Straub (1998b), S. 83.

³⁸⁰ ebd.

³⁸¹ Erikson (1975b), S. 16.

³⁸² ebd., S. 281.

son muss allerdings zugleich feststellen, dass gerade mit der verstärkten Diskursfähigkeit³⁸³ des Topos personaler Identität innerhalb der Alltagssprache Probleme hinsichtlich der mitunter in einem Schwebestadium befindlichen Begriffsdefinition einhergehen. So hält Erikson im Jahr 1968 fest, „Identität und Identitätskrise sind im allgemeinen wie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch zu Ausdrücken geworden, die einmal etwas so Umfassendes und scheinbar so Selbstverständliches umschreiben, daß die Forderung nach einer Definition fast kleinlich erscheint.“³⁸⁴ An anderer Stelle meint er: „Since we first described identity as a relatively unconscious conflict, there has been something of an identity explosion. ‚Identity,‘ and more surprisingly, ‚identity crises,‘ are words used all over the world with the connotations of professional identity, racial identity, national identity, and so on.“³⁸⁵ Eriksons Einschätzung findet etwa bei Dieter Baacke ihre Bestätigung, wenn dieser angibt, „von ‚Identität‘ zu reden hat sich auch umgangssprachlich inzwischen durchgesetzt;“³⁸⁶ aus ähnlichen Beweggründen konstatiert Jürgen Straub anno 1998 eine „erstaunliche Karriere des Identitätsbegriffs.“³⁸⁷ Die Notwendigkeit, den mit der starken Popularisierung eingehandelten, potentiellen begrifflichen Unschärfen entgegen zu wirken, bleibt Erikson nicht verborgen; allerdings trägt er ihr nicht ausreichend Rechnung, wenigstens nicht in offensiver Weise. In „Jugend und Krise“ bekundet er zwar Eingang die Absicht, „besser und endgültig abzugrenzen, was Identität ist und was nicht,“³⁸⁸ bleibt aber hinter der Zielsetzung zurück, da er eine kurze und prägnante Definition vermissen lässt. Dies impliziert zwar keineswegs, dass Eriksons Begriffsverständnis an sich nicht durchaus konkret und verbindlich wäre; eine Extraktion der intendierten Wortbedeutung aus Eriksons Schriften gestaltet sich unter den gegebenen Umständen jedoch aufwändiger, da der stets konfiguratив denkende und arbeitende Autor auch in diesem Zusammenhang dem Leser ein Studium der unterschiedlichen Kontexte abnötigt, innerhalb derer er den Begriff der Identität als zentralen Terminus einsetzt. Die seitens des späten Eriksons geäußerte ironische Selbsteinschätzung, die Praxis des Beobachtens und Illustrierens hätte stets eher seiner Kompetenz entsprochen als diejenige der Formulierung knapp gehaltener Thesen, erweist sich in

³⁸³ Wir verwenden den Begriff des Diskurses weitgehend im Sinne Foucaults; eine umfangreichere Definition und eine Begründung unserer Begriffsverwendung finden sich im dritten Kapitel dieser Arbeit.

³⁸⁴ Erikson (1980), S. 11.

³⁸⁵ [„Seit wir Identität erstmals als einen mehr oder weniger im Unbewussten ablaufenden Konflikt beschrieben haben, hat sich eine regelrechte Identitätsexplosion ereignet. ‚Identität‘ und – noch überraschender – ‚Identitätskrise‘ sind Worte, die auf der ganzen Welt mit der Konnotationen beruflicher Identität, rassistischer Identität, nationaler Identität und anderen verwendet werden.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 28.

³⁸⁶ Baacke (1983), S. 140.

³⁸⁷ Straub (1998b), S. 73.

³⁸⁸ Erikson (1980), S. 11.

diesem Zusammenhang als nachvollziehbar: „I find it hard to put up a good argument, because I am more at home in observation and illustration.“³⁸⁹ Obgleich jedoch Erikson in seinen Ausführungen zum Identitätsbegriff „niemals große Anstalten machte, dieses Konzept präzise zu definieren, [...] finden sich immer wieder definitorische Formulierungen, die [...] als verbindlich gelten können.“³⁹⁰ Zu diesem Schluss gelang auch Robert Coles, der Eriksons umfangreiche Ausführungen zum Begriff der Identität gar als Bestreben, besondere Differenziertheit zu erzeugen, interpretiert: „Nowhere is Erikson more pointedly and comprehensively descriptive than in his attempt to convey the sense of what he means by ‚identity.‘“³⁹¹ Die Verhältnisse rund um Eriksons Begriff der Krise sind ähnliche, wobei seine popularisierte Verwendungsform zwar durchaus in ihrer Funktion als Gegenpol zur sich heranbildenden Identität begriffen wird; allerdings erfährt er hier zugleich eine Reduktion auf die sehr partielle „Identitätskrise“, die Erikson eigentlich der Adoleszenz zuordnen würde. Erikson hält diesbezüglich fest, die „Identitätskrise“ als diskursiver Topos habe im Lauf der Zeit teils skurrile, seinerseits ihr nicht zuge dachte Funktionen eingenommen.³⁹² Letztlich verweist jedoch auch diese Entwicklung auf die hohe kommunikative Wirksamkeit, welche die Begriffe der Identität und der Krise als narrative Konstruktionselemente innerhalb biographischer Erzählungen entfalten können.

Personale Identität, verstanden als organisch ablaufender Selbstentfaltungsprozess, welcher dem Identitätsträger gleichzeitig zu individueller, einzigartiger Bestimmtheit verhilft, wie sie ihn zu einem Teil seiner gesellschaftlichen Ordnung und Repräsentanten seiner Gattung macht, trifft im Denken Eriksons somit zwingend auf einen Krisenbegriff. Dieser fungiert im Kontext der Individualentwicklung wiederholt als Auslöser eines Wachstumsprozesses und verdankt seine Entstehung sowohl dem persönlichen Schicksal des Einzelnen als auch einem gattungsspezifischen Entwicklungsplan. Eriksons weitläufige Begriffsdefinitionen und die erwähnte Popularisierung des Identitäts- wie auch des Krisenbegriffs zeugen indes nicht nur von der Aussage- und Bannkraft des Begriffspaares innerhalb biographischer Erzählungen. Vielmehr machen sie zudem eine umfangreiche Aufarbeitung der begrifflichen Einsatzgebiete und generellen inhaltlichen Bezugnahmen Eriksons nötig – was nicht zuletzt auch den Umfang der ersten beiden Kapitel dieser Arbeit erklärt, von denen wir hoffen, dass sie als solide Grundlage der nun folgenden Überlegungen dienen mögen.

³⁸⁹ [„Ich empfinde es als schwierig, stringent zu argumentieren, da ich eher im Beobachten und Illustrieren zu Hause bin.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Evans, R. (1967), S. 111.

³⁹⁰ Straub (1998b), S. 75.

³⁹¹ [„Nirgendwo ist Erikson in seinen Beschreibungen akkurater und umfassender als bei seinem Versuch zu vermitteln, was er unter ‚Identität‘ versteht.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Coles (1970), S. 173.

³⁹² vgl. Evans, R. (1967), S. 32.

3 Die Optik der „Moderne“ und die der „Postmoderne“

Wir haben nunmehr das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis des seitens Eriksons geprägten Identitätsbegriffs geklärt; ferner haben wir die Einbettung der Topoi der Identität und der Krise in biographische Erzählungen veranschaulicht, wo sie als zentrale, einen historisch-inhaltlichen Bogen überhaupt erst ermöglichende Konstruktionselemente fungierten. Im Rahmen des dritten Kapitels wollen wir daran gehen, nach den eigentlichen Rahmenbedingungen einer derartigen biographischen Narration zu fragen. Dabei soll sich zeigen, dass die Annahme der Möglichkeit prinzipieller persönlicher Vollständigkeit und die Forderung nach individueller, biographisch etablierter Einzigartigkeit nicht nur in Eriksons Konzeption des Stufenmodells der Persönlichkeitsentwicklung zum Tragen kommen. Wir werden vielmehr sehen, dass diese Vorstellungen auch als immanente Postulate der Biographien Einzelner auftreten, sofern diese „Selbsterzählungen“ den Anspruch erheben, einen von voranschreitendem Wachstum zeugenden Selbstentfaltungsprozess zu schildern. Ein wichtiger Punkt, den wir bereits an dieser Stelle berühren wollen, liegt darin, dass Biographien häufig die Aufgabe der möglichst authentischen Abbildung tatsächlicher Geschehnisse und realer Konflikte zugeschrieben wird; eher als in ihnen reale Tatbestände erschließende Berichte zu sehen, haben wir allerdings in erster Linie die Absicht, sie als Texte zu behandeln, welche dem Zweck der Selbstreflexion oder, etwa im Fall einer Krankengeschichte, der Charakterisierung einer Person durch Dritte dienen. Dieses prinzipielle Verbleiben auf der Textebene soll uns zu einem späteren Zeitpunkt helfen, Parallelen zwischen den Menschen behandelnden Narrativen und solchen, die Marken- und Traditionsprodukte beschreiben, aufzuzeigen; das Zusammenrücken der jeweiligen Terminologien beziehungsweise die als evident auszuweisende relative Austauschbarkeit des im Fokus befindlichen Identitätsträgers wird auf diese Weise leichter herauszuarbeiten sein. Die mit der Ausformulierung biographischer Narrative verbundene Absicht besteht letztlich stets in der möglichst kompletten Erfassung der existenziell bedeutsamen Entwicklungsschritte des betreffenden Subjekts; die Mechanik einer nach dem Schema des Erikson'schen Stufenmodells arbeitenden biographischen Erzählung zeichnet sich zudem durch ihre Angewiesenheit auf die Begriffe der Identität und der Krise aus, die als strukturierende, wiederholt inhaltliche Bedeutung generierende Konstruktionselemente eine konstitutive Rolle einnehmen.

Weder der ganzheitliche Charakter personaler, im Sinne Eriksons verstandener Identität noch das Wachstum auslösende Moment der Krise wären aber denkbar, fänden sie sich nicht vor dem Hintergrund des Postulats existenzieller Bestimmtheit ein, und arbeiteten sie nicht unter der Prämisse, dass das Leben eines Einzelnen – beziehungsweise seine Lebensgeschichte – einen roten Faden aufweisen, einen kontextuellen Bogen spannen und einen synthetisierenden Sinnzusammenhang herstellen müsse. Die Vorstellung von einer Einzelexistenz als die von einem Ensemble einander ergänzender Partialentwicklungen ist keine Selbstverständlichkeit, macht aber dennoch ein zentrales Merkmal der Theoriebildung Eriksons aus; nicht ohne Grund wird Erikson in zeitgenössischer Literatur vielfach vorgeworfen, in einem allzu „modernen“ Weltbild verhaftet zu sein, welchem wenigstens mittlerweile ein durchaus antiquierter Charakter zu attestieren sei. So hält etwa Heiner Keupp fest, Eriksons Darstellung eines idealtypischen Verlaufs der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung sei „offensichtlich unauflöslich mit dem Projekt der Moderne verbunden,“ da dieses Konzept „auf die Identitätsthematik ein modernes Ordnungsmodell regelhaft-linearer Entwicklungsverläufe [überträgt]. Es unterstellt eine gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit, in die sich die subjektive Selbstfindung verlässlich einbinden kann.“¹ Heute nicht zu leugnende Gesellschaftsprozesse wie die zunehmende Individualisierung, Pluralisierung und die unter dem Schlagwort „Globalisierung“ abgehandelten Ereignisse hätten das Selbstverständnis der klassischen Moderne jedoch grundlegend in Frage gestellt.² Für uns von Interesse ist nun allerdings weniger, ob oder inwieweit Eriksons Ausführungen noch als „zeitgemäß“ gelten dürfen, als die Frage, auf welcher theoretischen Grundlage sie operieren. Hierbei sind wir ferner der Ansicht, dass der Versuch einer Distinktion, sofern er sich lediglich auf die Begriffe der „Moderne“ und der „Postmoderne“ stützte, sich nicht nur der in diesen enthaltenen Unschärfe auszusetzen hätte, sondern sie notwendiger Weise zur eigenen Basis machen müsste, was ihm keineswegs zum Vorteil gereichen würde. Die mangelnde Konkretheit oder vielmehr die sehr vielschichtige Besetztheit des Attributs des „postmodernen Zugangs“ sieht beispielsweise Michael Maset gegeben, der ausführt, eine derartige Zuschreibung trage „oftmals diametral entgegengesetzte Bedeutungen“ und evoziere unterschiedliche „Schreckgespenster der methodischen Beliebigkeit, der Fragmentierung, der Irrationalität, des Rückfalls in Mythisches, der Zerstörung von Geschichte. [...] Es scheint sich um ein Phänomen zu handeln, das nicht genau auszumachen ist, aber für gefährlich erachtet wird.“³ Zwar ließe sich anhand der Überlegun-

¹ Keupp (1999), S. 30.

² ebd.

³ Maset (2002), S. 19.

gen Jean-Francois Lyotards argumentieren, das Entwicklungsmodell Eriksons weise genaue zeitliche und inhaltliche Abfolgemechanismen auf und beinhalte damit Kriterien, die dem Lyotard'schen Verständnis des Begriffs der Moderne entsprächen, da eine derartige „Idee einer geradlinigen Chronologie [...] nun aber vollkommen ‚modern‘“⁴ sei. Auch schienen die seitens Lyotards als modern ausgewiesenen Vorstellungen, dass „die Gesellschaft ein organisches Ganzes bildet, weil sie sonst aufhört, eine Gesellschaft zu sein“⁵ oder dass sie mit „einem selbstregulierten System“ vergleichbar sei,⁶ durchaus mit der Konzeption Eriksons und seiner Darstellung des Verhältnisses zwischen Einzelnem und sozialem Umfeld vereinbar. So ließe sich Erikson Schematisierung der Persönlichkeitsentwicklung innerhalb gewisser Grenzen als ein modernes „Totalitätsmodell“⁷ darstellen, welches „vielleicht für eine ‚Dimension‘ passend, anderen gegenüber jedoch ‚gewaltdtätig‘“⁸ ist. Wir halten es aber dennoch für einen Gewinn, bei einer klassifizierenden Beschreibung der Überlegungen Eriksons anstelle der vielgesichtigen Begriffe der Moderne und Postmoderne von zwei „Wahrnehmungsrastern“ von höchst unterschiedlicher Grundausrichtung zu sprechen, „mit denen sich Menschen ihre Welt als (real) gegeben erschließen“⁹ und innerhalb derer sich der Einzelne jeweils genötigt sieht, eine spezielle Form des Selbstbezugs zu entwickeln. Während das erste Wahrnehmungsraster das menschliche Individuum als ein von individueller Ganzheit gekennzeichnetes, mit einer einzigartigen, einen Wachstumsprozess abbildenden Biographie ausgestattetes Wesen skizziert, erscheint es innerhalb des zweiten als ein fragmentiertes Subjekt, dessen Geschichte keinen roten Faden kennt. Da wir davon ausgehen, dass diese beiden Raster am ehesten anhand einer Analyse der ihrerseits vorgesehenen, beziehungsweise der innerhalb ihres Wirkungskreises realisierbaren Vorstellungsinhalte charakterisiert werden können, wollen wir den Diskursbegriff Michel Foucaults heranziehen, dessen für uns wesentlichste Merkmale es zunächst herauszuarbeiten gelten wird. Im Anschluss daran soll der Topos der „Entfremdung“ des Einzelnen aufgrund dessen ökonomischer Lebensumstände als für das zweite Wahrnehmungsraster repräsentativer diskursiver Brennpunkt dargestellt werden; die zunehmende Relevanz der mit dieser Form fundamentaler persönlicher Zersplittertheit zusammenhängenden Diskurse, von welchen wir meinen, dass sie inhaltlich stark auf einer die Rolle des Einzelindividuums betonenden Leseweise insbesondere der frühen Schriften Karl Marxens aufbauen, soll anhand einiger Beispiele illustriert werden. Das in den so gearteten Diskursen enthaltene,

⁴ Lyotard (1987), S. 100.

⁵ Lyotard (1986), S. 43.

⁶ ebd.

⁷ Maset (2002), S. 24.

⁸ ebd.

⁹ Bührmann (2008), S. 28.

als Diagnose verstandene Attest, der Einzelne sei nicht länger eins mit seiner Lebensführung, repräsentiert ein Denkmuster, von dem ausgehend der Wunsch nach einer sinnhaften, von ihrer Ausrichtung auf persönliche Ganzheit zeugenden Biographie und einer damit korrespondierenden personalen Identität als nicht länger realisierbar erscheint; auch das Entwicklungsmodell Eriksons kann innerhalb des von Entfremdung geprägten, historisch jüngeren, zweiten Wahrnehmungsrasters, das sich durch den bereits kurz problematisierten „postmodernen“ Anstrich auszeichnet, nur deplaziert und antiquiert anmuten. Geht man davon aus, dass Entfremdung immer dann als Problem diagnostizierbar wird, wenn ein zunächst unreflektiert akzeptiertes Referenzsystem seine Gültigkeit verliert, indem es unvermittelt als hinterfragenswerte Basis einer dem Wesen des Einzelnen widersprechenden Lebensweise in Erscheinung tritt, so sind in einer sich als pluralistisch verstehenden Weltordnung zahlreiche unterschiedliche Manifestationsformen individuell gemachter Entfremdungserfahrungen denkbar, da keine singuläre Perspektive als längerfristig verbindlich anzunehmen ist. Die Frage, inwieweit sich eine menschliche Biographie als eine reflexive, selbstbezügliche Erzählung verstehen lässt, deren Zustandekommen von sie umgarnenden und über ihre Existenzgrundlage entscheiden kulturellen Determinanten abhängt, wird im Anschluss zu beleuchten sein; speziell anhand des Phänomens der Krisensituation soll sich dabei zeigen, dass die Ausformulierung einer stringenten Biographie, die als Orientierungshilfe zu dienen und der Lokalisierung einer personalen Identität zuzuarbeiten in der Lage ist, lediglich unter Anwendung des ersten der beiden unsererseits vorgeschlagenen Wahrnehmungsraster als Möglichkeit aufscheint. Die Differenz, die sich bei einem Wechsel unserer Raster in dieser Hinsicht einstellt, verkörpert eine Spiegelung des unterschiedlichen Umgangs derselben mit dem Topos personaler Identität; sie wird uns im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch dann beschäftigen, wenn wir einen idealtypischen Menschen erfassende biographische Erzählungen mit solchen vergleichen werden, die ihrerseits als Produktbeschreibung auftreten.

3.1 Diskurse über die Selbstentfremdung des Menschen

Bevor wir uns dem Topos der Entfremdung des Einzelnen aufgrund sich verändert habender ökonomischer Lebensbedingungen zuwenden, von dem wir meinen, dass seine diskursive Verbreitung, Popularisierung und faktische Massenwirksamkeit seit Karl Marx besonders schlüssig nachweisbar sei, erscheint es uns als notwendig, den in dieser Arbeit herangezogenen, sich am Verständnis Michel Foucaults orientierenden Diskursbegriff näher zu umreißen.

Bemerkenswert ist, dass die Strategie Foucaults zur Etablierung einer spezifischen Begriffsprägung mit derjenigen vergleichbar ist, die bereits beim Identitätsbegriff Eriksons anzutreffen war; beide, Foucaults Diskursbegriff und Eriksons Begriff der Identität, werden seitens ihres respektiven Autors nicht etwa anhand knapp gehaltener, auf höchstmögliche Präzision ausgelegter, ausgewiesener Definitionen fixiert, sondern vielmehr mittels zahlreicher definitiver Ausführungen und kontextueller Bezüge charakterisiert. Wir werden daher im Folgenden neben den Angaben Foucaults verstärkt alternative Quellen einbinden, um die für uns relevante Verwendungsform des Diskursbegriffs in gestraffter Form darzustellen. Ein wesentliches Merkmal des Foucault'schen Begriffsverständnisses ist darin zu sehen, dass es „anstatt auf Face-to-Face-Kommunikation mit ihren interaktiv hergestellten Abfolgern [...] auf institutionalisierte, somit geregelte, auf Dauer gestellte diskursive Praktiken in verschiedenen, als zentral erachteten gesellschaftlichen Praxisfeldern und Handlungsbereichen“ zielt.¹⁰ Die relative Unabhängigkeit der seitens eines Diskurses aufgegriffenen Inhalte von denjenigen Personen, welche ihn im Zuge des Aufgreifens seiner Inhalte aktualisieren, wird unter anderem dann sichtbar, wenn Foucault im Zuge einer definitorischen Umschreibung angibt, Diskurse müssten „als diskontinuierliche Praktiken behandelt werden, die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen,“¹¹ und dabei das Erwähnen der Rolle der Sprechenden und denkenden Einzelindividuen suspendiert. Der Foucault'sche Diskursbegriff zeigt in seinen Existenzbedingungen insofern große Unabhängigkeit vom Einzelnen, als er nicht etwa aufgrund einer situativen Mitteilungsabsicht, sondern „unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen [...] zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen“¹² existiert, das in der Regel weder dem im Diskurs behandelten Gegenstand noch den Individuen, welche den Diskurs aufgreifen, als reflexives Moment gegenwärtig ist. Die Komplexität des Begriffsverständnisses Foucaults nimmt aber insofern weiter zu, als das erwähnte Beziehungsgeflecht den jeweiligen Diskurs zwar nicht in seiner „inneren Konstitution“¹³ determiniert, ihm jedoch gestattet, überhaupt erst manifest zu werden; zudem wird es im Umkehrschluss durch den Diskurs beeinflusst, von dem es nicht als separiert gedacht werden kann, da dies bedeuten würde, dass die Beziehungen den Diskurs „beschränken oder ihm bestimmte Formen auferlegen oder ihn

¹⁰ Bührmann (2008), S. 24f.

¹¹ Foucault (1991), S. 34.

¹² Foucault (1981), S. 68.

¹³ vgl. ebd.

zwingen würden, unter bestimmten Umständen bestimmte Dinge zu äußern.“¹⁴ Foucault gibt vielmehr an, die Beziehungen befänden sich „irgendwie an der Grenze des Diskurses“ selbst, wo sie dem Diskurs gewissermaßen zu einer Form der Eigenaktivität verhülften, indem sie mit selbigem interagierend zunächst ihrerseits „das Bündel an Beziehungen [bestimmen], die der Diskurs bewirken muß, um von diesen und jenen Gegenständen reden, sie behandeln, sie benennen, sie analysieren, sie klassifizieren, sie erklären zu können.“ Weiters charakterisiere das Beziehungsgeflecht weder die seitens des Diskurses benutzte Sprache noch die Umstände seiner Entfaltung, „sondern den Diskurs selbst als Praxis.“¹⁵ Zentral an dieser wesentlichen Eigenschaft des Praxischarakters ist Foucaults Absicht, seinem Diskursbegriff auf diese Weise jegliche repräsentierende Funktion abzuspochen, da er in Diskursen „nicht irgendwie ‚flüchtige‘, ‚geistige‘ Phänomene bzw. bloße (wie auch immer verzerrte) Abbildungen von Realität“¹⁶ sehen möchte; vielmehr sind sie „selbst Realität oder Applikations-Vorgaben für Realität.“¹⁷ Vermutlich als auf das Höhlengleichnis Platons bezogene Polemik konstatiert Foucault, ein jeder Diskursgegenstand warte „nicht in der Vorhölle auf die Ordnung, die ihn befreien und ihm gestatten wird, in einer sichtbaren und beredten Objektivität Gestalt anzunehmen; er ist sich selbst nicht präexistent, von einem Hindernis zurückgehalten an den ersten Ufern des Lichts.“¹⁸ Die hier evidente Negierung eines jeglichen Abbildungscharakters des Diskurses trifft in den Ausführungen Foucaults etwa dann auf ihr Substitut des Hervorbringens oder Manifestierens der immanenten Inhalte, wenn Foucault angibt, Diskurse seien nicht „als Gesamtheit von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen,“¹⁹ womit sich auch der argumentative Kreis schließt und die Praxis als Zentrum des Diskursbegriffs wieder in den Mittelpunkt gerückt wird. Die gesellschaftliche Relevanz eines beliebigen Diskurses steigt somit nicht dadurch, dass er auf besonders triftige Weise Realität abbildete, sondern alleine anhand des Ausmaßes seiner Aktualisierung und den Implikationen der daraus hervorgehenden – oder besser: damit korrespondierenden – Praxis. Wenn Foucault daher angibt, der Diskurs sei nur „im Mechanismus seines Drängens“²⁰ zu begreifen, so liegt dies zum einen daran, dass diesem die Grenzen seines Einsatzzwecks nicht von einem etwaigen Außen verordnet werden, sondern bereits im

¹⁴ ebd., S. 70.

¹⁵ ebd.

¹⁶ Jäger (1993), S. 18.

¹⁷ ebd.

¹⁸ Foucault (1981), S. 68.

¹⁹ ebd., S. 74.

²⁰ ebd., S. 39.

Diskurs selbst angelegt sind, wodurch sich eine von derartigen Rahmenbedingungen ausgehende Bestimmung erübrigt; zum anderen zeichnet sich der Diskurs dadurch aus, anhand seiner Gegenstände konstituierenden und Inhalte proklamierenden Wirkung das Denken derjenigen Individuen, die sich in seinem Wirkungskreis befinden, zu prägen und das Spektrum möglicher Aussagen mitzubestimmen. Die aus letzterem Charakteristikum abzuleitende Folge für den Einzelnen liegt darin, dass es innerhalb der Reichweite des Diskurses stehend den im diesem angelegten Inhalten nicht durch eine wie auch immer geartete Eigenaktivität entgehen kann; „so spricht es zum allergrößten Teil nicht selbst, ‚es wird gesprochen‘.“²¹ Es sind allerdings nicht nur die als Inhalte zu verstehende Diskursgegenstände, die innerhalb des Denkens der Individuen als vorstellbare Inhalte in Erscheinung treten, sondern auch die Qualität der Denkprozesse muss als durch Diskurse bestimmt gedacht werden. So sind es ebenfalls die jeweils für eine soziale Gruppe relevanten Diskurse, welche grundsätzliche Kategorien wie etwa die Distinktion zwischen Wahr und Falsch, zwischen Realität und Fiktion – und, diesen vorgeschoben – zwischen Vorstellbarem und Undenkbareren etablieren; die Diskurse sind „konstitutiv für gesellschaftliche Prozesse der Herstellung von Sinn und der Zirkulation von Sinn. [...] Sie versorgen soziale Gruppen mit Denkweisen und mit Erfahrungen,“²² beziehungsweise mit der Möglichkeit, Erfahrungen als realisierbar zu denken. Der Einfluss bestimmter Diskurse variiert jedoch nicht nur innerhalb unterschiedlicher Gesellschaftsbereiche, sondern tritt bei einem Vergleich divergierender kultureller Ordnungen sogar noch deutlicher zutage; hier wird einerseits der fundamentale Charakter der durch die jeweils relevanten Diskurse geprägten Denkkategorien sichtbar, andererseits zeigt sich, dass im Umkehrschluss die spezifische Beschaffenheit der Diskurse als Zeugnis für die Qualität der Reflexions- und Erkenntnisprozesse einer Kultur herangezogen werden kann. Wenn Michael Ruoff angibt, „die unauflösbare Einheit von Denken und Diskurs kann die Wissensformen einer Kultur definieren,“²³ ist dem somit allerdings hinzuzufügen, dass Foucault das Bild der Gleichzeitigkeit von Denken und Diskurs wohl nur eingeschränkt akzeptieren würde, da er von einem kausalen Abhängigkeitsverhältnis in der Form eines Primats des Diskurses ausgeht, aus dem hervorgehend er eine Begrenzung der Denkmöglichkeiten ableitet. So spricht er etwa in seiner Antrittsvorlesung von „Aufteilungs-, Ausschließungs- und Knappheitsprinzipien des Diskurses,“²⁴ die er im Rahmen seiner weiteren wissenschaftlichen Tätigkeit ausfindig machen wollte; verstünde Foucault Diskurse als reaktive Partialabbildungen eines eigenmächtigen Den-

²¹ Jäger (1993), S. 18.

²² Bublitz (1999), S. 69.

²³ Ruoff (2007), S. 92.

²⁴ Foucault (1991), S. 43.

kens, wäre eine Annahme derartiger Einschränkungsprinzipien deplaziert. „Nicht die Gegenstände, nicht die Objekte des Denkens [...] initiieren und formieren die darüber geführten Diskurse, sondern umgekehrt.“²⁵ Der Foucault'sche Diskurs hat keinerlei Abbildungscharakter, auch nicht den eines etwaigen Denkens an sich; eine Gleichzeitigkeit von Denken und Diskurs erscheint daher als Annahme nur dann sinnvoll, wenn die Frage nach einem Kausalverhältnis dieser beider Instanzen suspendiert bleibt. Unter diesen Voraussetzungen können innerhalb einer Gesellschaft als verbindlich geltende Sicherheiten als durch das Vorhandensein diese zum Gegenstand machender Diskurse begründet begriffen werden, wie dann auch der Topos der „Wahrheit“ – verstanden als gültiges, Geltung beanspruchendes Wissen über die Welt, an dem sich Handeln orientiert und damit Wirklichkeit schafft –“ als ein „Effekt diskursiver Praktiken, mithin also nichts anderes als das Resultat aus machtvollen Wahrheitsspielen und dahinter stehenden Wissenspolitiken“ denkbar wird.²⁶ Als ein Beispiel für das Etablieren als Wahrheit geltender Inhalte durch diskursive Praktiken kann unter anderem Foucaults Analyse der die menschliche Sexualität zum Gegenstand machenden Wissenschaftspraxis dienen, im Verlauf derer er die Frage aufwirft, ob nicht „diese Wahrheitsproduktion, wie eingeschüchert sie durch das wissenschaftliche Modell auch sein mag, ihre inneren Lüste vervielfacht, intensiviert oder gar geschaffen“²⁷ habe. Foucault fügt hinzu, es werde häufig gesagt, „wir seien unfähig gewesen, uns neue Lüste zu ersinnen. Wir haben zumindest eine neue Lust erfunden: die Lust an der Wahrheit der Lust, die Lust sie zu wissen,“²⁸ womit er die mittelbare Kreation neuer Gegenstände anhand und innerhalb diskursiver Praktiken exemplifiziert. Gemeinsam konstituieren die für eine Gesellschaft relevanten Diskurse eine für die in ihr lebenden Individuen gültige und weitgehend verbindliche Wahrnehmungsweise, die allen als sinnvoll erachteten Erkenntnis- und Reflexionsprozessen als gemeinhin präreflexives Fundament dient; diese innerhalb verschiedener Kulturkreise potentiell stark divergierenden Wahrnehmungsweisen lassen sich „auf der Grundlage eines solchen Diskursverständnisses als Ausdruck der jeweils vorherrschenden, objektivierten Wissensordnungen fassen, welche diese Wahrnehmungsweisen im Zuge der Sozialisation gleichsam in die Menschen ‚einsetzen‘.“²⁹ Wenn wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit von mit dem Vorhandensein spezifischer Diskur-

²⁵ Bührmann (2008), S. 27.

²⁶ ebd.; Bührmann und Schneider weisen hinsichtlich des Begriffs der „Wahrheitspolitik“ in einer Fußnote [ebd.] darauf hin, dass sie unter selbigem „eine hegemonialisierend wirkende, [...] machtvolle institutionalisierte Durchsetzung von als ‚wahr‘ geltendem Wissen“ verstehen. Es handelt sich daher nicht etwa um eine als wahr zu etablierende Topoi generierende politische Instanz, sondern um eine, welche die Anerkennung diskursiv begründeter Wahrheitsmomente einzumahnen bestrebt ist.

²⁷ Foucault (1977), S. 91.

²⁸ ebd.

²⁹ Bührmann (2008), S. 28.

se korrespondierenden „Wahrnehmungsrastern“ sprechen und diese konkretisieren werden, wollen wir letztere allerdings nicht als derart vollumfängliche, das gesamte Erleben der betroffenen Individuen determinierende Referenzschemata verstehen, sondern sie als von partiellerer Natur bestimmen, da uns ein anderwärtiger Anspruch als weder konsequent durchführbar noch dieser Arbeit dienlich erschiene; der ausgeführte grundsätzliche Gedanke, dass die gemeiner Lebenspraxis entstammenden Eindrücke und die aus diesen abgeleiteten Erkenntnisse auf der Basis eines dem jeweiligen Gesellschaftssystem immanenten Wahrheitsverständnisses und darauf aufbauender Ordnungsschemata gemacht werden, wird aber der gleiche sein. Dabei wird es zwar an sich keine Rolle spielen, ob die Eindrücke und Überlegungen des Einzelnen die eigene Person betreffen oder anderwärtige Angriffspunkte zum Inhalt haben; unser primärer Fokus wird allerdings auf Selbstreflexionsprozessen und hier auf biographischer Selbstbezüglichkeit liegen, von der wir meinen, dass sie ebenfalls von mit Diskursen korrespondierenden Wahrnehmungsrastern bestimmt wird. Unsere Darstellung des Foucault'schen Diskursbegriffs abschließend wollen wir aber an dieser Stelle festhalten, dass sein für die vorliegende Arbeit wesentlichster Aspekt darin besteht, anhand der ihm immanenten Praxis den Vorstellungsraum und die Qualität des Denkens derjenigen Individuen, die sich in seinem Wirkungsbereich befinden, nachhaltig zu determinieren, beziehungsweise diese – bei akausaler Betrachtung der Verhältnisse – zu kennzeichnen.

An dieser Stelle ist es nunmehr nötig zu verdeutlichen, was wir innerhalb dieser Arbeit unter dem Topos der Entfremdung des Einzelnen verstehen; wir assoziieren mit selbigem Symptome wie individuellen biographischen Sinnverlust oder den Eindruck entsprechender Sinnlosigkeit, eine Diffusion des persönlichen Identitätsgefühls, das Grundgefühl, nicht der authentische Akteur des eigenen Lebens zu sein, wie auch die Unfähigkeit, zu bereits Erlebtem in emotionaler und intellektueller Hinsicht eine lebendige Beziehung herzustellen. Dass sich in der Literatur zahlreiche Beispiele für entfremdete menschliche Existenzen finden, überrascht nicht; Robert Musil etwa stellt Anzeichen einer zwischen Entfremdung und Sinnsuche oszillierenden Lebensführung in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ an zahlreichen Stellen exemplarisch dar. Wiederholt steigt in Musils Protagonisten die Ahnung auf, frühere Erlebnisse könnten sich im Rahmen der persönlichen Selbstreflexion zu einem identitätsstiftenden Sinngefüge verdichten; letztlich dringen sie zu einem solchen aber höchstens punktuell und in einer kaum befriedigenden Weise vor. Die resultierende Ambivalenz im Umgang mit der eigenen Biographie zeigt sich etwa dann, wenn Musil die Reaktion seiner Romanfigur Agathe auf den allzu frühen Tod ihres Gatten schildert; Musil schreibt, „Als alles vorbei war, war sie aber erstaunt aufgestanden, und ohne etwas Besonderes zu glauben und zu

denken, bloß aus der Traumfähigkeit und Eigenwilligkeit einer einsamen Natur behandelte sie von dem Augenblick dieses leeren Staunens an das Geschehene innerlich so, wie wenn es nicht endgültig wäre. [...] In Wahrheit lief freilich alles das nur darauf hinaus, daß sie wieder den Sinn ihres Daseins verloren hatte. [...] Nur das komisch-schattenhafte Gefühl des Gewesenen, dieser wunderliche Kitzel, den man angesichts alter, zu Staub vertrockneter Spuren seiner selbst fühlt und im Augenblick, wo man ihn fühlt, weder verscheuchen, noch fassen kann, war zurückgeblieben und wurde fast unerträglich stark. [...] Agathe erkannte in einer großen, schwellenden Empfindung, daß sie in der einzigen stolzen Leidenschaft ihres Lebens einem Irrtum erlegen war, und der Kern dieses Irrtums bestand aus einem feurigen Nebel, der sich nicht berühren und fassen ließ.³⁰ Gerade der Umstand, dass Musil seine Figur zwischen massiver Selbstentfremdung und einer Ahnung von möglichen biographischen Sinnzusammenhängen pendeln lässt, streicht die Differenz der zwei mit diesen Polen korrespondierenden reflektiven Ausgangspositionen besonders deutlich heraus. Da Entfremdung jedoch nicht allein als beschriebenes Phänomen in der Dichtung, sondern auch als begriffliche Entität innerhalb zahlreicher geisteswissenschaftlicher und theologischer Werke anzutreffen ist, haben wir zur Präzisierung unseres diesbezüglichen Verständnisses starke Einschränkungen vorzunehmen. Angesichts des Umstands, dass eine umfassende Aufarbeitung der Begriffsgeschichte den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, wollen wir nur am Rande erwähnen, dass der Begriff der „alienatio“ bereits „in mittelalterlichen philosophischen Systemen vor[kommt], vornehmlich in der Bedeutung von ‚Verlust des Glaubens‘“,³¹ zumal das mit dieser Konnotation verbundene Begriffsverständnis in einen für die vorliegende Arbeit wenig relevanten Kontext eingebunden ist; die grundsätzliche Denkmöglichkeit zweier Lebensformen, von denen eine als ursprünglich, die andere als entfremdet gilt, ist freilich vergleichbar. Tatsächlich wollen wir eine weitgehende Beschränkung auf ein materialistisches Begriffsverständnis vornehmen, von dem wir meinen, dass es durch Karl Marx am nachhaltigsten geprägt wurde. Bei der Entfremdung des Einzelnen aufgrund seiner ökonomischer Lebensumstände anzusetzen, scheint uns zudem als zur Thematik dieser Arbeit passend, da sich die an späterer Stelle zu analysierenden, von Produkten handelnden Erzählungen ebenfalls vor dem Hintergrund eines Bezugssystems materialistisch-ökonomischer Prägung einfinden.³² Von diesem Begriffsverständnis ausgehend soll unser Fokus den Auswirkungen des Entfremdungsphänomens auf den

³⁰ Musil (1952), S. 757ff.

³¹ Werlein (1981), S. 28.

³² Weiters für diese Wahl spricht der Umstand, dass Stuart Hall Marx als ersten einer Reihe maßgeblicher Theoretiker führt, die eine „Dezentrierung des modernen Subjekts“ ausgelöst hätten; wir werden hierauf im folgenden Unterkapitel eingehen. vgl. Hall (1994), S. 193ff.

Einzelnen gelten, wobei wir zunächst die Überlegungen Marxens und infolge unterschiedliche psychoanalytische Arbeiten heranziehen werden. Auf die Fragestellung, inwieweit „das Problem der Entfremdung – und zwar in einem vormaterialistischen Verständnis – in der klassischen deutschen Philosophie präsent [ist], selbst wenn von Entfremdung nicht die Rede ist,“³³ gehen wir ebenfalls nicht näher ein; es sei hierfür auf die Arbeit Berthold Werleins verwiesen. Kurz skizzieren wollen wir hingegen Rousseaus Darstellung eines der ihm eigenen Natur durch Gesellschaftsprozesse entfremdeten Menschen, da es unter anderem ökonomische Faktoren sind, die Rousseau als Konstituenten dieses Zustands ins Spiel bringt; ferner hat der Entfremdungsbegriff „insofern hier bereits einen gewissen kritischen Sinn, als Rousseau die Sphäre der Politik als etwas der ‚natürlichen Freiheit‘ durchaus entgegengesetztes und fremdes begreift,“³⁴ womit ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit der für uns besonders wichtigen Marx’schen Begriffsprägung zukommt. Weiters ist davon auszugehen, dass die Überlegungen Rousseaus sich auf das Denken Marxens auswirkten, was etwa daran erkennbar ist, dass Marx mehrfach auf Rousseau Bezug nimmt,³⁵ diesen zitiert³⁶ und allgemein „sehr gründlich gelesen hat, wie sich aus seinen Aufzeichnungen ersehen läßt.“³⁷ Der im Zuge der fundamentalen Gesellschaftskritik Rousseaus skizzierte Einzelne wird zwar in der von uns aufgegriffenen Passage nicht dezidiert als entfremdet bezeichnet,³⁸ verkörpert deswegen aber um nichts weniger ein seinem eigentlichen Wesen gänzlich fremd gewordenes Subjekt, welches sich, wie Rousseau festhält, in einem „ungeheuren Abstand“³⁹ zu der dem menschlichen Naturzustand entsprechenden Lebensform befinde. Rousseau sieht es als zunächst evident an, dass der heutige Mensch als schlecht zu gelten habe; „eine traurige und lange Erfahrung enthebt uns des Beweises. Jedoch ist der Mensch von Natur aus gut.“⁴⁰ Den Grund für diese Veränderung zum Negativen hin lokalisiert er in der organisierten menschlichen Gesellschaft, von der er annimmt, „daß sie mit Notwendigkeit die Menschen dazu führt, sich in dem Maße gegenseitig zu hassen als ihre Interessen sich kreuzen und sie sich gegenseitig scheinbar Dienste erweisen, in Wirklichkeit aber sich alle nur vorstellbaren Übel zufügen.“⁴¹ Während die Dependenz

³³ ebd., S. 29.

³⁴ ebd., S. 28.

³⁵ Im Werk Marxens finden sich zahlreiche Verweise auf Rousseaus Ausführungen, insbesondere auf dessen Gesellschaftsvertrag; vgl. etwa Marx (1970), Band 1, S. 80 und S. 475; sowie Band 3, S. 75.

³⁶ vgl. etwa Marx (1970), Band 1, S. 370; sowie Band 3, S. 386.

³⁷ Israel (1972), S. 32.

³⁸ Für Rousseaus explizite, die alternative Bedeutung der Entäußerung vorsehende Verwendung des Begriffs der „alienatio“ vgl. Rousseau (2006); sowie Schmid (1983).

³⁹ Rousseau (1971), S. 263.

⁴⁰ ebd., S. 111.

⁴¹ ebd.

des Einzelnen von der Natur die individuelle Freiheit für Rousseau nicht beeinträchtigt, ist es somit „vielmehr die Abhängigkeit von anderen Menschen, die alle Übel verursacht.“⁴² Als eine konkrete Problemzone nennt Rousseau diejenige des persönlichen Besitzes einzelner Menschen, von welcher ausgehend er ökonomische Faktoren für die Entzweiung der Menschen verantwortlich macht; er gibt an, seine Ausführungen behandelten nicht nur die Entstehung der Gesellschaft, sondern auch diejenige „der Gesetze, die dem Schwachen neue Fesseln und dem Reichen neue Macht gaben. Sie zerstörten unwiderruflich die angeborene Freiheit, setzten für immer das Gesetz des Eigentums und der Ungleichheit fest [...] und zwangen von nun an das gesamte Menschengeschlecht für den Gewinn einiger Ehrgeiziger zu Arbeit, zur Knechtschaft und zum Elend.“⁴³ Noch deutlicher in seiner pessimistischen Einschätzung Ungleichheit zementierender Besitzverhältnisse wird Rousseau anhand der Feststellung, es sei „klar, daß man auf das Konto der Einführung des Eigentums, und folglich auf das der Gesellschaft, auch die Morde, die Vergiftungen, die Straßenräubereien und sogar die Strafen für diese Verbrechen setzen muß;“⁴⁴ das Resultat privaten Besitzes sei letztlich stets, dass einige wenige besser Gestellte „auf dem Gipfel der Größe und des Glücks“ zu stehen kämen, „während die Masse in Dunkelheit und Elend dahinkriecht, weil die Reichen die von ihnen genossenen Dinge nur insoweit achten, als die anderen sie entbehren.“⁴⁵ Neben dem Umstand, dass Rousseau ökonomische Faktoren als Verursacher des entfremdeten Zustands führt, können uns seine Ausführungen weiters dazu dienen, einige wesentliche Teilaspekte des für uns relevanten, innerhalb der noch zu behandelnden Ausführungen Marxens anzutreffenden Entfremdungsbegriffs festzumachen. Zunächst lässt sich auf dieser Basis „Entfremdung als Versklavung des Menschen durch Institutionen und Verhältnisse, die er selbst geschaffen hat,“⁴⁶ bestimmen; eine hiermit verwandte Überlegung sieht „das Wesen von Entfremdung weniger in unterjochenden Produktionen als im falschen Umgang des Menschen mit sich selbst,“⁴⁷ und betont damit zusätzlich die Komplexität und die Widersprüchlichkeit der Rolle des unter entfremdeten Bedingungen lebenden Menschen. Gemeinsam zeitigen diese Annahmen die Folge, dass der Einzelne seine eigene Person als diejenige eines Fremden empfindet, da „seine Bedürfnisse und sein Bewußtsein depraviert sind;“ im Erleben des betroffenen Individuums äußern sie sich folglich in einem existenziellen „Mangel an Identität, in der Entzwei-

⁴² Israel (1972), S. 33.

⁴³ ebd., S. 229.

⁴⁴ ebd., S. 117.

⁴⁵ ebd., S. 259ff.

⁴⁶ Schmid (1983), S. 34.

⁴⁷ ebd., S. 35.

ung gegenüber dem Mitmenschen, in der Spaltung zwischen Mensch und Welt.“⁴⁸ Insgesamt lässt sich sagen, dass Rousseau „eine menschliche Natur voraus[setzt], die infolge des Sozialisierungsprozesses und der Anforderungen seitens der Gesellschaft nicht zur Geltung kommen kann. Dies führt zu Verhaltensweisen und zu Charakterzügen, die der wahren ‚menschlichen Natur‘ entfremdet sind.“⁴⁹ Wenn wir nun allerdings die von Marx vorgenommene Prägnanz des materialistischen Entfremdungsbegriffs für wesentlicher halten als die oben ausgeführte Darstellung Rousseaus, so liegt dies nicht nur daran, dass Marx sowohl in einem existenziellen Sinne als auch vor einem ökonomischen Hintergrund von Entfremdung spricht, während Rousseau den Begriff in seiner expliziten Form zur Bestimmung eines juristischen Sachverhalts heranzieht; vielmehr gehen wir auch davon aus, dass sich Marxens diesbezügliche Ausführungen historisch als durchsetzungsfähiger erweisen konnten und zur Basis zahlreicher späterer diskursive Inhalte wurden, welche das auf diese Weise möglich gewordene Sprechen über den Topos der Entfremdung des Einzelnen umfassend popularisierten. Bevor wir uns jedoch den Marx’schen Überlegungen selbst und einigen auf Marxens Thesen aufbauenden anderwärtigen Arbeiten zuwenden, wollen wir in knapper Form aufzeigen, auf welchem Weg der Entfremdungsbegriff Eingang in das Marx’sche Denken findet; als erste Station soll uns dieser Weg zu Hegel, als zweite zu Feuerbach führen. Dass Joachim Israel unter Bezugnahme auf Heinrich Popitz eine zusätzliche Basis für die spätere Entfaltung der Entfremdungsproblematik durch Marx in der Zeitkritik der deutschen Romantik sieht, da sich deren Philosophie aus „der Diskrepanz zwischen den historischen Realitäten und den humanistischen, romantischen und politischen Harmonie- und Totalitätsidealen, aus den Forderungen einer Verwirklichung dieser Ideale als Grundlage der Emanzipation ‚des Menschen‘“⁵⁰ entwickelt habe, soll an dieser Stelle lediglich fragmentarisch Erwähnung finden. Israel zieht Friedrich Schiller als Beispiel heran und konstatiert, dieser habe unter anderem darauf hingewiesen, „daß die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung im Menschen neue Bedürfnisse schafft, seine Freiheit jedoch nicht vergrößert. Die zunehmende Möglichkeit, die Natur und ihre Kräfte zu meistern, kann zu größerer Abhängigkeit führen.“⁵¹ Israel fügt hinzu, bei Marx fänden sich zwar ähnliche Gedanken, dieser komme jedoch nicht zu denselben negativen Schlussfolgerungen wie sie bei Schiller anzutreffen seien. Generell seien alle romantischen Theorien davon ausgegangen, dass die Annahme eines „Antagonismus zwischen Indi-

⁴⁸ ebd.

⁴⁹ Israel (1972), S. 35.

⁵⁰ Popitz (1953), S. 12.

⁵¹ Israel (1972), S. 40.

viduum und Gesellschaft eine Grundvoraussetzung für die Formulierung von Entfremdungstheorien“⁵² darstelle.

Wenn wir uns nun Hegel zuwenden, soll unser Anliegen weniger in dem Versuch bestehen, seiner komplexen und vielschichtigen Philosophie auch nur ansatzweise gerecht zu werden. Unser Fokus soll vielmehr primär auf die Frage gerichtet sein, welche Überlegungen Hegels als maßgebliche Einflüsse auf das Schaffen des frühen Marx gelten können, zumal Hegel wohl „der Philosoph war, der den stärksten Einfluss auf Marx’ Denken ausgeübt hat.“⁵³ Hierbei wiederum soll der Begriff der Entfremdung im Zentrum unserer Betrachtung stehen, wobei allerdings mehrere Schwerpunkte zu setzen sein werden, da selbiger nicht allein in Hegels „Phänomenologie des Geistes“, sondern auch in seinen Frühschriften und seiner Rechtsphilosophie anzutreffen ist. Anschließend wird der Begriff der Arbeit kurz gesondert aufzugreifen sein, da dieser den Umgang Marxens mit Hegel’schen Termini besonders transparent macht. Hegels umfangreicher Einsatz des Entfremdungsbegriffs macht diesen in den Augen Berthold Werleins zu einem „Zentralbegriff“ der Hegel’schen Philosophie, zumal er „bereits in den frühen philosophischen Versuchen Hegels, in den theologischen Jugendschriften, als Problem präsent“ sei.⁵⁴ Herbert Marcuse hält in diesem Zusammenhang fest, Hegels frühe theologische Überlegungen seien wiederholt der Frage nachgegangen, „was die wahre Beziehung zwischen dem Individuum und einem Staate sei, der seinem eigentlichen Charakter nicht mehr entspricht, sondern vielmehr als eine ‚entfremdete’ Institution besteht, aus der alles aktive Interesse der Bürger gewichen ist.“⁵⁵ Dies illustrierend gibt Marcuse an, Hegel hätte es als bemerkenswert erachtet, dass sich die damalige Staatsmacht in den Händen weniger Privilegierter befunden habe, während die breite Masse der Bürger lediglich ihren privaten Interessen nachgegangen sei und auf das Allgemeinwohl keinerlei Rücksicht genommen habe; der Wunsch, innerhalb dieses sozialen Zustands allgemeine Gesetze freizulegen, habe für ihn eine historische Analyse der Rolle gesellschaftlicher Institutionen nötig gemacht. Als einen der Hauptangelpunkte habe Hegel das Privateigentum gesehen, welches er mit der Feststellung in Verbindung gebracht habe, „daß es mit dem Menschen soweit gekommen war, daß er in einer Welt lebte, die, obgleich aus seiner eigenen Erkenntnis und Arbeit hervorgegangen, nicht länger seine Welt war, sondern seinen inneren Bedürfnissen vielmehr entgegenstand, eine fremde Welt.“⁵⁶ Somit sei in den theologischen Jugendschriften Hegels „früheste Formu-

⁵² ebd., S. 41.

⁵³ ebd., S. 32.

⁵⁴ Werlein (1981), S. 29.

⁵⁵ Marcuse (1962), S. 40.

⁵⁶ ebd., S. 41f.

lierung des Begriffs der Entfremdung“ anzutreffen, wobei ebendieser Terminus dazu bestimmt gewesen sei, „in der künftigen Entwicklung der Hegelschen Philosophie eine entscheidende Rolle zu spielen.“⁵⁷ Tatsächlich findet sich eine konturenreiche Verwendungsform des Entfremdungsbegriffs, die mit der seitens Marcuse umrissenen durchaus vergleichbar ist, in Hegels „Grundlinien der Philosophie des Rechts“, in welcher dieser im Zuge einer Analyse des Bürgertums „behauptet, als Sohn eben dieser bürgerlichen Gesellschaft sei das Individuum ‚entfremdet‘: herausgerissen aus den Banden der Familie, vereinzelt und der Zufälligkeit überantwortet.“⁵⁸ Konkret spricht Hegel an der besagten Stelle über die Voraussetzungen für das Greifen der exekutiven Staatsgewalt und bezeichnet dabei die Einheit der Familie als diejenige Instanz, welche dem Einzelnen die Selbsterhaltung ermögliche und ihm im Falle einer Krankheit als zuverlässiger Rückhalt diene; die bürgerliche Gesellschaft löse das Individuum jedoch aus dieser Einheit heraus, „entfremdet dessen Glieder einander und anerkennt sie als selbstständige Personen; sie substituiert ferner statt der äußeren unorganischen Natur und des väterlichen Bodens, in welchem der Einzelne seine Subsistenz hatte, den ihrigen und unterwirft das Bestehen der ganzen Familie selbst, der Abhängigkeit von ihr.“⁵⁹ Wenn Hegel im weiteren Verlauf angibt, auf diese Weise werde der Einzelne zu einem „Sohn der bürgerlichen Gesellschaft [...], die ebensowohl Ansprüche hat an ihn, als er Rechte auf sie hat,“⁶⁰ so wird daraus der distinkte Zwiespalt deutlich, der dieser spezifischen Verwendungsmodalität des Entfremdungsbegriffs eigentümlich ist und welcher zur Basis hat, dass sich das betroffene Individuum inmitten einer Lebensrealität wieder findet, die seinem Wesen im Grunde nicht entspricht und welche dennoch beansprucht, als verbindliche Realität akzeptiert zu werden. Es handelt sich hierbei zudem um ein Begriffsverständnis, das in wesentlichen Punkten mit dem für die vorliegende Arbeit maßgeblichen, bei Marx besonders deutlich umrissenen zusammenfällt, da es Entfremdung als eine zwar strukturell verursachte, zugleich aber auf einer psychisch-intellektuellen Ebene höchst individuell manifest werdende Problematik versteht; die stets individuell gemachte Erfahrung, sich der eigenen sozialen Person gegenüber entfremdet zu sehen, wird so als potentielles Massenphänomen denkbar. Ein dergestalt konzipierter Entfremdungsbegriff, wie ihn Hegel in seiner Rechtsphilosophie zum Einsatz bringt, darf im Kontext dieser Ausführungen auch angesichts möglicher, an ihm sichtbar werdender weiterer Problemkreise als schlüssig gelten; so erübrigt sich unter anderem Berthold Werleins Kritik, Hegel ontologisiere im Umfeld dieser frühen Begriffsfassung „die bürgerliche Gesell-

⁵⁷ ebd., S. 42.

⁵⁸ Werlein (1981), S. 30.

⁵⁹ Hegel (1999), Band 5, S. 198; § 238.

⁶⁰ ebd.

schaft [...], indem er sie schlicht und einfach mit ‚der‘ Gesellschaft identifiziert, so daß er keine Lösung der Widersprüche auf der Ebene der gesellschaftlichen Formen anzubieten vermag und so letztlich diese Widersprüche zwanghaft durch einen ‚der‘ Gesellschaft aufgesetzten sittlichen Staat zu harmonisieren sucht.“⁶¹ Denn es ist nicht die Frage nach einer theoretischen oder faktischen Möglichkeit, den Effekt individueller Entfremdung zu eliminieren, die für unsere Arbeit von Interesse ist. Vielmehr wollen wir uns mit den Charakteristika beschäftigen, die ein Autor, der Entfremdung zum Gegenstand macht, als Facetten des besagten Phänomens ins Treffen führt; zudem wollen wir die peripheren Bedingungen des Auftretens der jeweiligen Entfremdungskonzeption betrachten. Wir verstehen Entfremdung nicht als eine nachzuweisende oder zu diagnostizierende Tatsache, sondern als einen, gewissen theoretischen Ansätzen entspringenden Topos, dessen Wesensmerkmale mit dem Verständnis des Entfremdungsbegriffs nach Marx und seiner späteren Einbettung in unterschiedliche populäre Diskurse mehr oder weniger übereinstimmen können. Hat der jeweilige Entfremdungsbegriff – wie etwa in der bereits aufgegriffenen Passage aus der Rechtsphilosophie Hegels – die Absicht, individuelles Erleben zu erfassen, so ist er im Falle seines Aufgegriffenwerdens und Ernstgenommenwerdens durch den Einzelnen in der Lage, dessen Umgang mit der eigenen Person und die diesem zu Grunde liegende Wahrnehmungsweise zu verändern – oder, akausal gedacht – diese zu kennzeichnen. Die Frage, ob eine Aufhebung des entfremdeten Zustand möglich sei, stellt sich somit lediglich innerhalb der unsererseits aufgegriffenen philosophischen Theorien und möglicher, auf ersteren aufsetzender Diskurse; die fragliche Problemstellung mag so als ein untergeordnetes thematisches Segment Entfremdung behandelnder Texte in Erscheinung treten, verkörpert an sich jedoch kein sich uns aufdrängendes Problem jenseits der denkbaren, ihrem jeweiligen gedanklichen Umfeld entstammenden Forderung, bei einem Aufgreifen der ihr zuzuordnenden spezifischen Entfremdungsproblematik – und damit in gewisser Weise auch im Rahmen unserer Ausführungen – Erwähnung zu finden. Wir wollen uns nun aber derjenigen Verwendungsform des Entfremdungsbegriffs zuwenden, die Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes“ vorsieht. Diese dürfte zumal auf das Denken Marxens herausragenden Einfluss gehabt haben, obgleich sie sich durch eine durchwegs abstrakte Qualität auszeichnet und keinen etwaigen konkreten sozialen Prozess zu erfassen sucht. Die übergeordnete Zielsetzung des besagten Werks Hegels wird je nach Leseweise entweder darin gesehen, die Mechanik des werdenden Wissens darzustellen⁶² oder aber „den Weg des gewöhn-

⁶¹ Werlein (1981), S. 30.

⁶² vgl. Sandkühler (1990), Band 1, S. 698.

lichen zum philosophischen Bewußtsein“⁶³ zu beschreiben, wobei im letzteren Fall „auf den ersten Stufen dieses Wegs das Bewußtsein die Welt als totes und starres Ding sich gegenüber findet, um auf den höheren Stufen dies als ‚Entäußerung‘ (Entfremdung) eines Subjekts (Denkens) zu begreifen und schließlich die ‚Substanz‘ als ‚Subjekt‘ zu durchschauen.“⁶⁴ Diese zweite Interpretationsweise mag zwar weniger implikationsreich sein, lässt sich jedoch leichter entsprechenden Passagen des Hegel’schen Werks zuordnen, da sie die begrifflichen Parameter Hegels weitgehend übernimmt; dies wird etwa insofern sichtbar, als Hegel ausführt, das „Thun und Werden aber, wodurch die Substanz wirklich wird, ist die Entfremdung der Persönlichkeit, denn das unmittelbar d.h. ohne Entfremdung an und für sich geltende Selbst ist ohne Substanz [...]; seine Substanz ist also seine Entäußerung selbst, und die Entäußerung ist die Substanz.“⁶⁵ Bevor wir uns nun mit den Überlegungen Hegels näher befassen, wollen wir noch eine weitere mögliche Leseweise anführen, welche sich wenigstens auf Teile der „Phänomenologie des Geistes“ anwenden lässt und sich die Annahme zum Interpretationsprinzip macht, „daß Hegel häufig metaphysische Theorien verwendet, um typische gesellschaftliche Bedingungen in gegebenen Gesellschaftssystemen zu beschreiben;“⁶⁶ diese Interpretationsweise soll uns hier allerdings deswegen nicht weiter beschäftigen, da wir bereits explizite sozialkritische Überlegungen Hegels aufgegriffen haben. Beide der erstgenannten Zugänge sehen im Begriff der Entfremdung die Konzeption eines Prozesses, der zur Etablierung eines Verhältnisses von Objekt und Subjekt sowie zur Heranbildung eines reflexiven Selbstbewusstseins vonnöten ist, wobei letzterer Punkt ersteren zur Basis nimmt, um ihn dann aber in Folge aufzuheben und dies zu einer neuen Ausgangsbasis zu machen. Insofern hat im besagten Werk Hegels „die Entfremdung des Geistes von sich selbst, die sich durch die Schaffung von Objekten vollzieht, [...] eine zentrale Funktion im Streben des Geistes nach Selbstverwirklichung,“⁶⁷ da sich ohne die Begründung eines derartigen Subjekt-Objekt-Verhältnisses „kein Selbstbewußtsein entwickeln“⁶⁸ könnte; „der Geist braucht die Objekte, um sich selbst reflektieren zu können.“⁶⁹ Hegel schreibt seinem Entfremdungsbegriff im Zuge der Beschreibung der „Welt des sich entfremdeten Geistes“ zwei unterschiedliche Formen und Einsatzbereiche zu, da er diese Welt als eine „gedoppelte, getrennte und entgegengesetz-

⁶³ Werlein (1981), S. 29.

⁶⁴ ebd.

⁶⁵ Hegel (1999), Band 2, S. 264f.

⁶⁶ Israel (1972), S. 42.

⁶⁷ ebd., S. 44.

⁶⁸ ebd.

⁶⁹ ebd.

te“ annimmt.⁷⁰ Er konkretisiert dies dahingehend, dass er angibt, der entfremdete Geist sei innerhalb zweier zerfallener Welten anzutreffen, bei deren erster es sich um „die Welt der Wirklichkeit oder seiner Entfremdung selbst“⁷¹ und damit um ein Reich handle, „worin das Selbstbewußtsein wirklich sowohl als es sein Gegenstand ist,“⁷² während die zweite diejenige sei, welche der Geist, „über die erste sich erhebend, im Aether des reinen Bewußtseyns sich erbaut. Diese, jener Entfremdung entgegengesetzt, ist eben darum nicht frey davon, sondern vielmehr nur die andre Form der Entfremdung.“⁷³ In beiderlei Konstellationen dient Hegel der Entfremdungsbegriff dazu, ein Prinzip der Gegenlage zu charakterisieren, was beispielsweise dann deutlich wird, wenn er festhält, das wirkliche Selbstbewusstsein gehe „durch seine Entäußerung in die wirkliche Welt über, und diese in jenes zurück,“⁷⁴ da es die dergestalt ermöglichte Bezugnahme auf neu konstituierte Objekte ist, die das Zentrum des Entfremdungsprozesses ausmacht und dem Selbstbewusstsein als Ausgangspunkt dient. Eine genauere Beschreibung dieses schöpferischen, reflexive Gegenlage etablierenden Geschehens formuliert Hegel etwa anhand der Angabe, die Wirklichkeit des Selbstbewusstseins beruhe „auf der Bewegung, daß dieses seiner Persönlichkeit sich entäußert, hiedurch seine Welt hervorbringt, und sich gegen sie als eine Fremde so verhält, daß es sich ihrer nunmehr zu bemächtigen hat.“⁷⁵ Während der den Frühschriften Marxens entnommene Entfremdungsbegriff ein Prinzip grundlegender, seitens des individuellen Menschen empfundener Gespaltenheit kommunizieren und einen auf selbiger aufsetzenden Erkenntnisprozess ermöglichen möchte, kommt der hier umrissenen begrifflichen Verwendungsform Hegels zumindest insofern ein Moment der aufbauenden Wechselbezüglichkeit zu, als das sich in Gegenlage gebracht habende Selbstbewusstsein anhand zweier unterschiedlicher Bewusstseinszustände ebenfalls die Absicht verfolgt, das resultierende Differenzerlebnis als neue, der Reflexion dienende Basis heranzuziehen. Auch lässt sich der Topos der Entfremdung sowohl bei Marx als auch bei Hegel innerhalb eines Kontexts verorten, der mit fundamentalen – im Falle Hegels mit auf die Substanz bezogenen, im Falle Marxens mit existenziellen menschlichen – Bedingtheiten zu tun hat; da wir auf Marx später noch ausführlicher eingehen werden, wollen wir an dieser Stelle zur Verdeutlichung der innertheoretischen Relevanz des Entfremdungsprinzips lediglich Hegels Feststellung aufgreifen, das Selbstbewusstsein sei nur dann „Etwas, es hat nur Realität,

⁷⁰ Hegel (1999), Band 2, S. 265.

⁷¹ ebd., S. 266.

⁷² ebd., S. 265.

⁷³ ebd., S. 266.

⁷⁴ Der Begriff der Entäußerung wird hier als Synonym zum dem der Entfremdung gebraucht und ist diesem daher gleichzusetzen; vgl. Werlein (1981), S. 265.

⁷⁵ ebd., S. 267.

insofern es sich selbst entfremdet,⁷⁶ womit Hegel die unabdingbare Angewiesenheit des Selbstbewusstseins auf die Möglichkeit, sich selbst als entfremdetes zu erfahren, illustriert. Trotz der bereits dargestellten Aspekte der begriffsbezogenen Ähnlichkeit und obgleich Marx seinen unsererseits noch zu skizzierenden Entfremdungsbegriff auf der distinkten Grundlage des Hegel'schen Begriffsverständnisses prägt, finden sich gerade in Marxens Frühwerk einige recht kritische Überlegungen zur „Phänomenologie des Geistes“, die hier nicht unerwähnt bleiben sollen, da sie uns als eine erste Kennzeichnung der Bedeutungsverschiebung, die Marx dem Begriff der Entfremdung zuteil werden lässt, dienen können. So hält er in seinen 1844 formulierten „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ Hegel vor, diesem sei beständig der Fehler unterlaufen, „wirkliches Dasein“ als reine „Abstraktion“ zu behandeln; er konkretisiert dies dahingehend, das genannte Problem trete „in der ‚Phänomenologie‘ als der Geburtsstätte der Hegelschen Philosophie am klarsten hervor.“⁷⁷ Marx sieht den seitens Hegels konzipierten Entfremdungsprozess als von dieser Problematik stark betroffen an und stellt fest, es sei als eine Folge der irrigen Vorgangsweise aufzufassen, dass Hegel etwa bei der Erfassung des Reichtums und der Staatsmacht als dem menschlichen Wesen entfremdete Wesen selbige „nur in ihrer Gedankenform“⁷⁸ aufgreife und insofern ausschließlich auf der Ebene des „abstrakten, nur im Denken sich bewegenden Denkens“ verbleibe, „das ohne Aug', ohn' Zahn, ohn' Ohr, ohn' alles“ sei.⁷⁹ Der entfremdete Gegenstand und damit die entfremdete Wesenswirklichkeit des Menschen selbst seien in der Konsequenz bei Hegel jeweils „nichts als Bewußtsein, nur der Gedanke der Entfremdung [...]. Die inhaltvolle, lebendige, sinnliche, konkrete Tätigkeit der Selbstvergegenständlichung wird daher zu ihrer bloßen Abstraktion;“⁸⁰ folglich sei auch „die ganze Entäußerungsgeschichte und die ganze Zurücknahme der Entäußerung [...] nichts als die Produktionsgeschichte des reinen, d.i. abstrakten philosophischen Denkens.“⁸¹ Obgleich Marx diese Kritik, welche von Ludwig Feuerbach, der auf der Basis der Philosophie Hegels den Menschen ins Zentrum der Betrachtung rückt, inspiriert⁸² und von dem Grundgedanken getragen ist, „daß Hegel sich nur der Abstraktion [...] bewege“,⁸³ mit großer Vehemenz artikuliert, erwähnt er zugleich die seines Erachtens evidenten „verdienstvollen Seiten der Hegelschen Philosophie: Hegel erfasse die Arbeit als das ‚Wesen des Men-

⁷⁶ ebd.

⁷⁷ Marx (1970), Band 40, S. 572.

⁷⁸ ebd.

⁷⁹ ebd., S. 587.

⁸⁰ ebd., S. 585.

⁸¹ ebd., S. 572.

⁸² vgl. Werlein (1981), S. 35.

⁸³ ebd.

schen'.⁸⁴ Marx macht die Hegel'sche, als „Arbeit“ bezeichnete Vorstellung, nach welcher das Selbstbewusstsein zu seiner eigener Etablierung darauf angewiesen ist, sich zu entfremden und auf die so zustande gekommenen Objekte zu beziehen, insofern zu einem Teil des eigenen Denkens, als er in ihr die Metapher eines existenziellen menschlichen Selbstverwirklichungsprozesses erkennt und die „Art und Weise, in der ‚der Mensch‘ sein Wesen verwirklicht“,⁸⁵ erfasst sieht; es sind dies die Vorzeichen, unter denen der Begriff der Arbeit zu einem der Zentralbegriffe Marxens wird, dessen genaue Charakteristika sich auch auf den für uns besonders wichtigen Marx'schen Entfremdungsbegriff auswirken. Letzteres liegt darin begründet, dass Marx in erster Linie einen materialistischen Begriff der Entfremdung verwendet, während sein Arbeitsbegriff zugleich eine den individuellen Menschen betreffende als auch eine gesamtgesellschaftliche sozialkritische Dimension aufweist; beide Begriffe fungieren somit als Elemente distinkter, vor einem ökonomischen Hintergrund angestellter Überlegungen. Joachim Israel gibt hierzu an, zur Behandlung der dem Denken Marxens immanenten Entfremdungsthematik sei es essentiell, die Tragweite der Rolle zu „begreifen, die Marx der Arbeit zuschreibt. Nach Marx stellt die Arbeit die wichtigste Aktivität des Menschen dar – er bezeichnet sie tatsächlich als ‚Lebenstätigkeit‘. Durch die Arbeit schafft der Mensch seine Welt und schafft folglich auch sich selbst. [...] Marx übernimmt den Begriff der Selbsterzeugung von Hegel.“⁸⁶ Konkret gibt Marx hierzu an, das Große an der „Phänomenologie des Geistes“ sei darin zu sehen, dass Hegel darin „die Selbsterzeugung des Menschen als einen Prozeß faßt, die Vergegenständlichung als Entgegenständlichung, als Entäußerung und als Aufhebung dieser Entäußerung; daß er also das Wesen der Arbeit faßt und den gegenständlichen Menschen, wahren, weil wirklichen Menschen, als Resultat seiner eigenen Arbeit begreift.“⁸⁷ Doch obgleich Marx in mehrererlei Hinsicht begrifflich auf der Philosophie Hegels aufbaut, haben die daraus resultierenden Parallelen doch ihre Grenzen; wenn daher Joachim Israel angibt, Hegels „Ausführungen über die Arbeit und ihre Konsequenzen“ glichen den Analysen Marxens „über die Wirkung der Gesetze des Warenmarkts auf das Individuum und seine Arbeit“,⁸⁸ dabei auf nicht näher ausgewiesene, frühe Vorlesungen Hegels verweist und es als ihren Inhalt proklamiert, „die selbst-verwirklichende Funktion der Arbeit wird jedoch durch die Maschine bedroht. Je mechanisierter die Arbeit wird, um so weniger Wert hat sie

⁸⁴ ebd.

⁸⁵ Die Anführungszeichen bei „der Mensch“ erklären sich damit, dass Werlein den Einfluss Feuerbachs auf Marx aufzeigen möchte; vgl. Werlein (1981), S. 36.

⁸⁶ Israel (1972), S. 54.

⁸⁷ Marx (1970), Band 40, S. 574.

⁸⁸ Israel verwendet tatsächlich das Verb „gleichen“; vgl. Israel (1972), S. 42.

als Ausdruck menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten,⁸⁹ so dürfte es sich bei Israels diesbezüglicher Leseweise doch um eine allzu selektive handeln. Die tatsächliche strukturelle Verwandtschaft der Begriffe der Entfremdung und der Arbeit bei Hegel und Marx scheint uns vielmehr nur in Ansätzen in kontextuell-inhaltliche Bereiche vorzudringen.

Dies liegt nicht zuletzt daran, dass das Denken Feuerbachs als weiterer Einfluss auf die Schriften Marxens zu gelten hat; es ist insbesondere die Feuerbach'sche Religionskritik, die hier als ausschlaggebend gelten darf und sich durch die Eigenschaft auszeichnet, „die zum damaligen Zeitpunkt radikalste ‚Umstülpung‘ der Hegelschen Philosophie“⁹⁰ zu verkörpern. Zunächst ist zu betonen, dass die Entfremdung, welche Feuerbach in diesem Zusammenhang konzipiert, nicht ökonomischen, sondern vielmehr religiösen Charakters ist; für die vorliegende Arbeit ist Feuerbachs Darstellung aber dennoch von Bedeutung, da Marx die ihr zugrunde liegenden Annahmen nicht nur in die eigenen Theorien einbindet, sondern auch in Teilen transformiert.⁹¹ Insofern relevant ist zunächst Feuerbachs „These, daß der Mensch Gott geschaffen habe und nicht umgekehrt. [...] Der Mensch, erklärt Feuerbach, wird entfremdet, da er sein eigenes Wesen auf Gott projiziert und es daher sich selbst entfremdet.“⁹² Die Schärfe, mit der Feuerbach diese Ansicht darlegt, sowie seine damit verbundene Tendenz, den Menschen als Ausgangspunkt und als einzigen Ursprung seiner Lebensrealität heranzuziehen, zeigen sich etwa dann, wenn er angibt, die Religion⁹³ sei tatsächlich „das Verhalten des Menschen zu seinem eigenen Wesen – darin liegt ihre Wahrheit –, aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem andern, aparten, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen – darin liegt ihre Unwahrheit, darin die Schranke, darin das böse Wesen der Religion.“⁹⁴ Der Umstand, dass sich der Einzelne nicht dessen bewusst sei, dass er seinen Gott gleichsam erzeuge, wurzle gerade im Ursprung der Religion selbst, namentlich darin, dass der Mensch danach trachte, sein Seelenheil verwirklichen zu wollen; die Vorstellung eines als Person gedachten Gottes sei daher schlicht „die entäußerte, vergegenständlichte Persönlichkeit des Menschen. Vermittelst der Persönlichkeit macht der Mensch seine eignen Selbstbestimmungen und Gemütsbewegungen zu göttlichen Bestimmungen.“⁹⁵ Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen bezieht sich Feuerbach auf Überlegungen Hegels und hält fest,

⁸⁹ ebd.

⁹⁰ Werlein (1981), S. 31.

⁹¹ vgl. Israel (1972), S. 46.

⁹² ebd.

⁹³ Wir paraphrasieren Feuerbachs Bezeichnung „die Religion“ hier nicht mit „religiöse Praxis“ oder „religiöser Glaube“, da uns selbige beide Komponenten zu erfassen scheint.

⁹⁴ Feuerbach (1984), Band 5, S. 316.

⁹⁵ ebd., S. 377.

dessen „spekulative Lehre, welche das Bewußtsein des Menschen zum Selbstbewußtsein Gottes macht,“ beruhe im Grunde ebenfalls auf dem auch seinerseits beschriebenen „Prozesse der Selbstentäußerung, Selbstvergegenständlichung,“⁹⁶ womit er den Entfremdungsbegriff Hegels mit der eigenen diesbezüglichen Vorstellung in Verbindung setzt. Dies ist zwar angesichts unserer Intention der Darstellung des Einflusses Feuerbachs auf Marx mit besonderem Fokus auf die Einsatzformen des Entfremdungsbegriffs von Interesse; wenn Feuerbach aber ausgehend von der Forderung, Gott habe als „eine Entäußerung der menschlichen Wesenskräfte“ und „eine verhängnisvolle Entzweiung ‚des Menschen‘ mit sich selbst“ zu gelten,⁹⁷ punktuelle Parallelen zwischen der eigenen und der Hegel’schen Philosophie festmachen kann, so überwiegen angesichts der Implikationen des Feuerbach’schen Grundprinzips, „alles auf ‚den Menschen‘ zurückzuführen,“⁹⁸ doch insgesamt die diesbezüglichen Differenzen. Bemerkenswerter Weise lassen sich Letztere ebenfalls anhand des Begriffs der Entfremdung und seiner Verwendungsmodalitäten umreißen. Berthold Werlein gibt hierzu an, die insgesamt sehr unterschiedliche Handhabung des Entfremdungsbegriffs bei Hegel und Feuerbach bestehe im Wesentlichen darin, dass Ersterer Mechanismen, die Vereinzelung- und Loslösungsprinzipien vom Ganzen zum Inhalt hätten, als Ausdruck der Entfremdung betrachte, während Letzterer „alles von dem Menschen Losgelöste und Getrennte mit Entfremdung“ gleichsetze; hinsichtlich der Überwindung des entfremdeten Zustandes fielen die Überlegungen ebenfalls diametral entgegengesetzt aus, zumal diese im Falle Feuerbachs schlicht „mit der Rückführung aller Beziehungen auf ‚den Menschen‘“ koinzidiere.⁹⁹ Um uns nun aber Marx zuzuwenden, ist festzuhalten, dass dieser mehrere Elemente der Philosophie Feuerbachs aufgreift und zu Teilen der eigenen Überlegungen werden lässt; auf Feuerbachs Religionskritik bezieht sich Marx bereits 1843, wenn er es als das Fundament der irreligiösen Kritik bezeichnet, dass es der Mensch sei, der die Religion mache, „die Religion macht nicht den Menschen.“¹⁰⁰ Marx konkretisiert dies mit der Feststellung, die Religion sei als das Selbstbewusstsein und Selbstgefühl desjenigen Menschen zu denken, „der sich selbst entweder noch nicht erworben oder schon wieder verloren hat.“¹⁰¹ Eine hierin bereits anklingende, noch wesentlichere Anleihe ist in Marxens Bezugnahme auf das von Feuerbach entworfene Menschenbild zu sehen; das Prinzip, den Menschen als Ausgangspunkt und Zentrum sämtlicher Betrachtungen heranzuziehen, erweist sich für Marx als derart wesentlich, dass neben Übereinstimmungen mit Feu-

⁹⁶ ebd.

⁹⁷ Werlein (1981), S. 31.

⁹⁸ ebd., S. 32.

⁹⁹ ebd.

¹⁰⁰ Marx (1970), Band 1, S. 378.

¹⁰¹ ebd.

erbachs Gedanken fast zwingend auch große Brüche auftreten müssen, welche wiederum durchaus kritische Abhandlungen nach sich ziehen. Letztere treten dann besonders deutlich zutage, wenn Marx unter Zuhilfenahme Hegel'schen Gedankenguts die ihm stichhaltig erscheinenden Überlegungen Feuerbachs von den anderwärtigen abgrenzt; hierbei kommt implizit wiederum Hegels Konzeption der Arbeit zur Geltung, wie auch diejenige der im Kontext der „Phänomenologie“ geprägten Entfremdung Widerhall findet. Im Wesentlichen hält Marx Feuerbach vor, auf der Ebene der Abstraktion zu verharren und zum realen Menschen erst gar nicht vorzudringen, und führt aus, Feuerbach sehe zwar ein, „wie auch der Mensch ‚sinnlicher Gegenstand‘ ist; aber abgesehen davon, daß er ihn nur als ‚sinnlichen Gegenstand‘, nicht als ‚sinnliche Tätigkeit‘ faßt, da er sich auch hierbei in der Theorie hält, die Menschen nicht in ihrem gegebenen gesellschaftlichen Zusammenhange, nicht unter ihren vorliegenden Lebensbedingungen, die sie zu Dem gemacht haben, was sie sind, auffaßt, so kommt er nie zu den wirklich existierenden, tätigen Menschen, sondern bleibt bei dem Abstraktum ‚der Mensch‘ stehen.“¹⁰² Dass soziale Realität als vom Menschen gemachte nur bruchstückhaft in Feuerbachs Philosophie ihren Platz findet, liegt daran, dass er „seine ‚Gemeinschaft‘ [...] vom Individuum aus konstruiert, wobei die nicht auf zwischenmenschliche Beziehungen reduzierbaren Produktionsverhältnisse ausgeklammert bleiben;“¹⁰³ wenn Marx daher weiters angibt, Feuerbach komme dementsprechend nie dazu, die „sinnliche Welt als die gesamte lebendige sinnliche Tätigkeit der sie ausmachenden Individuen aufzufassen,“¹⁰⁴ so wird darin einerseits Marxens Aufgreifen der ursprünglichen, der „Phänomenologie des Geistes“ entstammenden Entfremdungskonzeption Hegels erkenntlich, wie sich auch andererseits die materialistisch-gesellschaftskritische Richtung abzeichnet, nach der hin Marx seinen eigenen Begriff der Entfremdung in Auseinandersetzung mit der Philosophie Feuerbachs auszurichten beabsichtigt.

Bevor wir uns nun dezidiert dem mehrschichtigen Entfremdungsbegriff Marxens zuwenden, wollen wir kurz innehalten, um den von uns aufgegriffenen Weg hin zu Marx in einen weiteren assoziativen Rahmen zu stellen und insbesondere die bereits punktuell sichtbar gewordenen Differenzen zwischen Hegel und Marx zu charakterisieren. Gegenüber dem der „Phänomenologie des Geistes“ entstammenden Begriff der Entfremdung wird sich derjenige Marxens im Folgenden verstärkt als einer erweisen, der eine gesellschaftlich verursachte, aber stets den Einzelnen in seiner Existenzgrundlage betreffende innere Gespaltenheit kommuni-

¹⁰² Marx (1970), Band 3, S. 44.

¹⁰³ Werlein (1981), S. 33.

¹⁰⁴ Marx (1970), Band 3, S. 45.

zieren möchte. Hiermit wirft er zugleich die Möglichkeit zweier denkbarer Perspektiven auf, aus deren Blickwinkel sich individuelles Leben betrachtet lässt, – namentlich diejenigen einer von Selbstentfremdung gekennzeichneten und einer authentischen, innerhalb derer die Grundlagen der Entfremdung außer Kraft gesetzt wären. Da wir beabsichtigen, zu einem späteren Zeitpunkt die seit Marx stark angestiegene Diversifizierung derjenigen Diskurse, welche eine von Entfremdung geprägte Sichtweise der eigenen Person annehmen, als Kriterium einer von Fragmentierung gezeichneten, „postmodernen“ Wahrnehmungsweise auszuweisen, möchten wir an dieser Stelle eine Überlegung Wolfgang Welsch' aufzugreifen, in welcher dieser die Philosophie Hegels als wohl letztes „modernes“ Denksystem führt; dies soll illustrieren, weshalb gerade der sich von Hegel absetzende, frühe Entfremdungsbegriff Marxens als Basis für eine spätere vielgesichtige Problematik dienen kann, die wiederum zur Charakterisierung einer von der Abwesenheit verbindlicher Sinnhorizonte gekennzeichneten Lebensrealität geeignet ist.¹⁰⁵ So gibt Welsch an, Hegel habe noch das Prinzip hochgehalten, „daß nur das Ganze das Wahre sein könne, und er realisierte sein Credo durch eine Einheitskonzeption, die das Differente nicht ausschloß, sondern einbegriff, indem sie Einheit als Einheit von Einheit und Differenz dachte.“¹⁰⁶ Dieses „Einheitsunterfangen“ sei daraufhin aber zunehmend suspekt geworden; alle nachhegelsche Philosophie sei folglich „eine Philosophie des Abschieds vom Ganzen, eine Philosophie der Auflösung der Einheitsklammern. Sie vollzieht den Prozeß, den Lyotard als Abschied von der Moderne und Übergang zur Postmoderne beschreibt.“¹⁰⁷ Selbst wenn die Marx'sche Gesellschaftstheorie von einer notwendigen Hinentwicklung zu einer entfremdungsfreien sozialen Ordnung ausgeht, ist es doch eine alternative Struktur, die im Vergleich und in Auseinandersetzung mit einer entfremdeten in Erscheinung tritt; die zuvor als verbindlich geltende Ordnung wird zunehmend fragwürdig, da eine alternative Gesellschaftsstruktur und eine mit dieser verbundene individuelle Lebensform in Griffnähe rücken und für den Einzelnen die Möglichkeit konstituieren, sich als entfremdet wahrzunehmen. Insofern werden anhand des Marx'schen Begriffs der Entfremdung Ansätze multipler Ordnungen in einer diese vereinenden philosophischen Theorie sichtbar, welche über ebendiese Simultanität dem sich betroffen sehenden Individuum gestattet, die eigene Entfremdung zu erfassen. Eine Vervielfachung unterschiedlich gearteter Theorien und auf diesen fußender Diskurse, welche jeweils spezifische Entfremdungsphänomene zum Gegenstand machen, legt

¹⁰⁵ Unsere Leseweise der Frühschriften Marxens orientiert sich stark an denjenigen Marcuses und Fromms, welcher die Rolle und das Erleben des Einzelnen in den Vordergrund rücken. Wir halten diese Betonung insofern für sinnvoll, als spätere, Entfremdung zum Gegenstand machende Diskurse auf eben dieser Basis aufsetzen.

¹⁰⁶ Welsch (1997), S. 173.

¹⁰⁷ ebd., S. 174.

daher einen Anstieg und eine Inflation gleichzeitiger Ordnungssysteme nahe; eine Diversifizierung der den Entfremdungsbegriff betreffenden Einsatzgebiete seit Marx vermag dementsprechend eine Pluralisierung simultan anzutreffender Referenzsysteme widerzuspiegeln. Wir werden hierauf zu einem späteren Zeitpunkt zurückkommen.

Es sind drei Facetten unterschiedlicher Relevanz, in die sich der Marx'sche Entfremdungsbegriff zergliedern lässt; so treffen eine religiöse und eine politische Entfremdung auf eine ökonomische Manifestationsform, welche als die maßgeblichste der dreien gelten darf. Insbesondere Berthold Werlein streicht heraus, es sei ein keineswegs zufälliges Phänomen, dass die Überlegungen Marxens „die ökonomische Entfremdung in den Mittelpunkt rücken, denn sie ist die Grundlage aller anderen Entfremdungsformen und zwar auch in dem Sinne, daß ihre Erkenntnis Voraussetzung der Entwicklung einer Theorie der politischen und religiösen Entfremdung ist.“¹⁰⁸ Doch obgleich wir uns der ökonomischen Entfremdung am stärksten widmen wollen, sollen zunächst kurz die beiden anderen Erscheinungsformen umrissen werden, zumal auch sie mit der fundamentalen Zielsetzung Marxens korrespondieren, „die Basis und Voraussetzung alles gesellschaftlichen Lebens zu untersuchen, nämlich die Art und Weise, wie die Menschen [...] ihren Lebensunterhalt der Natur abgewinnen,“ und daher ebenfalls dazu beitragen, „den Prozeß der bürgerlichen Gesellschaft als einen Prozeß zunehmender Entfremdung“ darzustellen.¹⁰⁹ Da wir Ludwig Feuerbachs Religionskritik bereits berührt haben, überrascht es nicht, dass Marx hinsichtlich seiner Konzeption religiöser Entfremdung auf selbiger aufsetzt; allerdings erachtet er Feuerbachs Darlegungen, die von einer Projektion der Person Gottes seitens des Menschen ausgehen, insofern für unvollständig, als ihm die Frage unbeantwortet scheint, woher es komme, „daß die Religion diese entfremdete Rolle spielen kann.“¹¹⁰ Joachim Israel hält diesbezüglich fest, Marx sei im Weiteren zu der Einschätzung gelangt, die aus der Religion herrührende Entfremdung stelle „nur eine Widerspiegelung eines grundlegenden Phänomens“ dar;¹¹¹ da die wirtschaftliche und soziale Not, in der zahlreiche Menschen zu leben hätten, ein Gefühl der Ohnmacht, der Nichtigkeit und der Entbehrung hervorrufe und die Religion als Ausdruck dieses bedauernswerten Zustands aufzufassen sei. Es sind wohlbekannt Passagen des Marx'schen Werks, die diese Position verdeutlichen; so gibt Marx an, „das religiöse Elend ist in einem Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten

¹⁰⁸ Werlein (1981), S. 48.

¹⁰⁹ Wiegand (1973), S. 11.

¹¹⁰ Israel (1972), S. 46.

¹¹¹ ebd.

Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt [...]. Sie ist das Opium des Volks.“¹¹² Er fügt hinzu, die Religion stelle somit eine Darreichungsform illusorischen Glücks dar, weshalb es als Forderung nach wirklichem Glück zu begreifen sei, wenn sich ein Volk entscheide, sie aufzuheben; eine konsequente Kritik der Religion enttäusche daher den Menschen zunächst, leite aber auch die nötigen Denkprozesse und Handlungen ein, damit der dergestalt zu Verstand Gekommene infolge zum Gestalter seiner eigenen Wirklichkeit werden könne. Wie bereits Feuerbach sieht Marx den Menschen als das ob der Ausübung religiöser Praxis verwaiste Zentrum seiner selbst und charakterisiert die Religion als „die illusorische Sonne, die sich um den Menschen bewegt, solange er sich nicht um sich selbst bewegt.“¹¹³ So erscheint Marxens Religionskritik zum einen als mögliche Ausgangsbasis für „soziologische Hypothesen über die Rolle der Religion für Menschen, die unter erbärmlichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen leben,“¹¹⁴ zum anderen als eine „notwendige Vorbedingung, um die Grundlagen der menschlichen Entfremdung bloßzulegen.“¹¹⁵ Aufgrund Marxens Bezugnahme auf Feuerbach gilt letzterer Punkt vor allem hinsichtlich der Bildung des Marx'schen Entfremdungsbegriffs an sich. Einen mit der Konzeption der religiösen Entfremdung durchaus vergleichbaren Ansatz verfolgt auch die politische Entfremdungstheorie Marxens, zumal eine Gegenüberstellung dieser beiden Teiltheorien nahe legt, dass in seinem Denken „Religion und Staat ähnliche Funktionen haben. Religion dient zur Verschleierung des weltlichen Elends, während Unterordnung unten den totalitären Staat bestehende gesellschaftliche Mißstände verbergen soll.“¹¹⁶ Da die hauptsächliche Funktion des von Marx kritisierten Staates darin besteht, eine imaginäre Gemeinschaft zu erschaffen, welche substanzielle Interessenskonflikte verdecken soll, und somit „eine Projektion der menschlichen Macht auf eine abstrakte Idee darstellt, die den Menschen wiederum das Gefühl einer größeren Machtlosigkeit gibt,“¹¹⁷ verliert der Einzelne in der Wahrnehmung seiner Rolle als Staatsbürger und als Teil des so zustande gekommenen Kollektivs die Autorenschaft bezüglich seiner eigenen Lebenswirklichkeit; Joachim Israel beschreibt diese selbstverschuldete Entmächtigung mit der Feststellung, der „Versuch, dem Staat göttliche Eigenschaften zuzuschreiben, hat für Marx entfremdete Funktion,“¹¹⁸ womit er erneut die Parallele zum bei der religiösen Entfremdung auftretenden Autoritätsverlust betont. Marx geht in Auseinandersetzung mit der Staatsphilosophie Hegels

¹¹² Marx (1970), Band 1, S. 378.

¹¹³ ebd., S. 379.

¹¹⁴ Israel (1972), S. 47.

¹¹⁵ ebd., S. 48.

¹¹⁶ Israel (1972), S. 53.

¹¹⁷ ebd., S. 50.

¹¹⁸ Israel (1972), S. 50.

zunächst davon aus, dass die Eingliederung des Individuums in das staatliche Gefüge eine Spaltung zur Folge habe, die anhand der separierten Bereiche des Öffentlichen und des Privaten sichtbar würde, und erkennt im erzwungenen öffentlichen Teil der nunmehr gedoppelten Identität des Einzelnen eine auf Unfreiheit beruhende Entfremdungsform. Er hält fest, bei Hegel seien die Termini der Unfreiheit und der Abhängigkeit „Ausdrücke für eine ‚äußerliche‘, erzwungene, scheinbare Identität, als deren logischen Ausdruck Hegel richtig die ‚äußerliche Notwendigkeit‘ gebraucht. In der ‚Unterordnung‘ und ‚Abhängigkeit‘ hat Hegel die eine Seite der zwiespältigen Identität weiter entwickelt, und zwar die Seite der Entfremdung innerhalb dieser Einheit.“¹¹⁹ Die Aktivitäten des entfremdenden Staates seien zwar notwendig an die Individuen geknüpft, ließen hierbei jedoch die wirklichen physischen Menschen außen vor und forcierten ausschließlich ihre soziale Qualität. Es liege somit auf der Hand, dass „die Individuen, insofern sie die Träger der Staatsgeschäfte und Gewalten sind, ihrer sozialen und nicht ihrer privaten Qualität nach betrachtet werden.“¹²⁰ Mit dieser Argumentationslinie führt Marx konsequent die seitens Feuerbachs zur politischen Entäußerung des Menschen angestellten Überlegungen fort, geht dabei allerdings „über die rein politische Emanzipation hinaus. Marx kritisiert das Auseinanderfallen von Staatsbürger einerseits und egoistischem Privateigentümer andererseits“ und fordert „die Rücknahme des ‚abstrakten Staatsbürgers‘ durch den individuellen Menschen.“¹²¹ Im Zuge dessen erklärt er die Rolle des Privateigentums zu einem der zentralen Brennpunkte, da er annimmt, „daß die gemeinsamen Angelegenheiten nicht etwa zum Wohl des ganzen Gemeinwesens wahrgenommen werden, was zu erwarten wäre und was immer noch erwartet wird, sondern zu Gunsten von Privatinteressen, d.h. als Mittel für die Ausbeutung.“¹²² Uri Zilbersheid hält hierzu weiters fest, es zähle sogar zu den Haupteigenschaften, die Marx am entfremdeten Staate festmache und welche gemäß Marxens Darstellung „den Staat in eine permanente innerliche Spannung treibt, [...] die Funktion des Staates als Mittel zur Festigung und zum Ausbau des Ausbeutungsverhältnisses“¹²³ zu verankern; der entfremdete Einzelne arbeite somit eigenhändig an der Vertiefung und Zementierung der eigenen Unfreiheit mit. Während jedoch die auf privaten Interessen weniger Privilegierter beruhenden Ungleichverhältnisse für Marx nur eine Folge des entfremdenden Staates darstellen, besteht der Kern der Entfremdung nach wie vor in der Abgabe der Autorenschaft des Menschen hinsichtlich seiner eigenen Lebenswirklichkeit. Wenn Marx daher angibt, „wie

¹¹⁹ Marx (1970), Band 1, S. 204.

¹²⁰ ebd., S. 222.

¹²¹ Werlein (1981), S. 34.

¹²² Zilbersheid (1999), S. 41.

¹²³ ebd., S. 42.

die Religion nicht den Menschen, sondern wie der Mensch die Religion schafft, so schafft nicht die Verfassung das Volk, sondern das Volk die Verfassung,¹²⁴ dann handelt es sich entsprechend den bereits berührten Entfremdungstheorien Marxens bei dieser Feststellung um keine Tatsache, der sich ein unter entfremdenden Bedingungen Lebender im Regelfall bewusst wäre. Wenn wir uns nun im Folgenden der innerhalb des Marx'schen Denkens bedeutendsten Form der Entfremdung, namentlich der ökonomischen, zuwenden wollen, so sei zunächst festgehalten, dass wir uns zur Skizzierung derselben vorwiegend auf die Schriften des frühen Marx konzentrieren werden. Der Grund hierfür liegt darin, dass das Frühwerk Marxens dessen Einflüsse besonders deutlich erkennen lässt, da simultan „1. die Abhängigkeit von Hegels Philosophie und ihre gleichzeitige Ablehnung, 2. die Abhängigkeit von Feuerbachs philosophischer Anthropologie [...], 3. die Abhängigkeit von der deutschen Romantik und ihrer Kritik am Industrialisierungsprozess, 4. die Abhängigkeit von der humanistischen Ethik seiner Zeit“¹²⁵ durchschimmern. Angesichts des Umstands, dass wir den Großteil dieser Faktoren bereits aufgegriffen haben,¹²⁶ wollen wir uns an dieser Stelle darauf beschränken herauszustreichen, dass Marx im Rahmen der Prägung seines Arbeitsbegriffs maßgeblich auf Hegels diesbezügliche Konzeption zurückgreift, welche Arbeit als einen Prozess der Selbsterzeugung auffasst. Der arbeitende Mensch erscheint bei Marx insofern sowohl als Schöpfer als auch „als Produkt der Schöpfung. Die Selbsterzeugung des Menschen bedeutet die Schaffung einer Welt von Objekten, die der Bedürfnisbefriedigung dienen, und die Verwandlung des Menschen durch diese Welt.“¹²⁷ Dass Marx von einer Transformation des Arbeitenden durch das von diesem erzeugte Produkt ausgehen kann, liegt nicht zuletzt daran, dass er auch „die gesellschaftlichen Institutionen, durch die der Produktionsprozess reguliert und kontrolliert wird,¹²⁸ als menschliche Erzeugnisse versteht; da der Mensch auf dieser Basis tief mit dem von ihm Geschaffenen identifiziert und selbst Teil der durch ihn zustande gekommenen Lebenswirklichkeit ist, kann Marx die menschliche Arbeit als gattungsspezifische „Lebenstätigkeit“ bezeichnen,¹²⁹ die allerdings nur unter der Einhaltung spezieller Bedingungen authentisch in Erscheinung zu treten vermag. Nur solange Arbeit tatsächlich als schöpferisch gelten kann und dem Einzelnen eine unmittelbare Bezugnahme auf die Resultate seines Tätigseins ermöglicht, wenn dementsprechend 1. „der Mensch ,seine Lebenstätigkeit selbst zum Gegen-

¹²⁴ Marx (1970), Band 1, S. 231.

¹²⁵ Israel (1972), S. 57.

¹²⁶ Für eine dezidierte Darstellung des Einflusses Adam Smiths auf das Denken Marxens sei auf folgende Arbeit Margaret Alice Fays verwiesen; vgl. Fay (1986).

¹²⁷ Israel (1972), S. 55.

¹²⁸ ebd.

¹²⁹ vgl. Marx (1970), Band 40, S. 516.

tand seines Wollens und seines Bewusstseins' macht, 2. wenn der Mensch durch Arbeit seine Fähigkeiten auf umfassende Weise ausdrücken kann, 3. wenn er durch seine Arbeit seine gesellschaftliche Natur verwirklichen kann, 4. wenn Arbeit lediglich ein Mittel zum menschlichen Lebensunterhalt, d.h. nicht instrumental ist,¹³⁰ führt der Mensch für Marx eine seinem Wesen gerecht werdende Existenz, nur dann ist sein Gattungslieben seiner Natur nach realisiert. Marx illustriert dieses Aufgehen des Menschen in seiner ihm angemessenen Lebensform dahingehend, die Natur sei gleichsam „der unorganische Leib des Menschen, nämlich die Natur, soweit sie nicht selbst menschlicher Körper ist. [...] Daß das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen andren Sinn, als daß die Natur mit sich selbst zusammenhängt, denn der Mensch ist ein Teil der Natur.“¹³¹ Die Forderung nach einer an der Natur ausgerichteten Lebensweise bedeutet im Umkehrschluss, dass jede den genannten Kriterien entgegenlaufende Arbeit als dem Wesen des Menschen fremd und unangemessen zu gelten hat; wenn selbige daher „keine spontane Tätigkeit mehr darstellt, wenn sie als aufgezwungen empfunden wird, so wird sie als eine der ‚menschlichen Natur‘ entfremdete Arbeit erfahren.“¹³² Diese mit dem Verlust der Möglichkeit, die ausgeübte Tätigkeit als Ausdruck und Realisation der eigenen Persönlichkeit aufzufassen, verbundene Entfremdung zeigt für Marx etwa darin ihr Gesicht, „daß, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird. Die äußerliche Arbeit, die Arbeit, in welcher der Mensch sich entäußert, ist eine Arbeit der Selbstaufopferung, der Kasteiung.“¹³³ Als besonders wesentlich streicht Marx heraus, dass das unter entfremdenden Bedingungen erzeugte Produkt von seinem Schöpfer nicht länger als diesem zugehörig empfunden werde, wie auch die Arbeit des Einzelnen faktisch diejenige „eines andern ist, daß sie ihm nicht gehört, daß er in ihr nicht sich selbst, sondern einem andern angehört.“¹³⁴ Im weiteren Verlauf erwecke die zu einer äußeren Existenz gewordene Arbeit zunehmend den Eindruck, dem Tätigen grundlegend fremd zu sein, da sie dem dergestalt seiner selbst Enteigneten eine „selbstständige Macht ihm gegenüber wird,“ und in Folge „das Leben, was er dem Gegenstand verliehn hat, ihm feindlich und fremd gegenübertritt.“¹³⁵ Dass das ursprünglich der persönlichen Selbstverwirklichung dienende Produkt allmählich den entfremdenden Charakter einer rein äußerlichen Ware annimmt, ist jedoch nur ein Teil des von Marx umrissenen Gesamtproblems, da diese Verwandlung durch zweierlei Faktoren zusätzlich verstärkt wird. Vor allem das Phänomen

¹³⁰ Israel (1972), S. 56.

¹³¹ Marx (1970), Band 40, S. 516.

¹³² Israel (1972), S. 64.

¹³³ Marx (1970), Band 40, S. 514.

¹³⁴ ebd.

¹³⁵ ebd., S. 512.

des Privateigentums tritt hierbei als großes Fragezeichen in Erscheinung, zumal es bei der Aufrechterhaltung entfremdeter Arbeitsverhältnisse eine doppelte Funktion erfüllt; es ist gleichermaßen „das Produkt, das Resultat, die notwendige Konsequenz der entäußerten Arbeit, des äußerlichen Verhältnisses des Arbeiters zu der Natur und zu sich selbst,“¹³⁶ wie auch die Quelle zusätzlicher Entfremdung. Denn „die Existenz von Privateigentum bescheunigt und vertieft mithin den Entfremdungsprozeß innerhalb der Gesellschaft. So wird Privateigentum auch zur Ursache der Entfremdung.“¹³⁷ Konkret ist es vor allem der private Besitz der nötigen Produktionsmittel, der insbesondere für den späten Marx¹³⁸ zu weiterer Unfreiheit führt, da der entfremdete Arbeiter Produkte zu erzeugen mithilft, deren Erlös nicht gleichermaßen an alle Beteiligten verteilt wird, sondern einen Gewinn einbringt, der wiederum die einseitigen Besitzverhältnisse bekräftigt, da er seitens der wenigen Privilegierten nicht zuletzt zur Anschaffung weiterer Produktionsmittel herangezogen wird; die von Ausbeutung gekennzeichneten Arbeitsverhältnisse und die mit selbigen verbundene Entfremdungstendenz bewirken in Folge, „daß, je mehr der Arbeiter produziert, er um so weniger zu konsumieren hat, daß, je mehr Werte er schafft, er um so wertloser, um so unwürdiger wird, daß, je geformter sein Produkt, um so mißförmiger der Arbeiter, [...] daß, um so mächtiger die Arbeit, um so ohnmächtiger der Arbeiter wird.“¹³⁹ Ebenfalls die Entfremdung verstärkende Wirkung hat die Aufteilung und Distribution der Arbeit in einzelne wiederholbare Prozesse; die so definierte Arbeitsteilung „bringt den einzelnen in eine Situation, in der er nur einen kleinen Teil seiner Fähigkeiten verwirklichen kann,“¹⁴⁰ und verunmöglicht ihm dergestalt ebenfalls den Ausdruck seiner Persönlichkeit im Rahmen seiner Arbeit. Joachim Israel fasst Marxens Darstellung der Konsequenzen der Arbeitsteilung dahingehend zusammen, die resultierenden Arbeitsabläufe hätten häufig eine strikte „Trennung zwischen den manuellen und den intellektuellen Aspekten“¹⁴¹ zur Folge, wobei im Verlauf des Voranschreitens der Industrialisierung die manuellen gegenüber den geistigen Tätigkeitsbereichen eine sukzessive Abwertung erführen; mit zunehmender Mechanisierung werde alles Handwerkliche allmählich der Maschine untergeordnet, die dann das Tempo der Arbeit vorgebe. Aufgrund ihres monotonen Charakters könne jegliche anfallende Arbeit tendenziell durch reine Routine bewältigt werden, darüber

¹³⁶ ebd., S. 520.

¹³⁷ Israel (1972), S. 68.

¹³⁸ Da wir auf eine umfangreiche Darstellung des Marx'schen „Kapitals“ verzichten wollen, sei lediglich auf diese Schrift verwiesen. Überlegungen zum Problem des Privateigentums finden sich allerdings bereits im hier schwerpunktmäßig behandelten Frühwerk Marxens.

¹³⁹ Marx (1970), Band 40, S. 513.

¹⁴⁰ Israel (1972), S. 63.

¹⁴¹ ebd., S. 67.

hinaus habe der Einzelne „normalerweise keine umfassende Kenntnis des Produktionsprozesses und somit keinen Einblick in ihn.“¹⁴² Auf einer sozialen Ebene zeitige die Arbeitsteilung Klassenkonflikte, die ihren Ursprung wiederum „in der Aneignung der Produktionsmittel durch eine begrenzte Gruppe von Personen“ hätten.¹⁴³ Margaret Fay hält hierzu fest, Marx gehe in Anlehnung an Überlegungen Adam Smiths „vom Privateigentum als legalem gesellschaftlichen Machtverhältnis“ sowie „als Herrschaft über die Arbeiterklasse“ aus;¹⁴⁴ die Distribution der Arbeit mittels vereinzelter Teilabläufe vergrößere „notwendig die Verfügungsgewalt der Kapitalistenklasse“¹⁴⁵ auf Kosten der anderen, da zwar die Effizienz des gesamten Produktionsablaufs, deshalb aber nicht zwingend auch der Lohn der Arbeiter steige. Wir wollen ergänzend darauf hinweisen, dass sich selbst im Falle einer eintretenden Lohnerhöhung nichts am grundsätzlichen Tatbestand entfremdeter Arbeitsbedingungen ändern würde. Während nun Marx aber sehr bewusst auf Smith aufsetzt und angibt, in mehrerlei Hinsicht „die Voraussetzungen der Nationalökonomie, [...] ihre Sprache und ihre Gesetze akzeptiert“ zu haben,¹⁴⁶ so übt er doch auch dahingehende Kritik; aufgrund seines Bestrebens nachzuweisen, „daß ökonomische Gesetze von bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen bzw. von der Sozialstruktur der Gesellschaft, auf die sie angewandt werden, abhängen,“¹⁴⁷ konstatiert er, die nationalökonomische Theorie nehme das Privateigentum zwar als gegeben an, erkläre dieses aber nicht. Vielmehr fasse sie „den materiellen Prozeß des Privateigentums [...] in allgemeine, abstrakte Formeln, die ihr dann als Gesetze gelten. Sie begreift diese Gesetze nicht, d.h. sie zeigt nicht nach, wie sie aus dem Wesen des Privateigentums hervorgehn.“¹⁴⁸ Die Denkmöglichkeit und Validität einer alternativen sozialen Ordnung, in welcher die Bevölkerung sich nicht zu entfremdeter Arbeit verpflichtet sähe, einzufordern, ist Marxens zentrales Anliegen und Kern der eigenen Überlegungen; es geht ihm darum darzulegen, „daß ökonomische Theorien ‚Ideologien‘ sind, die auf bestehenden Bedingungen basieren, diese Bedingungen aber weder in Frage stellen, noch die Folgen veränderter Bedingungen mit einbeziehen.“¹⁴⁹ Für den einzelnen Arbeiter, der in Kenntnis der Marx’schen Philosophie gelangt, bedeutet Marxens Annahme einer konzeptionellen Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Gesellschaftssysteme, dass sich ihm die Möglichkeit, sich selbst innerhalb einer bislang unreflektiert hingenomme-

¹⁴² ebd., S. 63.

¹⁴³ ebd., S. 67.

¹⁴⁴ Fay (1986), S. 137.

¹⁴⁵ ebd., S. 139.

¹⁴⁶ Marx (1970), Band 40, S. 510.

¹⁴⁷ Israel (1972), S. 58.

¹⁴⁸ Marx (1970), Band 40, S. 510.

¹⁴⁹ Israel (1972), S. 58.

nen Struktur als seinem eigentlichen Wesen gegenüber entfremdet zu erfahren, überhaupt erst stellen kann. Angesichts der seitens Marxens postulierten Verhinderbarkeit und Aufhebbarkeit entfremdeter Lebensbedingungen wird dem sich betroffenen Wählenden die Ungerechtigkeit der eigenen Lage bewusstseinsfähig und als konkretes Problem fassbar; was zuvor lediglich als diffuses Leid in Erscheinung treten konnte, wird nun unter anderem anhand des Marx'schen Entfremdungsbegriffs thematisierbar. Dies ist insofern von Bedeutung, als wir in weiterer Folge aufzeigen wollen, dass selbiger zur Erfassung eben jenes individuellen Differenzenerlebnisses, sich selbst angesichts einer vorstellbar gewordenen Alternative in der vertrauten Lebensumgebung nicht länger beheimatet zu sehen, geeignet ist; weiters wollen wir der Frage nachgehen, inwieweit eine Diversifizierung der begrifflichen Einsatzgebiete von einer Pluralisierung gleichzeitig als realisierbar im Raum stehender Lebensweisen zeugen kann. Da im weiteren Verlauf dieser Arbeit der Psychologie nahe stehende Einsatzgebiete und Verwendungsformen des Entfremdungsbegriffs in den Vordergrund stehen werden, halten wir es für wesentlich, an dieser Stelle aufzugreifen, wie Marx die emotionale Befindlichkeit des entfremdeten Arbeiters beschreibt. Tatsächlich treffen wir im Frühwerk Marxens auf recht ausführliche diesbezügliche Schilderungen; so gibt Marx an, es sei zu den Folgen der Entfremdung zu rechnen, dass der Betroffene sich selbst im Rahmen seiner Arbeit nicht bejahen, sondern lediglich verneinen könne, zumal er sich „nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich.“¹⁵⁰ Marx weist auf den Umstand, dass sich der Einzelne in demjenigen wesentlichen Teil seiner Lebenswelt, der ursprünglich und eigentlich seiner Selbstverwirklichung dienen sollte, nicht länger beheimatet zu sehen vermag, mit den Worten hin, der Arbeiter sei nur dann „zu Hause [...], wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Hause.“¹⁵¹ Der auf diese Weise charakterisierte, einen durchaus depressiven Eindruck machende Arbeiter sieht sich in der Darstellung Marxens in körperlicher wie in seelischer Hinsicht um eine existenziell notwendige Dimension seines Lebens gebracht, erlebt er doch „die Tätigkeit als Leiden, die Kraft als Ohnmacht, die Zeugung als Entmannung, die eigne physische und geistige Energie des Arbeiters, sein persönliches Leben – denn was ist das Leben anderes als Tätigkeit – als eine wider ihn selbst gewendete, von ihm unabhängige, ihm nicht gehörige Tätigkeit.“¹⁵² Die Unfähigkeit des Einzelnen, zu einem Erleben persönlicher Ganzheit vorzu-

¹⁵⁰ Marx (1970), Band 40, S. 514.

¹⁵¹ ebd.

¹⁵² ebd., S. 515.

dringen, wird anhand dieser Ausführungen durchaus plastisch. Wenn Marx im Anschluss an selbige dezidiert von der „Selbstentfremdung“ des einzelnen Menschen spricht und diese mit der Vernachlässigung des „freien Wesens“ unter entfremdeten Lebensbedingungen in Verbindung bringt,¹⁵³ bestätigt er damit seinen hierbei offensichtlichen Fokus auf die seiner Ansicht nach tragenden Säulen der individuellen menschlichen Existenz ein weiteres Mal.

Ausgehend von der ökonomischen Entfremdungstheorie Marxens haben wir nun zum einen seinen grundsätzlichen materialistischen Ansatz aufgezeigt; zum anderen haben wir aber auch festgestellt, dass seine frühen Schriften differenzierte Angaben über das subjektive Erleben des Einzelindividuums machen. Ersteres ist für uns von Relevanz, da es sich diese Arbeit später zur Aufgabe machen wird, nach den Merkmalen aktuell verwendeter Narrative, die zur Beschreibung marktwirtschaftlich erzeugter Produkte herangezogen werden, zu fragen und die hierbei zum Einsatz gebrachte Terminologie näher zu untersuchen; Letzteres streichen wir deshalb heraus, da wir erwarten, dass wir in den Beschreibungen nicht weniger Marken- und Traditionsprodukte Begriffe und Strukturelemente entdecken werden, die ursprünglich der Bildung biographischer Erzählungen dienen und den individuellen Menschen charakterisieren sollten. Hierbei wollen wir zeigen, dass sowohl die mittels einer Biographie kommunizierte menschliche Identität als auch Produktidentität unter entfremdeten Bedingungen in Mitleidenschaft gezogen und zunehmend denkunmöglich werden; obgleich wir erwarten, zu diesem Zeitpunkt die Marx'schen Überlegungen hinter uns zurück gelassen zu haben, erwähnen wir nun diese unsere Absicht, um dem Leser bereits jetzt eine Kontextualisierung unserer Ausführungen zu Marx zu ermöglichen. Zunächst aber zurück zu dem seitens Marxens im Frühwerk geprägten Entfremdungsbegriff, dessen wesentliche Eigenschaft darin besteht, ein sozial verursachtes, aber vom Einzelnen empfundenes und von diesem als Problem erfahrenes Phänomen zu erfassen. Konkret bildet sich hierbei im Bewusstsein des sich entfremdet sehenden Einzelnen die Möglichkeit eines Differenzerlebnisses heran, welche sich vor dem Hintergrund der Antizipation gesellschaftlichen Umbruchs einfindet und darauf beruht, dass eine alternative soziale Ordnung eine von der vertrauten unterschiedene Lebensweise nahe legt. Hinsichtlich der Etablierung des Differenzerlebnisses spielt es im Prinzip nur in Grenzen eine Rolle, ob der erwähnte Umbruch nun als real bevorstehender gedacht wird oder sich als latent utopischer ausweist, wie auch, ob er seitens des Einzelnen nun erwünscht oder gefürchtet wird, da im Rahmen einer Gegenüberstellung der unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen sowohl eine Identifikation mit dem in Entfremdung lebenden Individuum als auch eine Projektion der entfremdeten Lebensweise auf die innerhalb der alternativen Ordnung lebenden

¹⁵³ vgl. ebd.

Personen denkbar ist; Entfremdung vermag prinzipiell sowohl unter positiven wie auch negativen Vorzeichen zum Gegenstand zu werden, obschon die Darstellung Marxens eine selbstbezügliche Manifestationsform annimmt. Zentral für das Auftreten subjektiver Entfremdung ist jedenfalls das Aufeinandertreffen unterschiedlicher lebensweltlicher Referenzsysteme. Als potentielle Konstellationen, die zu einer Phase sozialen Umbruchs und somit zu einer Kollision divergenter Lebensformen führen, sind höchst unterschiedliche Szenarien denkbar; es ist daher lediglich als ein Beispiel zu sehen, wenn Peter Lohauß die Auswirkungen der Industrialisierung Europas und damit die Konsequenzen der Rationalisierung, Arbeitsteilung und gesellschaftlichen Differenzierung mit den Worten beschreibt, die „soziale Welt wird ‚entzaubert‘, kein kosmologisches System hält sie mehr zusammen. Der einzelne tritt als Individuum aus dem Zusammenhang der Familie, der Nachbarschaft und der unmittelbar persönlichen Gemeinschaften. Die Stellung des einzelnen in der Welt wird unklar, die Welt erscheint ihm als unbeherrschbar, äußerlich, verselbstständigt und versachlicht. Arbeit und Leben, Gefühlswelt und rationales Handeln treten auseinander.“¹⁵⁴ Der Einzelne erscheint in der Lohauß’schen Schilderung als ein substanziell seiner eigenen biographischen Gewordenheit entfremdetes Wesen, welches feststellen muss, dass die Validität seines bisherigen Lebensentwurfs fundamental in Frage gestellt und er sich in Bälde womöglich genötigt sehen wird, diesen ebenso wie seine aus selbigem hervorgehende personale Identität aufgrund ihres mittlerweile antiquierten Charakters abzulegen. So einfach es ist, anhand des Begriffs der Entfremdung die am Individuum sich manifestierenden Folgen des von Lohauß skizzierten Umbruchs zu benennen, so schwierig erscheint die zeitliche Positionierung des dabei thematisierten Problemkreises; Lohauß gibt an, obgleich die Modernisierung und die damit verbundene Vereinzelung des Menschen viele Lebensentwürfe nachhaltig verändert habe, sei erstaunlich strittig, „wann dieses einschneidende Ereignis stattgefunden haben soll. Häufig dementieren die historisch späteren Untersuchungen die früheren, indem sie erneut die Auflösung der Gemeinschaften als Gegenwartsphänomene beschreiben, die ihre Vorgänger bereits zu ihrer Zeit in voller Auflösung gesehen haben.“¹⁵⁵ Es sei offenbar eine Tendenz vorhanden, die gleichen Veränderungsprozesse stets erneut zu diagnostizieren, wobei jedoch kaum Beachtung fände, „daß die gleiche Beobachtung von verschiedenen Autoren über einen Zeitraum von ca. 150 Jahren präsentiert wird.“¹⁵⁶ Als ein erstes Beispiel führt Lohauß zunächst Überlegungen Emile Durkheims an, der in seiner Schrift „Über soziale Arbeitsteilung“ von einer „Feindschaft

¹⁵⁴ Lohauß (1995), S. 144.

¹⁵⁵ ebd.

¹⁵⁶ ebd.

zwischen Kapital und Arbeit“ spricht und angibt, „in dem Maß, in dem sich die industriellen Funktionen weiter spezialisieren, wird der Kampf lebhafter, statt daß sich die Solidarität vermehrte.“¹⁵⁷ Durkheim fügt hinzu, es zähle zu den Ursachen der sozialen Spannungen, dass die Arbeiter nur notgedrungen den ihnen aufgezwungenen Tätigkeiten nachgingen, da sie nicht über die Mittel verfügten, ihre Lage zu verändern.¹⁵⁸ Die Darstellung Durkheims rekurriert in mehrerlei Hinsicht auf Marx'sches Gedankengut. Neben seinem Aufgreifen des Begriffs des Kapitals entspricht auch die Beobachtung, eine zu weit gehende Arbeitsteilung reduziere den Arbeitenden auf dessen Partialfunktionen, welche „ihm eine Identifikation mit dem Produkt seiner Arbeit unmöglich machen [...], dem, was Marx [...] als Entfremdung bezeichnet hat.“¹⁵⁹ Als weitere Beispiele dienen Lohauß Arbeiten des ein halbes Jahrhundert nach Durkheim gelebt habenden Max Brunner und Ulrich Becks, von denen er meint, sie fixierten jeweils erneut einen alternativen Zeitpunkt als denjenigen des faktischen Beginns sozialer Auflösung;¹⁶⁰ auf dieser Basis weist er nach, dass Konstellationen, die zu entfremdenden Lebensbedingungen führen, unter durchwegs variablen Ausgangsbedingungen abgelesen werden können. Ähnlich schwer zu fassen wie der zeitliche Beginn der aus der Modernisierung resultierenden gesellschaftlichen Veränderungen ist nun sicherlich der Begriff der „Postmoderne“, der gemeinhin neben einer weiter zugenommen habenden Individualisierung eine Pluralisierung der Lebenswelten und der diesbezüglichen Referenzsysteme erfassen soll; unsere Absicht, diesen Begriff aufgrund seiner großen Unschärfe weitgehend zu vermeiden, haben wir bereits signalisiert. Allerdings wird es nötig sein, selbigen durch eine Ersatzdistinktion zu substituieren; diese soll darin bestehen, zunächst eine Zunahme und Diversifizierung derjenigen Diskurse, welche die Entfremdung des Einzelnen zum Gegenstand machen, als Indikator für ein von Fragmentierung gekennzeichnetes Wahrnehmungsraster heranzuziehen, das dann wiederum eine auf der Basis einer einheitlichen Ordnung stattfindende Identitätsbildung nicht länger als Möglichkeit vorsehen soll. Da Entfremdungsphänomene jeweils mit einem Aufeinandertreffen unterschiedlich gelagerter Ordnungssysteme korrespondieren und unter „postmodernen“ Bedingungen von einer Vervielfachung derartiger Kollisionen auszugehen ist, bietet sich die Schlussfolgerung an, dass angesichts einer voranschreitenden Individualisierung und lebensweltlichen Pluralisierung neben der Anzahl der unmittelbaren persönlichen Entfremdungserlebnisse auch das Sprechen über Entfremdung, die diesbezüglichen Theorien und auf diesen aufsetzenden Diskurse, zunehmen sollte. Da wir im Rahmen dieser Arbeit aber nur schwerlich

¹⁵⁷ Durkheim (1992), S. 422.

¹⁵⁸ vgl. ebd., S. 424.

¹⁵⁹ Dreitzel (1968), S. 36.

¹⁶⁰ vgl. Lohauß (1995), S. 145ff.

eine repräsentative Auswahl der in heutigen abendländischen Gesellschaften verbreiteten Gelegenheiten, die eigene Person als wesentlich entfremdet zu erfahren, aufgreifen können und es uns ebenfalls als nur wenig gangbarer Weg erscheint, einen quantitativen Vergleich der zu unterschiedlichen Zeitpunkten lokalisierbaren, persönliche Entfremdung thematisierenden Diskurse anzustellen, wollen wir uns darauf beschränken, anhand einiger der Psychoanalyse nahe stehender Arbeiten auf die Diversifizierung des Entfremdungsbegriffs in diesem speziellen Bereich einzugehen. Wir halten diese Selektion aus mehrerlei Gründen für sinnvoll; erstens orientiert sich ein umfangreicher Teil unserer Ausführungen an den ebenfalls der Psychoanalyse entstammenden Theorien Eriksons, und zweitens werden wir deutliche terminologische und inhaltliche Parallelen zwischen der Darstellung der Entfremdung Marxens und unseren Beispielen antreffen; letztere sollen daher zusätzlich verdeutlichen, dass der unsererseits dem Marx'schen Frühwerk entnommene Entfremdungsbegriff die Eignung besitzt, im Kontext aktueller psychologischer Theorien eine umfassende, die personale Identität des Einzelnen tangierende Wahrnehmungsdifferenz zu problematisieren. Stellt der Einzelne unter entfremdeten Bedingungen selbstbezügliche Betrachtungen an, muss er aufgrund der in Frage gestellten Ebene der Sinnhaftigkeit zu einem anderen Ergebnis gelangen, als es Erikson im Rahmen des seinerseits konzipierten, idealtypisch angelegten, menschlichen Identitätsbildungsprozesses annimmt; Eriksons Modell, von dem gesagt wird, es sträube sich gegenüber einer postmodernen Gesellschaftsordnung,¹⁶¹ entzieht sich in vergleichbarer Weise einer von Entfremdung gekennzeichneten persönlichen Selbstwahrnehmung. Daher kann Entfremdung als Indikator für eine Wahrnehmungsweise fungieren, welche die in den Darstellungen Eriksons vorgesehenen Topoi der linear anmutenden Biographie, der innergesellschaftlichen Positionierbarkeit und der angestrebten persönlichen Ganzheit des heranwachsenden Individuums nicht länger vorsieht; dieses Wahrnehmungsraster werden wir einem gewissermaßen historisch früheren gegenüberstellen, welches mit Eriksons Identitätskonzeption deutlich besser harmoniert und von der Entfremdung des Einzelnen sprechende Diskurse als ungleich weniger im Zentrum stehendes Element in sich trägt. So soll anstelle einer unscharfen Distinktion zwischen moderner und postmoderner Ausrichtung der Aspekt der Entfremdung als signalgebende Instanz fungieren, die uns dazu dienen soll, zwischen zwei unterschiedlichen Wahrnehmungsrastern zu unterscheiden, deren erstes biographische Sinnhaftigkeit und persönliche Bestimmung zulässt, während sich ihr zweites nicht zuletzt aufgrund der mannigfaltig auftretenden Entfremdungsdiskurse gegenüber derartigen Denkfiguren verschließt. Wenn wir im Zuge des Einsatzes der so von einander abgegrenzten Wahrnehmungsraster punktuell von

¹⁶¹ vgl. Keupp (1999), S. 25ff.

„entfremdeten Lebensbedingungen“ sprechen, damit auf Aspekte des zweiten der beiden Raster rekurren und dabei außer Acht lassen werden, dass auch das erste der beiden bruchstückhaft die Möglichkeit, Entfremdung zu thematisieren, zulässt, so wird dies aus Gründen der Vereinfachung geschehen, welche zwar wiederum eine gewisse Unschärfe einführen dürfte, mit der Ungenauigkeit der ursprünglich umschiffen Distinktion aber in keiner Weise vergleichbar sein sollte.

Erich Fromm, der die Entfremdung des Einzelnen an zahlreichen Stellen innerhalb seines Werks problematisiert, führt im Rahmen seiner diesbezüglichen Überlegungen mehrere für unsere Arbeit besonders relevante Aspekte an, weshalb wir die Ausführungen Fromms als erstes Beispiel für die Thematisierung der Entfremdung im Rahmen der Psychoanalyse heranziehen wollen. Einerseits bezieht sich Fromm mehrfach explizit auf Marx, wobei er nicht nur den Entfremdungsprozess selbst, sondern auch die Verdinglichung des Menschen behandelt; andererseits formuliert er eine ausführliche psychologische Interpretation der Entfremdung, zu deren Folgeerscheinungen er nicht zuletzt den Verlust der individuellen personalen Identität zählt, welchen er wiederum als ein verbreitetes Phänomen heutiger Zivilisationsformen und Gesellschaftsordnungen ansieht. Fromm beschreibt Entfremdung zunächst als eine Art der Erfahrung, „bei welcher der Betreffende sich selbst als einen Fremden erlebt. Er ist sozusagen sich selbst entfremdet. Er erfährt sich nicht mehr als Mittelpunkt seiner Welt, als Urheber seiner eigenen Taten [...]. Der entfremdete Mensch hat den Kontakt mit sich selbst genauso verloren, wie er auch den Kontakt mit allen anderen Menschen verloren hat.“¹⁶² Es ist jedoch nicht allein dieser potentiell in extremer Isolation lebende Einzelne, den Fromm als von Entfremdung bedroht ansieht; vielmehr führt er in einem regelrechten Rundumschlag auch zahlreiche Institutionen und kulturelle Lebensbereiche als zugleich ihrerseits entfremdet wie auch Entfremdung zeitigend an. Fromm konstatiert, die in abendländischen, hochtechnisierten Gesellschaften auftretende Entfremdung sei „fast total. Sie kennzeichnet die Beziehung des Menschen zu seiner Arbeit, zu den Dingen, die er konsumiert, zum Staat, zu seinen Mitmenschen und zu sich selbst. Der Mensch [...] hat eine komplizierte Gesellschaftsmaschinerie zur Bedienung des von ihm gebauten technischen Apparats geschaffen. Aber sein Werk steht hoch über ihm. Er fühlt sich nicht als Schöpfer und Mittelpunkt, sondern als Diener eines Golems, den seine Hände erschaffen haben.“¹⁶³ Er fügt dem hinzu, der Mensch werde umso ohnmächtiger, je mehr Raum er seinen Erzeugnissen zugestehe, und müsse sich zunehmend als Eigentum des von ihm Geschaffenen auffassen, zu dem er jeden unmittelbaren Bezug ver-

¹⁶² Fromm (1980), Band 4, S. 88.

¹⁶³ ebd., S. 90f.

loren habe. Die resultierende Entfremdung zeige sich etwa am Umgang des Einzelnen mit technischen Geräten, deren Funktionsprinzipien unerkannt blieben,¹⁶⁴ in den Widersprüchen verschiedener demokratischer Staatsordnungen, die von einem freien Willen der Bürger ausgingen, welcher jedoch der Manipulation und der Entfremdung gewichen sei,¹⁶⁵ wie auch in der konsumorientierten Natur der individuellen Freizeitgestaltung, in deren Verlauf sich im Inneren des Einzelnen nichts tue, da sie keinerlei psychische Veränderung zulasse.¹⁶⁶ In den ebenfalls stark in Mitleidenschaft gezogenen zwischenmenschlichen Beziehungen sei „nicht viel Liebe und Haß“ zu finden; an deren Stelle herrsche „eine oberflächliche Verbindlichkeit und eine mehr als oberflächliche Fairneß, aber unter dieser Oberfläche stoßen wir auf Distanz und Gleichgültigkeit.“ Ebenfalls weit verbreitet sei gründliches Misstrauen.¹⁶⁷ In seinen Ausführungen greift Fromm die sozialen Rollen des Arbeiters, des Managers, des Firmeneigentümers und des Aktionärs gesondert heraus, denen er jeweils vorhält, ihrem Träger lediglich eine von Entfremdung durchwachsene Beziehung zu Kollegen und Mitarbeitern, Erzeugnissen, Verwaltungsinstrumenten, Besitztümern und Investitionen zu erlauben. Hierbei betont er unter Bezugnahme auf die Marx'sche Theorie die Beziehung des Menschen zur eigenen Schöpfung. Denn Fromm sieht den unter entfremdeten Bedingungen Lebenden als jemanden, der stets mit seinen eigenen Kräften konfrontiert ist – mit Kräften allerdings, „welche in Dingen verkörpert sind, die er geschaffen hat und die ihm selbst entfremdet sind.“¹⁶⁸ Dies treffe nicht nur auf den Arbeiter, sondern auch auf den Manager zu, dessen Neigung zur Bürokratie bereits Marx thematisiert und dahingehend definiert habe, dass „der Bürokrat zur Welt als dem Objekt seiner Tätigkeit in Beziehung tritt,¹⁶⁹ – wie auch auf etwaige Unternehmenseigentümer, deren Besitzrecht „in einem Stück Papier, das einen bestimmten der Kursschwankung unterworfenen Geldwert darstellt“ bestehe, was nur eine „entfremdete Haltung“ nach sich ziehen könne.¹⁷⁰ Im seinen Grundsätzen legt die Fromm'sche Leseweise der Schriften Marxens „einen individualistisch verstandenen Entfremdungsbegriff nahe, der den Verlust der rein personalen Beziehung des Arbeiters zum persönlichen Arbeitsprodukt zum Gegenstand hat;“¹⁷¹ allerdings erweitert Fromm das Feld der Betrachtung deutlich, wodurch er zu einer stärker psychologisch orientierten Diagnose sowie der Schlussfolgerung gelangt, Entfrem-

¹⁶⁴ vgl. ebd., S. 131ff.

¹⁶⁵ vgl. ebd., S. 97.

¹⁶⁶ vgl. ebd., S. 99.

¹⁶⁷ ebd., S. 100.

¹⁶⁸ ebd., S. 91

¹⁶⁹ ebd., S. 92.

¹⁷⁰ ebd. S. 92f.

¹⁷¹ Werlein (1981), S. 41.

dung bedeute „für Marx, daß der Mensch sich selbst in seiner Aneignung der Welt nicht als Urheber erfährt, sondern daß die Welt (die Natur, die anderen, und er selbst) ihm fremd bleiben. Sie stehen als Gegenstände über ihm und ihm gegenüber, obgleich sie von ihm selbst geschaffen sein können. Entfremdung heißt, die Welt und sich selbst wesentlich passiv, rezeptiv, in der Trennung von Subjekt und Objekt zu erfahren.“¹⁷² An diesem Resümee zeichnet sich bereits ab, dass Fromms Fokus maßgeblich den Auswirkungen der Entfremdung auf die Psyche des Einzelnen und zwischenmenschliche Beziehungen, wie auch den daraus abzuleitenden sozialen Implikationen gilt – Bereichen also, die zwar sehr wohl in den Ausführungen Marxens angelegt sind, dort aber nicht durchgängig das Zentrum der Betrachtung darstellen. Um nichts weniger aber sieht Fromm in Marx einen Visionär, welcher das Schicksal des Menschen angesichts der sich wandelnden ökonomischen Lebensbedingungen antizipiert habe; dabei sei Marx deutlich geworden, „was aus den menschlichen Bedürfnissen in einer entfremdeten Welt wird, und er sah tatsächlich mit erstaunlicher Klarheit die Vollendung dieses Prozesses voraus, so wie sie erst heutzutage sichtbar geworden ist.“¹⁷³ Zwar hält Fromm die Einschränkung für angebracht, das wahre Ausmaß, „in dem die Entfremdung zum Schicksal der großen Mehrheit der Menschen werden sollte,“¹⁷⁴ sei Marx verborgen geblieben, da dieser nicht geahnt habe, dass neben dem Arbeiter auch zahlreiche andere Berufsgruppen in unterschiedlichen Formen Entfremdung erfahren würden. Zugleich aber vermag er seine eigenen Überlegungen insofern tief in den Theorien Marxens zu verankern, als er angibt, Marx sei es letztlich vor allem „um die Erlösung des Individuums“ vor dessen eigener Zerstörung gegangen,¹⁷⁵ was er anhand der Darstellung des Schicksals des Arbeiters ausgeführt habe. Marxens hauptsächliches Interesse habe stets darin bestanden, den Menschen von der Versklavung unter die selbst geschaffenen Dinge zu befreien und ihn von einer Arbeit loszumachen, die jegliche Individualität verneine und den Einzelnen verdingliche, was immer dann der Fall sei, wenn dieser behandelt und manipuliert werde „wie ein Ding, und die sogenannten ‚menschlichen Beziehungen‘ [...] die allerunmenschlichsten [sind], weil sie ‚materialisierte‘ und entfremdete Beziehungen“ darstellten.¹⁷⁶ Wenn Fromm daher darlegt, das menschliche Wesen dürfe unter keinerlei Bedingungen zum Mittel der individuellen Existenz werden, da „der Mensch immer Selbstzweck“ sein müsse,¹⁷⁷ und der Entfremdung und der Verdinglichung somit Einhalt zu bieten versucht, dann verkörpert der behandelte Topos nicht nur das von

¹⁷² Fromm (1980), Band 5, S. 368.

¹⁷³ ebd., S. 374.

¹⁷⁴ ebd., S. 375.

¹⁷⁵ ebd., S. 371.

¹⁷⁶ Fromm (1980), Band 8, S. 22.

¹⁷⁷ Fromm (1980), Band 5, S. 374.

Fromm fixierte Kernthema der Überlegungen Marxens, sondern auch einen der wesentlichen Aspekte des eigenen Werks. Wir werden auf die Ausführungen Fromms zu seinem Konzept der Verdinglichung des Menschen zu einem späteren Zeitpunkt ein weiteres Mal eingehen, wenn danach zu fragen sein wird, unter welchen Bedingungen ein innertheoretisches Zusammenrücken von Mensch und Ding indiziert sein kann. Dies wird nötig sein, da es zu unseren Absichten zählt, zum Zweck der Erfassung des menschlichen Individuums erstellte Texte mit Produktbeschreibungen in Beziehung zu setzen. Zunächst aber wollen wir uns näher damit befassen, welche am Einzelnen manifest werdenden Symptome Fromm als Folgen einer entfremdeten Lebensweise annimmt, von welcher er angibt, dass sie notwendig eine „Pervertierung aller Werte“¹⁷⁸ bewirke. Wie es auch wir innerhalb dieser Arbeit zu tun intendieren, geht Fromm davon aus, dass unter entfremdeten Bedingungen angestellte menschliche Selbstreflexionsprozesse zu einem anderen Resultat gelangen müssen als solche, die unter dem prägenden Einfluss eines Betrachtungsmusters zustande kommen, welches dem Einzelnen sehr wohl die Möglichkeit bietet, eine auf der Annahme innerer Bestimmtheit und biographischer Stringenz beruhende personale Identität zu etablieren; die explizite Darstellung eines entfremdeten einerseits und eines weitgehend entfremdungsfreien Wahrnehmungsrasters andererseits mag unseren Ausführungen vorbehalten sein, die zwischen ihnen auftretende Differenz wird aber um nichts weniger auch in den Überlegungen Fromms deutlich. Da Fromm zahlreiche zu seiner Lebenszeit realisierte Sozialordnungen als Endfremdung zeitigend ansieht, gibt er an, die in diesen anzutreffenden psychiatrischen „Definitionen der seelischen Gesundheit“ höben exakt „jene Eigenschaften hervor, die zum entfremdeten Gesellschafts-Charakter unserer Zeit passen: Anpassung, Bereitschaft zur Zusammenarbeit, Aggressivität, Toleranz, Ehrgeiz usw.“¹⁷⁹ Eine erfolgreiche Umsetzung dieser Charaktermerkmale durch den Einzelnen werde dann sogar seitens angesehener Psychoanalytiker fälschlicher Weise als „Reife“ eingestuft; tatsächlich aber könne „der entfremdete Mensch [...] nicht gesund sein. Da er sich selbst als ein Ding, als eine Investition erlebt, die von sich selbst und von anderen zu manipulieren ist, fehlt ihm das Selbst-Gefühl.“¹⁸⁰ Dass Fromms hier verwendeter Begriff des Selbstgefühls mit dem Erikson'schen Identitätsbegriff im Kern vergleichbar ist, haben wir bereits im ersten Kapitel dieser Arbeit aufgezeigt; dieser Umstand wird ferner dadurch exemplifiziert, dass auch Fromm selbst den Topos des Verlusts individueller Identität unter entfremdeten Lebensbedingungen aufgreift, indem er konstatiert, „alle Formen von Depression, von Abhängigkeit und

¹⁷⁸ ebd.

¹⁷⁹ Fromm (1980), Band 4, S. 137.

¹⁸⁰ ebd., S. 144.

Idolatrie“ einschließlich der des Fanatismus seien ein „direkter Ausdruck oder Kompensation der Entfremdung; auch die Unfähigkeit, seine eigene Identität zu erleben“ sei hierzu zu zählen.¹⁸¹ Wenn er im Folgenden angibt, der entfremdete Mensch kenne daher „kein Gespür für sich selbst, keine Identität,“ da dieser „seine eigenen Funktionen des Fühlens und Denkens auf ein Objekt außerhalb seiner selbst übertragen“ habe,¹⁸² wird zudem der historische Entwicklungsweg des Fromm’schen, auf die Überlegungen Hegels und Marxens rekurrierenden Entfremdungsbegriffs greifbar. Fromms Bild des entfremdeten und damit notwendig kranken Menschen, der „sein ganzes Selbst-Gefühl, das Gefühl, ein einzigartiges und nicht wiederholbares Wesen zu sein,“ und damit „das Identitätserleben“ eingebüßt hat,¹⁸³ wird ferner dadurch bereichert, dass er einige der ihm wesentlich erscheinenden Merkmale einer entfremdeten Gesellschaftsordnung herausgreift und sie in weiterer Folge heranzieht, um die Differenz zu einer unentfremdeten Ordnung, welche ihrerseits das individuelle Gefühl der Verwurzelung sehr wohl zulässt, aufzuzeigen. Interessanter Weise handelt es sich um die „Auflösung der primären Bindungen“ an Familie, Sippe, Nation oder Klasse, die Fromm als Kennzeichen entfremdeter Lebensbedingungen ausweist;¹⁸⁴ zudem ist er der Ansicht, die Tendenz zur Vereinzelung mache es zunehmend unmöglich, über ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer personalen Identität zu gelangen. Fromm gibt hierzu an, die im zwischenmenschlichen Bereich wirksam werdende Entfremdung habe „den Verlust jener allgemeinen gesellschaftlichen Bindungen zur Folge, die sowohl die mittelalterliche wie auch die meisten anderen vorkapitalistischen Gesellschaften kennzeichnen,“¹⁸⁵ womit er das Phänomen der Entfremdung mit Lebensbedingungen in Beziehung setzt, die durchaus als „postmodern“ bezeichnet werden könnten. Für uns ist Fromms Charakterisierung der entfremdeten als einer von Fragmentierung und Vereinzelung gekennzeichneten Sozialstruktur insofern bedeutsam, als er zusätzlich davon ausgeht, dass in einer derartigen Gesellschaft lebende Individuen zu einer unter anderem der Selbstreflexion dienenden Wahrnehmungsweise gelangen, die ihrerseits von Entfremdung geprägt ist, entfremdete Verhältnisse vorgibt und letztlich nur ebendiese produzieren kann; wie wir gesehen haben, verdeutlicht Fromm dies anhand psychiatrisch-diagnostischer Beispiele. Unsere Intention, das Konzept der „postmodernen Ordnung“ mit demjenigen eines „von Entfremdung geprägten Wahrnehmungsrasters“ zu assoziieren und infolge ersteres durch letzteres weitgehend zu substituieren, findet so anhand der Ausführungen Fromms Be-

¹⁸¹ Fromm (1980), Band 9, S. 74.

¹⁸² ebd.

¹⁸³ Fromm (1980), Band 4, S. 103.

¹⁸⁴ ebd., S. 139.

¹⁸⁵ ebd., S. 101.

kräftigung. Während Fromms entfremdete Gesellschaft „aus kleinen, einander fremden Partikeln“ besteht, die „durch selbstsüchtige Interessen und durch die Notwendigkeit, von einander Nutzen zu ziehen, zusammengehalten werden,“¹⁸⁶ lassen die Eckdaten der von Fromm als Authentizität ermöglichend und entfremdungsfrei beschriebenen Sozialstruktur erkennen, dass sie als tendenziell „vormoderne“ und vielleicht in Grenzen „moderne“ Ordnung einzustufen sein dürfte. Jedenfalls erscheint sie als ein von der Realisierung der Wirtschaftsform des Kapitalismus’ des zwanzigsten Jahrhunderts weit entferntes Gesellschaftssystem. Den „Industrialisierungsprozess“ erachtet Fromm genauso wie den „Hunger nach Konsumgütern“ und die „neuen Wertbegriffe der Industriegesellschaft“ sowohl als Verursacherprinzipien anwachsener Entfremdung als auch als Indikatoren für das Vorhandensein derselben.¹⁸⁷ Unsere Ausführungen zum Entfremdungsbegriff Fromms beschließend halten wir fest, dass nunmehr die Annahme Fromms ersichtlich geworden sein sollte, im Zuge zunehmender Technologisierung wandelten sich zwangsweise die Wertmaßstäbe und die Urteilskriterien einer Gesellschaft – und mit ihnen der Umgang der Individuen mit sich selbst und auf sozialer Ebene. Wir werden diese Veränderung als einen allmählichen Wechsel des „Wahrnehmungsrasters“ führen.

Wir wollen uns nun dem Psychologen Wilhelm Bitter zuwenden, der anhand des Begriffs der Selbstentfremdung des Menschen die ihm evident erscheinende „Gefahr eines Seelenverlustes“¹⁸⁸ aufzuzeigen versucht, von welcher er annimmt, dass sie eine Folge „der permanenten industriellen Revolution und der dadurch bedingten Gesellschaftskrise“¹⁸⁹ darstelle. Vor allem in der voranschreitenden Automation der Arbeitsprozesse, die zur effizienteren und gründlicheren Erledigung ehemals vom Menschen ausgeführter Tätigkeiten führe, lokalisiert Bitter eine Quelle massiven individuellen Sinnverlusts; so gibt er an, es stelle eine Gewissheit dar, „daß sich die ‚Grundbefindlichkeit‘ des Menschen durch diese stürmisch verlaufende Technisierung fundamental ändern wird, und zwar im Sinne einer zunehmenden Selbstentfremdung.“¹⁹⁰ Bitter weist es daher als seine erklärte Absicht aus, die um sich greifende „Faszination und Verblendung durch die Maschine“¹⁹¹ zu problematisieren, zumal „die Beziehung

¹⁸⁶ ebd.

¹⁸⁷ Fromm schildert den Einfluss der voranschreitenden Industrialisierung auf ein mexikanisches Bauerndorf in Band 3, S. 483 dessen *Gesamtausgabe* detailliert, betrachtet dabei allerdings ein Geschehen, das dezidiert im 20. Jahrhundert abläuft. Dies bestätigt unsere Argumentationslinie insofern, als die entfremdende alternative Ordnung, auf welche die bäuerliche Sozialstruktur trifft, eine ist, die sich – sofern man mit den Termini der „Vormoderne“ etc. operieren wollte, als „postmoderne“ ausweisen müsste.

¹⁸⁸ Bitter (1973), S. 14.

¹⁸⁹ ebd., S. 13f.

¹⁹⁰ ebd., S. 133.

¹⁹¹ ebd., S. 140.

zwischen der Automation und dem Menschen, unter Berücksichtigung der polaren Tendenzen der Selbstentfremdung und der Selbstverwirklichung¹⁹² nur selten untersucht worden sei. Dass Bitter hierbei davon ausgeht, die Arbeit des Menschen komme im Idealfall der eigenen Selbstrealisation zugute, signalisiert im Umkehrschluss bereits die Nähe des seinerseits verwendeten Entfremdungsbegriffs zur den diesbezüglichen Fassungen Hegels und vor allem Marxens. Noch deutlicher wird dies dann, wenn Bitter ausführt, es sei zu den „schädlichen Auswirkungen sinnentleerter Arbeit“ zu zählen, dass dem Einzelnen jede „Selbstentfaltung“ verwehrt bleibe, was wiederum physische wie psychische Krankheit nach sich ziehen könne, denn „wer keinerlei Kontakt mit dem Ergebnis seiner Arbeit hat, kann die Arbeitsstätte nicht mit dem Bewußtsein verlassen, sich befriedigend verausgabt zu haben.“¹⁹³ Ein zentrales, mit dem Problem der so verstandenen Entfremdung verbundenes Thema ist für Bitter der in vielerlei Hinsicht auftretende Verlust sinnerfüllter Lebensinhalte; er diagnostiziert zunächst unter Bezugnahme auf Wilhelm Röpke einen verbreiteten Mangel an seelischem Gleichgewicht, und konstatiert, dieser korrespondiere im Wesentlichen mit der unzureichenden Anerkennung lebenswichtiger, sinnstiftender und Kultur wahrer gesellschaftlicher Instanzen.¹⁹⁴ Als ein Beispiel für die zahlreichen Manifestationspunkte dieser Entwicklung nennt er in Folge das Gebiet der Medizin, wo die Gefahr bestehe, dass sich der Arzt „bei der Diagnose und Therapie zu stark auf das vom Computer gelieferte Material“ verlasse und damit seiner eigentlichen ärztlichen Verantwortung nicht mehr gerecht werde, da der Patient hierdurch „zu einem anonymen, seelenlosen Objekt“ gerate.¹⁹⁵ Ebenfalls betroffen seien die Universitäten, da künftig der Einsatz automatisierter „Lernmaschinen“ denkbar werde, wodurch die pädagogische Vorbildfunktion des Lehrenden abhanden komme; das Phänomen der Entfremdung mache zudem auch vor der Kunst nicht halt, da bereits „Worte und Töne durch Computer zu Dichtungen und Kompositionen verarbeitet“ würden.¹⁹⁶ Die künstlerische Produktion werde im Allgemeinen „zunehmend durch rational-mathematische Methoden bestimmt“ und dadurch „mehr und mehr entsinnlicht;“ diese Tendenz sei insofern besonders problematisch, als die Kunst damit ihrer ursprünglichen, „in allen Krisenepochen“ wahrgenommenen Rolle, den „Zeitgeist zu kompensieren“ und damit den Einzelnen zu entlasten, nicht länger Rechnung trage, sondern vielmehr der Selbstentfremdung des Menschen weiter zuarbeite.¹⁹⁷ Da wir den diskursiven Topos der Entfremdung im Rahmen dieser Arbeit als Indikator für ein von Fragmentie-

¹⁹² ebd., S. 133.

¹⁹³ ebd., S. 146.

¹⁹⁴ vgl. ebd., S. 140.

¹⁹⁵ ebd., S. 140f.

¹⁹⁶ vgl. ebd., S. 141.

¹⁹⁷ ebd.

rung und kaum realisierbarer biographischer Sinnerfülltheit gekennzeichnetes Wahrnehmungsraster heranziehen wollen, streichen wir als interessant heraus, dass Bitter das seinerseits thematisierte Phänomen der Entfremdung in den Kontext einer gesellschaftlichen Gesamtentwicklung einbettet, die von diversen Auflösungs- und Vereinzelungsprinzipien geprägt ist. So geht er etwa von einer „psychischen Gespaltenheit“ und einer „religiösen Entwurzelung“ aus, von denen er angibt, sie seien lediglich Repräsentanten einer sämtliche Lebensbereiche durchziehenden Spaltung;¹⁹⁸ ferner hält er fest, der entfremdete Einzelne büße zwangsweise „seine innere Harmonie“ ein, da selbiger „in der Tiefe gestört, selbstunsicher, kontaktschwach“ und „von pathologischer Angst und Vereinsamung bedroht“ sei. Die Einheit der Familie sei „gefährdet und unterliegt Auflösungstendenzen;“ zudem habe man verabsäumt, „der Jugend Leitbilder zu vermitteln und innere Werte aufzuzeigen.“¹⁹⁹ Das Bild, das Bitter von seiner entfremdeten und Entfremdung verursachenden Gesellschaft zeichnet, ist eines, welches ohne gültige und verbindliche Ordnungsprinzipien auskommen muss; der Einzelne erscheint als seelenloses und insofern sinnentleertes Wesen, das wohl kaum Nutzen aus einer aus mehr oder weniger beliebig zusammen gewürfelten Versatzstücken bestehenden Biographie ziehen könnte. Unter derartigen Lebensbedingungen – beziehungsweise in der Optik eines derartigen, der Selbstreflexion des Einzelnen dienenden Wahrnehmungsrasters – muss ein Identitätsbildungsprozess im Sinne Eriksons, der stets vor dem Hintergrund einer seitens des betreffenden Menschen als persönliche Zielsetzung angenommenen biographischen Sinnbestimmtheit abzulaufen hätte, in ähnlicher Weise als unrealisierbar erscheinen wie auch die Vorstellung, jemals zu einem Gefühl tiefer Verwurzelung gelangen oder eine Harmonie zwischen Beruflichem und Privatem erreichen zu können. Dieser Kontrast – wie auch die Differenz zwischen den in der Schilderung Bitters umrissenen sozialen Verhältnissen und den von Erikson als zur Identitätsbildung nötig eingemahnten – wird etwa daran deutlich, dass Bitter von Versäumnissen gegenüber der Jungen hinsichtlich der Distribution verbindlicher Werte spricht, während die Sozialordnung Eriksons dezidiert von „gesellschaftlichen Werten, die die Identität lenken,²⁰⁰“ ausgeht, für deren Vorhandensein und Vermittlung jede Generation wieder neu Verantwortung trägt, um so der Jugend ein „Erziehungssystem“ zu bieten, „das es versteht, solche Werte und Ziele zu vermitteln, die entschieden über bloßes ‚Funktionieren‘ [...] hinausreichen,²⁰¹“ was exakt das gegenteilige Ergebnis der schieren Mutation des Einzelnen zum maschinenhaften seelenlosen Objekt, die Bitter vorsieht, nahe legt.

¹⁹⁸ vgl. ebd., S. 14.

¹⁹⁹ ebd.

²⁰⁰ Erikson (1973), S. 113.

²⁰¹ ebd., S. 114.

Wir wollen die Differenz, die anhand des Vergleichs dieser beiden sehr unterschiedliche Lebensbedingungen implizierenden Gesellschaftssysteme auftritt, als eine zweier verschiedenartig gelagerter Wahrnehmungsraster ansehen.

Arno Gruen beschreibt in seiner Schrift „Der Fremde in uns“ anhand des Entfremdungsbegriffs ein komplexes psychologisches Phänomen, von dem ausgehend er zu gesellschaftskritischen Überlegungen gelangt. Als Ansatzpunkt seiner Argumentation zieht Gruen die seines Erachtens für den Menschen konstitutive Empathiefähigkeit heran, welche er unter den Bedingungen verbreiteter emotionaler Selbstentfremdung Gefahr laufen sieht weitgehend zu verkümmern. Gruen bestimmt seinen Begriff der Entfremdung zunächst dahingehend, dass dieser eine jeweils seitens des Einzelnen vorgenommene Projektion unerwünschter Eigenschaften und Vorstellungsinhalte auf eine außerhalb der eigenen Person liegende Instanz erfassen möge, wobei Gruen sowohl ganze Volksgruppen als mögliche Projektionsflächen anführt wie er es auch als großes Problem einstuft, dass „in westlichen Kulturen auch heute noch [...] eine natürliche Feindschaft zwischen Säugling und Eltern“ angenommen werde.²⁰² Bei letzterer Konstellation geht Gruen davon aus, dass die fraglichen Eltern im Glauben seien, ihr Kind dem elterlichen Willen und den gängigen Richtlinien und Praktiken der jeweiligen Kultur „unterwerfen“ zu müssen; als Beispiele hierfür nennt er einerseits die „Erziehungsmethode des Dritten Reiches“ und zitiert aus einer Rede Hitlers, in welcher dieser gesagt habe, jedes Kind sei als eine Schlacht aufzufassen,²⁰³ wie er auch andererseits konstatiert, selbst Freud sei „noch in dieser Ideologie gefangen“ gewesen und habe „trotz all seiner revolutionärer Ideen“ an der „Vorstellung vom ‚unvermeidlichen‘ Kampf zwischen Eltern und Kind“ festgehalten.²⁰⁴ Da Gruen den Heranwachsenden somit als bereits frühzeitig dem Mechanismus der Projektion ausgesetzt sieht und ihm zuschreibt, sich selbst zwar als unrechtmäßiger Träger unerwünschter elterlicher Vorstellungen zu erfahren, gleichzeitig aber mit seinen Eltern und ihren Praktiken identifiziert zu sein, gelangt er zur Schlussfolgerung, der Einzelne übernehme im Verlauf der Kindheit die entfremdende Lebensweise seiner Bezugspersonen, welche sich wiederum an den gesellschaftlichen Konventionen orientierte, sodass der Beginn der inneren Entfremdung des Einzelnen „schon mit der Geburt (oder früher)“²⁰⁵ anzusetzen sei; das Phänomen der auf der Projektion unerwünschter Vorstellungsinhalte basierenden Entfremdung wird daher nicht nur zu einem der rückwirkenden Selbstentfremdung des Einzelnen, sondern auch als sozial determinierter und hier sogar erwünschter Mechanismus fassbar.

²⁰² Gruen (2002), S. 20f.

²⁰³ vgl. ebd., S. 20f.

²⁰⁴ ebd., S. 21.

²⁰⁵ ebd., S. 53.

Gruen fasst das Resultat der individuellen und sozialen Komponenten mit den Worten zusammen, der Prozess, „durch den das Eigene zum Fremden wird, verhindert also, daß Menschen sich menschlich begegnen – mit Anteilnahme, Einfühlungsvermögen und gegenseitigem Verstehen.“²⁰⁶ Die Entfremdung werde so zur Grundlage zwischenmenschlicher Beziehungen, müsse aber auch als wesentlicher Teil der Erziehungssysteme „aller sogenannter Hochkulturen“ gelten, woraus sich eine universelle „freiwillige Knechtschaft“ des Einzelnen unter ein diesem kaum greifbares System ergebe;²⁰⁷ diese Verknechtung bewirke, dass „dem Menschen tiefe Verletzungen zugefügt“ würden, dieser könne „sie jedoch nicht wahrnehmen,“ da sich „der lebenslange Versuch,“ den der inneren Entfremdung geschuldeten Teilen der eigenen Persönlichkeit habhaft zu werden, nur dadurch kompensieren lasse, „daß wir andere zum Opfer machen, um sie dann für den Schmerz, den wir nicht haben dürfen, und das Opfer, das wir nicht sein dürfen, zu bestrafen.“²⁰⁸ Wenn Gruen in seinen Ausführungen von einer Entfremdung zeitigenden „Verknechtung“ des Menschen spricht, wird eben daran die von den Theorien Hegels und Marxens herrührende Abstammung des Gruen’schen Entfremdungsbegriffs bereits schemenhaft erkenntlich;²⁰⁹ wie auch die im Frühwerk Marxens anzutreffende Begriffsprägung ist diejenige Gruens bestrebt, eine sozial verursachte, zugleich aber im Einzelnen selbst wirksam werdende Problematik zu erfassen. In Anlehnung an die Marx’sche Darstellung sieht Gruen in der Zerstückelung der Arbeit in einzelne Teilabläufe nicht nur eine Manifestationsform gesellschaftlich verordneter Selbstentfremdung, sondern eine Versinnbildlichung des Umgangs mit dem Menschen selbst; er gibt an, „die auf vielen Ebenen bestehende Arbeitsteilung in unserer Kultur spiegelt eine Tendenz wider, den Menschen zu fragmentieren.“²¹⁰ Letzterer müsse jedoch stets in seiner Gesamtheit untersucht werden, weshalb sich die Frage aufdränge, „welchen Teil unseres Menschseins wir verloren haben, und auf welche Weise wir diesen Teil unserer selbst wieder finden können.“²¹¹ Im weiteren Verlauf der Ausführungen Gruens fördert dieser ein zunehmendes „Bewußtwerden des Schmerzes“²¹² als einzig denkbare Lösung aus dem seinerseits diagnostizierten Dilemma zutage, wobei er detailliert aufzeigt, inwieweit es die Phänomene der Entfremdung und der Zerstückelung dem Einzelnen erschweren, zur Gesamtheit der eigenen Persönlichkeit einen un-

²⁰⁶ ebd., S. 20.

²⁰⁷ ebd., S. 53.

²⁰⁸ ebd., S. 58.

²⁰⁹ vgl. Hegels Darstellung des Verhältnisses von Herrschaft und Knechtschaft; in: Hegel (1999), Band 2, S. 109ff.

²¹⁰ Gruen (2002), S. 56.

²¹¹ ebd., S. 56.

²¹² ebd., S. 216.

mittelbaren Bezug herzustellen und sich infolge als Ganzheit zu erleben. Ferner weist er auf „mehrere empirische Untersuchungen“ hin, welche als zusätzlichen Problemkreis einen verbreiteten „Mangel an Liebe von Eltern für ihr Kind“ nahe legen,²¹³ und gibt zu bedenken, die in der Konsequenz um sich greifende „Nicht-Liebe bildet die Basis der Entfremdung vom Eigenen, und deshalb bestimmt sie, wie viele Menschen ohne eigene Identität es gibt.“²¹⁴ Gruen ergänzt, die in ihrer Entstehung auf elterliche Liebe und gesellschaftlich akzeptierte Zärtlichkeit angewiesene individuelle Identität diene ihrem Inhaber als ein Bollwerk gegen Angstgefühle; ihr eventuelles Fehlen werde darin sichtbar, „daß eine Person ohne eigene Identität einen viel größeren inneren Aufruhr durchlebt als Menschen, denen eine wirkliche Identität die Möglichkeit gibt, mit eigenen Ängsten verantwortlich umzugehen.“²¹⁵ Dass der von Gruen beschriebene Teufelskreis zwar zur Produktion und Reproduktion von Angst und Nicht-Liebe, jedoch kaum zur Möglichkeit der Heranbildung personaler Identität führt, liegt auf der Hand, zumal Gruen sein Verständnis des Identitätsbegriffs dahingehend ausweist, „eine grundlegende Konstellation von immanenten Persönlichkeitsmerkmalen“²¹⁶ zu bedeuten, was unter instabilen, von Fragmentierung gekennzeichneten Lebensbedingungen als regelrechte Utopie erscheinen muss. Wir wollen nun unsere Betrachtung auf den Umstand richten, dass die Identitätsbildung verunmöglichende Gesellschaft Gruens derjenigen sozialen Ordnung, welche Erikson als Grundlage für die Entstehung individueller Identität annimmt, diametral entgegengesetzt ist. Dies zeigt sich etwa daran, dass Gruen im Falle seiner Entfremdung verursachenden Konstellation nur von einer „Identitätslosigkeit“ sprechen kann, die er wiederum mit individuellen Desintegrationsprinzipien und „gesellschaftlichem Zerfall“ assoziiert,²¹⁷ während Erikson hingegen einen „einen stillschweigenden gegenseitigen Vertrag zwischen Individuum und der Gesellschaft“ annimmt,²¹⁸ der es dem Einzelnen erlauben soll, sich selbst seiner Anlagen gemäß zu entfalten und sich infolge als produktives Mitglied in das mit ihm interagierende soziale Gefüge einzubringen. So kann Gruen die Darstellung Eriksons, welche dem Individuum eine Rolle zuschreibt, in welcher dieses sich weniger mit umfassender Fragmentierung als mit dem Entwicklungsziel persönlicher Vollständigkeit zu beschäftigen hat,²¹⁹ nur als mahnende Instanz anführen.²²⁰ Bemerkenswerter Weise bezieht sich Gruen

²¹³ ebd., S. 162.

²¹⁴ ebd.

²¹⁵ ebd., S. 161.

²¹⁶ ebd., S. 27.

²¹⁷ ebd., S. 163.

²¹⁸ Erikson (1980), S. 169.

²¹⁹ vgl. etwa ebd., S. 83; oder ebd., S. 137.

²²⁰ vgl. Gruen (2002), S. 163.

ausgehend von der Feststellung, Liebe sei der eigentliche „Nährboden für unsere Geschichte, die individuelle genauso wie die gesellschaftliche,“²²¹ auf die Ausführungen Eriksons, als deren Teil wir bereits die für eine Konstruktion biographischer Erzählungen wesentlichen Begriffe der Identität und der Krise ausgewiesen haben; die Möglichkeit der Etablierung einer persönlichen, von innerer Bestimmtheit zeugenden Biographie tritt somit als Indikator für eine Ordnung in Erscheinung, welche eine persönliche Ganzheit zulassende individuelle Selbstwahrnehmung durchaus vorsieht, während der Indikator der Entfremdung von einem gegenteilig gelagerten Referenzsystem zeugt, das dem Einzelnen eine von zahlreichen Brüchen ohne wesentlichen Sinnzusammenhang gezeichnete Existenz zuschreibt. Unsere Darstellung des Zugangs Gruens zum Topos der Entfremdung beschließend fassen wir zusammen, dass dieser sowohl die Herkunft des Entfremdungsbegriffs aufzuzeigen vermag, wie er auch antizipiert, in welcher Form uns das Problem der Entfremdung, sofern es als integraler Bestandteil einer das subjektive Erleben des Einzelnen thematisierenden Theorie fungiert, als ein Indikator dafür dienen soll, dass sein jeweiliges kontextuelles Umfeld dem Geltungsanspruch einer von Fragmentierung gekennzeichneten, selbstbezüglichen menschlichen Wahrnehmungsweise zuarbeiten dürfte.

Erikson zieht den Begriff der Entfremdung zur Charakterisierung unterschiedlicher Phänomene heran, deren primäre Gemeinsamkeit darin besteht, eine innere Gespaltenheit des Einzelnen zu signalisieren; der hauptsächliche Einsatzzweck der Begriffsverwendung Eriksons ist jedoch derjenige, eine aus dem menschlichen Entwicklungsprozess herrührende, aufgrund ihrer negativen Färbung aber weitgehend unbewusst bleibende Kontingenzerfahrung zu erfassen. Erikson unterteilt den Wachstums- und Reifungsprozess des idealtypischen Menschen in acht Stufen, schreibt allerdings lediglich den ersten drei Stadien eine tragende Rolle hinsichtlich einer den Einzelnen prägenden Konfrontation mit Zuständen der Entfremdung zu; hierbei zieht jede dieser frühen Entwicklungsphasen eine charakteristische Qualität des Entfremdungsgefühls nach sich, welche stets von den dieser Phase immanenten Kernthemen bestimmt wird. Erikson geht dementsprechend von der Annahme aus, die „inneren Entfremdungsvorgänge“ seien als solche „in der Ontogenese des Menschen wesenhaft enthalten,“ so dass emotionale Zustände „der Entwurzelung, des Verlassenseins und der Vereinsamung beim Erwachsenen nur wiederklingen lassen, was er ‚von fern aus der Vergangenheit‘ her schon kennt.“²²² So gibt Erikson an, es handle sich insofern um eine Tatsache, dass „der Mensch bei jedem Schritt seiner Entwicklung als abgegrenzte Person dazu neigt, sich inner-

²²¹ ebd.

²²² Erikson (1966), S. 92; [„wiederklingen“: sic]

lich entwurzelt zu fühlen,²²³ als sich im Verlauf jedes Entwicklungsschritts trotz der etwaigen erfolgreichen Bewältigung der in diesem enthaltenen Herausforderungen „mit dem Gewährwerden neuer Abhängigkeiten und neuer Vertrautheiten“²²⁴ auch das spezifische Gefühl einer abgründigen Entfremdung „von sich selbst und von anderen – [...], die das Los des Menschen ist,“²²⁵ einstelle; jedes der frühen Stadien mache daher neben der Aneignung der jeweils zu erlangenden Fähigkeiten eine zusätzliche „rituelle Beschwichtigung seiner speziellen Entfremdung“²²⁶ nötig. Da wir die ausschlaggebenden Themen der einzelnen Entwicklungsstadien des Erikson’schen Modells samt der in diesen angelegten Krisensituationen bereits eingehend behandelt haben, wollen wir im Folgenden lediglich in gestraffter Form auf die seitens Eriksons umrissenen Konstellationen eingehen, anhand derer eine die Persönlichkeit des Einzelnen prägende Begegnung mit existenzieller Selbstentfremdung zum Gegenstand wird. Zum ersten Entwicklungsstadium gibt Erikson an, es sei unabwendbar, dass das Kind, welches kaum erst gelernt habe, das ihm vertraute Gesicht seiner primären Bezugsperson als solches wieder zu erkennen, die Feststellung mache, nicht beachtet und so eines fremd anmutenden Gesichts gewahr zu werden, „das keine Antwort lächelt,“²²⁷ sondernd sich abwende und sich verdüstere; dabei nehme der Säugling fälschlich an, „daß er die Ursache dafür ist, daß das Gesicht sich abwendet, das sich doch nur zufällig irgendwohin wendet“ und beginne infolge „zu fremdeln.“²²⁸ Im späteren Leben gebe es dann zahlreiche, auf dieser Ersterfahrung aufsetzende „Augenblicke, wo der Mensch fühlt, daß er weder kennt, noch gekannt wird, daß er weder ein Gesicht hat, noch eines wiedererkennt;“²²⁹ diese Emotion, die als Verlust der eigenen Wurzeln empfunden werde, trete beispielsweise im Zuge des Verlassens der Heimat wie auch in extremer Form bei psychotischen Anfällen auf und impliziere für den Einzelnen eine „unentrinnbare Entfremdung [...] – nämlich ein Gefühl drohender Trennung von seinem Urgrund, eines möglichen Verlusts aller Hoffnung und die Unsicherheit, ob das verdunkelte Antlitz sich wieder in Erkennen und Liebe erhellen wird.“²³⁰ Als Konstituenten für die dem zweiten Stadium immanenten Momente akut auftretender Entfremdung nennt Erikson „Augenblicke der Mißbilligung und der Beschämung,“ und gibt an, diese stellten sich in Situationen ein, in denen sich der Heranwachsende in einer ihm peinlichen Weise exponiert

²²³ ebd., S. 93.

²²⁴ Erikson (1980), S. 106.

²²⁵ Erikson (1966), S. 142.

²²⁶ Erikson (1980), S. 106.

²²⁷ Erikson (1966), S. 93.

²²⁸ ebd.

²²⁹ ebd.

²³⁰ ebd., S. 142.

habe;²³¹ wenn das Kind „tadelnd angesehen wird und zornig errötet,“ dann habe dies zur Folge, dass es nicht so recht wisse, ob es sich mehr über seine eigenen missglückten Autonomiebestrebungen oder „die feindseligen Zuschauer“ ärgere.²³² Konstellationen wie diese bewirkten eine „zweite Entwurzelung, das Gewährwerden eines preisgebenden Selbst, durch das der Mensch ein Außenseiter zu sich selbst wird;“²³³ von nun an sei der Einzelne niemals mehr in der Lage, seine eigene Person ohne ein Bewusstsein ihrer im Raum stehenden, implikationsreichen Äußerlichkeit zu betrachten. Die Entfremdungsproblematik der dritten Entwicklungsstufe behandelt Erikson lediglich in Ansätzen; er konstatiert, der Prozess der Gewissenbildung verschaffe dem Einzelnen nicht nur die Möglichkeit, zu einem „Gefühl der Definition und Klarheit“ zu gelangen, welches die Bestrebungen des Betreffenden in eine fruchtbare Richtung zu lenken vermöchten, sondern mache den Menschen auch „zu seinem eigenen inneren und, schlimmer noch, oft unbewußten Richter.“²³⁴ Das Resultat sei häufig, dass „Hemmungen und Verdrängungen“ entstünden; selbige „ließen sich in Begriffen der Entfremdung ausdrücken, denn sie sind imstande, die intimsten Wünsche und Erinnerungen des Menschen in fremdes Gebiet zu verwandeln“ und zählten daher zu den multiplen „unentrinnbaren inneren Spaltungen, die sich vollziehen, während der von seiner biologischen Nabelschnur befreite Mensch seinen Platz im Universum findet.“²³⁵ Während Erikson somit den Topos der Selbstentfremdung des Einzelnen sehr wohl aufgreift und die Quelle der Problematik als im Menschen selbst liegend beschreibt, unterscheidet sich seine Darstellung des Sachverhalts doch deutlich von denjenigen der unsererseits bereits behandelten Autoren; im Gegensatz zu den Ausführungen Fromms, Bitters oder Gruens, die stets von einem gesellschaftlichen Verursacherprinzip ausgehen, welches das menschliche Individuum zu entstellen und von seinem Wesen zu entfernen intendiert, erkennt Erikson den anderorts anhand des Entfremdungsbegriffs abgehandelten Problemfeldern nur wenig tatsächliche Relevanz zu. Eine jüngere gesellschaftliche Entwicklung, welche den Einzelnen in eine diesen schädigende Richtung drängte, erscheint Erikson als nur wenig evident; er gibt an, vielmehr den Eindruck gewonnen zu haben, „als wäre der Mensch immer sowohl seiner Natur wie seiner inneren Welt entfremdet gewesen und als habe er immer den Versuch gemacht, seine unmögliche Situation so zu gestalten, daß er in ihr leben und produktiv sein konnte.“²³⁶ Es ist wohl als Bezugnahme auf die oben genannten anderwärtigen Zugänge zur Entfremdungsproblematik zu verstehen, wenn

²³¹ ebd., S. 93.

²³² ebd., S. 93f.

²³³ ebd., S. 94.

²³⁴ ebd.

²³⁵ ebd.

²³⁶ ebd.

Erikson im Weiteren festhält, es gebe seiner Ansicht nach keinerlei Grund zur Annahme, „daß eine technologische Welt als solche die inneren Hilfsquellen der Anpassung schwächen müßte,“ da guter Wille, Einfallsreichtum und Solidarität durchaus das Gegenteil bewirken könnten;²³⁷ tatsächlich müsse in ähnlicher Weise wie der heutige Mensch auch der Raubmensch als seiner selbst entfremdet angesehen werden, da dieser in einer magischen Welt lebe und beispielsweise an seine erhoffte Beute tränenreiche Gebete richte. Er, Erikson, sei jedenfalls „nie imstande gewesen, die Behauptung zu akzeptieren, daß der Mensch in der merkantilen Kultur oder in der Ackerbaukultur oder selbst in der Buchkultur im Prinzip weniger ‚entfremdet‘ gewesen sein soll, wie er es in der Technologie ist;“²³⁸ er vermute hingegen, dass es „unsere eigene retrospektive Romantik“²³⁹ sowie „oberflächliches Reisen“²⁴⁰ seien, die dazu führten, alternative Lebensumgebungen und damit „die innere Sicherheit und die äußere Verlässlichkeit verflossener Zeiten und fremder Länder und ihrer Zustände“²⁴¹ zu überschätzen. Es sind offenkundig nicht reale Tatbestände, die Erikson als anhand der Theorien und Diskurse, welche die Entfremdung des Einzelnen angesichts zunehmender Industrialisierung und Technologisierung thematisieren, erfasst sieht; allerdings nimmt er das ihm als verbreitete Praxis erscheinende Problematisieren eben dieses Topos selbst insofern durchaus ernst, als er in ihm eine ideologiebasierte „Suche nach den Wurzeln“ erkennt, „die in den merkantilen und industriellen Zeitaltern immer neue Formen angenommen“ habe.²⁴² Da er Zustände individuell erfahrener Selbstentfremdung nicht als Symptome maligner Gesellschaftsstrukturen, sondern als Aktualisierungen in der Entwicklung des Menschen notwendig angelegter Erfahrungspotentiale interpretiert, beschäftigt ihn nicht etwa die Frage nach den etwaigen Ursachen einer als faktisch angenommenen Zunahme menschlicher Entfremdung; vielmehr versucht er, eine Analyse der kulturellen Funktion anzustellen, welche der seines Erachtens sehr wohl evidenten ansteigenden Tendenz, eine Zunahme der Entfremdung zu postulieren, zukommen könnte. Während Erikson somit Teile der Grundlagen anderer Entfremdungstheorien als „Utopie“ abtut,²⁴³ räumt er ein, die „Möglichkeit einer echten Polarisierung zwischen der neuen spezialisiert-technologischen Identität und der universalistisch-humanistischen“ müsse „aus dem einfachen Grund zugestanden werden, daß solch eine Polarisierung das Kennzeichen der

²³⁷ ebd., S. 95.

²³⁸ Erikson (1980), S. 28.

²³⁹ ebd.

²⁴⁰ Erikson (1966), S. 94.

²⁴¹ ebd.; [„innere Sicherheit“: sic]

²⁴² ebd., S. 96.

²⁴³ vgl. Erikson (1980), S. 34.

Gesamt-Identität einer Periode“ sei,²⁴⁴ womit er es als Charakteristikum einer historischen, sich künftig wohl als zeitlich beschränkt herausstellenden Periode ausweist, dass man sich als ob der umfangreichen technologischen Veränderungen seinem eigentlichen Wesen entfremdet zu leben wähnte; der Topos der individuellen Entfremdung aufgrund einer um sich greifenden Industrialisierung und Technologisierung tritt dementsprechend nicht als Darstellung faktischer Lebensbedingungen, sondern als vorherrschende kollektive Vorstellung eines bestimmten Abschnitts der abendländischen Menschheitsentwicklung in Erscheinung. Die Kernfunktion zahlreicher Entfremdungsdiskurse seiner Zeit sieht Erikson in ihrer impliziten Absicht, den Einzelnen auf einen kollektiven Mangel an menschlichem Identitätsgefühl hinzuweisen, ihn mit diesem Manko in Berührung zu bringen und ihm auf diese Weise wenigstens zu einer Art negativer Identität zu verhelfen. Erikson stellt hierzu fest, es gebe „geschichtliche Perioden, die Identitäts-Vacua sind, wo ein plötzliches Entfremdungsgefühl sich ausbreitet.“²⁴⁵ Als Grund für die zu seiner Lebenszeit geballt auftretende Thematisierung der Entfremdungsthematik gibt Erikson an, der Gegenwart sei wie auch der Zeit Luthers eine Entfremdung zu Eigen, „die sich aus korrespondierenden Elementen zusammensetzt: Furcht, die durch Entdeckungen und Erfindungen erregt ist [...], die die raum-zeitliche Qualität des Weltbilds radikal erweitern und verändern; innere Ängste, die durch den Verfall bestehender Institutionen vertieft werden [...]; der Schrecken vor einem existenziellen Vakuum.“²⁴⁶ Die resultierende Verunsicherung mache es nötig „abzugrenzen, was man nicht ist, und zu verwerfen, was als fremde Gefahr für die eigene Identität empfunden wird,“²⁴⁷ gerade weil sich eben diese Identität in einer Krise befinde; Individuen, welche in einer von einer Veränderung des Weltbilds gekennzeichneten Periode lebten, hielten diese Abgrenzungsbestrebungen, welche im konkreten Fall ihrerseits Entfremdung diagnostizierten, „für ihr historisches Selbst.“²⁴⁸ Erikson positioniert die Problematik der Entfremdung somit insgesamt in zwei unterschiedliche Kontexte und gliedert sie im Zuge dessen nahtlos in die Gesamtheit des eigenen Theoriegebäudes ein; hierbei nimmt die Entfremdung einmal die Rolle eines „dunklen“ Anteils der individuellen Persönlichkeitsentwicklung, einmal diejenige einer Komponente des Weltbilds einer bestimmten historischen Periode ein. In beiden Konstellationen erweist sich Eriksons Entfremdungsbegriff als von denjenigen anderer psychoanalytischer Autoren grundsätzlich verschieden, da er im ersten Fall eine menschlich-ontogenetische, im zweiten eine soziologisch-

²⁴⁴ ebd.

²⁴⁵ Erikson (1966), S. 186.

²⁴⁶ ebd.

²⁴⁷ ebd., S. 186f.

²⁴⁸ ebd., S. 186.

relativistische Färbung annimmt. Dass sich eine – etwa im Sinne Bitters oder Gruens verstandene – Entfremdung gegenüber einem Denken, welches auf die Möglichkeit ganzheitlicher Identitätsbildung ausgerichtet ist, sperren muss, ist nur als konsequent anzusehen, da sie stets als Kennzeichen einer Lebensumgebung geführt wird, in der eine auf Ganzheit ausgerichtete personale Identität als mehr als fragwürdig erscheint. Wir wollen nun herausstreichen, was wir an der Einschätzung Eriksons hinsichtlich der Selbstentfremdung des Einzelnen für besonders bemerkenswert halten, wobei wir vor allem auf seine soziologisch-relativistischen Überlegungen eingehen möchten. Zunächst ist hier der Umstand zu nennen, dass Erikson von einem „Weltbild“ spricht, da er anhand dieses Terminus’ das Problem der Entfremdung zu einem Teil eines der Selbstreflexion dienenden menschlichen Wahrnehmungsrasters macht. Unsere Intention, den Topos der Entfremdung im weiteren Verlauf dieser Arbeit als einen Indikator für ein von Fragmentierung gekennzeichnetes Wahrnehmungsraster heranzuziehen, wird anhand der Ausführungen Eriksons zusätzlich dadurch gestützt, dass dieser in der verbreiteten Problematisierung einer postulierten Zunahme menschlicher Selbstentfremdung ein Anzeichen für einen kollektiven Mangel an Identitätsgefühl erkennt; denn die dieser Diagnose vorgeschobene Verlagerung der Problemstellung auf eine interpretative Ebene legt nahe, dass ein Identitätsbildungsprozess im Erikson’schen Sinne innerhalb eines Wahrnehmungsrasters, welches entfremdete Lebensumstände als konstitutiv annimmt, als wenigstens stark erschwert gelten muss. Dass wir beabsichtigen, zwei unterschiedlich geartete Wahrnehmungsraster festzumachen, deren erstes eine Identitätsbildung im Sinne Eriksons zulässt, während das zweite aufgrund der in ihr angelegten und von ihr geforderten Entfremdung eine solche weitgehend verunmöglicht, haben wir mehrfach angekündigt; obgleich wir weite Teile der Darstellung dieser Überlegung bereits antizipiert haben, wollen wir diese nun explizit durchführen.

3.2 Der Einzelne in der Optik wechselnder Betrachtungsmodi

Wir haben nun das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis des Entfremdungsbegriffs geklärt und unsere Absicht ausgewiesen, zwischen zwei unterschiedlich gelagerten „Wahrnehmungsrastern“ zu unterscheiden, welche sich stets auf die Qualität der Selbstbetrachtung des Einzelnen auswirken. Während das erste der beiden Raster das „moderne“ Gedankengut Eriksons samt der Konzeption personaler Identität, welche einen individuellen, in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen sozialen Umfeld realisierten Selbstentfaltungsprozess meint, zulässt, ist das zweite, „postmoderne“ Wahrnehmungsraster als von einer starken Ten-

denz, der Selbstwahrnehmung des Einzelnen einen fragmentierenden Charakter nahe zu legen, unterfüttert zu denken – wie es auch von einer Diversifizierung derjenigen Theorien und Diskurse, welche die Selbstentfremdung des Menschen thematisieren, gekennzeichnet ist. Das Problem, oder vielmehr das mannigfaltige Problematisieren der Entfremdung des Einzelnen soll uns im Verlauf dieser Arbeit insofern als Indikator für eine Vorherrschaft des zweiten Wahrnehmungsrasters dienen, als wir uns hierfür nicht auf die schwer zu bestimmenden Begriffe der Moderne und der Postmoderne verlassen wollen; wenn wir im Folgenden anhand der Überlegungen Stuart Halls die Charakteristika der zwei uns vorschwebenden Wahrnehmungsraster präzisieren und die Rolle aufzeigen wollen, welche dem Einzelnen innerhalb ihres jeweiligen Wirkungsbereichs zugedacht wird, so wird die Unschärfe der genannten Begriffe zwar ein weiteres Mal in Erscheinung treten, zugleich aber durch den Umstand minimiert werden, dass wir in der Lage sein sollten, auf die unsererseits mittels des Entfremdungsbegriffs eingeführte zusätzliche Distinktion Bezug zu nehmen. Die Differenz zwischen den von uns angenommenen Wahrnehmungsrastern entspricht im Wesentlichen derjenigen, die Hall anhand seiner Skizzierung der „Geburt“ und des Todes „des modernen Subjekts“ zu erfassen sucht.²⁴⁹ Wir wollen daher zunächst auf Halls Charakterisierung der Rolle des Individuums unter „modernen“ Lebensbedingungen eingehen und damit simultan dasjenige Raster beschreiben, welches Identitätsbildung im Sinne Eriksons ermöglicht; infolge soll der Übergang zu einer „postmodernen“ Ordnung, welche bei Hall auch unter der Bezeichnung einer „spätmodernen“ Ordnung firmiert, und damit diejenige Verschiebung theoretisch begründet werden, die mit einem allmählichen Wechsel hin zu unserem zweiten Raster in Verbindung steht. Dieses zweite, vielgestaltige Selbstentfremdungsmodi vorsehende Wahrnehmungsraster soll abschließend in seiner Funktion, der Selbstbetrachtung des Individuums ein von Fragmentierungstendenzen geprägtes Muster nahe zu legen, dargestellt werden und in die Frage überleiten, welche Existenzberechtigung und welchen Zweck unter diesen Bedingungen eine zu Brüchigkeit neigende biographische Erzählung noch einnehmen kann.

Hall nennt die durch René Descartes und John Locke gesetzten Impulse als ausschlaggebend dafür, dass es im achtzehnten Jahrhundert erstmals möglich geworden sei, „sich die großen Prozesse des modernen Lebens um das individuelle Subjekt der Vernunft herum zentriert vorzustellen“;²⁵⁰ er ergänzt, die soziale Entsprechung zu dieser gedanklichen Neuausrichtung der Bedeutung des Einzelnen habe darin bestanden, dass selbiger „stärker in den Grundstrukturen und Formationen der modernen Gesellschaft verortet und ‚plaziert‘ wur-

²⁴⁹ vgl. Hall (1994), S. 187.

²⁵⁰ ebd., S. 190.

de.“²⁵¹ Die seitens Halls dergestalt umrissenen Rahmenbedingungen zur allmählichen Herausbildung des mit einer „modernen“ Brille betrachteten Einzelnen werden etwa in den Ausführungen Peter Lohauß’ in ähnlicher Weise definiert; Lohauß hält fest, „die Veränderungen der sozialen Beziehungen von vormodernen zu modernen Gesellschaften“ ließen sich so umschreiben, „daß sich die Formen der Integration von der Gemeinschaft auf die Gesellschaft“ verlagert hätten.“²⁵² In einem nächsten Schritt sieht Hall ein „soziologisches Subjekt“ Gestalt annehmen, von dem er meint, dieses sei als ein „Produkt der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“ aufzufassen, da in diesem Zeitraum „die Sozialwissenschaften ihre heutige Form als Disziplinen“ erhalten hätten.²⁵³ Für uns von besonderem Interesse ist die Angabe Halls, der Einzelne trete im Rahmen der neu begründeten soziologischen Betrachtungsweise als Inhaber einer personalen Identität in Erscheinung, die als „in der Interaktion zwischen einem Ich und der Gesellschaft gebildet“ verstanden werde; dem Subjekt werde zwar wie zuvor ein innerer Kern zuerkannt und damit ein Wesen zugeschrieben, „das ‚das wirkliche Ich‘ ist, aber dieses wird in einem kontinuierlichen Dialog mit den kulturellen Welten ‚außerhalb‘ und den Identitäten, die sie anbieten, gebildet und modifiziert.“²⁵⁴ Hall fährt fort, die Identität des Einzelnen diene innerhalb der soziologischen Konzeption dazu, die nunmehr etablierte Kluft zwischen der privaten und der öffentlichen Welt zu überbrücken; da sie aber folglich auf einem Abstimmungsprozess fuße, müsse sie auch als Ergebnis eines Internalisierungsprozesses der kulturell verbreiteten „Bedeutungen und Werte“ gedacht werden.²⁵⁵ Wenn wir nun die letzte Passage der Schilderung Halls als eine Beschreibung des Mechanismus auffassen, nach welchem die selbstbezügliche Wahrnehmung und Reflexion des Einzelnen eine auf gesellschaftlichen Determinanten beruhende Ausrichtung erfahren, so zeichnet sich bereits ab, was wir unter der Wirkungsmacht eines spezifischen Wahrnehmungsrasters auf ein Kollektiv führen möchten; ausgehend von kulturell verbreiteten Überzeugungen, Bezugspunkten und Wertmaßstäben gelangt der Einzelne in diesem Szenario zu einem Selbstbild und zu einer personalen Identität, welche er ebenso sehr als genuin eigene empfindet wie er sie auf der Basis bestehender Konventionen und ausgehend von einem bestimmten Wahrnehmungsmodus der eigenen Person anfertigt. Das in diesem Kontext auftretende, als Ausgangsgrundlage für die Identitätsbildung einer Vielzahl von Individuen fungierende Wahrnehmungsraster ist insofern auf die von Hall skizzierten „modernen“ Rahmenbedingungen zwingend angewiesen, als

²⁵¹ ebd., S. 191; [„plaziert“: sic]

²⁵² Lohauß (1995), S. 143.

²⁵³ Hall (1994), S. 192.

²⁵⁴ ebd., S. 182.

²⁵⁵ vgl. ebd.

diese diejenige äußere Uniformität und Stabilität vorsehen, die für die Heranbildung einer personalen Identität nötig sind – sofern freilich sich diese Identität durch Merkmale wie biographische Linearität, inhaltliche Kontinuität und die inhärente Möglichkeit subjektiv empfundener Sinnhaftigkeit auszeichnen soll. Hall gibt an, eine so angelegte „Identität vernäht [...] das Subjekt mit der Struktur. Sie stabilisiert sowohl die Subjekte als auch die kulturellen Welten, die sie bewohnen, und macht sie beide auf reziproke Weise einheitlicher und vorhersehbarer.“²⁵⁶ Wir möchten an dieser Stelle dezidiert darauf hinweisen, dass Halls Charakterisierung einer von verbindlichen Ordnungsprinzipien getragenen Sozialstruktur und der aus dieser hervorgehenden spezifischen Rolle, welche die personale Identität des Einzelnen einnimmt, mit dem Gesellschaftsbild und der Identitätskonzeption Eriksons im Wesentlichen in Einklang stehen; es ist eine vereinheitlichende Gesellschaftsordnung wie die seitens Halls umrissene, innerhalb derer auch das idealtypische Individuum der Darstellungen Eriksons seinen Platz in dem sich ihm präsentierenden Gefüge findet, nachdem es seine eigene Identität im Sinne einer wenigstens punktuell reflektierten Akkumulation inneren Kapitals erfolgreich errichtet und sein in ihm angelegtes Potential entfaltet hat.²⁵⁷

Der in den Ausführungen Halls als „modern“ geführten Gesellschaft lässt sich allerdings nicht nur eine Konzeption von innerer Bestimmtheit gekennzeichneter personaler Identität sowie ein Wahrnehmungsraster zuweisen, das mit verbreitet Geltung habenden Bedeutungen und Wertmaßstäben korrespondiert; sie enthält vielmehr auch den freilich noch rudimentären Keim dessen, was im Zuge des Wandels hin zu einer „postmodernen“ Ausrichtung als Problemkreis der Entfremdung des Einzelnen denkbar werden soll. Hall gibt an, es gehöre zum voranschreitenden „Aufstieg der Moderne“, dass ausgehend von einer auf verbindlichen Werten fußenden Lebensweise auch sukzessive „die Figur des isolierten, vertriebenen und entfremdeten Individuums“ sichtbar werde, die zunächst etwa in Kafkas „Prozess“ einen frühen Auftritt habe, um dann in weiterer Folge anhand einer „Unmenge entfremdeter Gestalten in der Literatur und Sozialkritik des zwanzigsten Jahrhunderts“ aufgegriffen zu werden.²⁵⁸ Ausgehend von dem Kontrast zwischen den öffentlichen und den privaten Bereichen des individuellen Lebens wird es dem Einzelnen zunehmend möglich, sich als aus der zuvor unreflektiert hingenommenen Ordnung herausfallend zu erfahren; die Vorstellung, die eigene Position innerhalb der sozialen Ordnung und die in vermeintlicher Abstimmung mit der Gesellschaft etablierte Lebensweise entspreche tatsächlich nicht dem eigenen Wesen, konstituieren

²⁵⁶ ebd.

²⁵⁷ vgl. Erikson (1973), S. 107.

²⁵⁸ Hall (1994), S. 192.

ein Gefühl persönlicher Entfremdung, das in Ansätzen bereits die Ahnung der Relativität des zuvor als verbindlich erachteten eigenen Bezugssystems in sich trägt. Ein echtes Bewusstsein der Austauschbarkeit menschliches Leben organisierender Referenzsysteme wird dem Individuum freilich erst angesichts der Multiplikation unterschiedlicher Lebensformen und ihrer unmittelbaren Greifbarkeit möglich. Der allmähliche Übergang zu einer pluralistischeren Gesellschaft schließt neben den fast notwendiger Weise eintretenden Kollisionen heterogener Bezugssysteme auch eine Vervielfachung der denkbaren Manifestationsformen unmittelbarer individueller Entfremdungsgefühle mit ein. Gleichzeitig ist eine Verschiebung des der Selbstbetrachtung des Einzelnen dienenden Wahrnehmungsrasters zu beobachten; das Individuum, das zuvor als in einen Sinn spendenden sozialen Kontext eingebunden erschien, begegnet ständig zahlreicher werdenden entfremdenden Konstellationen und erfährt sich nicht nur in einfacher, sondern in mehrerlei Hinsicht als uneins mit seiner eigenen Person. Das langsam Gestalt annehmende „Subjekt in der Spätmoderne ist nicht einfach entfremdet, es ist ‚zerstreut‘“ und mit einer „De-Zentrierung“ seiner selbst konfrontiert,²⁵⁹ da es nicht anders kann, als sich in der Optik eines multiple entfremdende Konstellationen vorsehenden Wahrnehmungsrasters zu betrachten. Hall beschreibt den Wandlungsprozess, der diese Veränderung der menschlichen Selbstwahrnehmung als Konsequenz in sich trägt, anhand fünfer Punkte, auf die wir im Folgenden eingehen wollen. Als ersten theoretischen Markstein führt Hall die Feststellung Marxens an, die Menschen machten „ihre eigene Geschichte [...] unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen,“²⁶⁰ und konstatiert, diese Passage habe sich als einflussreich erwiesen, da sie vielfach dahingehend interpretiert worden sei, dass kein allgemeines Wesen des Menschen angenommen werden könne; das Subjekt habe somit ausgehend von „der Tradition des marxistischen Denkens“ eine „erste große Dezentrierung“ erfahren.²⁶¹ Ebenfalls gewaltigen Einfluss und eine vernichtende Wirkung „auf das Konzept des wissenden und vernünftigen Subjekts mit seiner gesicherten und vereinheitlichenden Identität“ habe daraufhin die Freud’sche Psychoanalyse gehabt, da sie postuliere, „daß unsere Identitäten, unsere Sexualität und die Strukturen unseres Begehrens auf der Grundlage der psychischen und symbolischen Prozesse des Unbewussten gebildet werden, die nach einer anderen ‚Logik‘ als der der Vernunft funktionieren.“²⁶² Hall gibt an, die Implikationen der Theorien Freuds träten anhand der Überlegungen Jacques Lacans besonders offen zutage. Diesen liege nämlich eine Leseweise des Freud’schen Werks zugrunde, welche die

²⁵⁹ ebd., S. 193.

²⁶⁰ Marx (1970), Band 8, S. 115.

²⁶¹ Hall (1994), S. 193.

²⁶² ebd., S. 194.

Schlussfolgerung zeitige, dass „die Vorstellung des Ich als eines ‚Ganzen‘ und Einheitlichen“²⁶³ imaginären Charakters sei und vom im Verlauf der Kindheit erst mühsam gelernt werden müsse. Den revolutionären Charakter der Annahmen Freuds sehen neben Hall indes auch Erikson²⁶⁴ wie auch beispielsweise Brigitte Boothe. Letztere beschreibt die Psychoanalyse als „eine Form der Bedeutungsverleihung, neu in einer Zeit, die alte Formen des Sich-Begreifens für den einzelnen fragwürdig werden ließ,“²⁶⁵ womit sie den Aspekt der sich verändernden Selbstwahrnehmung des Einzelnen, die einen grundlegenden Wandel erfährt, in den Vordergrund rückt. Als dritte maßgebliche Zäsur nennt Hall die Argumentation Ferdinand de Saussures, welche impliziert habe, „daß wir nicht in einem absoluten Sinne die ‚Autoren‘ der Aussagen, die wir treffen, oder der Bedeutungen, die wir in Sprache ausdrücken, sind,“²⁶⁶ da sich die Sprache an kulturell determinierten Bedeutungsmustern orientiere; sich einer Sprache zu bedienen bedeute gemäß der Darstellung de Saussures nicht nur eine Artikulation der eigenen Gedanken, sondern auch den bereits erfolgten Eintritt in ein Strukturen und Inhalte vorgebendes, kulturell determiniertes Netz. Weiters sei von einer „Analogie zwischen Sprache und Identität“²⁶⁷ auszugehen, die darauf beruhe, dass Begriffe wie auch Individuen relationalen Charakters seien; der jeweiligen Bedeutung sei in beiden Fällen „inhärent, daß sie instabil ist: Sie strebt nach einer Schließung (nach Identität), aber sie wird andauernd unterbrochen (durch die Differenz). Sie entgleitet uns andauernd.“²⁶⁸ Wir wollen hierzu ergänzen, dass die Entsprechung dieser von Hall ausgewiesenen, eine stabile Identität verunmöglichten Differenz innerhalb einer Lebenspraxis, welche das Prinzip der Relationalität verinnerlicht hat, sich nicht zuletzt im Rahmen einer individuellen Entfremdungserfahrung wieder findet; die Ausführungen Halls zeugen insofern von der Notwendigkeit, für den Topos beständiger personaler Identität und denjenigen der vielgesichtigen Selbstentfremdung des Einzelnen jeweils unterschiedliche Wahrnehmungsraster heranzuziehen, da sie den zu erwartenden innertheoretischen Antagonismus von Identität und Entfremdung vor Augen führen. Als vierten Indikator, an dem sich eine Veränderung des Denkens ablesen lässt, führt Hall das Werk Michel Foucaults an; da wir auf den Diskursbegriff Foucaults bereits ausführlich eingegangen sind und diesen als zentrales Element wenigstens des Foucault’schen Frühwerks ansehen, sei nur kurz erwähnt, dass sich Hall vor allem mit Foucaults Konzeption der Diszipli-

²⁶³ ebd.

²⁶⁴ vgl. unsere Darstellung der Bezugnahme Eriksons auf das Werk und die Person Freuds im ersten Kapitel dieser Arbeit.

²⁶⁵ Boothe (1998), S. 360.

²⁶⁶ Hall (1994), S. 196.

²⁶⁷ ebd.

²⁶⁸ ebd., S. 197.

narmacht beschäftigt und festhält, diese führe zu dem Paradox, „daß, je kollektiver und organisierter die Institutionen der Spätmoderne sind, desto größer die Isolation, Überwachung und Individualisierung des individuellen Subjekts ist.“²⁶⁹ Halls Beschreibung der seitens Foucaults angenommenen Folgen der institutionalisierten Disziplinarmacht weist eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit derjenigen auf, anhand derer er an anderer Stelle die Effekte individueller Entfremdung erfasst;²⁷⁰ dies vergegenständlicht ein weiteres Mal die Gegensätzlichkeit einer Ordnung, welche die Heranbildung einer sich frei entfaltenden Identität vorsieht, und eines Systems, das sich durch einen repressiven, den Einzelnen entfremdenden Charakter auszeichnet. Den fünften und letzten seitens Halls angeführten, eine Dezentrierung des Einzelnen signalisierenden Indikator verkörpert der „Feminismus, sowohl als theoretische Kritik, als auch als soziale Bewegung,“²⁷¹ da die aus ihm hervorgehenden Veränderungen „den Niedergang oder Zusammenbruch der Klassenpolitik und der politischen Massenorganisationen, die mit ihr verbunden wurden, wieder[spiegelten], sowie deren Fragmentierung in vielfältige und einzelne soziale Bewegungen.“²⁷² Es ist jedoch nicht nur diese repräsentative Funktion, die Hall dem Feminismus zuerkennt; Hall konstatiert vielmehr, selbiger habe zwar zunächst lediglich die Zielsetzung verfolgt, die soziale Stellung der Frau zu modifizieren, schließlich aber die „Gestaltung von sexuellen und geschlechtlichen Identitäten überhaupt“²⁷³ umfasst und Geschlechtsidentität damit als Ergebnis eines zahlreiche unterschiedliche Manifestationsformen erlaubenden Konstruktionsprozesses entlarvt. Das Private sei im Zuge dessen zum Politischen erklärt worden; an die Stelle gesicherter Leitbilder und gefestigter Identitäten habe man eine Geschlechterdifferenz gestellt. Die Infragestellung zuvor als selbstverständlich erachteter Rollen und Leitbilder bedeutete allerdings nicht nur einen Freiheitsgewinn, sondern auch einen Verlust der Orientierung dienender Fixpunkte; die Multiplikation der denkbaren Lebensentwürfe arbeitete zudem der Möglichkeit zu, bestehende Geschlechterrollen als dem Einzelnen aufgezwungen und diesen entfremdend zu erachten.

Steht auf der einen Seite des nunmehr umrissenen Wandlungsprozesses, den Hall als Entwicklungsweg von der „Moderne“ hin zur „Postmoderne“ fasst, eine einheitliche Ordnung und mit dieser ein Wahrnehmungsraster, das es dem Einzelnen erlaubt, in einem harmonischen Wechselbezug mit seinem Umfeld auf natürliche Weise zu derjenigen Identität zu gelangen, die sowohl seinem Wesen als auch den Anforderungen der Gesellschaft Entsprechung

²⁶⁹ ebd., S. 198.

²⁷⁰ vgl. ebd., S. 192.

²⁷¹ ebd., S. 198.

²⁷² ebd.

²⁷³ ebd., S. 199.

zollt, so treffen wir nun auf der anderen Seite ungleich brüchigere Verhältnisse und ein von Fragmentierungstendenzen geprägtes, mannigfaltige Entfremdungsszenarien generierendes Wahrnehmungsraster an. Da sich letztere Konstellation als Ergebnis einer historisch notwendigen Neuausrichtung versteht, welche eine Verschiebung der „zentralen Strukturen und Prozesse moderner Gesellschaften“ ebenso bewirken musste wie sie „die Netzwerke“ unterminierte, „die den Individuen in der sozialen Welt eine stabile Verankerung gaben,“²⁷⁴ mag sie gegenüber der ihr vorangegangenen Konstellation eine gewisse Überlegenheit beanspruchen; es ist jedoch nicht unsere Absicht, die freilich evidente zeitliche Abfolge als Grund heranzuziehen, diese Majorität anzuerkennen. Unser Interesse gilt vielmehr gerade derjenigen Differenz, die im Zuge einer alternierenden Anwendung der beiden als gleichermaßen relevant erachteten Wahrnehmungsraster auftritt; hierbei wiederum liegt unser Fokus auf der Rolle, die jeweils von dem Einzelnen und seiner personalen Identität eingenommen wird. Es ist somit nicht als Zugeständnis einer etwaigen Überlegenheit anzusehen, wenn wir uns nun dezidiert den Charakteristika des zweiten Rasters zuwenden und uns zu ihrer Spezifizierung weiteren Überlegungen Halls bedienen. Auch wenn Halls primäre Zielsetzung nun weniger darin besteht, einen Entfremdung zeitigenden menschlichen Selbstwahrnehmungsmodus zu beschreiben, sondern vielmehr darin, die Lebensbedingungen des Einzelnen unter „postmodernen“ Verhältnissen zu skizzieren, führt er den „Verlust einer stabilen Selbstwahrnehmung“²⁷⁵ als eine zentrale Determinante an. Der Gedanke, dass zwischen der tatsächlichen Lebensrealität zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort lebender Menschen und den Eckpunkten ihrer Selbstbetrachtungsmodalitäten eine fundamentale Verbindung besteht, findet sich in den Ausführungen Halls in impliziter Form zudem auch an anderer Stelle. So führt Hall im Zuge seiner Feststellung, die Verschiebung hin zu den Einzelnen dezentrierenden Lebensbedingungen bewirke, dass Zuordnungen wie diejenigen der Klasse, des Geschlechts und der Sexualität keine verlässlichen Attribute mehr lieferten,²⁷⁶ die Überlegung aus, diese Entwicklung müsse „auch unsere persönlichen Identitäten spalten und unsere Selbstwahrnehmung untergraben,“²⁷⁷ womit er eine Verbindung zwischen einem der Periode der „Spätmoderne“ zuweisbaren Wahrnehmungsraster und den faktisch realisierbaren Lebensentwürfen der diesen Selbstbetrachtungsmodus anwendenden Personen festmacht. Wenn er ferner auf zunächst abstrakter Ebene „Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch und Zerstreuung“²⁷⁸ als Kennzeichen

²⁷⁴ ebd., S. 180.

²⁷⁵ ebd., S. 181.

²⁷⁶ vgl. ebd., S. 180.

²⁷⁷ ebd., S. 181.

²⁷⁸ ebd., S. 185.

dieser Konstellation nennt, stellt er selbigen gleichzeitig ein mit ihnen korrespondierendes „Spiel der Identitäten und seine Konsequenzen“ gegenüber und gibt an, die aufgeworfenen „Widersprüche wirkten sowohl ‚außen‘, in der Gesellschaft, [...] als auch ‚innen‘, in den Köpfen jedes Individuums;“²⁷⁹ zudem konstatiert er, die unter fragmentierenden Bedingungen lebenden Menschen sähen sich „sowohl in bezug auf ihren Ort in der sozialen und kulturellen Welt als auch in bezug auf sich selbst de-zentriert,“ und gelangt zur Schlussfolgerung „für das Individuum“ bedeute dies „die ‚Krise der Identität‘.“²⁸⁰ Hier wird deutlich, was wir als eines der zentralen Merkmale unseres zweiten Wahrnehmungsrasters ansehen; die sich dem Einzelnen präsentierende Unmöglichkeit, zu einer ganzheitlichen personalen Identität, wie sie nicht zuletzt Erikson vorsehen würde, zu gelangen, beruht auf der aus der Anwendung des gewissermaßen auf eine „postmoderne Welt“²⁸¹ Bezug nehmenden Rasters hervorgehenden Überzeugung, „jede gesicherte oder essentialistische Konzeption der Identität, die seit der Aufklärung den Kern oder das Wesen unseres Sein zu definieren und unsere Existenz als menschliches Subjekt zu begründen hatte,“ könne lediglich als „der Vergangenheit angehör[ig]“ betrachtet werden.²⁸² Während daher dem Individuum die Heranbildung einer stabilen und dauerhaften Identität verwehrt bleibt, stößt es in der Optik des dezentrierenden Wahrnehmungsrasters auf zahlreiche unterschiedliche Situationen, die ihm die Beliebigkeit des eigenen aktuellen Lebensentwurfs vor Augen führen; die Absenz ehemals Sinn spendender Traditionen und Rollenbilder führt zur prinzipiellen Gleichwertigkeit stark divergierender Positionen, wie es auch Jörn Rüsen's Einschätzung verdeutlicht, wonach der „von traditionalistischen Grenzen seines Gebrauchs befreite Verstand [...] schließlich auch zu neuen Sinnlosigkeitserfahrungen geführt“ habe.²⁸³ Die Diversität der Perspektiven bewirkt im Konkreten eine Konstellation, die dem Einzelnen vermehrt Gelegenheit bietet, sich in seiner bestehenden Orientierung als entfremdet zu erkennen – oder eine alternative, sich ihm präsentierende Lebensweise als entfremdende zu erfahren, sei es dass Letztere situativ einen Anspruch auf ihre Umsetzung durch den Betroffenen geltend zu machen versucht, oder sich schlicht als zur bisherigen Lebensform des Einzelnen gleichwertige und diese relativierende versteht. Die große Anzahl denkbarer, Entfremdung zu Folge habender Kollisionen erscheint somit als eine direkte Konsequenz einer Perspektivenvielfalt generierenden Wahrnehmungsweise, wie sie in Halls Beschreibung einer von Fragmentierungstendenzen gekennzeichneten Gesellschaft gespiegelt wird; von

²⁷⁹ ebd., S. 186; [Plural bei „Köpfen“: sic]

²⁸⁰ ebd., S. 181.

²⁸¹ ebd.

²⁸² ebd.; [im Original „angehört“, Anm. T.W.]

²⁸³ Rüsen (1990), S. 232.

beiden, Wahrnehmungsweise und Gesellschaft, ließe sich daher mit Hall sagen, sie seien nicht durch klare, homogenisierende Richtlinien und Wertmaßstäbe, sondern „durch ‚Differenzen‘ charakterisiert; sie seien durch verschiedene [...] Spaltungen und Antagonismen durchschnitten, die für Individuen eine Vielzahl von verschiedenen ‚Subjektpositionen‘, Identitäten produzierten.“²⁸⁴ Dem Einzelnen fällt es unter Anwendung unseres zweiten Wahrnehmungsrassters und damit unter tendenziell entfremdenden Konditionen nicht nur schwer, ein schlüssiges Selbstbild aufrecht zu erhalten; der Versuch, die Bezugnahme auf die eigene Biographie als persönliche Orientierungshilfe einzusetzen, kann ebenfalls nur deplatziert anmuten. Wie die dezidierte Suche nach einer synthetisierenden, stabilen Identität lässt sich auch die Konstruktion einer persönlichen Biographie, welche einen roten Faden aufweisen und dank diesem „die verschiedenen Teile unseres gespaltenen Ichs zu einer Einheit verknüpfen“ würde, „um die Freude an diesem phantasiereichen Reichtum, dieser Fülle wieder einzufangen,“²⁸⁵ lediglich als ein von Ironie getragenes Unterfangen denken; dies liegt daran, dass zwischen einer stabilen personalen Identität und der ihr zugehörigen Biographie eine enge Verbindung anzunehmen ist, wenigstens sofern sich Letztere als eine das betreffende Individuum möglichst vollständig zu erfassen suchende Erzählung versteht. Ein derartiges narratives Verständnis der menschlichen Biographie zeigt sich auch in den Ausführungen Halls; selbiger gibt an, unter den Bedingungen fluktuierender Bedeutungssysteme wirkten „in uns [...] widersprüchliche Identitäten, die in verschiedene Richtungen drängen, so daß unsere Identifikationen beständig wechseln. Wenn wir meinen, eine einheitliche Identität von der Geburt bis zum Tod zu haben, dann bloß, weil wir eine tröstliche Geschichte oder ‚Erzählung unseres Ich‘ über uns selbst konstruieren.“²⁸⁶ Die narrative Qualität einer Biographie ist für unsere Arbeit insofern wesentlich, als sie ein ansonsten potentiell recht diffuses, von individueller Identität zeugendes, aber um seine eigenen Rahmenbedingungen nicht wissendes Gefühl auf die Textebene bringt und dadurch fassbar und besser zugänglich macht; wie das Postulat einer subjektiv empfundenen Identität fungiert die Existenz einer selbstbezüglichen biographischen Erzählung aber dennoch als klares Zeichen dafür, dass ihr Inhaber über ein Bewusstsein seiner selbst sowie über ein gewisses Ausmaß an Selbstreflexion verfügt.²⁸⁷ Beide, Identität wie auch als Erzählung

²⁸⁴ ebd., S. 185.

²⁸⁵ ebd., S. 196.

²⁸⁶ ebd., S. 183.

²⁸⁷ Wir gehen hierbei davon aus, dass derjenige, der sich als Inhaber einer personalen Identität erfährt, die Möglichkeit, diese Erfahrung zu machen, zunächst auf kultureller Ebene vermittelt bekommen haben muss. Es ist somit nicht ein im Einzelnen liegender Gefühlszustand, den wir als Ausgangsbasis für dessen Bewusstsein einer eigenen Identität annehmen, sondern die sprachliche Verfügbarkeit und Vorstellbarkeit des diesbezüglichen Topos.

verstandene Biographie, erfordern es, zunächst wahrgenommen, dann zu Bewusstsein gebracht und schließlich in einen reflexiven Denkprozess eingegliedert und auf sprachlichem Weg artikuliert zu werden; insofern sind sie beide gleichermaßen abhängig von den ihren Autor zur Verfügung stehenden Denkstrukturen und Vorstellungsinhalten. An dieser Stelle kehren wir zu dem spezifischen, den beschriebenen gedanklichen Abläufen zugrunde liegenden Wahrnehmungsraster zurück, das, wie wir hoffen gezeigt zu haben, von äußerst unterschiedlicher Beschaffenheit sein kann; für unsere Arbeit relevant werden im weiteren Verlauf die beiden nunmehr dargestellten Raster sein, deren erstes Identitätsbildung im Sinne Eriksons und damit die Ausformulierung einer stringenten Biographie ermöglicht, während ihr zweites stattdessen ein Individuum vorsieht, das kaum jemals auf lebensweltliche Stabilität, dafür aber umso häufiger auf verschiedenartige Selbstentfremdungstendenzen stößt.

3.3 Die Krise und ihre Erzählung: Baustein oder Aufhebung

Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, auf welcher Basis sich eine menschliche Biographie als eine nach spezifischen kulturabhängigen Vorgaben ausformulierte Erzählung verstehen lässt, die in erster Linie den Zweck verfolgt, über die personale Identität eines Individuums Auskunft zu geben und diese damit gleichzeitig zu erschließen wie überhaupt erst als kontextuell verortbaren Bezugspunkt innerhalb des Vorstellungsraums ihres Inhabers zu ausdifferenzieren und zu verankern. Weiters soll die äußerst variable Rolle umrissen werden, welche der Topos der Krise innerhalb einer Erzählung einzunehmen vermag; dies wird uns Gelegenheit bieten, die am Ende des zweiten Kapitels angestellten Überlegungen weiterzuführen, anhand derer wir die Frage aufgegriffen haben, inwieweit die seitens Eriksons etablierten biographischen „Bausteine“ der Identität und der Krise als wiederkehrende Elemente einer die Genese und die Wesensmerkmale des Menschen beschreibenden Narration angesehen werden können. Um diejenigen Aspekte einer Biographie auszuweisen, die deren narrativen Charakter unterstreichen, wollen wir zunächst eine Überlegung Heiner Keupps aufgreifen, in welcher dieser festhält, „die Art und Weise, in der das Individuum identitätsrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht, kann als Selbsterzählung bezeichnet werden;“²⁸⁸ als Grundlage dieses Phänomens weist Keupp die Intention des Erzählenden aus, „kohärente Verbindungen zwischen einzelnen Lebensereignissen herzustellen. Diese werden

²⁸⁸ Keupp (1999), S. 102.

dadurch verstehbar, daß sie in einer Sequenz oder einem Entfaltungsprozeß lokalisiert werden.“²⁸⁹ Das Bewusstsein des Einzelnen über eine seiner Person zugehörige Biographie erfordert folglich sowohl eine reflexive als auch eine synthetisierende Kompetenz, die gleichermaßen im Zuge einer verbalen Ausformulierung seines Lebenslaufs sichtbar werden; die so zustande kommende Kohärenz, die insofern gleichsam „über Geschichten konstruiert [wird],“²⁹⁰ als die jeweilige Narration eine Kontextualisierung einzelner biographischer Episoden und in diesen evident werdender individueller Wesensmerkmale erlaubt, begegnet in dem seitens Eriksons postulierten idealtypischen Entwicklungsziel der persönlichen Ganzheit einer entsprechenden Parallele. Der Umstand, dass Keupp von einem „Entfaltungsplan“ spricht, ist ein weiteres Indiz für die theoretische Nähe der Überlegung, eine Biographie könne als Erzählung aufgefasst werden, zu den Ausführungen Eriksons, welche explizit von einem sich aktualisierenden Wachstumsplan ausgehen.²⁹¹ Bemerkenswert ist ferner, dass Erikson nicht nur als Theoretiker der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung, sondern indirekt auch als einer der Individualgeschichte als solcher Geltung beanspruchen könnte, zumal der seinerseits konzipierte Einsatz der Begriffe der Identität und der Krise als universelle Grundlage beliebiger biographischer Narrative zu dienen vermag und sich der Gedanke anböte, die kommunikative Kraft einer synthetisierenden, auf inhaltliche Kohärenz abzielenden biographischen Erzählung habe sich nicht zuletzt auch an dem Erfolg gezeigt, welcher Eriksons „psychohistorischen“²⁹² Studie zur Person Gandhis beschieden gewesen sei. Lediglich eine der zahlreichen biographischen Arbeiten Eriksons zu bekannten Persönlichkeiten, machte es sich selbige gemäß der Einschätzung Lawrence Friedmans zum Ziel, „psychologische Ganzheit“²⁹³ abzubilden; das große Interesse an der Publikation zum Zeitpunkt ihres Erscheinens könnte dahingehend gedeutet werden, ihr Autor habe als prominenter Narrator biographischer Erzählungen fungiert, wie es die zahlreichen Auszeichnungen belegten: „The book won more prestigious awards and acknowledgments than Erikson’s previous volumes, including the Pulitzer Prize in general nonfiction and the National Book Award in philosophy and religion.“²⁹⁴ Die „Fähigkeit, Geschichten erzählen zu können“²⁹⁵ spielt nun allerdings nicht allein im Rahmen des Abfassens

²⁸⁹ ebd.

²⁹⁰ ebd., S. 58.

²⁹¹ vgl. etwa Erikson (1973), S. 122.

²⁹² vgl. Erikson (1982), S. 115.

²⁹³ [im Orig.: „psychological wholeness“]; vgl. Friedman, Lawrence J.: *Identity’s Architect – A Biography of Erik H. Erikson*; Scribner, New York: 1999, S. 365.

²⁹⁴ [„Das Buch gewann zahlreichere Preise und Auszeichnungen als Eriksons vorangegangene Veröffentlichungen, unter anderem den Pulitzer-Preis im Bereich der allgemeinen Sachliteratur und den ‚National Book Award‘ in der Sparte ‚Philosophie und Religion‘.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 390.

²⁹⁵ Straub (2001), S. 22.

eines literarischen Werks eine Rolle; Jürgen Straub erscheint das Ausformulieren biographischer Erzählungen vielmehr als eine so zentrale wie universell einsetzbare menschliche Grundkompetenz, deren existenzielle Aufgabe darin besteht, dem Einzelnen die Realisierung persönlicher „Sinnbildungsleistungen“²⁹⁶ zu gestatten. Straub gibt hierzu an, das „Erzählen von Selbst-Geschichten stellt, ist die dafür notwendige autobiographisch-narrative Kompetenz erst einmal entwickelt, einen integralen Bestandteil unseres Lebens dar,“ und ergänzt, indem sich der Mensch an Vergangenes erinnere und zukünftige Geschehnisse antizipiere, präsentiere und entwerfe dieser gleichsam „sein Selbst in Geschichten.“²⁹⁷ Die Unumgänglichkeit dieses Reflexions- und Selbstverortungsprozesses im Rahmen der individuellen Selbstvergewisserung habe damit zu tun, dass „Erzählung und Zeit notwendigerweise verschwistert“²⁹⁸ seien, was letztlich dazu führe, dass jegliche „Thematisierung der Genese sinnhaft strukturierter Wirklichkeiten und die an diese Genese gebundene temporale Tiefenstruktur dieser Wirklichkeiten [...] unweigerlich der Erzählung“ bedürfe;²⁹⁹ es sei daher als eine Entsprechung zu der dergestalt hergeleiteten Angewiesenheit des Einzelnen auf biographische Selbsterzählungen anzusehen, dass die Entwicklungspsychologie davon ausgehe, dass sich das „autobiographische Gedächtnis [...] durch die Eingebundenheit in eine narrative Praxis“³⁰⁰ entwickle. Wenn Straub weiters feststellt, die Problemfelder „Zeit und Zeitlichkeit“ wie auch „Biographie und Geschichte“ stünden im Zentrum all jener Diskurse, die sich als „erzähl- und identitätstheoretische“ bezeichnen ließen,³⁰¹ bekräftigt er damit unseren Hinweis auf die inhaltliche Nähe einer Betonung des narrativen Charakters individueller Biographien zu den Ausführungen Eriksons, welche den Prozess der individuellen Identitätsbildung zu schematisieren versuchen, sowie zu dessen Studien über bekannte historische Personen. Die hohe Relevanz des von Erikson ausgiebig behandelten Topos der personalen Identität innerhalb des Problemkreises biographischer Selbstvergewisserung findet bei Heiner Keupp insofern zusätzliche Bestätigung, als dieser angibt, der dem Menschen „bewußte Teil des Identitätsgefühls führt zu einer narrativen Verdichtung der Darstellung der eigenen Person, den biographischen Kernnarrationen.“³⁰² Das Postulat einer bedeutsamen narrativen Dimension der menschlichen Biographie scheint uns somit in mehrerlei Hinsicht mit den Überlegungen Eriksons in Einklang zu stehen und letztere zu bereichern.

²⁹⁶ ebd., S. 38.

²⁹⁷ Straub (2008), S. 136.

²⁹⁸ Straub (2001), S. 38.

²⁹⁹ ebd., S. 33.

³⁰⁰ Straub (2008), S. 135.

³⁰¹ Straub (2001), S. 42.

³⁰² Keupp (1999), S. 217.

Die bewusste Vergegenwärtigung biographischer Erzählungen dient nun allerdings nicht nur der Erschließung einer beliebigen personalen Identität, indem sie die wesentlichen Charaktermerkmale des betreffenden Menschen anhand diese pointiert darstellender Episoden greifbar macht, sondern auch der Heranbildung dieser Identität selbst; der reflexive Prozess erscheint in diesem Zusammenhang weniger als vermittelnde Instanz, die den Einzelnen zu ohnehin Vorhandenem lediglich vordringen ließe, sondern vielmehr als Mittel der eigentlichen Konstituierung einer sich als zwingend selbstbezüglich verstehenden und nur auf dieser Basis ihre unmittelbare Erfahrbarkeit gewährleistenden Identität. Heiner Keupp gibt diesbezüglich an, der Weg zu individueller personaler Identität sei insofern stets als „Narrationsarbeit“ aufzufassen, als jede „Identitätsbildung wesentlich mit dem Mittel der Selbstnarration erreicht“ werde; das erzählende Subjekt bringe im Zuge der Ausformulierung einer Selbsterzählung die „Vielgestaltigkeit seines Erlebens in einen Verweisungszusammenhang“, verleihe einzelnen Umständen durch die eintretende Kontextualisierung erstmals eine spezifische Bedeutung und mache schließlich die eigene Person sich selbst wie auch anderen Menschen gegenüber verstehbar.³⁰³ In vergleichbarer Weise weist Jürgen Straub den biographischen Selbsterzählungen des Einzelnen zunächst sowohl praktische als auch soziale und psychische Funktionen zu, um diese Teilaspekte infolge als vielschichtige, für die gleichzeitige Erschaffung und Präsentation der jeweiligen personalen Identität notwendige Ausgangspunkte zu deklarieren,³⁰⁴ und hält fest, insbesondere „in ihrer temporalen Tiefendimension“ lasse sich „Identität nur durch das Erzählen von Geschichten gewinnen, ausdrücklich machen und mitteilen.“³⁰⁵ Als besonders wesentlich streicht er heraus, dass die Synthese zeitlich wie inhaltlich disparater Erlebnisse innerhalb einer vereinigenden Erzählung nicht als Nivellierung der zwischen ihnen auftretenden Differenzen anzusehen sei; letztere verkörperten vielmehr die eigentliche Grundlage, anhand derer sich Bedeutungsrelationen und Sinnzusammenhänge überhaupt erst einstellen könnten, weshalb der Narration eher eine die Unterschiede bewahrende als eine selbige aufhebende Funktion zukomme.³⁰⁶ Das seitens Straubs hier skizzierte Bild einer Bündelung divergierender Komponenten zu einer auf Ganzheit ausgerichteten Einheit mag zwar allgemeinen Charakters sein, ist aber dennoch in der Lage, als ein weiteres Moment der Übereinstimmung mit Eriksons ganzheitlicher Identitätskonzeption zu fungieren, da diese die Zusammenführung heterogener Teilidentifikationen zu einer noch zu festigenden Einheit

³⁰³ ebd., S. 207f.

³⁰⁴ vgl. Straub (2001), S. 38.

³⁰⁵ ebd., S. 39.

³⁰⁶ vgl. ebd.

als einen wesentlichen Aspekt der Identitätsbildung annimmt;³⁰⁷ obgleich Erikson in diesem Kontext nicht von Erzählungen, sondern von weitgehend unbewussten psychischen Prozessen ausgeht, sind es deren Zusammenführung und zunehmende Bewusstwerdung, die den heranwachsenden Menschen schließlich in die Lage versetzen, eine eigenständige, inhaltlich differenzierte personale Identität zu lokalisieren. Ob nun allerdings – wie im Falle der angeführten Überlegungen Eriksons – einzelne Identifikationen oder aber schlicht heterogene Lebenserfahrungen als theoretische Ausgangspunkte angenommen werden, so erfahren im Zuge ihrer Bündelung und Bewusstwerdung doch stets sowohl die Struktur als auch die Funktion und die Sinngehalte des „gegenwärtigen Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns von Menschen“³⁰⁸ eine entscheidende Ausrichtung, da ausgehend von beiderlei Ansätzen einem einzigartigen Referenzsystem Grund gelegt wird. Sowohl der Erikson’schen personalen Identität als auch der synthetisierenden Erzählung kommt dabei nicht die Aufgabe zu, vorhandene Wirklichkeit abzubilden; vielmehr erzeugt die sich in selbigen realisierende, synthetisierende, menschliche Grundkompetenz diese „auf reflexive Weise [...], sie artikuliert szenisch und macht dem gestaltenden Denken und Handeln zugänglich, was in der Narration als Wirklichkeit in der Form einer Verlaufsgestalt bestimmt wird.“³⁰⁹ Die Technik der Vergegenständlichung der eigenen Person anhand diese zum Thema machender Erzählungen zeigt sich dann in besonders offener Form, wenn der durch die Selbstreflexion eines Einzelnen zustande kommende Text die Gelegenheit erhält, seine Realität konstituierende Wirkkraft nicht nur innerhalb des Bewusstseins des ursprünglichen Autors, sondern auch innerhalb einer von diesem losgelösten, tatsächlichen Publikation unter Beweis zu stellen; als Veranschaulichungen hierfür können uns etwa die literarischen Selbstdarstellungen Goethes und Freuds dienen, anhand derer jeweils ein Prinzip der implikationsreichen Selbsthistorisierung ihres jeweiligen Urhebers manifest wird. Peter Lohauß weist es als wesentliche Absicht Goethes aus, sich im Rahmen des Werks „Dichtung und Wahrheit“ der eigenen Person zu bedienen, um die gesellschaftliche und kulturelle Landschaft seiner Zeit spiegelbildlich darzustellen. Lohauß gibt an, in der besagten Schrift werde in der Folge „die Person selbst historisch,“³¹⁰ wobei allerdings nicht eine psychologische Analyse des Innenlebens des Autors, sondern vielmehr seine auf einer durchaus äußerlichen Ebene gesetzten Handlungen im Vordergrund stünden. Als Konsequenz dessen stelle Goethes „Biographie eine Schilderung von Situationen und davon, was er ihnen tat und

³⁰⁷ vgl. etwa Erikson (1980), S. 165.

³⁰⁸ Straub (2001), S. 20.

³⁰⁹ ebd., S. 23.

³¹⁰ Lohauß (1995), S. 126.

was daraus wurde,“ dar.³¹¹ Als ausschlaggebend für Goethes Absicht, sich selbst als Spiegel seiner Ära zu charakterisieren, nennt Lohauß das Naturverständnis des Dichters und führt aus, dieser sei davon ausgegangen, dass sich das Wesen eines Menschen in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Umfeld allmählich aktualisiere, in ähnlicher Weise „wie die Pflanzen sich gemäß ihrer inneren Natur und der äußeren Umstände entfalten [...]. Was für die Pflanze die natürliche Umwelt ist, ist für den Menschen die geschichtliche Umwelt.“³¹² Goethe habe dementsprechend aufgezeigt, „wieviel ‚Welt‘ das Ich sich anzueignen vermag. Dabei gewinnt das Ich um so mehr Ganzheit, je deutlicher es die Ganzheit der Welt in sich aufnehmen kann.“³¹³ Interessanter Weise lassen sich an dieser Darstellung einige Parallelen zu den Ausführungen Eriksons festmachen, zumal auch Eriksons Identitätskonzeption von der Vorstellung eines auf Ganzheit hin orientierten menschlichen Ich³¹⁴ sowie der Annahme einer Gesellschaftsordnung getragen ist, die sich durch weitgehende Fassbarkeit, Homogenität und Geschlossenheit auszeichnet. Während Goethe unter diesen gedanklichen Ausgangsbedingungen die Intention etabliert, sich selbst als Repräsentant seiner Zeitverhältnisse zu sehen, erachtet Erikson die Heranbildung einer stabilen und sinnhaften personalen Identität als ein valides und durchaus realistisches Entwicklungsziel. Wären wir nun bestrebt, die hierbei auftretenden Prinzipien einem unserer Wahrnehmungsraster zuzuordnen, würde offenkundig, dass sie allesamt dem ersten der beiden Raster entsprächen, da nur dieses der Idee einer verbindlichen zentralen Ordnung die notwendige Gültigkeit zuerkennt; gleichgültig ob dieser Bezugsrahmen im Individuum selbst verortet oder als ein Kennzeichen der postulierten sozialen Umgebung geführt wird – die genannten Topoi träten in jeder dieser Konstellationen lediglich ausgehend von unserem ersten Raster als relevante Bezugspunkte in Erscheinung. Auf die Frage, inwieweit das zweite Wahrnehmungsraster und dessen assoziatives Feld sich gegen derartige Annahmen verwehren müssten, werden wir im weiteren Verlauf dieses Abschnitts eingehen, wenn die im Zusammenhang mit der narrativen Einbindung krisenhafter Situationen in biographische Erzählungen auftretenden Probleme Behandlung finden sollen. Denn wenn Lohauß konstatiert, nach Goethe habe die Plausibilität der dem Einzelnen zugeordneten Funktion, als Spiegel einer einheitlichen „Welt“ aufzutreten, zunehmend abgenommen, da das kollektive Bild vom Menschen wie auch von der Gesellschaft „vertrackter ge-

³¹¹ ebd., S. 127.

³¹² ebd.

³¹³ ebd.

³¹⁴ Erikson spricht besonders in seinen frühen Schriften häufig nicht nur von „Identität“, sondern auch von „Ich-Identität“; ein weiterer Terminus ist derjenige der „psychosozialen Identität“. Eine dezidierte begriffliche Abgrenzung nimmt Erikson nicht vor. Vgl. hierzu Conzen (1996), S. 66ff.

worden sind, als dass sie in einer Autobiographie wiedergespiegelt werden“ könnten,³¹⁵ so wird sich in Entsprechung dazu zu diesem späteren Zeitpunkt zeigen, dass ausgehend von einer Selbstwahrnehmung, die nicht umhin kommt, individuelle Entfremdung zu diagnostizieren, sich gänzlich andere als die bislang beschriebenen synthetisierenden Umgangsformen mit biographischen Inhalten aufdrängen; vielmehr werden wir dann auf Fragmentierungsprinzipien treffen, die sich anschicken, den in vielerlei Hinsicht verwaisten Posten einer antiquiert anmutenden Vereinheitlichungstendenz einzunehmen. Vorerst wollen wir uns jedoch nun unserem zweiten Beispiel für die historische Selbstwertung eines Autors anhand seiner autobiographischen Textes zuwenden; hierfür ziehen wir Überlegungen Brigitte Boothes heran, die in der Freud'schen „Traumdeutung“ eine Selbsthistorisierung deren Autors erkennt. Boothe geht zunächst ähnlich wie Jürgen Straub von einem Wirklichkeit konstituierenden Charakter des Erzählens aus und gibt an, im Zuge des Ausformulierens einer Narration komme eine „Konstruktion von Erfahrung als Modellierung des Gegebenen in bezug auf das erlebende Ich“³¹⁶ zum Tragen; die an sich bloß akzidentiellen Inhalte würden daher „im Erzählvorgang als ein subjektiv Anzueignendes [gestaltet]“ und dergestalt mit der Person des Erzählenden in Verbindung gebracht, wie auch das praktische Handeln des Einzelnen „narrativ unterfüttert“ und mit Bedeutung versehen werde, was sich unter anderem daran zeige, dass narrative Modellierungen thematisch bestimmt seien und auf diese Weise referenzielle Schwerpunkte setzten.³¹⁷ Die daraus hervorgehende Konsequenz bestehe darin, dass „das erlebende Ich zur Figur“ werde, da es sich „im narrativen Prozeß als Gestalt“ gewissermaßen eigenhändig entwerfe, oder, „sofern es in den narrativen Prozeß nur passiv einbezogen ist, als Gestalt entworfen“ und charakterisiert werde.³¹⁸ Boothes Trennung in aktive und passive Formen der menschlichen Selbstwertung mittels den jeweiligen Einzelnen beschreibender Erzählungen ist jedoch nur eine scheinbare: Sowohl der Reflexionsprozess, der für die Heranbildung einer die eigene Person thematisierenden Narration konstitutiv ist, als auch die nachträgliche Artikulation der resultierenden Selbsterzählung und ihr nur vermeintlich aktivitätsarmer Nachvollzug verkörpern für Boothe stets von umfangreicher Kompetenz zeugende Handlungen, selbst wenn nicht notwendig nach außen hin sichtbar sein sollten. Diese Aktivitäten kommen somit einem zumindest partiellen Kurationsprozess gleich. Im seitens Boothes aufgegriffenen Beispiel der Person Freuds kommt der Tätigkeit der Narrationsbildung freilich ein sogar sehr großes Ausmaß an Exteriorität zu; dies ermöglicht es Boothe zu konstatieren, Freud habe sich als „ein

³¹⁵ Lohauß (1995), S. 127. [„wiedergespiegelt“: sic]

³¹⁶ Boothe (1998), S. 342.

³¹⁷ ebd.

³¹⁸ ebd.

blühender Mann in seiner Lebensmitte [...] selbst ein Denkmal gesetzt. Ein ungewöhnliches Denkmal, mit nicht gewöhnlichen Mitteln. Sein Opus magnum, die ‚Traumdeutung‘ [...] ist nicht einfach ein Buch der Wissenschaft und/oder ein Buch der Deutungen, sondern auch eine – ziemlich originelle und ziemlich konsequenzenreiche – Form der Selbsthistorisierung unter emotionaler Beteiligung der Leserschaft.³¹⁹ Boothe weist ferner darauf hin, dass es Freud auf dem Wege der narrativen Selbstdarstellung gelungen sei, sich gegenüber der Nachwelt mittels der „heroischen Pose des mutigen Wissenschaftlers“³²⁰ dauerhaft als Autorität zu verankern, was den für uns wesentlichen Kerngedanken, der Einzelne begründe die eigene Identität anhand selbst gebildeter Erzählungen, weiters unterstreicht; wie bereits im Falle Goethes zeigen die in Literaturform gegossenen Selbsterzählungen Freuds auf, inwieweit personale Identität auf narrativem Weg nicht nur erschlossen, sondern auch überhaupt erst begründet und zu einem vermittelbaren Gegenstand werden kann.

Wenn Jürgen Straub nun aber festhält, das menschliche Selbst werde „narrativ präsentiert und kommuniziert, reflektiert und gestaltet, partiell erst im Akt des Erzählens konstituiert,“ und hinzufügt, dies gelte „jedenfalls dann, wenn man das Selbst als ein hermeneutisch vermitteltes[...] Konstrukt auffasst,“³²¹ so hat dies noch weitere, über die bereits aufgegriffenen hinausgehende Implikationen, da sich die Schlussfolgerung aufdrängt, dass es nicht nur die Identität des Einzelnen ist, die im Akt des Erzählens greifbar und damit wesentlich begründet wird, sondern dass auch der Topos der Identitätsbildung selbst als sich dem Individuum präsentierender Referenz- und Arbeitsschwerpunkt erst im Zuge des Eintretens des Einzelnen in die kulturell verfügbaren Denkmuster und Leitideen zustande kommt. Sähe daher ein Kulturkreis die narrativen Muster, die gemeinhin dem Zweck der individuellen Identitätsbildung herangezogen werden, nicht vor, böte sich dem Einzelnen keinerlei Gelegenheit, die eigene Person mittels narrativer Bestimmungen festzumachen und sich selbst wie auch anderen Menschen zu kommunizieren. Alleine schon die Abhängigkeit des Menschen von dem Potential, welches ihm das Netz der bestehenden sprachlichen Strukturen zur Verfügung stellt, hätte demnach zur Folge, dass der Rahmen potentieller Vorstellungen darüber, was eine Person sein und inwieweit sie anhand ihrer Identität greifbar werden kann, nicht als von menschlichen Grundkonstituenten ausgehend, sondern als kulturell determiniert anzunehmen wären. Jürgen Straub fasst dieses Prinzip der Relationalität der realisierbaren Vorstellungsin-

³¹⁹ ebd., S. 360.

³²⁰ ebd., S. 361.

³²¹ Straub (2008), S. 137.

halte dahingehend zusammen, dass er von spezifischen „Selbstpraktiken“ spricht,³²² zu denen er nicht zuletzt die Technik der „Biographisierung“ zählt,³²³ von welcher er angibt, diese sei, sofern sie als Aufschlüsselung „des individuellen Lebens durch ein selbstreflexives und selbsttätiges Ich“ verstanden werde, eine dezidiert „neuzeitliche, europäische Angelegenheit [...]. Biographisches und historisches Bewusstsein sind Formen der diachronen Wirklichkeitskonstruktion, die Kulturen und soziale Systeme sowie deren Angehörige (unter bestimmten Voraussetzungen) ausbilden können,³²⁴ verkörpern aber keineswegs eine sich zwingend einstellende, von der menschlichen Natur herrührende Praxis. Während der Einzelne in gewissen Kulturen eine biographische und historische Verortung der eigenen Person kaum vermeiden könne, da das gesellschaftliche Umfeld annehme, auf diesem Wege könne „das Selbst und die Welt von Menschen in ihrer ‚vollen Wirklichkeit‘ ans Licht gebracht und erfaßt werden,³²⁵ könnten sich diese „Formen der Selbst- und Weltauffassung“ andernorts ebenso gut als vollständig „fremd und unzugänglich“ erweisen.³²⁶

Aus den Überlegungen Straubs geht nun aber nicht nur hervor, dass der Topos der personalen Identität in der hier diskutierten Form nicht notwendiger Weise als sprachlich und kulturell verankerter Bezugspunkt zu fungieren braucht; vielmehr treffen wir ausgehend hiervon auch auf einen weiter angelegten Problemkreis, der danach fragt, auf welcher Basis sich die innerhalb eines Kollektivs als verbindlich angenommene Wirklichkeitsauffassung eigentlich einfindet. Es handelt sich hierbei um eine Schwierigkeit, die wir innerhalb dieser Arbeit nicht zum ersten Mal antreffen; als wir ausgehend von dem Diskursbegriff Foucaults die Rolle einzelner sprachlichen Einheiten hinsichtlich der unsererseits vorgeschlagenen, für ein Kollektiv geltenden „Wahrnehmungsraster“ beleuchteten, begegneten wir in ähnlicher Form zwei divergierenden Ansätzen. So ließen sich diejenigen Diskurse, welche den Gegenstand der Selbstentfremdung des Einzelnen zum Thema hatten, sowohl als das zweite unserer Wahrnehmungsraster in einem Teilbereich konstituierend ansehen als auch als bloße für selbiges repräsentative Momente führen; im ersten Fall war die Implikation diejenige, dass das Sprechen über Entfremdung eine Veränderung der Selbstwahrnehmungsqualität der betreffenden Individuen bewirkte, während im zweiten Fall lediglich eine Spiegelungsfunktion der Sprache anzunehmen war, der zufolge ein gebündeltes Auftreten bestimmter Diskurse schlicht ein Charakteristikum der allgemeiner angelegten Ausrichtung eines umfassenden Wirklichkeits-

³²² Straub (2001), S. 21.

³²³ vgl. ebd., S 16.

³²⁴ Straub (2008), S. 137.

³²⁵ Straub (2001), S. 19.

³²⁶ ebd., S. 18.

verständnis abbildete. Beiden Konstellation gemeinsam war, dass wir von ihnen ausgehend spezifischen sprachlichen Formationen eine diagnostische Funktion zuerkennen konnten, um ausgehend von der Lokalisierbarkeit spezieller Diskurse über die jeweilige Beschaffenheit unserer zwei Wahrnehmungsraster Aussagen zu treffen und Bestimmungen vorzunehmen; eine Entscheidung zugunsten lediglich einer Stoßrichtung erwies sich somit als suspendierbar. Die Problematik, die uns nun beschäftigt, ist mit der skizzierten früheren in gewisser Weise verwandt; die Überlegung, personale Identität werde im Akt des Erzählens auf doppelter Ebene konstituiert, da die Praxis der Selbstnarration sowohl die vorgelagerte prinzipielle Denkmöglichkeit des Topos der Identität postuliere als auch die inhaltliche Präkonfiguration und spätere Ausgestaltung der spezifischen Differenzierungsmomente determiniere, konfrontiert uns ebenfalls mit der Frage, wie sich die Quelle der als real verstandenen Bezugspunkte eines Kollektivs adäquat denken lässt. Auch der uns vorrangig interessierende Gegenstand der individuellen Identitätsbildung könnte somit als ausschließlich auf sprachlichem Wege begründet verstanden werden, was etwa im Umfeld gewisser von „narrativer Identität“ sprechender Ansätze teilweise auch geschieht;³²⁷ wir halten allerdings eine von dieser Auffassung geringfügig abweichende und diese erweiternde für fruchtbarer, wofür wir im Folgenden unsere Beweggründe ausweisen wollen. Zu diesem Zweck kehren wir zunächst dorthin zurück, wo wir unsere Argumentationslinie verlassen haben, und wenden uns dem Gedanken zu, Selbsterzählungen hätten auf mehreren Ebenen konstitutive Funktion; Jürgen Straub beschreibt die Rolle dieser Narrationen damit, die menschlichen Subjekte „konstituierten sich [...] erst im Akt und Ergebnis solcher Selbstbeschreibungen als Subjekte in einem begrifflichen Sinne, als Personen [...] nämlich, deren Identität an temporale Modalisierungen der Wirklichkeit, des Ich so gut wie der vom Ich jeweils unterschiedenen Welt, gebunden ist.“³²⁸ Wer eine die eigene Person betreffende Erzählung formuliere, tue daher „mehr und anderes, als in distanzierter, reflexiver Einstellung Beschreibungen seines Lebens zu liefern. Im Akt des Erzählens bildet und präsentiert eine Person ihr Selbst,“³²⁹ zumal die Narration die Zielsetzung verfolge, die Anerkennung des in ihr beschriebenen Gegenstands und damit des Urhebers selbst zu erwirken. An dieser Stelle machen wir innerhalb der Argumentationslinie Straubs eine Zäsur fest, die darin besteht, dass es uns bis zum jetzigen Punkt als möglich erscheint, sowohl zu der Schlussfolgerung zu gelangen, dass es die Sprache und deren Einsatz selbst sind, die als

³²⁷ Für eine ausführlichere als die im Folgenden unsererseits durchgeführte Darstellung der unterschiedlichen Positionen, die von einer Konstitution personaler Identität auf dem alleinigen oder hauptsächlichlichen Weg der Sprache ausgehen, verweisen wir auf Keupp (1999), S. 106; sowie auf Polkinghorne (1998), S. 22f.

³²⁸ Straub (2001), S. 17.

³²⁹ Straub (2008), S. 141.

Gründungsinstanzen jeglicher Vorstellung einer personalen Identität auftreten, als auch zu derjenigen, dass vielmehr der gesamten kulturellen Praxis, aus der die zur Selbstpräsentation Einzelner zulässigen Modi hervorgehen, diese Rolle zukommt. Letztere Annahme würde bedeuten, dass die in jeden Erzählprozess von vornherein eingeschriebenen Parameter der sozialen Übereinkunft über die performativen Aspekte der zum Einsatz gebrachten Sprache nicht als Teile der Sprache selbst, sondern als Aspekt einer umfassenderen Praxis des Umgangs mit Prinzipien individueller Selbstwahrnehmung und der Selbstpräsentation zu führen wären; wenn Straub daher festhält, narrative Selbstthematisierungen verkörperten „äußerst komplexe[...] Sprechhandlungen,“ die „als solche [...] eine performative Kraft eigener Art“ besäßen, dann klärt dies noch nicht vollständig, inwieweit eben diese im Zuge des Sprachgebrauchs ihre Wirksamkeit entfaltenden Handlungsmuster ihrerseits als Teil der abstrakten Gesamtheit der Sprache zu gelten haben. Paul Ricoeur, der als einer der maßgeblichen Theoretiker der „narrativen Identität“ gilt,³³⁰ nimmt neben der sprachlichen Artikulation selbst sehr wohl eine von dieser separierte, hierarchisch übergeordnete Ebene der Handlung an, die Straub als dem Erzählprozess vorgelagert und mit einer zeitlichen Grundstruktur behaftet skizziert, welche ihrerseits die Manifestationsformen der überhaupt realisierbaren Narrationen vorgibt;³³¹ in der Tat bezeichnet Ricoeur selbst das Verhältnis zwischen der Ebene der Handlung und derjenigen der „narrativen Operation“ unter anderem als ein „mimetisches“ und gibt an, es sei zwar nicht davon auszugehen, „daß die Praktiken als solche fertig ausgearbeitete narrative Szenarien enthalten würden; aber ihre Organisation verleiht ihnen eine prä-narrative Qualität. [...] Diese enge Beziehung zur narrativen Sphäre wird durch diejenigen Aspekte der Interaktion verstärkt, die den Praktiken eigentümlich sind.“³³² Wenn er im Weiteren dennoch auf einen „Begriff der narrativen Einheit des Lebens“ eingeht, so definiert er diesen als ein „unbeständiges Gemisch aus Phantasiegebilde“ und damit aus der Ebene der Erzählungen einerseits, sowie „lebendiger Erfahrung“ andererseits,³³³ was nahe legt, dass sich selbst eine als narrativ verstandene personale Identität im Sinne Ricoeurs auf Determinanten jenseits der in der Sprache angelegten angewiesen sieht. Wie bereits die Überlegungen Jürgen Straubs und Heiner Keupps legen somit auch an diejenigen Ricoeurs nahe, dass der erfolgreiche Einsatz der Sprache die Einhaltung spezieller formaler Kriterien erfordert, die an den Konventionen des jeweiligen Kulturkreises ausgerichtet sind und sich nicht nur auf den zu formulierenden Text

³³⁰ vgl. diejenigen Autoren und Stellen, auf die wir oben verwiesen haben, als wir von einer „ausführlichen Darstellung der unterschiedlichen Positionen“ sprachen.

³³¹ vgl. Straub (2001), S. 35 [Fußnote].

³³² Ricoeur (1996), S. 193.

³³³ ebd., S. 199.

selbst, sondern auch auf die Rahmenbedingungen seines Einsatzes auswirken. Die Sprache erscheint somit als lediglich eine – wenn auch durchaus wesentliche – Komponente einer auf Tradition und Übereinkunft beruhenden Gesamtpraxis, welche die Qualität der Selbstwahrnehmung des Einzelnen kennzeichnet und reguliert. Dies hat zur Konsequenz, dass die Erzähltechniken einer Kultur zwar sehr wohl die Qualität deren Wirklichkeitsauffassung wider zu spiegeln vermögen; in den Augen unter anderem Jerome Bruners wäre jedoch nur wenig gewonnen, wenn eine Identitätstheorie jegliche Vorstellungsinhalte und diese prägende Strukturprinzipien eines beliebigen Kollektivs als Aspekte einer die Gesamtheit seines Weltbilds umfassenden Sprache ansähe. Bruner lokalisiert die von einem derartigen ausschließlich „narrativen“ Ansatz ausgeblendeten Bereiche anhand der Einschätzung, es seien mehrere Konstituenten, die aus entwicklungstheoretischer Sicht gemeinsam eine kulturabhängige „Methode des Aushandelns und Wiederaushandelns von Bedeutungen“ ausmachen.³³⁴ Die aus ihnen hervorgehenden Regulationsprozesse würden dabei nicht nur „durch die von einer Gemeinschaft gespeicherten narrativen Ressourcen,“ sondern auch durch ihren „ebenso wertvollen Vorrat an interpretativen Techniken unterstützt: ihre Mythen, ihre Typologie menschlicher Probleme, ebenso aber durch ihre Traditionen, divergente Erzählungen zu lokalisieren und aufzulösen.“³³⁵ Auf einer phylogenetischen Ebene lasse sich in Verbindung dazu eine „grundlegende kognitive Fähigkeit“ festmachen, die dazu diene, „die Überzeugungen und Wünsche von Artgenossen zu erkennen;“³³⁶ so seien etwa „gewisse kommunikative Funktionen oder Intentionen [...] bereits fest verankert, bevor das Kind die formalen Sprachregeln gemeistert hat, um sie auch sprachlich auszudrücken.“³³⁷ Gemäß der Darstellung Bruners wären somit die den Sprachgebrauch umrankenden Aspekte der menschlichen Interaktion auch im Falle einer theoretischen Lokalisierung des performativen Potentials der Sprache in dieser selbst zwingend ausgeblendet, ginge man von einer rein narrativen Selbstbezüglichkeit des Einzelnen, einer ausschließlich auf narrativem Wege etablierten menschlichen Identität aus; dass Bruner als Begründungsinstanz für seine Position vorsprachliche Kompetenzen heranzieht, die seines Erachtens im Rahmen der Ontogenese des Menschen evident werden, schließt die Implikation mit ein, dass auch im späteren Erwachsenenleben des Einzelnen wirksame, über die Sprachebene hinausgehende Bereiche anzunehmen sind, auf denen Sozialisationsprinzipien aufsetzen können. Keupp stellt in Entsprechung dazu die Reduktion der vielschichtigen sozialen Regulationsprinzipien auf die Sprachebene als eine Lösung dar, welcher der Charak-

³³⁴ Bruner (1997), S. 81.

³³⁵ ebd., S. 81f.

³³⁶ ebd., S. 82.

³³⁷ ebd., S. 84.

ter eines „deus ex machina“ anhaftet; er gibt an, wenn ein konstruktivistischer Ansatz so weit gehe, personale Identität mit narrativer Identität gleichzusetzen, entledige man sich „zwar binnentheoretisch vieler Probleme,“ zahle dann aber den Preis, dass viele Probleme nach außen verlagert würden und „als Spannungen zwischen den einzelnen Identitätstheorien“ wieder in Erscheinung treten müssten.³³⁸ Letztlich sei durch eine Reduktion der sozialen Interaktion auf die Ebene des Sprachlichen nichts gewonnen, zumal „Narrationen in soziales Handeln eingebettet“³³⁹ und damit Teil eines komplexeren und größeren Ganzen seien. Wenn Keupp im Weiteren konstatiert, die „Produktion von ‚Sinn, Identität und Gesellschaft konstituiert sich in der Interaktion der Subjekte,“³⁴⁰ und damit die Annahme einer breiteren Ansatzfläche für den Einzelnen prägende Sozialisationsmechanismen signalisiert, so deckt sich dieser Gedanke etwa mit den Forschungsergebnissen Christian Gaedts, der die gesellschaftlichen, sich auf den Sprachgebrauch auswirkenden Determinanten seinerseits ebenfalls als vielschichtiger und universeller darstellt, als dass sie ausschließlich auf der Ebene des Narrativen selbst abgehandelt werden könnten. Wie Keupp nimmt Gaedt umfangreiche, die Identitätsbildung des Einzelnen beeinflussende Faktoren an und hält fest, personale Identität sei bei weitem „keine pure Selbstschöpfung und ihre Aufrechterhaltung kein Produkt individueller Entscheidung,“³⁴¹ vielmehr kämen sowohl ein „Gestaltetwerden“ als auch ein „Wechselspiel gegenseitiger Beeinflussung, das den Menschen als gesellschaftliches Wesen kennzeichnet,“ zum Tragen, die gemeinsam zu „komplexen Bedingungskonstellationen“ führten,³⁴² welche wiederum die individuelle „Persönlichkeitsentwicklung prägen und damit zur grundlegenden Orientierung für die ‚freien‘ Entscheidungen im späteren Leben werden.“³⁴³ Obschon Gaedt von einer großen Bedeutung der als Selbsterzählung verstandenen Biographie ausgeht, ist er weit davon entfernt, die in biographischem Material manifest werdende Fremddetermination personaler Identität lediglich als Produkt sich auf der Sprachebene abspielender, die Selbstwahrnehmung des Einzelnen regulierender Faktoren anzusehen. Um an dieser Stelle zu unseren ebenfalls breiter angelegten Wahrnehmungsrastern zurückzukehren, halten wir fest, dass selbige ebenfalls die Ebene des Narrativen als eine überaus bedeutsame in sich mit einschließen, da das in jedem der beiden vorgeschlagenen Raster unterschiedlich gelagerte begriffliche Netz fraglos als eines der wesentlichen Regulationsprinzipien der Qualität der Selbstbezüglichkeit des Einzelnen anzusehen ist; dennoch erscheint es uns als ertragreicher, keine Reduktion des kom-

³³⁸ Keupp (1999), S. 106.

³³⁹ ebd., S. 101.

³⁴⁰ ebd., S. 95.

³⁴¹ Gaedt (2003), S. 61.

³⁴² ebd., S. 54.

³⁴³ ebd., S. 54f.

plexen Prozesses der Ausrichtung der individuellen Selbstwahrnehmung innerhalb der Sozialisation auf eine die Gesamtheit der denkbaren Vorstellungsinhalte determinierende narrative Ebene vorzunehmen, sondern stattdessen in Anlehnung an Bruner³⁴⁴ zusätzlich je nach Kulturkreis variierende interpretative Techniken und im Einzelnen auszurichtende kognitive Fähigkeiten anzunehmen.³⁴⁵ Dies bedeutet einerseits, dass wir jegliche narrative Strukturen als stets „im sozialen Kontext verankert und von ihm beeinflusst“ sehen, „so daß ihre Genese und ihre Veränderung in einem komplexen Prozeß der Konstruktion sozialer Wirklichkeit stattfinden.“³⁴⁶ Andererseits sollen die ausgehend von einem unserer zwei Wahrnehmungsraster gebildeten, beziehungsweise einem dieser Raster zuweisbaren biographischen Erzählungen, auf welche wir im weiteren Verlauf eingehen werden, daher nicht als Repräsentanten des alleinigen Gestaltungsmodus' ihres jeweiligen Ursprungs fungieren, sondern vielmehr zu diagnostischen Zwecken herangezogen werden; denn selbst wenn die von uns vorgeschlagenen Wahrnehmungsraster die Qualität der individuellen Selbstbezüglichkeit auf Ebenen jenseits derjenigen der Sprache regulieren, so vermögen die für sie jeweils charakteristischen Erzählungen dennoch als vereinzelte, partielle Spiegelungen der im entsprechenden Raster beheimateten Vorstellungsinhalte aufzutreten.

Nachdem wir nunmehr aufgezeigt haben, auf welcher Basis die unsererseits vorgeschlagenen Wahrnehmungsraster die Qualität der Selbstbezüglichkeit des Einzelnen und damit sein Verständnis personaler Identität determinieren, wollen wir explizit herausstellen, inwieweit diese Beeinflussung der realisierbaren Vorstellungsinhalte auf der Ebene der biographischen Erzählung manifest wird. Dies soll uns im Weiteren dabei behilflich sein, die zwischen den beiden in diesem Kapitel umrissenen Rastern auftretende Differenz zu fassen und zu kennzeichnen. Von besonderem Interesse soll für uns ferner diejenige Frage sein, was ein Wechsel des Wahrnehmungsrasters, der in etwa mit einem Austausch der innerhalb eines Kulturkreises gültigen Sozialisationsprinzipien vergleichbar wäre, für das Selbstbild des Einzelnen und speziell für dessen Fähigkeit der Formulierung einer stringenten Biographie be-

³⁴⁴ vgl. Bruner (1997), S. 81f.

³⁴⁵ Eine anders gelagerte Lösung des Problems der allzu umfangreich erscheinenden Verantwortung der narrativen Ebene findet sich bei Jürgen Straub, der ausgehend von dem Konzept des „historischen Bewusstseins“ den Vorschlag unterbreitet, die Kompetenz, biographische Erzählungen zu formulieren und zu verstehen, gleichzeitig als „Handlungsergebnis, als symbolische Praxis und als kognitiv-strukturelle Voraussetzung“ zu fassen. Dies würde freilich die Beschaffenheit der unsererseits vorgeschlagenen „Wahrnehmungsraster“ recht adäquat abdecken; die Grenzen der Implikationen des Schrittes Straubs erscheinen uns jedoch unklar, zudem wäre auf die erwähnte Kritik Keupps der ausgelagerten Binnenprobleme zu verweisen. vgl. hierzu Straub, Jürgen: *Geschichten erzählen, Geschichte bilden – Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*; in: Straub (1998a), S. 103.

³⁴⁶ Keupp (1999), S. 208.

deuten würde. Zunächst ist hierzu festzuhalten, dass biographische Selbsterzählungen genauso wie jegliche anders geartete „Geschichten an normative Welt- und Menschenbilder gebunden sind,“³⁴⁷ weshalb sie niemals als ausschließlich von den Absichten ihres Urhebers abhängig, sondern stets auch als von den innerhalb des Umfelds verbreiteten Vorstellungsmöglichkeiten und der mit diesen korrespondierenden Wahrnehmungsweise geprägt zu denken sind. Der Einzelne ist dementsprechend nicht in der Lage, ihm als sinnvoll erscheinende Formulierungen zu bilden, ohne sich einem gewissen Ausmaß an Fremdbestimmung auszusetzen, „denn indem sie sich auf das gesellschaftlich verfügbare Formenpotential stützen, schreiben sich die dort eingewobenen Machtbeziehungen auch ein in die Ausgestaltung individueller Selbst-Narrationen.“³⁴⁸ Diese sich auf einer scheinbar abstrakten Ebene ergebende Abhängigkeit des Einzelnen wird in ihrer vollen Wirksamkeit speziell im Spätwerk Foucaults beschrieben; wir beschränken uns an dieser Stelle jedoch auf den Verweis auf selbiges,³⁴⁹ da eine ausführliche Behandlung den Rahmen unserer Arbeit sprengen würde. Jedenfalls ist von einer kulturimmanenten Standardisierung der Wahrnehmungs- und Reflexionsprozesse des Einzelnen auszugehen, die nicht allein zu „mehr oder weniger geläufigen Ansprüchen auf Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit“ führen, sondern auch die „formalen Kriterien einer gelungenen Erzählung“ bestimmen,³⁵⁰ das zum Autor einer biographischen Selbstnarration werdende Individuum bedient sich daher zwingend sowohl speziellen sozial verankerten Praktiken, welche seine Selbstbezüglichkeit regulieren, als auch einer seine Vorstellungsinhalte determinierenden Sprache, was zur Folge hat, dass sich seine als überaus persönlich präsentierende Biographie von ihrer basalen Struktur über ihre Inhalte bis hin zu ihren Schwerpunktsetzungen und dem ihr zugeschriebenen Zweck eine Aktualisierung desjenigen Verständnisses von Wirklichkeit darstellt, welches innerhalb des korrespondierenden Kulturraums – beziehungsweise des zur Anwendung kommenden Wahrnehmungsrasters – maßgeblich ist. Es ist als Kehrseite der skizzierten Abhängigkeit zu sehen, dass abrupte kulturelle Veränderungen und ein Wechsel des gültigen Wahrnehmungsrasters eine Veränderung auch der individuellen Selbstwahrnehmung nach sich ziehen müssen, sodass „die interpretative Perspektive, die die erste narrative Retrospektion durchdrang, [...] sich im Laufe der Zeit und in unterschiedlichen Kontexten ändern [kann].“³⁵¹ Dieses Phänomen wird in einer freilich stark geschmälernten,

³⁴⁷ Straub (2001), S. 31.

³⁴⁸ Keupp (1999), S. 105.

³⁴⁹ Paul Ricoeur streicht die Charakterisierung der sozial determinierten Selbstbezüglichkeit des Einzelnen der Foucault'schen Schrift „Die Sorge um sich“ im allgemeinen und die Trefflichkeit ihres Titels im Besonderen heraus; vgl. hierzu Ricoeur (1996), S. 10.

³⁵⁰ Straub (2001), S. 35.

³⁵¹ Polkinghorne (1998), S. 26f.

alltäglichen Form dann greifbar, wenn der sich selbst Erzählende in unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellationen variierende Erfordernisse vorfindet, die seiner biographischen Darstellung jeweils spezifische „Regeln der narrativen Konstruktion“³⁵² auferlegen; „ganz offensichtlich erzählen wir uns in verschiedenen sozialen Situation verschieden,“³⁵³ wie es etwa ein Vergleich eines im Kontext des Berufslebens gebildeten und eines die wichtigsten intimen Beziehungen eines Menschen herausstellenden biographischen Abrisses verdeutlicht. Wie die erfolgreiche Formulierung einer verständlichen Biographie lässt sich die Gesamtheit des Weltbilds des Einzelnen nicht als kontextunabhängig realisierbar denken; ist ein Vorstellungsinhalt innerhalb eines individuell aktualisierten Wahrnehmungsrasters nicht vorgesehen, wird selbiger nur schwerlich zum Gegenstand einer individuellen Erzählung werden können. Sieht etwa ein der Selbstbetrachtung des Einzelnen dienendes Wahrnehmungsraster einen in Entwicklungsschritten ablaufenden, auf ein Ziel hin ausgerichteten Identitätsbildungsprozess nicht vor, wird es auch dem jeweiligen Individuum kaum möglich sein, zu einem dementsprechenden Identitätsverständnis zu gelangen; erscheint dieser Topos als im Bereich des Irrealen liegend oder als Teil einer der Vergangenheit zugehörigen Lebensweise, wird sich der Einzelne auf selbigen zwar beziehen, ihn jedoch nur mit Mühe zu einem allgemein akzeptierten Element einer Erzählung machen können.³⁵⁴ Wie die Vorstellung einer ganzheitlichen personalen Identität zeichnet sich auch diejenige der die Existenz des Einzelnen erschütternde Krise durch eine umfangreiche prinzipielle Variationsbreite aus, wobei stets je nach dem zur Anwendung gelangenden Wahrnehmungsraster unterschiedliche Aspekte zur Geltung kommen; so wie Identität einmal als gewachsene Ganzheit, ein andermal als seiner Bezeichnung kaum gerecht werdendes Stückwerk unzusammenhängender Partialidentifikationen erscheint, nimmt der Topos der Krise einmal die Bedeutung einer Zäsur innerhalb eines voranschreitenden Entwicklungsverlaufs an, um ein andermal eine bodenlose Erschütterung oder gar eine anhaltende Aufhebung subjektiv empfundenen Identitätsgefühls erfassen zu wollen. Da der individuell angestellte Versuch einer historisch-biographischen Selbstverortung nur im Falle einer angenommenen persönlichen Gesamtentwicklung zusätzliche Orientierung schafft, kann das Bestreben des Einzelnen, auf dem Weg der Formulierung einer Biographie zu einer strin-

³⁵² Keupp (1999), S. 104.

³⁵³ ebd.

³⁵⁴ Jürgen Straub führt als ein „krasses Beispiel“ für auf der hier skizzierten Basis entstehende „sozio-kulturelle ‚Außenseiter‘“ und damit Personen an, die sich an einem Wahrnehmungsraster orientieren, in dem die „sogenannte ‚Auschwitz-Lüge‘“ ihren Platz hat, da an Stelle der üblichen anders gelagerte Inhalte Geltung beanspruchen. Straub gibt an, „wer sich an solche Regeln nicht halten will oder kann, wird zwar in ‚seiner Zeit‘, seinen vergangenen oder erwarteten Wirklichkeiten leben, er wird dies dann jedoch mehr oder minder alleine tun müssen.“ vgl. Straub (2001), S. 34.

genten Identität zu gelangen, sowohl gelingen als auch zum Scheitern verurteilt sein; die im Zuge der Artikulation einer Selbsterzählung realisierten „biographische[n] Sinnbildungsleistungen besitzen das Potential, Identität sowohl zu stiften und zu stabilisieren als auch zu gefährden und zu destruieren,³⁵⁵ zumal sich die bedeutungsgebende und damit über den Ausgang entscheidende Instanz weitgehend außerhalb der Reichweite des Erzählenden befindet. Ähnliches gilt für die etwaige Absicht des Einzelnen, die Erfahrung einer Krise mittels einer Selbsterzählung innerhalb einer synthetisierenden Gesamtbiographie zu verorten; die mit einer derartigen Kontextualisierung verbundene Relativierung und partielle Entschärfung der als problematisch erfahrenen Lebenssituation gelingt ebenfalls nur dann, wenn die jeweiligen kulturabhängigen Denkmöglichkeiten – beziehungsweise das zum Einsatz gebrachte Wahrnehmungsraster – dies zulässt.

Wir wollen nun anhand der unsererseits vorgeschlagenen beiden unterschiedlich gelagerten Wahrnehmungsraster das Ausmaß der denkbaren Differenz aufzeigen, die sich anhand des Topos der Krise und seiner versuchsweise erfolgenden Einbettung in eine Sinn spendende Gesamtbiographie auftut. Während das Bestreben hierzu innerhalb unseres ersten Wahrnehmungsrasters als Möglichkeit angelegt ist, da selbiges ein an den Überlegungen Eriksons ausgerichtetes Verständnis der Krise als Auslöser eines Wachstumsprozesses führt, sieht unser zweites, multiple Selbstentfremdungserfahrungen und Fragmentierungstendenzen vorsehendes Raster den benötigten Vorstellungsraum nicht vor, da es dem Einzelnen die dafür nötigen Denkmuster des persönlichen Entwicklungsfortschritts und einer historisch-biographischen Orientierung vorenthält. Zunächst wenden wir uns nun unserem ersten Wahrnehmungsraster im Detail zu, unter dessen Anwendung im Rahmen der individuellen Selbstbetrachtung und Selbstreflexion einzelne Ereignisse „mit Bedeutung für die zeitliche Weltordnung aufgeladen“³⁵⁶ und damit zu sinnbehafteten Komponenten einer Gesamtbiographie werden; die Möglichkeit der Positionierung singulärer Elemente in ein sie in Relation zueinander setzendes, persönliches, zeitliches Referenzssystem erkennt sich hierbei als angebunden an ein „Zeitkonzept, das die Lebenspraxis orientiert und Identität formt.“³⁵⁷ Dieses synthetisierende und ordnende Prinzip vermag auch für Krisensituationen Geltung zu beanspruchen, die in Entsprechung zu der Konzeption der Entwicklungskrise Eriksons als für die Persönlichkeitsbil-

³⁵⁵ ebd., S. 40.

³⁵⁶ Rösen beschreibt in diesem und den folgenden Zitaten die Implikationen einer „modernen“ Ordnung auf die individuelle wie auch die kollektive Fähigkeit einer sinnvollen Bezugnahme auf biographisches Material; die Nähe unseres ersten Wahrnehmungsrasters zu mit der „Moderne“ assoziierten Eigenschaften haben wir in einen früheren Abschnitt dieses Kapitels ausgewiesen. vgl. Rösen (2002), S. 263.

³⁵⁷ ebd.

derung des Einzelnen notwendige und damit essentiell sinnbehaftete biographische Zäsuren in Erscheinung treten, zumal sie sich vor diesem Hintergrund in der Lage sehen, die zentralen Augenblicke einer umfassenden persönlichen Geschichte widerzuspiegeln. Indem die fundamentale Annahme des Fortschritts, die ihrerseits auf das Vorhandensein eines verbindlichen Bezugssystems rekurriert, als Teil dieses Wahrnehmungsrasters auftritt, gelangt der Einzelne im Rahmen der Formulierung einer biographischen Selbsterzählung zu einem Bewusstsein über seine eigene Ausrichtung, woraus sich wiederum Zielsetzungen ableiten lassen; „wer wissen möchte, wer er ist und noch werden möchte, findet Antwort nur im Horizont der repräsentierten Lebensgeschichte und der Historie relevanter Bezugskollektive,“³⁵⁸ welche ihm in der Optik unseres ersten Wahrnehmungsrasters auch zur Verfügung stehen. Da die so zustande kommenden „Selbst-Narrative [...] der Integration des menschlichen Lebens [dienen], indem sie disparate Erinnerungen vergangener Geschehnisse, aktuelle Überzeugungen und Erfahrungen sowie zukünftige, imaginierte und antizipierte Handlungen miteinander verknüpfen“ und gemeinsam eine „einheitliche Lebensgeschichte“ konstituieren,³⁵⁹ vermag ihr Autor im Zuge ihrer Artikulation nicht nur zu einem ganzheitlichen Selbstbild, sondern auch zu einer einheitlichen personalen Identität zu gelangen; selbst wenn ihm diese seine Selbsterzählungen in ihrer tatsächlichen Realisation als unvollständig bleibende Spiegelungen „eines prinzipiell nicht repräsentierbaren Ganzen,“ nämlich seines „in seiner Gesamtheit [...] niemals fassbar[en]“ Lebens erscheinen sollten,³⁶⁰ so nehmen sie doch unentwegt auf eben diese legitimer Weise postulierte Ganzheit Bezug und legen damit ebenfalls ein Identitätsverständnis nahe, welches seinerseits gleichermaßen die ungeschmälerte Forderung nach prinzipieller Vollständigkeit mit einschließt. Die Überlegung, eine jede um ihre Natur wissende Komponente verweise in ihrer Existenz bereits auf die Bedeutung gebende Ordnung, als deren Teil sie fungiere, findet sich auch in den Ausführungen Eriksons; dieser gibt an, „Ganzheit scheint eine Sammlung von Teilen zu bezeichnen, von sogar ganz unterschiedlichen Teilen, die in eine fruchtbare Vereinigung und Organisation eintreten.“³⁶¹ Tatsächlich treffen wir dieses Prinzip zudem an einer zentralen Stelle des Erikson’schen Modells der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung in der Gestalt der sich in unterschiedlicher Form einstellenden Krisensituationen an, die jedem einzelnen der acht Entwicklungsstadien eine spezifische Thematik vorschreiben und bei erfolgreicherer Bewältigung eine weitere Komponente der heranreifen-

³⁵⁸ Straub (2001), S. 21.

³⁵⁹ Polkinghorne (1998), S. 33f.

³⁶⁰ Straub (2008), S. 143; [im Orig.: „Jede autobiographische Repräsentation ist Teil eines prinzipiell nicht repräsentierbaren Ganzen. In seiner Gesamtheit ist das Leben niemals fassbar.“].

³⁶¹ Erikson (1966), S. 83.

den Gesamtpersönlichkeit erschließen; um zu ihrer jeweiligen Bedeutung zu gelangen, ist eine jede dieser Entwicklungskrisen jedoch wesentlich abhängig von dem größeren Ganzen des Entwicklungsverlaufs und damit der Gesamtbiographie des dieses Bezugssystem begründenden und dieses sich im Rahmen der Selbstreflexion vergegenwärtigenden Menschen. Eriksons Krisenbegriff verlangt somit zwingend nach seiner Einbettung in eine ihn umfassende und kontextualisierende Ganzheit, da er nur unter Berücksichtigung dieser Dimension „einen Wendepunkt zum Besseren oder Schlechteren“³⁶² bedeuten und zur Erfassung einer kritischen „Periode, in der eine entscheidende Wendung nach der einen oder anderen Seite unausweichlich ist“³⁶³ dienen kann, was den faktischen Kern seiner Bestimmung ausmacht;³⁶⁴ dieser Umstand vermag uns als Stütze der Überlegung zu dienen, dass in der Optik unseres ersten Wahrnehmungsrasters auch diejenigen Selbsterzählungen, denen lediglich der sich als partiell verstehende Zweck zugedacht ist, einen Teilaspekt der Gesamtpersönlichkeit oder eine Episode der Gesamtentwicklung ihres Urhebers zu beschreiben, das gedankliche Vorhandensein eben dieser Ganzheit bereits anhand ihres Wesens selbst einfordern. In der Optik des ersten Rasters trägt die sich als unvollständig verstehende Erzählung somit die Idee ihrer Einbettung als zentrales Prinzip in sich; wie die sich als ganzheitliche Abbildung definierende Geschichte, die um einen ihr innewohnenden Anfang, ein wenigstens vorläufiges Ende sowie um einen ihr zugedachten Zweck weiß, verfügt auch sie über ein festes Kenntnis um die Legitimität der Annahme eines Sinn gebenden Rahmens. Wenn wir nun aber unsere Betrachtung des ersten Wahrnehmungsrasters beschließend zu dem vereinfachenden Bild der Gesamtbiographie als einer Repräsentation einer ganzheitlich angelegten personalen Identität zurückkehren, so unvollkommen sie im Rahmen ihrer tatsächlichen Ausformulierung auch bleiben mag, dann liegt dies vor allem daran, dass diese Darstellung die synthetisierende Wirkung unseres ersten Wahrnehmungsrasters auf besonders treffliche Weise veranschaulicht. Ihrer Idee nach tritt die biographische Narration innerhalb des ersten Rasters jedenfalls als in sich geschlossene Erzählung in Erscheinung, die dem Einzelnen als Orientierungshilfe zur Seite steht und ihm als Basis zur Lokalisierung einer als sinnbestimmt erfahrenen personalen Identität dient; verstanden als eine für den Einzelnen daher unabdingbare „Art der kognitiven Strukturierung, welche das Gestaltungsvermögen [...] nutzt, um Handlungen und Geschehnisse zu temporalen Ganzheiten zu formen“³⁶⁵ umrissen, weist die biographische Selbsterzählung im Übrigen exakt die-

³⁶² ebd., S. 127.

³⁶³ ebd.

³⁶⁴ Erikson weist die unsererseits aufgegriffenen Passagen dezidiert als Definitionen des eigenen Krisenbegriffs aus; vgl. ebd.

³⁶⁵ Polkinghorne (1998), S. 16.

jenigen Eckdaten auf, die sie benötigt, um im Einklang mit dem Identitätsbegriff Eriksons zu stehen und diesem zuzuarbeiten. Die Interaktion des im Sinne Eriksons gefassten Begriffspaars der Identität und der Krise, die wir im zweiten Kapitel bereits aufgezeigt haben, entfaltet das Tandem ihrer Bedeutungsproduktion gerade angesichts der antizipierten Ganzheit einer von Fortschritt gekennzeichneten Gesamtbiographie, wobei sich jeder der beiden Begriffe durch eine spezielle Charakteristik auszeichnet. Während dem Identitätsbegriff die Doppelfunktion zukommt, sowohl als eines der beiden maßgeblichen narrativen Konstruktionselemente einer gerade im Entstehen begriffenen biographischen Erzählung zu fungieren als auch die finale Konsequenz und den Zweck deren Formulierung zu verkörpern, verdeutlicht der Krisenbegriff in anschaulicher Weise die direkte Relation seiner entwicklungstheoretischen Einbettung innerhalb der Theorien Eriksons zu derjenigen, nach welcher er in seiner Erzählung verlangt. Dieser Forderung des den Ausführungen Eriksons entnommenen Krisenbegriffs nach seiner unbedingten narrativen Kontextualisierung leistet eine unter Anwendung unseres ersten Wahrnehmungsrasters zustande gekommene Erzählung nur zu gerne Folge; allerdings stellt eben dies keineswegs eine Selbstverständlichkeit dar. Wir wollen uns daher nun der Frage zuwenden, aus welchen Gründen unser zweites Raster in diesem Punkt gänzlich anders verfährt, und darstellen, weswegen selbiges weit davon entfernt ist, der Krise das Zugeständnis ihrer sie entschärfenden Einbettung zu machen; dementsprechend soll sich im Folgenden zeigen, welches Ausmaß der Verunsicherung eine individuell erfahrene Krisensituation zu verursachen vermag, wenn die Rahmenbedingungen ihres Auftretens die Eingliederung in eine als Orientierungshilfe fungierende, Identität stiftende Selbsterzählung und damit ihre historisch-biographische Lokalisierung verunmöglichen.

Zur Darstellung dessen, welchen Charakter Krisensituationen in der Optik unseres zweiten Wahrnehmungsrasters annehmen, ist es zunächst nötig, die wichtigsten Merkmale dieses Rasters zu herauszustellen und uns in Erinnerung zu rufen, aus welchen Beweggründen wir ursprünglich unsere zwei Wahrnehmungsraster als der Analyse dienende Instrumente vorschlugen. Da wir bereits der Frage nachgegangen sind, welche Beschaffenheit und im Besonderen welchen Anspruch auf Vollständigkeit beziehungsweise auf adäquate Kontextualisierung biographische Erzählungen innerhalb des ersten Rasters aufrecht zu erhalten in der Lage sind, wollen wir nun unter loser Bezugnahme auf die Ausführungen Jean-Francois Lyotards festhalten, dass jegliche dahingehende Forderung unter Anwendung des zweiten Rasters für irrelevant erklärt werden muss, da die ihr zugrunde liegende Vorstellung eines ganzheitlichen, als geschlossen gedachten Bezugssystems als aufgehoben erscheint; wenn Lyotard die „große

Erzählung“³⁶⁶, welcher er die Aufgabe zuschreibt, einzelnen Vorstellungen und Erfahrungsmöglichkeiten einen gesicherten Platz zuzuweisen und damit Orientierung zu geben, als ihre Halbwertszeit unter den Bedingungen der Postmoderne überschritten habend ausweist, dann entspricht dieser Überlegung die Tatsache, dass innerhalb unseres zweiten Wahrnehmungsrasters die Heranbildung einer synthetisierenden, die Kontextualisierung einzelner Episoden ermöglichenden Selbsterzählung als ein nicht länger gangbarer Weg aufscheint. Im Lichte der Lyotard'schen Postmoderne verlieren zuvor unhinterfragte, ganzheitlich angelegte Vorstellungen ebenso ihre Relevanz wie auch der Gedanke des Entwicklungsfortschritts auf vielerlei Ebenen seine Gültigkeit einbüßt, was gleichermaßen eine der Konsequenzen der Anwendung unseres zweiten Rasters darstellt; hier wie dort erscheinen Werturteile ehemals bedeutunggebender Instanzen als auf der Basis referenzieller Beliebigkeit und Austauschbarkeit gebildete Meinungen, während Fragmentierungstendenzen und zunehmende Vereinzelung den Platz früherer Sicherheiten einnehmen. Auf die Formulierung individueller selbstbezüglicher Narrationen umgelegt bedeutet diese Zersplitterung, dass sich zwar nach wie vor isolierte Partialgeschichten formulieren lassen, die jeweils unterschiedliche Aspekte eines aufgrund seiner Vielschichtigkeit und Komplexität prinzipiell unfassbaren Sachverhalts anzudeuten bemüht sind; diese bruchstückhaften Teilerzählungen wähnen sich jedoch ihres einst sicheren Wissens um ihre eigene Position und damit ihrer Bedeutung verlustig geworden zu sein, da sie keine Möglichkeit des Rekurses auf eine sie einbindende Ordnung mehr vorfinden und sich ihnen jeder Zugriff auf ein verbindliches Referenzsystem entzieht. Dem Einzelnen steht ausgehend von unserem zweiten Raster keinerlei angemessene Ersatzvorstellung zur Verfügung, die der nunmehr ausrangierten einer als sinnhaft erfahrenen, beständigen und zielgerichteten Identität entspräche; auch seine Selbstwahrnehmung zeichnet sich nicht dadurch aus, dass sie ein konstantes, einheitliches Bild zutage förderte, da ihr ein Rückgriff auf „das Deutungsmuster einer kohärenten Sicht der eigenen Biographie und Identität sowie der Lebenswelt“³⁶⁷ nicht gelingt. Vielmehr gelangt der Betreffende wiederholt zu der Realisation, dass ihm „der gegenwärtige Lebenszusammenhang nicht nur aus tragfähigen historischen Orientierungen herausgefallen

³⁶⁶ Lyotard (1986), S. 13.

³⁶⁷ Die der zitierten Stelle zugrunde liegende Intention Keupps ist es, eine Bestimmung der maßgeblichen „Gegenwartsanalysen der postmodernen oder der individualisierten, globalisierten Risikogesellschaft“ vorzunehmen. Da wir unsere Charakterisierung des zweiten Wahrnehmungsrasters ausgehend von dem Begriff der Postmoderne durchgeführt haben, erscheint Keupps Einschätzung als sehr passend; vgl. Keupp (1999), S. 56.

ist, sondern so etwas wie ‚Geschichte‘ überhaupt keine Orientierung mehr abgibt,³⁶⁸ was sich sowohl an seiner eigenen kaum in sinnvoller Weise formulierbaren Biographie als auch an der ihm äußerlichen, posthistorischen³⁶⁹ Gegenwartsdiagnostik ablesen lässt. In vielerlei Hinsicht erscheint ihm daher „der zeitliche Status der eigenen Lebenspraxis [...] als unvereinbar mit denjenigen Vorstellungen von Zeitverläufen, die so etwas wie sinn- und bedeutungsvolle Geschichten zu tragen vermögen,³⁷⁰ was freilich wiederum eine denkbar ungünstige Plattform für etwaige Versuche darstellt, inmitten allgegenwärtiger lebensweltlicher „Entzauberung“ und angesichts allerorts sich auftuender „verzehrter Sinnpotentiale“³⁷¹ zu einem konsistenten Selbstbild, einer inhaltlich differenzierten personalen Identität und einer mit einem roten Faden ausgestatteten Biographie zu gelangen. In dieser von Desorientierung geprägten Konstellation kommt ein nach Halt suchender Mensch nicht umhin, „Sinndefizite“ anzutreffen, welche allem Anschein nach „die Durchsetzung technisch-wissenschaftlicher Rationalität als dominante kulturelle Orientierungsgröße zurückgelassen hat“³⁷² und sich als nur in Ansätzen kompensierbar erweisen;³⁷³ die ebenfalls massiv auftretende, seitens des Einzelnen konstatierte individuelle Selbstentfremdung hat freilich neben den Spätfolgen der Industrialisierung und der zunehmenden Technisierung weitere Ursachen, deren Herkunft wir bereits nachgegangen sind. So haben wir zunächst die Kollision zweier unterschiedlicher lebensweltlicher Bezugssysteme als für das Zustandekommen subjektiver menschlicher Selbstentfremdung konstitutiv skizziert, da der Einzelne anhand der hierbei auftretenden Differenz eine Relativierung und infolge eine Infragestellung seiner bislang zuverlässig wirkenden Wertmaßstäbe und der Orientierung dienenden ideellen Ankerpunkte erfährt; weiters haben wir es als ein Kennzeichen unseres zweiten Wahrnehmungsrasters ausgewiesen, eine Pluralisierung stark divergierender Lebensentwürfe und mit diesen korrespondierender Wertmaßstäbe nahe zu legen. Folglich ist in der Optik des zweiten Rasters von einer Vervielfachung individuelle Entfremdungserfahrungen verursachender Konstellationen auszugehen, da sich der Einzelne kaum noch befähigt sieht, ein einheitliches und verbindliches lebensweltliches Referenzsys-

³⁶⁸ Rösen beschreibt anhand der zitierten Stellen die Konsequenzen der „Post-Historie“, die er als sich der Geschichtswissenschaft aufdrängende Entsprechung zur „Post-Moderne“ ansieht; vgl. Rösen (1990), S. 232f.

³⁶⁹ vgl. ebd.

³⁷⁰ ebd., S. 233.

³⁷¹ ebd., S. 234.

³⁷² ebd., S. 235.

³⁷³ Die Frage, inwieweit der sich unter derartigen Bedingungen lebend sehende Einzelne eine solche kompensatorische Handlung tätigt, wenn er Produkte erwirbt, die sich als von eben der verloren gewählten Ganzheitlichkeit gekennzeichnet präsentieren, berühren wir im sechsten Kapitel dieser Arbeit.

tem aufrecht zu erhalten; die Umsetzung der Vorstellung einer zielgerichteten persönlichen Entwicklung sowie die Formulierung einer mit Sinn ausgestatteten Biographie gestalten sich als kaum durchführbare Unterfangen, zumal die „Möglichkeit [...], sich über Erinnerungen ein Bild von sich selbst zu machen“ und damit die eigene „Zukunft handlungsstimulierend zu entwerfen, entschieden an Bedeutung“ verloren hat³⁷⁴ und streng genommen in dieser Form nicht vorgesehen ist. Die ehemals maßgebliche Funktion persönlicher Selbsterzählungen, ihrem Autor gegenüber als Bedeutung bereit haltende und der Lokalisierung seiner personalen Identität zuarbeitende Instanz aufzutreten, sieht sich nunmehr außer Kraft gesetzt. Denn ausgehend von unserem zweiten Wahrnehmungsraster „erlischt auch die Orientierungskraft eines historischen Denkens, das in der die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft übergreifenden Richtungsbestimmung zeitlicher Veränderungen des Menschen und seiner Welt eine wesentliche Bestimmungsgröße handlungsleitender Absichten und identitätsbildender Selbstverständigung sah.“³⁷⁵ Einzelne Lebenssituationen lassen sich nicht ausreichend in Relation zu Vorangegangenem und Antizipiertem setzen und somit nicht in die Gesamtheit einer synthetisierenden Lebensgeschichte einbetten, was deren Kontextualisierung und Bewertung ermöglichen würde; besonders schwerwiegend hierbei ist der Umstand, dass dies nicht nur auf gemeine Alltagserfahrungen, sondern gleichermaßen auf als durchaus problematisch empfundene Krisensituationen zutrifft. Eine jede unter diesen Bedingungen auftretende Krise nimmt aufgrund der ihr fehlenden Einbettung in ein Referenzsystem das Ausmaß einer grundsätzlichen, um die zu ihrer Bewältigung nötige Lebensenergie in keiner Weise wissenden „Orientierungskrise“³⁷⁶ an, welche sich auch in Retrospekt einer klaren Definition entziehen wird, und erweist sich ferner als überaus konsequent, wenn es darum geht, die Heranbildung mit Bedeutung versehener Identität zu verhindern. Tatsächlich impliziert die sich in dieser Optik konstituierende, von der begrifflichen Fassung Eriksons weit entfernte Krise eine Unterminierung jedes Umsetzungsversuchs einer an die diesbezügliche Konzeption Eriksons angelehnten personalen Identität, was nicht zuletzt wiederum auf der Ebene der Selbsterzählungen als Phänomen greifbar wird. So erhält nun jede Narration, welche von unabwendbarem und umfassendem Wandel zeugt, ein potentiell bedrohliches Gesicht, was daran liegt, dass sie das effektive Ausmaß der immanenten Neuerungen und ihre Relevanz für den Einzelnen stets im Unklaren belässt, sodass selbiger sich außerstande sieht zu ermitteln, was eine angemessene Reaktion oder Bewertung wäre; allgemeiner formuliert ist das Konzept der „Veränderung als

³⁷⁴ Rösen (1990), S. 232.

³⁷⁵ ebd., S. 233.

³⁷⁶ ebd., S. 236.

geschichtsträchtiger Bewegungsbegriff der menschlichen Lebenspraxis längst zur Katastrophe oder zur Hülle eines umtriebigen Stillstandes geworden [...], in dem sich alles bewegt, aber nichts mehr sinnträchtig verändert.“³⁷⁷ In der aus diesem Szenario ableitbaren absoluten Dominanz der für sich Raum beanspruchenden Krise findet die Vorstellung einer Orientierung spendenden Identität ebenso wenig Platz wie diejenige einer kontinuierlichen und beständigen persönlichen Entwicklung; es handelt sich hierbei um Folgen der Anwendung unseres zweiten die Selbstwahrnehmung des Einzelnen determinierenden Rasters, die sich freilich gleichermaßen auf narrativer Ebene zeigen. Das Tandem der Bedeutungskonstituierung, welches die Begriffe der Identität und der Krise ausgehend von unserem ersten Raster innerhalb einer biographischen Erzählung umzusetzen vermochten, erscheint innerhalb des zweiten als undenkbar; nicht nur fehlt in letzterer Konstellation die Durchführbarkeit der narrativen Einbettung und damit diejenige der Entschärfung der Krise anhand der Tragfähigkeit ihres Gegenbegriffs der Identität, vielmehr steht hier auch die Idee einer als Ganzheit verstandenen biographischen Geschichte an sich nicht zur Disposition. Wenn wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit unterschiedliche, Krisenszenarien thematisierende Narrative untersuchen werden, sollen uns die beiden Wahrnehmungsraster, deren Auswirkungen auf unter ihrer Anwendung formulierte Erzählungen wir nun dargestellt haben, als Analyseinstrumente dienen; sie sollen den Zweck verfolgen, das seitens der behandelten Narrationen jeweils nahe gelegte und mit selbigen korrespondierende Verständnis menschlicher Identität wie auch an Produkte gebundener Identität herauszustreichen. In ähnlicher Weise soll der Umgang der fraglichen Erzählungen mit dem Topos der Krise einer Zuordnung unterzogen werden. Die in unserem ersten Raster vorgesehene Korrelation zwischen einer im Sinne Eriksons verstandenen Identität und der Möglichkeit der narrativen Einbettung des Topos der Krise wird auch zu diesem Zeitpunkt ihre Bestätigung finden. Auch in diesem Kontext wird sich die Krise in der Realisierung eines homogenisierenden Prinzips niederschlagen, das innerhalb unseres zweiten Rasters mitnichten manifest werden könnte, zumal dieses eine Konstellation nach sich zöge, in der die Krise ihre – soeben umrissene – Dominanz zu keinem Zeitpunkt aufzugeben bräuchte, um einer etwaigen, auf Ganzheit ausgerichteten Identitätsbildung und deren biographischer Erzählung auch nur in Ansätzen den nötigen Vorstellungsraum zuzugestehen.

³⁷⁷ ebd., S. 233.

4 Verdinglichter Mensch, neuer Identitätsträger Produkt

Diesem Kapitel kommt zunächst die Aufgabe zu, eine Fokusverschiebung einzuleiten und selbige zu begründen; denn während wir im Rahmen der zu Beginn dieser Arbeit angestellten Überlegungen zu Eriksons Konzeption personaler Identität vom Menschen als zentralem Brennpunkt und behandeltem Objekt ausgegangen sind, sollen die auf dieser Basis zustande gekommenen Beschreibungsformen im zu einem späteren Zeitpunkt mit solchen verglichen werden, die es sich zur Aufgabe machen, über bestimmte Produkte Auskunft zu geben. Maßgeblich hierbei wird die Instanz biographischer Erzählungen sein, die in sowohl Hinblick auf das menschliche Individuum als auch im Kontext sich als einzigartig präsentierender Marken- oder Traditionsprodukte in der Lage ist, von der jeweiligen Spezifität der anzutreffenden, mit distinkten qualitativen Attributen versehenen Identität Zeugnis zu geben und ihr auf narrativem Wege zuzuarbeiten. Ein erster Schritt des Wechsels des betrachteten Objekts vom Menschen hin zum Produkt ist freilich bereits im Zuge unserer Darstellung derjenigen Theorien und Diskurse erfolgt, die sich mit dem Problem der Selbstentfremdung des Menschen beschäftigt haben; die auf dem Entfremdungsgedanken aufsetzenden Sachverhalte des assoziativen Zusammenrückens, der zunehmenden kontextuellen Nähe sowie der allmählichen inhaltlichen Austauschbarkeit von Mensch und Ding sind jedoch nicht nur im Denken Marxens angelegt, sondern werden in den Ausführungen unter anderem Georg Lukácsens, Erich Fromms und Axel Honneths weiterführend präzisiert. Konkret handelt es sich um die Problemstellung der „Verdinglichung“ des Einzelnen, in deren Umfeld die genannten Phänomene in gebündelter Form thematisiert werden; dieser wollen wir uns im Folgenden insofern widmen, als sie einen bedeutenden Schritt in Richtung der unsererseits intendierten Fokusverschiebung zu markieren vermag. Denn wenn wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit der Frage nachgehen möchten, inwiefern sich heutige, auf Produkte bezogene Narrative einst am Menschen ausgerichteter Terminologien und Erzählweisen bedienen, so erscheint es uns als sinnvoll, zunächst die gegenteilige Situation darzustellen und entsprechende Überlegungen anzuführen, deren Ansätze von einer Verdinglichung des Menschen ausgehen. Ausgehend von Überlegungen Martha Nussbaums, die sieben Aspekte der Verdinglichung annehmen, wollen wir ferner entsprechende Umkehrprinzipien festmachen, deren wirksam Werden im Zuge einer etwaigen „Vermenschlichung“ unbelebter Gegenstände zu erwarten wäre. Im Anschluss

daran soll Behandlung finden, welches Verständnis des Produktbegriffs dieser Arbeit zugrunde liegt; insbesondere wird dabei herauszustellen sein, inwieweit wir neben Traditionsprodukten, die zumeist mit zahlreichen biographischen Erzählungen versehen sind, auch solchen Erzeugnissen eine Sonderstellung zuzuerkennen haben, die sich als Markenprodukte verstehen. Die „Anatomie“ einer Marke wird daher genauer zu betrachten sein, wobei vor allem deren Funktion, geschichtslosen Einzelprodukten historische Lokalisierbarkeit und assoziative Zugehörigkeit mit auf den Weg zu geben, im Vordergrund stehen soll. Auf dieser Basis werden wir zu einem späteren Zeitpunkt der Frage nachgehen können, welcher Zusammenhang zwischen dem „ideellen Mehrwert“ eines Produkts, der nicht zuletzt als Resultat des Vorhandenseins „Produktidentität“ begründender biographischer Narrative auftritt und anhand derartiger Erzählungen nachweisbar wird, und unseren zwei, im dritten Kapitel umrissenen Wahrnehmungsrastern besteht. Historisch herangebildete, einem Entwicklungsprozess entsprungene Produktidentität wird dabei als derjenige Faktor in Erscheinung treten, der seinem jeweiligen – in diesem Falle unbelebten – Inhaber zu einer auf narrativem Wege verankerten Bedeutung und zu einem Wert verhilft, der über den unmittelbaren Gebrauchswert hinausgeht. Vorerst aber wollen wir daran gehen, das Zentrum unserer Aufmerksamkeit ein Stückweit weg vom Menschen und hin auf die unbelebte Entität des Produkts zu verlagern, um die an heutigen Erzeugnissen festgemachten Angelpunkte zu klären – und um diejenigen der produktbezogenen Theoriebildung zugehörigen Darstellungen herauszustellen, die Beschreibungsformen zum Einsatz bringen, welche ursprünglich der Erfassung des Menschen dienten.

4.1 Die Verdinglichung des Menschen nach Martha Nussbaum

Wie die im Rahmen des dritten Kapitels dieser Arbeit aufgegriffenen Theorien und Diskurse, welche das Problem der Entfremdung des Menschen thematisierten, setzen auch diejenigen, denen die Absicht zukommt, den Einzelnen als zu einem Ding geworden und wie ein solches behandelt zu beschreiben, auf Überlegungen Karl Marxens auf. Während jedoch unsere Behandlung der vielgesichtigen Vorstellung von der Selbstentfremdung des Menschen mehrere Zwecke verfolgte – so sollte nicht nur eine anfängliche Überleitung zu unserer für später beabsichtigten Analyse produktbezogener Narrative etabliert, sondern auch und in erster Linie die Beschaffenheit unseres zweiten Wahrnehmungsrasters charakterisiert werden – kommt der Darstellung des Problemfelds der „Verdinglichung“ lediglich eine nachfolgende Ausführungen legitimierende und zu selbigen vermittelnde Funktion zu. Aus diesem Grund

wollen wir unsere Skizzierung des zum Gegenstand Werdens der Verdinglichung vergleichsweise kurz halten; obgleich es ein weiteres Mal Ausführungen Marxens wären, deren Aufarbeitung substanzielle Ansatzpunkte zur Verfügung stellen könnte, sollen diese im Folgenden nur gestreift werden, zumal die mit dem Postulat einer zunehmenden Verdinglichung des Menschen in Verbindung stehenden Marx'schen Gedanken bereits in weiten Teilen vorweggenommen wurden. Weiters werden wir von einer Darstellung der „Kritischen Theorie“ Theodor Adornos absehen, da ihre Relevanz für die „Hauptströmungen der Geistes- und Sozialwissenschaften“ gemäß der Einschätzung Johannes Grubers zuletzt gesunken ist¹ und sie ferner über den Rahmen unserer Arbeit hinausginge; wir verweisen für die Implikationen der „Kritischen Theorie“ auf die Problemstellungen der Entfremdung wie auch der Verdinglichung auf die Studie Grubers.² Bereits innerhalb des Frühwerks Marxens tritt die „Vergegenständlichung“ des Menschen als Teilaspekt der sozialen Auswirkungen einer kapitalistisch orientierten Gesellschaft in Erscheinung³ und basiert im Wesentlichen auf dem veränderten Umgang des Arbeiters mit dem seinerseits erzeugten Produkt,⁴ was umfangreiche Implikationen nach sich zieht. Joachim Israel fasst den resultierenden Sachverhalt dahingehend zusammen, die seitens Marxens umrissene Marktwirtschaft zeichne sich wesentlich dadurch aus, „daß der Tauschwert den Gebrauchwert ersetzt oder diesen unterordnet“ sowie durch die daraus hervorgehende Konsequenz, „daß menschliche Beziehungen zwischen Individuen durch Sachbeziehungen zwischen Käufern und Verkäufern sowohl bei Waren wie bei der Arbeitskraft ersetzt werden.“⁵ Die Separation des Arbeiters von seinem Erzeugnis habe zur Folge, dass nicht nur seine Arbeitskraft als eigenständige Ware betrachtet werde, sondern auch ein versachlichender Umgang mit den dahinter stehenden Personen selbst einsetze. Es ist jedoch nicht allein dieses aus dem Denken Marxens extrahierte Bild des austauschbar und beliebig gewordenen Einzelnen, das der für die begriffsprägende Konzeption der Verdinglichung maßgebliche Georg Lukács heranzieht; Axel Honneth gibt an, Lukács sei zu diesem „Schlüsselbegriff“ gelangt, indem er eine „kühne Zusammenfassung von Motiven aus den Werken von Marx, Max Weber und Georg Simmel“ vorgenommen habe, wobei er bestrebt gewesen sei, mit selbigem die Qualität derjenigen sozialen Beziehungen zu erfassen, denen der „Eindruck nüchternkalkulatorischer Zweckhaftigkeit“ nicht abgesprochen werden könne.⁶ Tatsächlich weist Lukács die genannten Einflüsse in seinem Werk „Geschichte und Klassenbewußtsein“ explizit

¹ Gruber, J. (2008), S. 40.

² vgl. ebd., S. 40-68.

³ vgl. Marx und Engels (1970), Band 40, S. 541.

⁴ vgl. unsere Darstellung des Topos der Selbstentfremdung des Menschen.

⁵ Israel (1985), S. 173f; [„Gebrauchwert“: sic].

⁶ Honneth (2005), S. 11.

als solche aus;⁷ obgleich aber die Herkunft des Begriffs der Verdinglichung demzufolge als facettenreich einzustufen ist, liegt seine vorrangige konzeptionelle Grundannahme letztlich dennoch in dem von Marx beschriebenen, sich um den Charakter der Ware rankenden Problemkreis. Lukács erweitert selbigen allerdings stark, indem er festhält, das „Warenproblem“ dürfe „nicht bloß als Einzelproblem“ begriffen werden, sofern man die Grundtendenzen des Kapitalismus korrekt beschreiben wolle; es handle sich nicht allein um das „Zentralproblem der einzelwissenschaftlich gefaßten Ökonomie,“ sondern vielmehr um ein „zentrales, strukturelles Problem der kapitalistischen Gesellschaft in allen ihren Lebensäußerungen.“⁸ Das nur oberflächlich betrachtet implikationsärmere Warenproblem erscheint Lukács als ein tatsächlich überaus vielschichtiges, gestaltendes Prinzip, dessen Einfluss auf den Charakter einer sozialen Ordnung so umfassend ist, dass die aus ihm hervorgehende Wirkungsmacht als „herrschende Form des Stoffwechsels einer Gesellschaft“⁹ schlechthin auftreten kann und dementsprechend den an sich bereits umfangreichen Bereich des Warenverkehrs bei weitem übersteigt. Die von Lukács in diesem Kontext aufgegriffene, der Biochemie entlehnte Metapher des Metabolismus veranschaulicht dabei nicht nur die postulierte substanzielle Bedeutung der fraglichen Determinante, sondern zielt auch darauf ab, die vollständige Durchzogenheit der Gesellschaft und das Ausmaß deren existenzieller Abhängigkeit von diesem einen Prinzip zu versinnbildlichen. Dies zeigt sich ferner darin, dass Lukács in seinen weiteren Ausführungen angibt, die Warenform verkörpere folglich eine „universelle Form“ und stelle ein „herrschendes Phänomen“ mit unzähligen Manifestationspunkten dar; man werde ihr lediglich dann gerecht, wenn man sie in ihrer Funktion als der „wirklichen Herrschaftsform der gesamten Gesellschaft“ anerkenne.¹⁰ Wolle man daher „die Ware in ihrer unverfälschten Wesensart“ begreifen, sei es notwendig, ihren Geltungsspielraum als denjenigen einer „Unversalkategorie“ allen sozialen Seins anzuerkennen; denn „erst in diesem Zusammenhang gewinnt die durch das Warenverhältnis entstandene Verdinglichung eine entscheidende Bedeutung für das Verhalten der Menschen zu ihr.“¹¹ Wenn Lukács im Weiteren die Auswirkungen der Verdinglichung auf die betroffenen Personen dergestalt schildert, dass er ein „Unterworfenwerden ihres Bewußtseins“ durch die „Formen, in denen sich diese Verdinglichung ausdrückt,“ annimmt und infolge auf die Komplexität der Versuche der Betroffenen eingeht, „diesen Prozeß zu begreifen oder sich gegen seine verheerenden Wirkungen aufzulehnen,“ um sich „von dieser

⁷ vgl. Lukács (1968), Band 2, S. 270.

⁸ ebd., S. 257.

⁹ ebd., S. 258.

¹⁰ ebd., S. 259.

¹¹ ebd., S. 260.

Knechtschaft unter der so entstandenen ‚zweiten Natur‘ zu befreien,¹² so ist diese Darstellung für uns angesichts der Gesamtheit unserer Arbeit von gesteigerter Relevanz. Das umrissene Bild des unmerklich eingenommenen und besetzten Bewusstseins der Menschen trägt nämlich nicht nur der hauptsächlichen Intention Lukácsens Rechnung, die umfassende Wirkung des Prinzips der Verdinglichung und deren universelle Natur zu verdeutlichen, sondern verweist auch auf eine wichtige Grundannahme, die sowohl ein Aspekt der Überlegungen Lukácsens als auch einer dieser Arbeit ist. Konkret handelt es sich um den seitens Axel Honneths trefflich ausgewiesenen Umstand, demzufolge Lukács ‚unter ‚Verdinglichung‘ eine Art von Denkgewohnheit, von habituell erstarrter Perspektive verstanden wissen [wollte], durch deren Übernahme die Menschen ihre Fähigkeiten zur interessierten Anteilnahme an Personen und Geschehnissen verlieren,¹³ der im dritten Kapitel unserer Ausführungen auf die Annahme spezifischer ‚Wahrnehmungsraster‘ trifft, welche ihrerseits die Selbstwahrnehmung, die Werturteile und damit die Lebensführung des Menschen determinieren. Auch diesen kommt die Eigenschaft zu, mit den jeweils geltenden gesellschaftlichen Verhaltensmustern in Wechselbeziehung zu stehen und ein wichtiger Bestandteil eines umfangreicheren Gefüges unterschiedlicher, soziale Wirklichkeit generierender Praktiken zu sein; auch sie determinieren die Realisierbarkeit derjenigen Vorstellungen, zu denen der sich in ihrem Einflussbereich aufhaltende Einzelne zu gelangen vermag und geben die Parameter des adäquaten Umgang mit den dergestalt zustande kommenden Inhalten vor. Sähe daher eines unserer Wahrnehmungsraster – wie das von Lukács skizzierte verdinglichende menschliche Bewusstsein – spezifische Tendenzen vor, die eine Verdinglichung des Menschen nach sich zögen, wäre es unmöglich, innerhalb des assoziativen Feldes dieses Rasters anderwärtige Vorstellungsinhalte zu verorten; erschiene eine dem Menschen besser gerecht werdende Umgangsform als zwar denkbar, jedoch außerhalb des durch Validität gekennzeichneten imaginativen Bereichs liegend, so könnte sie innerhalb der durch das zugehörige Wertesystem begründeten, referenziellen Ordnung lediglich als fragwürdiger Fremdkörper aufscheinen. Wir treffen noch eine zusätzliche Parallele zwischen unserer Konzeption der Wahrnehmungsraster und den Ausführungen Lukácsens zu dem sich dem Menschen aufdrängenden verdinglichenden Bewusstsein an; denn beide Konstellationen machen sich die Annahme zu eigen, dass vorgegebene Muster nicht alleine die Rolle einnehmen, im Erleben des Einzelnen an ihnen ausgerichtete, unmittelbare Erfahrungen zu zeitigen, sondern dass sie auch ihre eigene Existenz als vorstellbare Topoi begründen, welche nur auf dieser Basis selbst zu fassbaren Gegenständen werden können. Die

¹² ebd.

¹³ Honneth (2005), S. 63.

Verdinglichung macht dieses Phänomen dadurch erkenntlich, dass sie sich ebenso zunächst erst als fassbare Entität etablieren und damit ihre eigene Vorstellbarkeit begründen muss, um infolge gegenüber der sie diagnostizierenden Menschen den Charakter eines nunmehr thematisierbaren Brechungspunkts annehmen zu können, anhand dessen sich eine fundamentale Wahrnehmungsdifferenz herauszukristallisieren vermag; Honneth gibt hierzu an, Verdinglichung sei in der von Lukács vorgesehenen terminologischen Konstellation „der Begriff sowohl für einen Prozess als auch für ein Resultat; bezeichnet wird damit der Vorgang eines Verlustes, nämlich der Ersetzung einer ursprünglichen, richtigen durch eine sekundäre, falsche Einstellung, und das Ergebnis dieses Prozesses, also eine verdinglichte Wahrnehmung oder Verhaltensweise.“¹⁴ Das Problem der Verdinglichung tritt nicht nur innerhalb eines etwaigen Wahrnehmungsrasters, sondern auch im Rahmen der Ausführungen Lukácsens simultan als Verursacher distinkter Differenzerlebnisse sowie auch als eigenständiger, seine eigene Lokalisierbarkeit erst begründender Problemkreis in Erscheinung; es ist erst die Kombination dieser beider Implikationen, die dem Umstand ausreichend Rechnung trägt, dass das Problem der Verdinglichung in beiden Fällen zugleich als Bestandteil und Charakteristikum, als begrifflicher Topos und sich realisierendes Phänomen, einer unter gewissen Umständen etablierten, menschlichen Selbstbezüglichkeit aufscheint – ob letztere nun das Ergebnis eines Bewusstseinszustands oder aber die Konsequenz der Anwendung eines speziellen Wahrnehmungsrasters darstellt. Gerade der Umstand, dass Lukács im Bewusstsein des Menschen die Grundlage für eine manifest werden könnende Verdinglichung sieht, führt zu den seinerseits geschilderten umfangreichen Auswirkungen des Phänomens auf die Realitätskonstruktion und infolge die zwischenmenschlichen Interaktionsmodi der betroffenen Individuen, sodass die so etablierte Verdinglichung als soziales Prinzip wirksam wird und „eine Welt von fertigen Dingen und Dingbeziehungen entsteht.“¹⁵ Israel fasst die sich daraus ergebenden Folgen anschaulich damit zusammen, dass er eine „dreifache Tendenz, Menschen in Objekte zu verwandeln“ festmacht; er gibt an, die der Verdinglichung Ausgesetzten gerieten darüber zunehmend zu einem entmenschlichten Abstraktum, dass sie „im Arbeitsleben [...] zu Arbeitskraft, im Konsum zu Kaufkraft und im übrigen Leben zu Zahnrädchen einer Maschinerie oder zum Bodensatz einer Hierarchie“ würden.¹⁶ Der Bedeutungsverlust des Menschen innerhalb einer ihn verdinglichenden Gesellschaftsstruktur korrespondiert in der Darstellung Lukácsens wesentlich mit der Elimination individueller Persönlichkeitsmerkmale; dieser konstatiert, im Zuge

¹⁴ ebd.

¹⁵ Lukács (1968), Band 2, S. 261.

¹⁶ Israel (1985), S. 171.

der ansteigenden Rationalisierung komme eine „immer stärkere Ausschaltung der qualitativen, menschlich-individuellen Eigenschaften“ zum Tragen, was damit zusammenhänge, dass jeglicher Arbeitsablauf „in abstrakt rationelle Teiloperationen zerlegt wird, wodurch die Beziehung des Arbeiters auf eine sich mechanisch wiederholende Spezialfunktion reduziert wird.“¹⁷ Die Veränderung der Beziehung des Arbeiters zu seiner Tätigkeit aufgrund der um sich greifenden Mechanisierung wirke dabei „bis in die ‚Seele‘ des Arbeiters hinein: selbst seine psychologischen Eigenschaften werden von seiner Gesamtpersönlichkeit abgetrennt, ihr gegenüber objektiviert“ und damit zu einem Ding gemacht, „um in rationelle Spezialsysteme eingefügt und hier auf den kalkulatorischen Begriff gebracht werden zu können;“¹⁸ infolge der Objektivierung und Rationalisierung erschienen die „menschlichen Eigenschaften und Besonderheiten“ nicht länger als wertvoll, sondern „immer mehr als bloße Fehlerquellen;“¹⁹ zumal vermehrt „verdinglichte Beziehungen an Stelle der urwüchsigen, die menschlichen Verhältnisse unverhüllter zeigenden“ gesetzt würden.²⁰ Es sind nun allerdings bei Weitem nicht nur die im Rahmen des Arbeitsumfelds auftretenden Veränderungen der einstigen Beziehungsmuster, an denen Lukács das Problem der Verdinglichung diagnostiziert; vielmehr geht er von einer umfassenden Verwandlung der „Grundkategorien des unmittelbaren Verhaltens des Menschen zur Welt“²¹ aus, da sich, wie er ausführt, „im Laufe der Entwicklung des Kapitalismus die Verdinglichungsstruktur immer tiefer, schicksalhafter und konstitutiver in das Bewußtsein der Menschen hinein“ senke und so eine „Potenzierung der Verdinglichung“ eintrete.²² Letztlich würden sämtliche zwischenmenschlichen Umgangsformen von dem Prinzip der Verdinglichung überlagert und entstellt; aufgrund der Vormachtstellung der Ware als Maßstab gebe es letztlich „keine Form der Beziehung der Menschen zueinander, keine Möglichkeit des Menschen, seine physischen und psychischen ‚Eigenschaften‘ zur Geltung zu bringen, die sich nicht in zunehmendem Maße dieser Gegenständlichkeitsform unterwerfen würden.“²³ Als Beispiel führt Lukács die Ehe an und konstatiert, Immanuel Kant habe deren veränderte Eckpunkte „mit der naiv-zynischen Offenheit großer Denker“ auf schlüssige Weise deutlich gemacht; es handle sich tatsächlich lediglich um einen gegenseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane des jeweils anderen, der unter verdinglichten Lebensbedingungen als ehe-

¹⁷ Lukács (1968), Band 2, S. 262.

¹⁸ ebd., S. 262.

¹⁹ ebd., S. 263.

²⁰ ebd., S. 266.

²¹ ebd., S. 264.

²² ebd., S. 268.

²³ ebd., S. 276.

liche Beziehung vorstellbar sei.²⁴ Weitere und aktuellere gesellschaftlich verbreitete Situationen, die eine Selbstverdinglichung des Einzelnen einfordern und mit den diesbezüglichen Merkmalen Lukácsens übereinstimmen, führt Axel Honneth an; davon ausgehend, dass die relevanten „sozialen Praktiken [...] im weitesten Sinn mit der Selbstrepräsentation von Subjekten zusammenhängen“ nennt dieser als „die zunächst ins Auge springenden Beispiele [...] Bewerbungsgespräche, bestimmte Dienstleistungen oder organisierte Partnervermittlungen.“²⁵ Honneth ergänzt, im Allgemeinen könne der Charakter derjenigen Institutionen, die dem Einzelnen eine schablonenhafte Selbstdarstellung abverlangten, stark variieren; „das entsprechende Spektrum dürfte von Einrichtungen, die noch Raum für experimentelle Selbsterkundungen lassen, bis zu institutionellen Arrangements reichen, die den Betroffenen nur noch zur Simulierung bestimmter Absichten anhalten,“ wobei Letztere mitunter große Ähnlichkeit mit Verkaufsgesprächen aufwiesen.²⁶ Die hierbei postulierte Nähe gewisser verdinglichter Lebenssituationen zu Aspekten des Warenverkaufs deckt sich freilich mit den Überlegungen Lukácsens, da diese die kapitalistische Orientierung einer Gesellschaft als prinzipielle Ausgangsgrundlage der Verdinglichung ansehen, einen umfassenden Einfluss der wirtschaftlichen Ausrichtung auf das Zusammenleben der Menschen annehmen, und es für unausweichlich halten, dass sich die Verdinglichung in das Bewusstsein des Einzelnen verlagert, wo sie eine Universalisierung erfährt und dazu führt, dass die Charakteristik der Ware „für das verdinglichte Bewußtsein notwendigerweise zur Erscheinungsform seiner eigentlichen Unmittelbarkeit [wird], über die es – als verdinglichtes Bewußtsein – gar nicht hinauszugehen trachtet.“²⁷ Das von der Tendenz der Verdinglichung dergestalt gekennzeichnete Bewusstsein generiert somit Vorstellungsinhalte, welche ihrerseits ihre Herkunft und Determinanten deutlich erkennen lassen; dies verkörpert einen Punkt, der für uns von besonderer Relevanz ist. Denn der Gedanke, nach welchem es das menschliche Bewusstsein und damit der Modus der Selbstwahrnehmung des Einzelnen ist, innerhalb dessen das als problematisch erachtete assoziative Zusammenrücken von Mensch und Ding seinen Lauf nimmt, trifft im Kontext unserer Arbeit auf eine Parallelannahme, die auf einen unserer zentralen gedanklichen Eckpfeiler verweist; so erkennen wir der individuellen Selbstbezüglichkeit und damit der Selbstwahrnehmung des Einzelnen ebenfalls eine tragende Rolle in der sozialen Konstruktion kollektiver Verhaltensmuster und Realitäten zu, zu deren Analyse wir im dritten Kapitel spezielle diagnostische In-

²⁴ ebd.

²⁵ Honneth (2005), S. 104.

²⁶ ebd., S. 104f.

²⁷ Lukács (1968), Band 2, S. 268.

strumente vorgeschlagen haben, die wir als „Wahrnehmungsraster“ bezeichnen und auch im Obigen mehrfach aufgreifen.

Jenseits der ausschlaggebenden Konzeption des Begriffs der Verdinglichung durch Lukács findet sich eine die auf selbiger aufsetzende begriffliche Verwendungsform etwa bei Erich Fromm. Dieser widmet der seinerseits gesehenen Problematik der Verdinglichung des Menschen unter anderem eine eigenständige Abhandlung, welche den Titel „Der Mensch ist kein Ding“ trägt²⁸ und nicht zuletzt das mit dem Problemkreis korrespondierende Gedanken- gut Marxens erneut aufgreift und reaktualisiert; so geht Fromm wie Marx zunächst von der Situation des Arbeiters aus und gibt an, selbiger werde in der modernen Gesellschaft „verdinglicht, d.h. behandelt und manipuliert wie ein Ding;“ dies habe zur Folge, dass „die so genannten ‚menschlichen Beziehungen‘ [...] in Wirklichkeit die allerunmenschlichsten [sind], weil sie ‚materialisierte‘ und entfremdete Beziehungen“ darstellten.²⁹ Interesse am Einzelnen werde in der von Verdinglichung geprägten sozialen Ordnung lediglich geheuchelt, was auch anhand des einseitigen und zweckgerichteten Einsatzes der Psychologie sichtbar werde. Diese sei zunächst als Hilfsmittel zur „Manipulation der Verbraucher“ herangezogen worden; im Lauf der Zeit habe sich die daraus resultierende Praxis jedoch sukzessive „auf die Manipulation aller ausgedehnt,“ was sich am deutlichsten am politischen Alltag nachweisen lasse, wo etwa die „Idee der Demokratie“ längst ad absurdum geführt worden sei.³⁰ Fromm fährt fort, eine dergestalt missbräuchlich eingesetzte Psychologie sei bestrebt, ein ausschließlich rational aufschlüsselbaren Gesetzen gehorchendes Bild der menschlichen Seele zu liefern, was jedoch eine Form der Erkenntnis darstelle, die „nur bei Dingen möglich“ sei; nur bei diesen seien derartige Analysemethoden indiziert, könnten sie doch „zerlegt werden, ohne daß man sie zerstört.“ Dinge ließen sich im Gegensatz zum Menschen durchaus manipulieren, „ohne daß ihr Wesen Schaden erleidet, und sie können reproduziert werden;“³¹ der Mensch dürfe jedoch nicht als Ding verstanden werden und nehme daher Schaden, wolle man ihn auf die Verstandesebene reduzieren. Die Psychologie werde im Übrigen niemals in der Lage sein zu erfassen, „was der Mensch ist. [...] Der einmalige Wesenskern eines Individuums kann niemals erfaßt und zureichend beschrieben werden;“ eben in diesem Punkt hebe sich der Mensch von der Dingwelt ab. Für uns interessant ist hieran unter anderem, dass Fromm in diesem Zusammenhang den Begriff des Wesenskerns als bestimmendes Kriterium heranzieht und von selbigem angibt, als valide Forderung mit dem Prinzip der Verdinglichung unvereinbar zu sein; da wir

²⁸ vgl. Fromm (1980), Band 8, S. 21ff.

²⁹ Fromm (1980), Band 8, S. 22.

³⁰ ebd.

³¹ ebd.

im ersten Kapitel dieser Arbeit gesehen haben, dass zwischen Fromms begrifflicher Verwendung des Wesenskerns und derjenigen der personalen Identität weitgehende Deckungsgleichheit besteht, ist es bemerkenswert, dass sich die mit dem Problem der Entfremdung verwandte Konzeption der Verdinglichung in den Augen Fromms als mit dem Gedanken einer wenigstens in Ansätzen realisierbaren menschlichen Ganzheit inkommensurabel erweist. Denn dieser Umstand unterfüttert unsere Überlegung, Entfremdung und in ähnlicher Weise auch die dieser nahe stehende Verdinglichung seien als Vorstellungsinhalte nur schwerlich mit der Idee einer kontinuierlich gewachsenen, die Persönlichkeit eines Menschen ausmachenden, individuellen Identität vereinbar. In Fromms Schrift „Die Revolution der Hoffnung“ tritt die nämliche Differenz zwischen einer Konstellation, die es dem Einzelnen erlaubt, zu einer sinnbestimmten personalen Identität zu gelangen, und einer anders gelagerten, welche dies aufgrund der in ihr auftretenden Verdinglichungstendenzen nicht gestattet, zusätzlich darin zutage, dass Fromm angibt, „das Identitätserleben“ sei alleine schon deswegen „eine Seltenheit [...], da das Leben in der Gesellschaft ohnehin dazu führt, daß der Mensch sich als ein Ding erlebt;“ dennoch aber stellen „die Gelegenheiten zum Aufstieg der Industriegesellschaften“ die letztlich „größten Versuchungen zur Identitätsverletzung dar.“³² Mit diesen Überlegungen bringt Fromm nicht nur die Bedeutung zum Ausdruck, die er der Verdinglichung des Menschen zuschreibt, sondern verweist auch auf eine Identitätskonzeption, die den Grundmustern des Kapitalismus entgegen läuft; zusätzlich schließt er anhand dieser Ausführungen an seine unsererseits bereits aufgegriffenen Gedanken an und rundet somit unsere Inklusion der Fromm'schen Überlegungen zu dem Problem der Verdinglichung ab.

Axel Honneth erkennt in der Problematik der Verdinglichung einen Themenkreis, welchem „in der jüngsten Gegenwart“ ein hoher Grad an Aktualität zukommt;³³ im Vergleich zu Fromm zeichnet Honneth insofern ein deutlich facettenreicheres Bild des Problemfelds, als er von der theoretischen Möglichkeit und dem faktischen Tatbestand einer Verdinglichung nicht nur des Menschen, sondern gleichermaßen auch der Dingwelt ausgeht. Dies ist freilich ganz im Sinne unserer Intention, anhand des Topos der Verdinglichung das assoziative Zusammenrücken von Mensch und Produkt innerhalb diverser Theorien und Diskurse aufzuzeigen; der Umstand, dass sich eine unsachgemäße Behandlung eines unbelebten Objekts mit demselben Begriff bezeichnen lässt wie eine den Einzelnen entmenschlichende Praxis, soll uns im weiteren Verlauf dieser Arbeit ein Anhaltspunkt bei der Lokalisierung vergleichbarer Konstellationen sein. Zunächst wollen wir uns jedoch den Überlegungen Honneths näher zu-

³² Fromm (1980), Band 4, S. 324.

³³ vgl. Honneth (2005), S. 12.

wenden und halten fest, dass diese sowohl die Verdinglichung des Menschen als auch diejenige der Objektwelt als bereits in den Überlegungen Lukácsens angelegt sehen; so gibt Honneth an, die von Lukács vorgezeichnete Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft habe eine „Verallgemeinerung verdinglichender Einstellungen“ zur Grundlage und laufe dementsprechend zwingend darauf hinaus, „daß sich am Ende nur noch Subjekte gegenüberstehen, die sowohl sich selbst, ihre natürliche Umwelt und alle anderen Menschen verdinglichen.“³⁴ Er ergänzt, der Lukács’schen Analyse komme der hieran sichtbar werdende totalisierende Zug nicht zuletzt daher zu, dass ihr Autor in der Nachfolge Marxens „der ökonomischen Sphäre ein so hohes Maß an kulturprägender Kraft [unterstellt], daß er keine Mühe hat, von wirtschaftlichen Erscheinungen auf direkte Folgewirkungen in der restlichen Gesellschaft zu schließen;“ auf diesem Weg gelinge es Lukács, sämtliche sozialen Lebensbereiche als von Phänomenen durchdrungen anzunehmen, „die er ursprünglich und eigentlich doch nur für den Bereich des kapitalistischen Marktverkehrs ausgemacht hatte.“³⁵ Trotz dieser Kritik hält Honneth an einer sich auf drei Ebenen abspielenden Verdinglichung fest, die weiterhin von dem Umgang des Einzelnen mit sich selbst über seine Beziehungen zu Mitmenschen bis hin zu seiner Behandlung der Dingwelt rankt. Allerdings ist Honneths Argumentationslinie, mittels derer er die Notwendigkeit einer Parallelisierung der genannten Teilbereiche nachweist, eine gegenüber der Lukács’schen modifizierte. Dem unsererseits herausgestellten Postulat Lukácsens, das Prinzip der Verdinglichung senke sich in das Bewusstsein der Menschen ein, setzt Honneth das bereits erwähnte Konzept einer „verdinglichenden Wahrnehmung“ entgegen, von dem er angibt, es komme nicht nur gegenüber „der sozialen Welt, sondern auch der physischen Umwelt“ gegenüber zum Einsatz;³⁶ obgleich Honneth auf gänzlich anderem Wege zu seiner resultierenden Konstellation gelangt als Lukács, bleiben die Implikationen der Verdinglichungstheorie Honneths mit denen der ursprünglichen vergleichbar. Der den Honneth’schen Ansatz bestimmende Gedanke, Verdinglichung trete als Bestandteil und Charakteristikum einer spezifischen menschlichen Wahrnehmungsweise in Erscheinung und manifestiere sich auf dieser Basis im Leben des Betreffenden, korrespondiert weitgehend mit unserer im dritten Kapitel dieser Arbeit erstmals vorgebrachten Annahme, dies sei in ähnlicher Weise bei den Topoi der personalen Identität und der Entfremdung der Fall. Da wir diese Übereinstimmung im Rahmen der Darstellung der Überlegungen Lukácsens jedoch bereits eingehender behandelt haben, wollen wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, die seitens Honneths

³⁴ Honneth (2005), S. 95.

³⁵ ebd., S. 97.

³⁶ ebd., S. 74.

angenommenen Parameter der verdinglichenden Wahrnehmung aufzugreifen. Die Herausbildung einer derartigen, an sich zunächst nur potenziell verdinglichenden Wahrnehmungsweise erscheint in der Darstellung Honneths als ein Teil der menschlichen Ontogenese, wobei es sich im Wesentlichen um einen Transfer bestehender Verhaltensweisen und Wertmaßstäbe in das Bewusstsein des Heranwachsenden handelt; Honneth hält fest, im Rahmen der Kindheit des Einzelnen sei es von großer Bedeutung, sich zunächst die „Fähigkeit zur Perspektivübernahme“³⁷ anzueignen, was bei Vorliegen einer psychischen Krankheit wie etwa Autismus nicht gelingen könne.³⁸ Im Normalfall lerne das Kind jedoch, „sich auf eine objektive Welt konstanter Gegenstände zu beziehen, indem es aus der Perspektive einer zweiten Person zu einer allmählichen Dezentrierung seiner eigenen, zunächst egoistischen Perspektive gelangt;“ im Zuge dessen übernehme es allmählich die seitens der Bezugsperson realisierte Wahrnehmungsweise und die mit dieser korrespondierenden Verhaltensformen. Der dabei zum Einsatz gelangende „Mechanismus der Perspektivübernahme“ müsse ferner als von prozesshafter Natur gedacht werden und sei für die „Entstehung der kindlichen Denk- und Interaktionsfähigkeiten“ insofern entscheidend, als er zunächst den Eintritt in die Welt des symbolischen Denkens ermögliche, um in weiterer Folge dessen Charakteristika zu determinieren.³⁹ Die Auswirkungen der Übernahme einer verdinglichenden Perspektive beschreibt Honneth unter Bezugnahme auf William James als in einer lückenhaften Wahrnehmung resultierend, wobei Letztere nicht nur im Umgang mit der eigenen Person und anderen Menschen Niederschlag finde, sondern auch in der Auseinandersetzung mit der Natur in Erscheinung trete; Honneth gibt an, wie im Rahmen der Verdinglichung menschlicher Wesen sei auch bei derjenigen, die Dinge betreffe, „eine ‚spezifische Art der Blindheit‘ am Werk: Wir nehmen Tiere, Pflanzen oder Dinge nur sachlich identifizierend wahr, ohne zu vergegenwärtigen, daß sie [...] eine Vielzahl von existenziellen Bedeutungen besitzen.“⁴⁰ Da die Darstellung Honneths davon ausgeht, sämtliche Wahrnehmungsinhalte hätten sich innerhalb desselben, von Verdinglichung geprägten Bewusstseins einzufinden, wobei sie zunächst auf ihr Vorhandensein als Topoi innerhalb der jeweiligen Perspektive angewiesen seien, um infolge von dieser eine inhaltliche Bestimmung zu erfahren, sieht sie für den Menschen gegenüber der Dingwelt keinerlei Sonderrolle vor; die durch partielle Blindheit gekennzeichnete Wahrnehmungsweise des Betreffenden drückt hingegen allem Gesehenen denselben verdinglichten Stempel auf. Mensch und Ding erfahren daher die gleiche Reduktion auf einen Teil ihrer selbst, was in die-

³⁷ ebd., S. 46; [„Perspektivübernahme“: sic].

³⁸ vgl. ebd., S. 48f.

³⁹ ebd., S. 46.

⁴⁰ ebd., S. 77.

sem Punkt ein Zusammenrücken ihres ontologischen Status innerhalb des menschlichen Denkens nahe legt.

Wenn Honneth diejenigen wissenschaftlichen Disziplinen und literarischen Bereiche auflistet, von denen er annimmt, sie führten das Problem der Verdinglichung in einer teils verdeckten, teils offensichtlichen Form einer Reaktualisierung zu, so fehlt überraschender Weise in der resultierenden Aufzählung eine Konstellation, in der, wie soeben umrissen, eine Verdinglichung der unbelebten Natur evident wäre, fast gänzlich;⁴¹ wir wollen auf Honneths diesbezügliche Ausführungen aber dennoch eingehen, da sie uns als Übersicht dienen können, inwiefern die Verdinglichung aktuell auf „der Bühne des intellektuellen Diskurses“⁴² zugegen ist. Als ersten vierer Punkte nennt Honneth „eine Vielzahl neuerer Romane und Erzählungen [...], die eine ästhetische Aura der schleichenden Ökonomisierung unseres Alltagslebens verbreiten,“ und hält fest, die in den fraglichen Werken benutzten Stilmittel und das in selbigen zum Einsatz gebrachte Vokabular vermittelten dem Leser eine Betrachtungsweise der sozialen Welt, die den Eindruck erzeuge, „als gingen ihre Bewohner mit sich und anderen im wesentlichen wie mit leblosen Gegenständen um.“⁴³ Empathie trete dabei lediglich in Gestalt einer Mangelware in Erscheinung, wogegen die Verdinglichung allgegenwärtig und ein Produkt der frostigen Atmosphäre sei, welche von den in den Romanen evidenten harschen Umgangsformen herrühre; als Beispiele für relevante Autoren ließen sich etwa Michel Houellebecq und Elfriede Jelinek anführen. Ähnlich sehe die Situation in zahllosen „neueren soziologischen Analysen“ und Untersuchungen als zweitem Bereich aus, da die Verdinglichung in diesen ebenfalls lediglich implizit „als eine veränderte Form des menschlichen Verhaltens studiert“ werde;⁴⁴ die dortigen Beobachtungen machten eine „verstärkte Tendenz der Subjekte aus[...], bestimmte Gefühle oder Wünsche aus Opportunitätsgründen so lange bloß vorzuspielen, bis sie als Bestandteil der eigenen Persönlichkeit auch tatsächlich erlebt werden.“⁴⁵ Honneth fügt hinzu, diese „Form der emotionalen Selbstmanipulation“ habe bereits Lukács zu erfassen versucht, wenn dieser den damaligen Journalismus als eine Form der Prostitution bezeichnet habe.⁴⁶ Diesem Bereich ist beispielsweise auch die eingangs erwähnte Studie Johannes Grubers zuzuordnen, die ausgehend von den Überlegungen Marxens und Lukácsens die

⁴¹ Im Rahmen des seitens Honneths an dritter Stelle erwähnten Punkts, namentlich desjenigen der Moralphilosophie, tritt die Verdinglichung unbelebter Objekte insofern auf, als etwa Martha Nussbaum sie zur Veranschaulichung heranzieht; vgl. Nussbaum (2002), S. 90ff.

⁴² ebd., S. 12f.

⁴³ ebd., S. 13.

⁴⁴ ebd.

⁴⁵ ebd., S. 13f.

⁴⁶ ebd., S. 14; vgl. auch Lukács (1968), Band 2, S. 275.

Frage aufgreift, ob eine „Zunahme von Entfremdung und Verdinglichung“⁴⁷ im Alltagsleben des heutigen Menschen nachweisbar sei; Gruber nimmt dabei zunächst eine „Instrumentalisierung und Kommerzialisierung von Gefühlen in der kapitalistischen Arbeits- und Lebenswelt“⁴⁸ an, um infolge als mögliche Konsequenzen der entfremdenden und verdinglichenden sozialen Verhältnisse zahlreiche psychische Krankheiten anzuführen, deren Spektrum sich von schizoiden Störungen⁴⁹ über die als „Burnout“ bezeichneten emotionalen Erschöpfungszustände⁵⁰ bis hin zu depressiven Zuständen⁵¹ bewegt. Als wesentliches Merkmal des dritten Bereichs gibt Honneth an, die Verdinglichung werde in selbigem im Gegensatz zu den erstgenannten explizit thematisiert; so mache die „Ethik oder Moralphilosophie [...] häufig vom Begriff der ‚Verdinglichung‘ ausdrücklich Gebrauch.“⁵² Zumeist würden auf diesem Weg Prinzipien erfasst, die gegen bestimmte moralische oder ethische Prinzipien verstoßendes, menschliches Verhalten gerichtet seien und bewirkten, dass die Betroffenen nicht gemäß ihrer tatsächlichen humanen Eigenschaften, „sondern wie empfindungslose, tote Gegenstände, eben als ‚Dinge‘ oder ‚Waren‘ behandelt“ würden, worunter unter anderem „die wachsende Inanspruchnahme von Leihmutterchaften, die Vermarktung von Liebesbeziehungen oder die explosionsartige Entwicklung der Sexindustrie“ fielen.⁵³ Die in diesem Bereich auftretenden Diskurse erscheinen uns insofern besonders interessant, als verdinglichende Praktiken – jeweils abhängig von der spezifischen Ausprägungsform – nicht nur in negativem Licht erscheinen, sondern stellenweise vielmehr als Bereicherung des menschlichen Lebens aufscheinen; in Abgrenzung zu einigen der verdinglichenden Romane, an denen sich eine ähnliche Sichtweise festmachen ließe, wird hier ferner die besagte explizite Verwendung des Verdinglichungsbegriffs evident. So konstatiert etwa die Moralphilosophin Martha Nussbaum in einem Essay, welcher den Begriff der Verdinglichung zum Titel hat, manche Manifestationsformen eines die Subjektivität des Einzelnen leugnenden zwischenmenschlichen Umgangs seien zwar durchaus „zu beanstanden, wenn sie im Rahmen einer Beziehung zwischen Erwachsenen ständig fortwähren, doch als Phasen einer ansonsten durch wechselseitige Achtung gekennzeichneten Beziehung können sie einwandfrei oder sogar [...] etwas Wundervolles sein.“⁵⁴ Nussbaum fügt hinzu, die emotionale Durchdringung wie auch verschiedene Formen der kör-

⁴⁷ Gruber, J. (2008), S. 103.

⁴⁸ ebd., S. 111.

⁴⁹ ebd., S. 161.

⁵⁰ ebd., S. 172.

⁵¹ ebd., S. 176ff.

⁵² ebd., S. 14.

⁵³ ebd., S. 15.

⁵⁴ Nussbaum (2002), S. 148.

perlichen Grenzüberschreitung seien als potentiell „kostbarer Bestandteil des Geschlechtslebens“ aufzufassen; als verdächtig einzustufen seien lediglich solche Konstellationen, in denen die verdinglichend „behandelte Person einer Gruppe angehört, die schon oft zur Ware gemacht und als Werkzeug oder als Preisgeschenk benutzt worden ist.“⁵⁵ In diesem stark mit bestimmten Wertmaßstäben operierenden Kontext zeigt sich somit, dass das assoziative Zusammenrücken von Mensch und Ding innerhalb der Vorstellungswelt des Einzelnen durchaus nicht ausschließlich als in einer problembehafteten Praxis resultierend interpretiert wird; gerade weil wir nun aber nicht die Intention haben, im weiteren Verlauf dieser Arbeit moralischen Fragen im Detail nachzugehen oder solche aufzuwerfen, sondern lediglich bestehende Praktiken festzumachen beabsichtigen, ohne eine etwaige Beurteilung derselben vorzunehmen, erscheinen uns die Uneindeutigkeit und Vielschichtigkeit, welche die Ausführungen Nussbaums auf der Ebene der Moral an der Verdinglichung festmachen, von besonderem Interesse. Denn bereits im Rahmen der Darstellung unserer Wahrnehmungsraster wurde unsere Annahme deutlich, nach welcher menschliche Vorstellungsinhalte und Verhaltensweisen ihre Bedeutung und damit die Kriterien ihrer etwaigen Beurteilung nicht in sich selbst tragen; vielmehr scheinen diese erst in der Kontext herstellenden Optik einer spezifischen individuellen Wahrnehmung auf, die sich ihrerseits wiederum als auf einer kulturellen wie auch einer persönlich-biographischen Ebene determiniert erfährt. Wir gelangen nun zu dem vierten seitens Honneth angenommenen Kontext, von welchem ausgehend das Problem der Verdinglichung thematisiert wird; Honneth hält fest, „im Umfeld der Diskussionen, die [...] über die Ergebnisse und sozialen Wirkungen der Hirnforschung geführt werden, ist nicht selten davon die Rede, daß die strikt naturwissenschaftliche Herangehensweise [...] eine verdinglichende Einstellung verrate.“⁵⁶ Man unterstelle den Forschern dabei häufig den Vorsatz, die Handlungskraft und Emotionalität des Menschen ausschließlich mittels der Analyse neuronaler Verschaltungen erklären zu wollen, wobei „von allem lebensweltlichen Wissen abstrahiert [...] und der Mensch wie ein erfahrungsloser Automat, letztlich also wie ein Ding, behandelt“ werde; die Argumente der Kritisierenden liefen dementsprechend darauf hinaus, einen „Verstoß gegen moralische Prinzipien zu kennzeichnen,“ der auf der Verweigerung der Kenntnisnahme zahlreicher ausgeblendeter menschlicher Aspekte beruhe.⁵⁷ An dieser Stelle wollen wir uns von der Frage, in welcher Gestalt der Themenkreis der Verdinglichung aktuell in Erscheinung tritt, abwenden; abschließend halten wir daher fest, dass sich die fragliche Prob-

⁵⁵ ebd., S. 149.

⁵⁶ Honneth (2005), S. 15.

⁵⁷ ebd.

lemstellung nicht nur mit derjenigen der Entfremdung verwandt ist, was sich an gemeinsamen Teilen ihrer Herkunft zeigt, sondern auch die am Topos der Entfremdung auffällige Treue gegenüber der ursprünglich ausschlaggebenden Begriffsprägung an den Tag legt, welche ihrerseits in beiden Fällen nicht zuletzt an den zahlreichen Rekursen auf ökonomische Veränderungen und das Voranschreiten der Technologisierung deutlich wird.

Wenn wir uns nun erneut Überlegungen Martha Nussbaums zuwenden, dann liegt der Grund dafür darin, dass Nussbaum zur Schematisierung der Auswirkungen einer verdinglichenden Praxis wie auch zur Diagnose derselben sieben Teilaspekte der Verdinglichung skizziert, die in unterschiedlichen Kombinationen auftreten können; von diesen ausgehend wollen wir ferner versuchen, im Umkehrschluss sieben Prinzipien festzumachen, welche andeuten sollen, welche Gestalt eine Vermenschlichung unbelebter Objekte annehmen könnte. Zunächst halten wir fest, dass Nussbaum in ihren Ausführungen nicht ausschließlich die Möglichkeit verdinglichender Umgangsformen mit Menschen annimmt, sondern ebenso die Dingwelt als potentiell einer dieser nicht gerecht werdenden Behandlung ausgesetzt erachtet, wobei Letztere das betroffene Objekt zwar nicht etwaiger menschlicher, aber dennoch für selbiges um nichts weniger bedeutender Eigenschaften zu berauben vermag. Anders als Honneth, der explizit von einer Verdinglichung der Natur spricht und diese ausführlich als ein Resultat der Anwendung einer speziellen menschlichen Betrachtungsweise beschreibt, konstatiert Nussbaum, formal könne man freilich nur schwerlich von einer Verdinglichung der Objektwelt ausgehen, da dies nicht ohne Grund paradox anmute; wenn man aber „ein wenig über unsere vertrauten Arten des Umgangs mit Dingen“⁵⁸ nachdenke, stelle sich die Situation als tatsächlich komplexer dar. So würden zwar im Normalfall „die meisten unbelebten Gegenstände [...] als unseren Zwecken dienende Werkzeuge angesehen, doch einige von gelten aufgrund ihrer Schönheit, ihres Alters oder ihrer Natürlichkeit als achtenswert.“ Während die meisten Dinge lediglich „als Objekte ohne Autonomie“ behandelt würden, sehe man sich mitunter dazu angehalten, „über gewisse Teile der natürlichen Umwelt anders zu denken, [...] ob es sich dabei um einen unzulässigen Anthropomorphismus handelt oder nicht;“ manchmal würden sogar Maschinen so betrachtet „als hätten sie ein Eigenleben.“⁵⁹ Die hierbei problematisierte Vermenschlichung bestimmter Dinge verkörpert für Joachim Israel ein Phänomen, das gemeinsam mit der verwandten Problematik der Verdinglichung des Menschen eine der Konsequenzen der Entwicklung hin zu „der modernen Industriegesellschaft“⁶⁰ und einen As-

⁵⁸ Nussbaum (2002), S. 102.

⁵⁹ ebd.

⁶⁰ Israel (1985), S. 170.

pekt des lebensweltlichen Alltags in dieser darstellt; Israel führt aus, „die Tendenz, Menschen als Objekte zu behandeln und menschliche Beziehungen in dingliche Beziehungen zu verwandeln, wird durch eine weitere Tendenz ergänzt: Dingen und Gegenständen, Objekten also, werden menschliche, das heißt soziale Eigenschaften zugeschrieben.“⁶¹ So werde etwa von einem Steigen der Aktienkurse gesprochen, „als ob dies unabhängig von denen geschehen könnte, die in Aktien spekulieren,“ oder davon, „daß ‚die Konjunktur sich verschlechtert‘, daß ‚die Zinsen steigen‘, daß ‚die Geldmenge zunimmt‘, daß ‚die Produktion steigt‘ [...], als wären an all diesen Prozessen keine Menschen beteiligt oder als würde das Handeln der Menschen von diesen Verhältnissen gesteuert.“⁶² Das anhand des Problems der Verdinglichung konkretisierbare Postulat, dem zufolge der Mensch in einer Gesellschaft, welche sich in einem Zustand weit vorangeschrittener Technologisierung und Individualisierung befindet, zunehmend in assoziative Nähe zum Objekthaften gerückt wird, was ihm die Annahme einer an un-belebten Gegenständen ausgerichteten Form der Selbstbetrachtung nahe legt, trifft somit in der Vermenschlichung der Dingwelt auf ihre komplementäre theoretische Ergänzung. Im Sinne der Aufschlüsselung und Präzisierung dieses komplementären Verhältnisses wollen wir nun die besagten sieben, seitens Martha Nussbaums umrissenen Aspekte der Verdinglichung aufgreifen, um ihnen ebenfalls sieben Gegenprinzipien gegenüber zu stellen, welche als unterschiedliche Manifestationsformen der Vermenschlichung eines Dings angesehen werden können; dies soll uns im weiteren Verlauf dieser Arbeit dabei helfen, die Mechanismen zu erfassen, welche dann zum Einsatz gelangen, wenn bestimmte Produkten mit Narrativen versehen werden, deren Terminologie, Strukturprinzipien und Performativität ursprünglich der Beschreibung und der Selbstdefinition des Menschen dienen. Der Grundsatz, dass nicht immer alle der sieben Nussbaum’schen Verdinglichungsaspekte realisiert sein müssen, um eine verdinglichende Praxis zu konstituieren, soll dabei auch für die sieben Teilaspekte der Vermenschlichung gelten, zumal diese sich in Hinsicht auf ihre Inhalte und Implikationen – wie es auch bei ihren verdinglichenden Gegenprinzipien der Fall ist – ohnehin in Teilbereichen überschneiden. Als ersten von sieben Aspekten einer verdinglichenden Umgangspraxis führt Nussbaum denjenigen der „Instrumentalisierung“ an, und hält fest, unter Einsatz dieses Prinzips werde der betroffene Mensch „von der verdinglichenden Instanz“ wie ein Objekt behandelt, das lediglich fremdbestimmten „Zwecken dienen soll.“⁶³ Diesem ersten Aspekt Nussbaums wollen wir auf der Seite der Vermenschlichung der Objektwelt das Konzept eines

⁶¹ ebd., S. 172.

⁶² ebd.

⁶³ Nussbaum (2002), S. 102.

„Selbstzwecks der Persönlichkeit“ als Entsprechung zuweisen, das innerhalb des Erikson'schen Modells der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung anhand der Annahme zugegen ist, dass bereits mit dem Beginn des ersten Entwicklungsstadiums ein sich verwirklichender Selbstentfaltungsplan als in Kraft getreten gesehen wird;⁶⁴ innerhalb einer einen Menschen beschreibenden biographischen Narration, die auf der Idee des Vorliegens eines Wachstumsplans aufsetzt, tritt die Annahme eines der Ontogenese selbst immanenten Zwecks als diejenige Basis in Erscheinung, welche die Vorstellung eines sinnbestimmten Erreichens einer individuellen Zielsetzung und des Findens eines Platzes innerhalb der jeweiligen Gesellschaft erst ermöglicht.⁶⁵ Im Rahmen einer auf ein Ding bezogenen biographischen Erzählung oder ähnlich gelagerten vermenschlichenden Darstellung sind hier Schilderungen denkbar, die das Persönlichkeitsprofil des fraglichen Objekts dadurch schärfen, dass ihrem Plot eine augenscheinliche Eigendynamik zukommt; das im Entstehungsprozess befindliche Ding träte folglich in diverse Krisenszenarien ein und ginge gestärkt aus diesen hervor, ohne dass die wahren und finalen Implikationen für die in den ausschlaggebenden Momenten anwesenden menschlichen Entscheidungsträger als solche greifbar wären. Die resultierende, aufgrund ihrer überraschenden Konsequenzen schicksalhaft anmutende, biographische Wendung würde in ihrer Bedeutung dementsprechend erst im Nachhinein im Zuge einer narrativen Eingliederung in eine Gesamtbiographie und damit einer nachträglichen Kontextualisierung für spätere Beobachter diagnostizierbar; dementsprechend ließe sich eine so operierende biographische Narration als Zeugnis einer inneren, im Wesen des jeweiligen Dings selbst angesiedelten und auf ihre Aktualisierung drängenden, qualitativen Bestimmtheit verstehen. Der zweite seitens Nussbaums angeführte Aspekt der Verdinglichung ist nun derjenige der „Leugnung der Autonomie“;⁶⁶ Nussbaum skizziert selbigen dahingehend, dem zu einer Sache gemachten Menschen werde „jegliche [...] Selbstbestimmung“ abgesprochen,⁶⁷ wobei auch individuell gemachte Erlebnisse und mit diesen verbundene Emotionen schlichtweg übergangen würden.⁶⁸ Diesem Punkt stellen wir als entsprechenden, Dinge vermenschlichenden Gegenaspekt das innerhalb einer objektspezifischen Beschreibung ersichtlich werdende Postulat „struktureller Relevanz“ samt der dafür notwendigen „Eigenständigkeit“ gegenüber; als Beispiele sind hier Erzählungen zu nennen, die von einer seitens des unbelebten Gegenstands eingenommenen, differenzierten, innergesellschaftlichen Rolle Zeugnis geben, da eine solche soziale Funktion

⁶⁴ vgl. Erikson (1973), S. 122 und Erikson (1948), S. 48.

⁶⁵ vgl. Erikson (1980), S. 160.

⁶⁶ Nussbaum (2002), S. 102.

⁶⁷ ebd.

⁶⁸ vgl. ebd., S. 107.

eine Einbettung des Objekts in ein bestimmtes Gesellschaftsgefüge impliziert. Die narrative Eingliederung eines Dings in eine gesellschaftliche Ordnung schließt das Postulat mit ein, faktische Interdependenzen zwischen der Welt des Menschen und der Objektwelt abzubilden, wobei diese beiden ursprünglich getrennten Instanzen im Zuge der Vermenschlichung der Dinge allmählich ihre Grenzen zueinander verlieren, um die Form eines einzigen kollektiven Bezugssystems anzunehmen; die am Objekt auf narrativem Wege festgemachten Abhängigkeitsverhältnisse dienen ferner dazu, den unbelebten Gegenstand in eben dem Ausmaß als eigenständig oder zumindest dem Menschen gleichgestellt erscheinen zu lassen, wie sie den Menschen als auf das Ding angewiesen beschreiben. Als dritten Aspekt einer verdinglichen Praxis nennt Nussbaum die Vorstellung, der betroffene Mensch zeichne sich durch „Trägheit“ aus, und gibt an, diese zeitige die Folge, dass der Einzelne „von der verdinglichen Instanz so behandelt“ werde, „als fehle es ihm an Handlungsfähigkeit und vielleicht auch an Aktivität.“⁶⁹ Als theoretischen Gegenpol, welcher sich der Vermenschlichung der Objektwelt unterstellt sieht, bringen wir hier zunächst narrative Umsetzungen der Konzepte eines sich realisierenden „Entwicklungspotenzials“ und einer im Objekt liegenden „Kraft zur Krisenbewältigung“ vor; wir knüpfen damit zwar an bereits vorgebrachte Überlegungen an, halten dies aber insofern für zulässig, als sich auch Nussbaums Ausführungen bei der Darstellung der einzelnen Teilaspekte der Verdinglichung stark überlappen. Weiters sind zahlreiche Narrative denkbar, welche die Funktion erfüllen, einem Gegenstand sowohl Entschlusskraft als auch Handlungsmacht zuzuschreiben; so sind jegliche im Nachhinein innerhalb einer biographischen Erzählung greifbar werdenden Sinnzusammenhänge dahingehend deutbar, dass die für den Verlauf der Geschehnisse ausschlaggebenden Faktoren nicht aus dem Umfeld der in den relevanten Augenblicken zugegebenen Personen hervorgingen, sondern Teile einer versteckten Entscheidungsgewalt und vordergründig unsichtbaren Eigenaktivität des Objekt waren. Der anhand einer retrospektiven Erzählung vermittelte Eindruck, das fragliche Objekt habe einen spezifischen, in ihm selbst angelegten Entwicklungsweg nehmen wollen und dementsprechend aus eigener Kraft eine schwerwiegende Krise auf unvorhergesehene Weise bewältigt, hätte beinahe zwingend die vorgelagerte Annahme eines steuernden Einflusses zu Basis. Zwar ließe sich diese Kompetenz auch dem Zufall zuschreiben, der dann die für ihn übliche Rolle des ungesehenen Marionettenspielers einnähme; dies eliminierte jedoch nicht nur die Möglichkeit der Vermenschlichung des jeweiligen Dings, sondern ragte konsequenter Weise genauso in den Bereich der ansonsten unangetasteten menschlichen Aktivität und Entschlusskraft hinein. Eine narrative Inklusion des Zufalls könnte sich kaum in isolierter Form

⁶⁹ ebd. S. 102.

auf die Welt der Objekte auswirken, ohne simultan die des Menschen wenigstens zu tangieren; wir halten es daher nicht nur für legitim, sondern vielmehr zur Aufrechterhaltung der Idee gerade auch der menschlichen Selbstbestimmung essentiell, etwaige Einflüsse durch Koinzidenzen ungeklärter Herkunft innerhalb dingbezogener Erzählungen auszuklammern. Wenden wir uns nun Nussbaums vierter Komponente der Verdinglichung zu, die in der Behauptung einer „Austauschbarkeit“ des betreffenden Menschen zu finden ist; Nussbaum gibt an, es kämen hierbei zweierlei Arten der Ersetzbarkeit in Frage, deren erste den Einzelnen als einen Gegenstand sehe, der „mit Dingen desselben Typs“ austauschbar sei, während deren zweite gattungsfremde Objekte als gleichwertig betrachte.⁷⁰ Im Rahmen ihrer weiteren Ausführungen schränkt Nussbaum allerdings ein, es sei offensichtlich, dass das Prinzip der Ersetzbarkeit bereits in der Welt der Dinge nicht immer zutreffe; denn während zwar Gebrauchsgegenstände wie etwa ein Kugelschreiber nicht als unverkennbar gelten könnten, seien Bilder „bestimmt nicht austauschbar – weder mit anderen Gemälden noch mit etwas anderem [...]. Manche Gegenstände sind kostbare Dinge, und diese entbehren normalerweise der Austauschbarkeit.“⁷¹ Hier ist es der in den Augen des menschlichen Betrachters liegende Wert und die dort ansässige bedeutungsgebende Instanz, welche gewisse Dinge als Besonderheiten erscheinen lassen, wobei freilich eine Einigung über die Konstituenten der angewandten Maßstäbe auf kollektiver Ebene erforderlich ist, um eine Beständigkeit der Urteile zu gewährleisten; weitere Grundlagen, von einer inneren Differenziertheit eines bestimmten Objekts auszugehen, die an die Stelle einer sonstigen Ersetzbarkeit rückt und nachweisbare Einzigartigkeit greifbar macht, können etwa ein speziell diffiziler und aufwändiger Herstellungsprozess, ein ungewöhnlicher Einsatzzweck, wie auch schlicht der Faktor exzeptioneller Seltenheit sein, der unter Umständen wiederum zu einer Steigerung des dem jeweiligen Ding zuerkannten Werts führt. Gemeinsam haben diese objektbezogenen Eigenschaften, dass sie zu zentralen Elementen einer biographischen Narration werden und in selbiger der Intention einer Vermenschlichung des Produkts zuarbeiten können – insofern, als die Biographie eines Gegenstands bei Vorliegen derartiger besonderer Auszeichnungen in ihrem Anspruch, von Unverkennbarkeit und Singularität zu zeugen, einer menschlichen Entwicklungsgeschichte in weiten Teilen gleichkommt. Denn die Begriffe, strukturierenden Erzählprinzipien und performativen Aspekte, die im Zuge der Ausformulierung einer menschlichen Biographie Anwendung finden, lassen sich unter diesen Voraussetzungen weitgehend auf die Beschreibung als einzigartig erscheinender Dinge übertragen; dies werden wir genauer bei der Analyse di-

⁷⁰ ebd.

⁷¹ ebd., S. 105.

verser produktbezogener Narrative sehen, die wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit anstellen wollen. Der fünfte seitens Nussbaums angegebene Aspekt ist nun derjenige der „Verletzbarkeit“ des verdinglichten Individuums, der eine Behandlung des Menschen impliziert, „als handele es sich um etwas, das man zerbrechen, zerschlagen oder aufbrechen darf.“⁷² Da Nussbaum diesen zunächst auf der materiellen Ebene angesiedelten Punkt jedoch umgehend anhand der Feststellung relativiert, „man könnte das Zerbrechen“ selbst eines austauschbar wirkenden Gegenstands allerdings „für unangebracht oder zumindest für eine Vergeudung halten,“⁷³ und uns eine Verlagerung der Problematik auf eine ideelle oder emotionale Ebene ohnehin als ergiebiger erscheint, wollen wir einen Sprung auf Letztere vornehmen. Denn auch in ideeller Hinsicht sind im Rahmen einer Verdinglichung des Menschen unangemessene Überschreitungen seiner Persönlichkeitsgrenzen denkbar, wobei es dann der individuelle Vorstellungsraum und das Wertesystem des Einzelnen sind, die potentiell Gefahr laufen, missachtet oder abgeleugnet zu werden. Als Konsequenz der Verdinglichung scheint in diesem Zusammenhang das Fehlen echter Akzeptanz sowie des selbstverständlichen Intaklassens der Überzeugungen eines Menschen als möglicher Konfliktbereich auf, der im zwischenmenschlichen Umgang speziell bei Vorliegen einseitiger Hierarchien und eindeutiger Machtverhältnisse relevant werden kann und hinsichtlich seiner Folgen einer physischen Verletzung durchaus ebenbürtig ist. Ausgehend von dieser Form der ideellen Versehrbarkeit wäre eine entsprechende Vermenschlichung dinghafter Objekte durch die Forderung gekennzeichnet, die einem Gegenstand zugehörige Anwendungspraxis einzuhalten; bei einfachen Dingen des täglichen Gebrauchs nähme dies freilich eine einfachere Gestalt an, als sie bei hochkomplexen technischen Apparaten indiziert wäre. Dennoch bringen gerade für eine ausgewählte Menschengruppe gefertigte Produkte die ideelle Dimension ihrer korrekten Verwendung und ihres prädestinierten Einsatzbereichs häufig in der Form einer ausführlichen Anleitung mit, wie auch nicht wenige Genussmittel anhand ihrer Packungsbeschreibung eine spezielle Art ihres Verzehr einfordern, um in Übereinstimmung mit gesundheitlichen Richtlinien oder traditionellen Konventionen dem ihnen eigenen Zweck zugeführt zu werden. Die genaue inhaltliche Bestimmung und die kontextuelle Verortung eines Dings, die innerhalb des jeweiligen Anleitungsbuchs, Verzehrleitfadens oder anderwärtigen Instruktion vorgenommen werden, rücken die Einzigartigkeit und Unverkennbarkeit des fraglichen Objekts in den Vordergrund und fordern deren Anerkennung ein; ein Bruch der dem Gegenstand immanenten Anwendungspraxis oder ein Ignorieren des seine Bestimmung ausmachenden Einsatzorts kämen bei

⁷² ebd., S. 102.

⁷³ ebd., S. 105.

einer in diesem Punkt erfolgenden Vermenschlichung der Dingwelt einer „Verletzung der Persönlichkeit“ des betreffenden Objekts gleich. Denn die innere Differenziertheit des Gegenstands verlangt es, in eben dem Ausmaß respektiert zu werden, wie es seiner ideellen Dimension der korrekten Verwendungspraxis gestattet ist, im Rahmen einer spezifischen Beschreibung als adäquate Entsprechung zu dem persönlichen Wertesystem eines Menschen in Erscheinung zu treten, was unter den Bedingungen einer Vermenschlichung des fraglichen Objekts der Fall ist. Wir gelangen nun zum sechsten Aspekt der Verdinglichung, den Nussbaum vorsieht und welcher um das Bestehen eines „Besitzverhältnisses“ rankt; als verdinglichend skizziert Nussbaum in diesem Kontext eine Behandlung, die dem Einzelnen zu vermitteln versucht, der gehöre nicht sich selbst, sondern könne ohne Weiteres „gekauft oder verkauft“ werden und komme insofern einer Ware gleich.⁷⁴ Im Zuge seiner Vermenschlichung müsste es dem jeweiligen Ding dementsprechend möglich sein, jedem Postulat eines Besitzverhältnisses zu entfliehen; dies setzt allerdings zunächst voraus, dass ein solches überhaupt in Kraft treten kann. Wenn Nussbaum daher anmerkt, gewisse Dinge ließen sich aufgrund ihrer Beschaffenheit nur schwerlich als Besitztümer angesehen, und Teile der Natur wie etwa „den Grand Canyon oder die Wüste Mojave“ als Beispiele anführt,⁷⁵ so sind diese Exempel für unsere Fragestellung auf den ersten Blick wenig dienlich; trotz ihres konstitutiven Ausgeschlossenenseins aus der Problematik des Besessenwerdens zeigen sie aber die Richtung an, in welcher die Parameter einer Vermenschlichung der Objektwelt in diesem Punkt zu suchen sind. Denn immer dann, wenn sich ein Ding in seiner geographischen oder zeitlichen Dimension dem menschlichen Zugriff entzieht, indem die Konstitution seines Wesen die technische Verwaltungskompetenz des Menschen oder dessen biographische Rahmenbedingungen bei Weitem übersteigt, geht seine Eignung als Eigentumsobjekt verloren; gerade ein Vergleich der Lebensdauer eines Gegenstands mit der sehr beschränkten Spanne eines Menschenlebens oder eine Gegenüberstellung der bisherigen historischen Entwicklungsgeschichte des Objekts zu einer menschlichen Biographie machen den bestenfalls temporären Charakter zahlreicher Besitzverhältnisse auf recht drastische Weise deutlich. An dieser Stelle vermag denn auch die Vermenschlichung der Objektwelt einzusetzen, was beispielsweise im Rahmen der Formulierung spezifischer, die „Idee“ des fraglichen Gegenstands betonender Narrative denkbar ist; je mehr es sich eine derartige Erzählung zur Aufgabe macht, eine als faktisch angenommene Universalität des Wesens des jeweiligen Dings zu betonen und eine selbigem essentiell zukommende Überzeitlichkeit zu postulieren, desto weniger erscheint der sich im Diesseits des

⁷⁴ ebd., S. 102.

⁷⁵ ebd., S. 107.

menschlichen Lebens lediglich ein beliebiges, weiteres Mal manifestierende Gegenstand als seiner Natur nach tatsächlich besitzbar. Wollten wir unser sechstes Prinzip der Vermenschlichung der Objektwelt anhand eines einzigen Begriffs festmachen, so wäre derjenige der „Würde des Dings“ neben demjenigen der „Idee“ wohl der adäquateste; wie bereits bei der Annerkennung der dem Wesen des Dings eigenen Anwendungspraxis ist es auch hier nötig, innerhalb der vermenschlichenden dingbezogenen Beschreibungen von einer wenigstens implizit postulierten, ideellen Ebene auszugehen, deren Gegenwart als in das konkrete Einzel Ding hineinragend gedacht ist. Wir gelangen nun zu Nussbaums siebtem und letztem Punkt der Verdinglichung, der darauf abzielt, eine „Leugnung der Subjektivität“ des Einzelnen vorzunehmen; Nussbaum hält hierzu fest, eine dies bezwecken wollende Praxis zeichne sich durch die Annahme aus, „das Erleben und Fühlen“ des Betreffenden brauche „nicht berücksichtigt zu werden.“⁷⁶ So einfach es auf den ersten Blick wirken mag, diesem Prinzip auf der Seite der Vermenschlichung eine Entsprechung gegenüberzustellen, so schwierig gestaltet es sich, jenseits der simplen emotionalen Aufladung unbelebter Objekte durch den Menschen, wie sie sich etwa anhand der Projektion menschlicher Eigenschaften auf Stofftiere im Verlauf der Kindheit zeigt, und gewissen ironischen Zuschreibungsprozessen, im Rahmen derer unter anderem computerbezogene Anwenderfehler als durch das eingesetzte Arbeitsgerät selbst verursacht hingestellt werden, Konstellationen zu lokalisieren, innerhalb derer Gefühle und Erlebnisse als Dingen zugehörig postuliert werden. In den beschriebenen alltäglichen Situationen werden zwar sehr wohl Dinge vermenschlicht, indem die ausschlaggebenden Personen mittels der gesprochenen, nicht der geschriebenen Sprache Zuschreibungen vornehmen, die dazu dienen, Gefühle und Handlungen aus dem persönlichen Kompetenzbereich auslagern; allerdings handelt es sich bei den angeführten Formen der Vermenschlichung lediglich um flüchtige Phänomene, da sie transitorisch oder Teil eines Scherzes sind und sich ihr Zustandekommen vielfach gerade aus dem Wissen über ihren unverbindlichen Charakter speist. Zudem ist nicht davon auszugehen, dass die skizzierten Individuen im Zuge ihrer ein Ding vermenschlichenden Handlung gleichzeitig ihren Besitzanspruch auf selbiges aufgäben, und es dürfte nicht nur in denjenigen Fällen, in denen etwa ein Mobiltelefon oder heißer Herd als ein mit Eigenleben erfüllter Problemverursacher umschrieben wird, nicht damit zu rechnen sein, dass der fragliche Gegenstand in den Augen seines Vermenschlichers deswegen auch nur um einen Deut weniger austauschbar, verletzbar oder träge anmutete.⁷⁷ Die in Tageszeitungen gebräuchlichen Formulierungen, welche zwecks Komplexitätsreduktion technische Gegens-

⁷⁶ ebd., S. 102.

⁷⁷ Wir beziehen uns hier auf die bereits erwähnten Formen der Verdinglichung Nussbaums.

tände und abstrakte Einheiten zu scheinbar eigenmächtig agierenden Akteuren machen, verkörpern hingegen bereits eine verbindlichere Form der Vermenschlichung, da sie im Rahmen eines Gebrauchstexts auftreten, der eine prinzipielle Validität und Überprüfbarkeit zu besitzen beansprucht, auch wenn manch sprachliche Wendung offenkundigen metaphorischen Charakters sein mag. In diesem Umfeld ist auch das seitens Israels zuvor genannte Beispiel der beständig zunehmenden Geldmenge⁷⁸ angesiedelt, wie auch die scheinbaren Aktivitäten zahlreicher anderer abstrakter Gegenständlichkeiten und technischer Entitäten, die von Arbeitsprozessen, die dem Menschen Anpassungsleistungen abverlangen, bis hin zu Computerprogrammen, die den Einzelnen bei der Ausübung schwieriger Tätigkeiten entlasten, reichen; auffällig an dieser zweiten Klasse vermenschlichender Darstellungen ist, dass sie primär auf die Ebene der Handlung ausgerichtet sind, während die Projektion menschlicher Emotionen auf ausgewählte Objekte eine Seltenheit verkörpern. Eine Betonung der Handlungsebene als Schauplatz der Vermenschlichung lässt sich in ähnlicher Weise bei dingbezogenen Entstehungsgeschichten festmachen, was primär der Tatsache zuzurechnen ist, dass diese im Gegensatz zu Schilderungen eines menschlichen Werdegangs stets aus der Perspektive eines Beobachters formuliert werden; der Umstand, dass auf dieser Basis nicht Selbsterzählungen,⁷⁹ sondern Beschreibungen durch Dritte zustande kommen, wirkt der Herausbildung des für Autobiographien typischen Merkmals der Inklusion nur auf subjektivem Wege nachvollziehbarer Inhalte entgegen, unter welche auch etwaige emotionale Zustände fielen.⁸⁰ Wie eine menschliche Biographie kann aber unter Einhaltung bestimmter Vorgaben auch eine auf ein Objekt bezogene Narration den Eindruck erzeugen, selbiges habe emotional angespannte Situationen durchlebt, was eine zumindest mittelbare Inklusion der Gefühlsebene darstellt; die Artikulation einer derartigen dingbezogenen Biographie ließe sich somit als eine Vermenschlichung der Dingwelt ansehen, bei welcher eine emotionale Projektion erfolgte – oder welche eine solche nach sich zöge. Gerade dann, wenn biographische Gegenstandsbeschreibungen den seitens Eriksons realisierten Strukturprinzipien folgen, enthalten sie keineswegs nur sachliche Schilderungen der „Erlebnisse“ ihrer Objekte, sondern zeichnen vielmehr stets einzigartige Verläufe maßgeblicher Prägungen nach; diese prägenden Momente haben in ihrer Beschaffenheit große Ähnlichkeit mit den zentralen Eckpfeilern einer menschlichen Biographie, weshalb sie auf den mit diesen verbundenen emotionalen Gehalt verweisen. So wissen derartige biogra-

⁷⁸ vgl. Israel (1985), S. 172.

⁷⁹ vgl. Keupp (1999), S. 102.

⁸⁰ Hier denken wir an Vorstellungsinhalte, die lediglich ihrem Inhaber selbst zugänglich sind und in der Psychoanalyse als einer „1. Person Perspektive“ zugehörig oder als durch einen „privilegierten Zugang“ erschlossen beschrieben werden.

phische Narrative von angespannten Krisensituationen zu berichten, in denen sich die weitere Existenz des fraglichen Objekts wiederholt in Frage gestellt sieht, weswegen sie von durchaus schwierigen und bedrängenden Situationen zeugen; die dabei zum Einsatz gebrachte Methode der narrativen Verdichtung führt zu einer Nachvollziehbarkeit der geschilderten Krisenszenarien als solchen auch auf der Ebene der Gefühle, wie sie bei Vorliegen einer menschlichen Biographie und eines menschlichen Schicksals indiziert wäre. Eriksons Methode der Formulierung einer biographischen Erzählung ist hierbei noch in einer anderen Hinsicht von Interesse. Denn durch die Kombination des Topos der in unterschiedlichen Kontexten auftretenden Entwicklungskrise mit demjenigen einer sich entfaltenden, einzigartigen Identität kommt eine Erzählweise zustande, die geschlossene Geschichten mit einem klarem Anfang und einem antizipierbaren Ziel zu produzieren vermag; die in diesen Erzählungen evident werdende, individuelle Bestimmtheit des Einzelnen wird in weiterer Folge zu einem Spiegel des Wesens ihres Inhabers, wobei die theoretische Vollständigkeit der Biographie wiederum auf die Orientierung gebende Funktion der in ihr deutlich werdenden Identität verweist, welche ihrerseits nicht nur Teil, sondern zugleich auch das Ergebnis des Entwicklungsprozesses ist. Im Falle, dass eine objektbezogene Erzählung die von Erikson geprägten Prinzipien aufgreift, sieht sich diese befähigt, ihrem jeweiligen Gegenstand eine Eigenständigkeit und Unverkennbarkeit zuzuschreiben, die der Unverwechselbarkeit eines Menschen gleichzukommen intendieren und auf eine spezifische, dem Objekt zugehörige Identität verweisen; das Ding tritt anhand der Schilderung einer in Entwicklungsschritten ablaufenden Heranbildung seiner bestimmenden Eigenschaften folglich als ein Gegenstand in Erscheinung, der – als wäre er ein erwachsener Mensch – „so werden mußte, wie er ist, und der so wie er ist, als gegeben hingenommen wird.“⁸¹ An dieser Stelle wollen wir zu Nussbaums ursprünglicher Definition des siebten Punkts der Verdinglichung zurückzukehren, die eine „Leugnung der Subjektivität“ des Menschen nahe legte und auf die Vermenschlichung der Objektwelt umgelegt bedeuten müsste, dass selbigem eine Dimension der Subjektivität zugesprochen zu werden hätte. Während die Einzigartigkeit einer gegenstandsspezifischen Identität, wie sie im Rahmen einer die Strukturprinzipien Eriksons berücksichtigenden, die Eckdaten des fraglichen Objekts greifbar machenden Biographie deutlich wird, sich nur verdeckt aus dem Postulat einer dem Ding eigenen Subjektivität speist, setzt der Umstand, dass sie durch bewältigte Krisenerfahrungen zustande kommt, subjektives Erleben geradezu voraus. Die Formulierung einer dingbezogenen biographischen Erzählung, welche den Erikson'schen Topoi der Identität und der Krise Tribut

⁸¹ Eriksons Intention ist es hier selbstverständlich, über menschliche Identität und nicht diejenige eines Dings zu sprechen; vgl. Erikson (1980), S. 163.

zollt, erscheint somit als eine Möglichkeit der Vermenschlichung unbelebter Gegenstände, zu deren Implikationen unter anderem die Behauptung eines gewissen Ausmaßes menschenähnlicher Subjektivität zu zählen ist.

4.2 Vom mystifizierten zum „vermenschlichten“ Produkt

Nachdem wir nunmehr gesehen haben, welche Phänomene im Umfeld der Problematik der „Verdinglichung“ des Menschen abgehandelt werden und wie die Eckdaten einer etwaigen „Vermenschlichung“ unbelebter Objekte aussehen könnten, soll uns der folgende Abschnitt dazu dienen, zunächst das für die vorliegende Arbeit relevante Verständnis des Produktbegriffs herauszustellen und infolge erste „vermenschlichende“ Charakterisierungen der Produkte im Bereich der Theoriebildung darzustellen; ausgehend von den Überlegungen Marxens werden wir uns dabei vor allem auf diejenigen Konzeptionen konzentrieren, die das gegenwärtige Verständnis dessen, worum es sich bei einem Produkt handelt und wie ein adäquater Umgang mit diesem aussehen sollte, auf besonders analytische und schematisierende Weise beleuchten. Im Zuge dessen wird eine für uns interessante gedankliche Linie hervortreten; denn während Marx einen der Ware aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte zukommenden „Fetischcharakter“ annimmt, finden sich im Rahmen aktueller Konzeptionen des Produktbegriffs nicht selten Passagen, die mittels wenigstens animistischer Formulierungen ihren Produktkonzeptionen einen Hauch von Lebendigkeit, Eigenständigkeit und Unverwechselbarkeit mit auf den Weg geben. Sowohl in der seitens Marxens umrissenen Konstellation als auch in denjenigen aktueller Theorien sieht sich der produzierte Gegenstand daher mit Qualitäten bedacht, die über den Bereich seines unmittelbaren, mit den physikalischen Eigenschaften in Verbindung stehenden Nutzwerts hinausgehen und die Annahme eines „ideellen Mehrwerts“ nötig machen. Diese Attribute tragen ferner gemeinsam dazu bei, dass Produkte innerhalb narrativer Charakterisierungen als Entitäten in Erscheinung zu treten vermögen, deren eigentümliches und spezifisches „Wesen“ der vielschichtigen qualitativen Bestimmtheit einer menschlichen Identität annähernd gleichzukommen scheint.

Wenden wir uns also zuerst dem Marx'schen Werk „Das Kapital“ zu, in welchem Marx die ideelle Komponente einer Ware mit der Angabe ausweist, selbige schein nur „auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding“ zu sein; bei genauerer Betrachtungen werde hingegen sichtbar, „daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfin-

digkeit und theologischer Mucken.“⁸² Marx fügt hinzu, diejenigen Eigenschaften, welche die eigentliche Komplexität der Ware ausmachen, dürften dabei aber keinesfalls als Teil ihres Nutzwertes verstanden werden, zumal dieser für sich genommen „nichts Mysteriöses“ darstelle; der „mystische Charakter der Ware entspringt [...] nicht aus ihrem Gebrauchswert,“ selbst dann nicht, wenn sie Letzteren erst darüber erlange, dass sie wesentlich „als Produkt menschlicher Arbeit“ gedacht werde.⁸³ Der „rätselhafte Charakter“ und das „Geheimnisvolle der Warenform“ entstammten vielmehr der Tatsache, dass die Ware im Verlauf ihres Produktionsprozesses „den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst [...] zurückspiegelt;“⁸⁴ diese Abbildungsfunktion sei dafür konstitutiv, dass man eine den Gebrauchswert übersteigende, ideelle Komponente der Warenform festmachen könne, welche er, Marx, „den Fetischismus [nenne], der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden.“⁸⁵ Dadurch, dass die einmal hergestellten Produkte in weiterer Folge Tauschprozessen zugeführt würden und dabei die gesellschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Hersteller zueinander abbildeten, werde der „Fetischcharakter der Warenwelt“ zusätzlich verstärkt;⁸⁶ auf dieser Basis erhielten die „Arbeitsprodukte eine von ihrer [...] Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte [...] Wertgegenständlichkeit,“⁸⁷ deren soziale Relevanz derjenigen des Nutzwerts ebenbürtig sei. Auffällig an den Ausführungen Marxens ist, dass es die jeweiligen spezifischen Bedingungen der Produktion und Distribution einer Ware sind, die als für die Etablierung ihres Gesamtwerts wesentlich aufscheinen – sind es doch eben diese Faktoren, die Marx als Begründungsinstanzen für die sich jenseits des Gebrauchswerts abspielenden gesellschaftlich verankerten Wertzuschreibungsprozesse ausweist. Obgleich Marxens Konzeption des Warenfetischismus als Teil einer umfassenderen Gesellschaftstheorie verstanden werden will, heben wir hervor, dass eine detaillierte Betrachtung der strukturellen Einbettung des einzelnen Produkts innerhalb des Marx’schen Ansatzes eine Betonung der Bedeutung der Produktions- und Distributionsgeschichte dieses Objekts nach sich zöge; insofern, als der Ware im Rahmen der Überlegungen Marxens die Funktion zukommt, soziale Verhältnisse wiederzuspiegeln und diese damit zu vergegenständlichen, sind die Modalitäten ihrer Entstehung für ihren Wert ausschlaggebend, zumal ihr Letzterer mittels kollektiver, wenn auch nicht wissentlich vorgenommener⁸⁸ Über-

⁸² Marx (1970), Band 23, S. 85.

⁸³ ebd.

⁸⁴ ebd., S. 86.

⁸⁵ ebd., S. 87.

⁸⁶ ebd.

⁸⁷ ebd.

⁸⁸ vgl. ebd., S. 88: „Sie wissen das nicht, aber sie tun es.“

einkunft zugeordnet wird. Nun spricht Marx freilich keineswegs explizit von spezifischen warenbezogenen Entstehungsgeschichten, wie wir dies im weiteren Verlauf dieser Arbeit zu tun gedenken. Dennoch aber eignet sich Marxens Gedankengut als frühe Plattform für weiterführende Überlegungen, welche ebenfalls die Umstände der Entstehung eines Produkts als für die ihm zuerkannte ideelle Beschaffenheit maßgeblich ansehen – und zusätzlich von produktspezifischen Biographien ausgehen, die sie zum Brennpunkt der Betrachtung erklären und deren Analyse sie zum Inhalt machen. Denn wenn Marx annimmt, die Vorstellung eines Kollektivs über den Wert und die Bedeutung einer Ware zeichne sich nicht zuletzt durch eine unter bestimmten Bedingungen herangebildete Komponente jenseits des Stofflichen aus, so findet sich dieses Postulat in vergleichbarer Form als Basis dessen wieder, was wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit als historisch gewachsene, dezidiert im Bereich des Ideellen liegende „Produktidentität“ antreffen werden.

Ausgehend von der Mystifizierung des vom Menschen erzeugten Produkts in den Überlegungen Marxens wollen wir nun daran gehen, das für aktuelle Theorien und Diskurse maßgebliche Verständnis des Produktbegriffs zu charakterisieren; dies soll uns in weiterer Folge gestatten, von der skizzierten mystifizierenden Tendenz zu einer „vermenschlichenden“ überzuwechseln, welche das assoziative Zusammenrücken von Mensch und Ding verdeutlicht und sich als Entsprechung zur Verdinglichung des Menschen denken lässt. Um aber zunächst auf die gegenwärtigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einzugehen, die es dem Begriff des Produkts erlauben, als ein verbindlicher, auf vorweggenommener Übereinkunft beruhender Topos aufzutreten, greifen wir die knapp gehaltene diesbezügliche Definition innerhalb des österreichischen „Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs“ auf; so bestimmt selbiges eine „jede bewegliche körperliche Sache“ als Produkt, „auch wenn sie ein Teil einer anderen beweglichen Sache oder mit einer unbeweglichen Sache verbunden worden ist, einschließlich Energie.“⁸⁹ Interessant ist hierbei zweierlei; zum einen kommt der Feststellung, ein Produkt müsse neben anderen Aspekten zwingend auch stoffliche Eigenschaften aufweisen, unter anderen gegenwärtigen, unsererseits noch zu behandelnden Definitionen der Status einer relativen Seltenheit zu, da andernorts zumeist auch Dienstleistungen als potentielle vollständige Produkte geführt werden. Da wir in dieser Arbeit jedoch vorwiegend Produkte zu betrachten beabsichtigen, denen sehr wohl materielle Eigenschaften zukommen, befindet sich die genannte gesetzliche Bestimmung durchwegs im Einklang mit unseren künftigen Überlegungen. Zum anderen ist herauszustreichen, dass in einem Detail des weiterführenden Gesetzestexts eine Parallele zu den Ausführungen Marxens liegt; denn der gedankliche Schritt, das „Inver-

⁸⁹ Doralt (2010), S. 690; 32/1 PHG, §§ 4.

kehrbringen“ des Produkts nicht als notwendigen Teilaspekt des Produkts selbst, sondern als hinzukommende Ergänzung anzusehen,⁹⁰ findet sich nicht nur im „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch“, um Haftungsfragen klären zu können, sondern in ähnlicher Form auch im „Kapital“, in welchem Marx festhält, „die Waren können nicht selbst zu Markte gehn und sich nicht selbst austauschen. Wie müssen uns also nach ihren Hütern umsehn, den Warenbesitzern.“⁹¹ Dass die Intention Marxens, die ihn eine Fokusverschiebung von der Ware selbst hin zu ihrem Besitzer vornehmen lässt, von der Absicht des Gesetzestextes stark abweicht, versteht sich von selbst, zumal die Betrachtung der Modalitäten der Verteilung der erzeugten Waren als essentieller Bestandteil der weiteren Marx’schen Überlegungen fungiert. Wir streichen die Betonung der in beiden Texten vorliegenden Trennung zwischen dem Produkt und der Distribution desselben aber deswegen heraus, da die Korrelation zwischen Produktkonzeptionen, die von einem isolierten Einzelding ausgehen, und solchen, welche wesentlich die soziale Eingliederung des fraglichen Produkts als für dessen Bestimmung ausschlaggebend ansehen, ein spannungsgeladenes ist, dem wir noch des Öfteren begegnen werden und das sich letztlich als unlösbar erweisen wird. So werden wir einerseits auf verschiedene Darstellungen treffen, die im Zuge einer latent animistischen produktbezogenen Beschreibung von der scheinbar eigenständigen Selbstbehauptung des Erzeugnisses auf einem hart umkämpften Markt berichten werden; andererseits wird das Problem der Bezugnahme des Produkts auf das gesellschaftliche Umfeld und die dort ansässigen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen als unerlässlicher Brennpunkt aufscheinen.

Eine umfassendere Definition des Produktbegriffs stellen uns die Ausführungen Herbert Mefferts und Philip Kotlers zur Verfügung; diese sind für das gegenwärtige Verständnis dessen, welche Charakteristika einem Produkt gemeinhin zukommen, insofern von großer Tragweite, als sie vielfach aufgegriffene Instruktionen darstellen, die als ihr Ziel die Herausbildung spezieller Vorgehensweisen sehen, welche ihrerseits im Hinblick auf die Distribution und Vermarktung unterschiedlicher Waren wirtschaftlichen Nutzen zeitigen und die Investition „von menschlicher Arbeitskraft, Kapital und anderen Ressourcen rechtfertigen“ sollen.⁹² Das in den Überlegungen Mefferts und Kotlers häufig im Zentrum der Betrachtung stehende Produkt zeichnet sich durch einen dementsprechend hohen Komplexitätsgrad aus; auf der basalsten Ebene unterscheidet Meffert zwischen einem „substanzielle[n]“ Produktbegriff, von welchem er angibt, dieser kennzeichne lediglich ein physisches Kaufobjekt, während Dienst-

⁹⁰ vgl. ebd., §§ 6.

⁹¹ Marx (1970), Band 23, S. 99.

⁹² Kotler (2007b), S. XXVIII.

leistungen ausgeschlossen seien, weswegen diese begriffliche Fassung als veraltet zu gelten habe.⁹³ Das „erweiterte Produktkonzept“ sei ebenfalls einseitig, da es sich auf den gegenständlichen Charakter des Basisprodukts beziehe und lediglich eine eingeschränkte Ergänzung um selbigem anhaftende Kundendienstleistungen vornehme. Der „generische“ Produktbegriff schließlich vereinige den gesamten, dem Käufer des jeweiligen Objekts gebotenen Nutzen, wobei er sich „sowohl auf materielle Sachleistungen als auch auf immaterielle Dienstleistungen beziehen“ könne;⁹⁴ der Gesamtnutzen, den ein so verstandenes Produkt mit einschließe, lasse sich in weiterer Folge in „Grund- und Zusatznutzen“ untergliedern, wobei Letzterer auf die Befriedigung sowohl ästhetischer wie auch sozialer Bedürfnisse abziele.⁹⁵ Carsten Ackermann weist hierbei darauf hin, dass Meffert die nicht-physischen Aspekte eines Produkts als dem Bereich des Zusatznutzens zugehörig ansehe, und führt aus, „demnach resultiert der Grundnutzen aus den physikalisch-funktionellen Eigenschaften eines Produktes [...]. Der Zusatznutzen beinhaltet die über den Grundnutzen hinausgehende Bedürfnisbefriedigung.“⁹⁶ Diese Unterscheidung ist für uns insofern von Bedeutung, als sie es gestattet, diejenigen Produktmerkmale, die sich der Ebene des Materiellen weitgehend entziehen und folglich einen „ideellen Mehrwert“ zu begründen wissen, als einen Zusatznutzen des fraglichen Kaufobjekts zu verstehen; diese Zuweisung soll uns zu einem späteren Zeitpunkt dabei behilflich sein, die ansonsten etwas weniger konkret wirkende, ideelle Dimension bestimmter Produkte leichter zu erfassen. Eine umfangreichere Differenzierung der produktbezogenen Nutzensbereiche nimmt Kotler vor, dessen Schematisierung zunächst von einem „Kernnutzen“ ausgeht; selbigen veranschaulicht er mittels der Angabe, ein in einem Hotel nächtigender Gast investiere im Wesentlichen in „Ruhe und Schlaf“, der Erwerb eines Lippenstifts erfolge hingegen in erster Linie aus einer „Hoffnung auf Schönheit“ heraus, und „im Fall von Bohrern kauft der Anwender ‚die Fähigkeit, Löcher herzustellen‘.“⁹⁷ Die Umsetzung des wie auch immer gearteten Kernnutzens sieht Kotler als Aufgabe des „Basisprodukts“; in Bezugnahme auf das bereits erwähnte Beispiel des Hotels hält Kotler fest, in diesem Zusammenhang werde das Basisprodukt anhand „einer Empfangsstelle und zu vermietenden Räumen“ ausreichend abgedeckt. Allerdings müsse sich der Hotelier mit dem seitens des Gastes „erwarteten Produkt“ befassen, welches „ein Bündel von nützlichen Eigenschaften und Rahmenbedingungen, das die Käufer im Normalfall erwarten,“ ausmache und etwa „ein sauberes Bett, ein Bad [...],

⁹³ Meffert (2000), S. 332f.

⁹⁴ ebd., S. 333ff.

⁹⁵ ebd., S. 333.

⁹⁶ Ackermann (2004), S. 75.

⁹⁷ Kotler (2007b), S. 493.

ein Telefon, einen Kleiderschrank und eine ruhige Lage“ mit einschließen könnte.⁹⁸ Besonders Augenmerk gelte ferner dem „augmentierten Produkt“, welches dazu diene, die Erwartungen des Kunden nicht länger lediglich abzudecken, sondern zu überragen; denn es sei die Augmentierung, die es erstmals erlaube, dem jeweiligen Produkt in den Augen des Kunden eine Sonderstellung zu verleihen, da jegliche echte „Differenzierung [...] erst durch das augmentierte Produkt“ realisierbar werde. Im Falle des Hotels könne eine derartige Augmentierung etwa die Form eines Fernsehgeräts, frischer Blumen oder besonders guten Zimmerservices annehmen;⁹⁹ zu beachten sei freilich der mit Augmentierungsmaßnahmen zumeist einhergehende Anstieg der verursachten Kosten, deren Verrechnung an den Kunden durchaus auch eine Minderung der Attraktivität des Angebots zu erwirken vermöge.¹⁰⁰ Seine Schematisierung abschließend konstatiert Kotler, auf der finalen „Konzeptionsebene steht das potentielle Produkt, d.h. das Produkt mit jedem Zusatznutzen und allen Umgestaltungsmöglichkeiten, die es in der Zukunft erfahren könnte;“ der potentielle Produktbegriff sei speziell dann relevant, wenn an Produktverbesserungen gearbeitet werde und könne sich beim Beispiel des Hotels in an den Wänden angebrachten „Gemälden bedeutender Künstler oder einem Konzertflügel“ niederschlagen – wenn auch nur in konzeptioneller Hinsicht.¹⁰¹ Obgleich wir an dieser Stelle beim konkret realisierten Produkt verbleiben und von dem theoretisch möglichen vorerst absehen wollen, wird an den obigen Ausführungen Kotlers jedenfalls die tragende Rolle des Betrachters beziehungsweise des potentiellen Kunden deutlich, auf dessen Bedürfnisse das fragliche Produkt idealer Weise eingehen sollte; diese Akzentsetzung wird auch an Kotlers zusammenfassender Kurzdefinition des Produktbegriffs deutlich, welche als ein Produkt dasjenige vorsieht, „was einem Markt angeboten werden kann, um es zu betrachten und zu beachten, zu erwerben, zu gebrauchen oder zu verbrauchen und somit einen Wunsch oder ein Bedürfnis zu erfüllen.“¹⁰² Kotler gibt im Weiteren an, mittels des Produktbegriffs ließen sich in diesem Sinne nicht allein Waren, sondern auch „Dienstleistungen, Personen, Orte, Organisationen und Ideen“ erfassen; darüber hinaus decke diese begriffliche Fassung „selbst Ideen, wie Familienplanung oder rücksichtvollen Autofahren“ ab, sofern sie in einem konkreten Angebot mündeten.¹⁰³ Da wir in Kürze darauf eingehen werden, inwieweit sich nicht zuletzt auch Kotler ursprünglich der Beschreibung des Menschen dienender Schemata und Terminologien bedient, um – in einer übrigens „vermenschlichenden“ Weise – über Produkte zu spre-

⁹⁸ ebd.

⁹⁹ ebd.

¹⁰⁰ ebd., S. 494.

¹⁰¹ ebd.

¹⁰² Kotler (1999), S. 670.

¹⁰³ ebd.

chen, erscheint es uns als interessant, dass dieser im Zuge der Charakterisierung seines Produktbegriffs auf eine Darstellung zurückgreift, die unter umgekehrten Vorzeichen von einem assoziativen Zusammenrücken von Mensch und unbelebtem Objekt zeugt; denn wenn Kotler im besagten Kontext feststellt, auch „ein Filmstar wie Barbra Streisand läßt sich [...] ‚vermarkten‘ [...], indem wir ihr Beachtung schenken, ihre Schallplatten kaufen und ihre Filme besuchen,“¹⁰⁴ so ließe sich diese Einschätzung ausgehend von den Ausführungen Honneths und Nussbaums durchaus als verdinglichend einstufen.¹⁰⁵

Das Kernkonzept Kotlers, die Wünsche und Bedürfnisse des Kunden in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, findet sich in ähnlicher Form an den Ansätzen anderer Autoren; so konstatiert etwa Klaus Wilde, der Produktbegriff beruhe „unmittelbar auf der [...] Bedürfnisstruktur des Kunden“ und sei damit „zugleich unlösbar mit dem Begriff des ‚Markts‘, d.h. der Gruppe der Kunden mit ihrem spezifischen wettbewerblichen, technischen, politischen und sozialen Umfeld verbunden.“¹⁰⁶ Bemerkenswert an dieser definitorischen Umschreibung ist vor allem die Betonung der Rolle des menschlichen Umfelds, mittels derer das Produkt als in den menschlichen Lebenszusammenhang eingebetteter und sich an diesem orientierender Teil auftritt; wir wollen es als einen kurzen antizipatorischen Hinweis verstehen, wenn wir in diesem Zusammenhang festhalten, dass die seitens Wilde postulierte Eingliederung des einzelnen Produkts in das durch den Menschen begründete Umfeld und die sich daraus ergebende Wechselbezüglichkeit zwischen dem an sich unbelebten Objekt und der jeweiligen menschlichen Gesellschaft eine frappante Ähnlichkeit mit den Darstellungen Eriksons aufweisen, welche ihrerseits ebenfalls die Bedeutung des Umfelds für die Identitätsbildung unterstreichen;¹⁰⁷ im Falle der Ausführungen Eriksons handelt es sich freilich nicht um ein Produkt, sondern um ein menschliches Individuum, das sich wie in der Darstellung Wildes mit technischen, politischen und diversen anderen Bereichen des sozialen Welt zu befassen hat. Eine weitere, wesentliche Differenz liegt ferner darin, dass Wilde keineswegs eine wie auch immer geartete Eigenaktivität seitens des Produkts annimmt; doch auch dieser zweite, eine umfassendere „Vermenschlichung“ hemmende Faktor wird sich bei Produktbeschreibungen, auf welche wir zu einem späteren Zeitpunkt einzugehen beabsichtigen als hinfällig erweisen.

¹⁰⁴ ebd.

¹⁰⁵ vgl. Honneth (2005); Nussbaum (2002), S. 90ff; sowie das vorgehende Unterkapitel dieser Arbeit.

¹⁰⁶ Wilde (1989), S. 12.

¹⁰⁷ vgl. hierzu das erste Kapitel dieser Arbeit, in welchem wir Eriksons Identitätsbegriff aus der Gegenlage zu alternativen psychoanalytischen Ansätzen heraus charakterisieren.

Eine sogar noch tiefer gehende Verankerung des Produkts in den Grundfesten des sozialen Umfelds des Menschen liegt der Konzeption Alexander Deichsels zugrunde. Obgleich seine Ausführungen auf den ersten Blick den Eindruck erwecken mögen, sie enthielten dadurch eine lose Parallele zu Eriksons Betonung der Relevanz des Umfelds auf die menschliche Identitätsbildung, decken sie sich im Kern tatsächlich eher mit der Annahme Marxens, nach welcher die Ware die sozialen Verhältnisse vergegenständliche.¹⁰⁸ Deichsel unterscheidet im Rahmen der Darlegung einer seiner Hauptthesen zunächst zwischen dem Begriff des Produkts und demjenigen der Ware; sowohl die Differenz als auch die Verbindung zwischen diesen beiden Instanzen veranschaulicht er mit der Angabe, die Ware sei „in zwei unterschiedliche Bündnissarten eingebettet, die mit den Begriffen Produkt und Marke gekennzeichnet werden.“¹⁰⁹ Die sehr grundsätzliche Einbettung des Produkts in die soziale Ordnung des Menschen erfolgt in der Konzeption Deichsels dadurch, dass „Produkt und Marke als lebendige Sozial-Beziehungen“ auftreten, die dazu führen, dass der „soziale Wille“ der Gesellschaft in solcherlei Waren mündet, welche die größtmögliche Bedürfnisbefriedigung gewährleisten.¹¹⁰ Während sich das dergestalt als „Bündnis“ zahlreicher Individuen verstandene Produkt auf einer ideellen Ebene in die Welt des Menschen eingliedert sieht, scheint die diesem Bündnis entspringende „Ware“ in konkreter und zumeist materieller Form als Vergegenständlichung der sozialen Verhältnisse auf.¹¹¹ Auch wenn sich Deichsels Verständnis des Produktbegriffs von demjenigen Wildes stark abhebt, da er zwischen Produkt und Ware eine Differenzierung vornimmt, veranschaulichen seine Überlegungen eine Möglichkeit der Integration unbelebter Objekte in das menschliche Umfeld, dem sowohl ideelle als auch unmittelbar-materielle Aspekte zukommen.

Helene Karmasin behandelt das Verhältnis des Einzelnen zu Produkten von einem ähnlichen, jedoch ungleich komplexer gelagerten Gesichtspunkt aus, als dies im Rahmen der Ausführungen Deichsels der Fall ist. Als Ausgangspunkt für ihr Verständnis des Produktbegriffs zieht Karmasin das Verhältnis zwischen der Wahrnehmung des Einzelnen und seiner Bedürfnisstruktur auf der einen Seite und sozialen Konventionen und den mit diesen korrespondierenden Bedeutungszuschreibungen auf der anderen Seite heran, wobei sie diese beiden Ebenen als nur scheinbar separiert und faktisch untrennbar miteinander verbunden beschreibt. Karmasin greift in ihren Ausführungen die Ansätze diverser Disziplinen auf; unter anderem geht sie auf die Psychologie ein, von der sie festhält, diese sehe neben dem „Konzept der in-

¹⁰⁸ vgl. Marx (1970), Band 23, S. 86.

¹⁰⁹ Deichsel (2004), S. 27.

¹¹⁰ ebd.

¹¹¹ vgl. ebd., S. 35ff.

dividuellen Wünsche“ zwar durchaus auch „historisch und kulturell invariante Wünsche“ vor, biete aber dennoch genauso wie die Ökonomie keinerlei stringentes Erklärungsmodell an, das die Frage klären könne, „warum bestimmte Objekte als geeignet betrachtet werden, bestimmte Bedürfnisse zu erfüllen.“¹¹² Sie fügt hinzu, auch der Widerspruch, „daß Bedürfnisse und Wünsche offenbar starkem historischem Wandel unterliegen, [...] zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer Gesellschaft [aber] dennoch in ganz standardisierter Form auftreten,“ lasse sich nicht mittels psychologischer Theorien aufheben; all dies bleibe den Gesellschaftswissenschaften vorbehalten.¹¹³ Den Brückenschlag von der kollektiven Ebene zur Sphäre des Individuums vollzieht Karmasin dementsprechend mit der Angabe, es sei tatsächlich „die Kultur, die die Psyche des Einzelnen formt und die das, was sie zu ihrem Funktionieren braucht, als subjektive Handlungsziele, Wünsche und Bedürfnisse erscheinen läßt;“¹¹⁴ so bildeten sich in jeder Gesellschaft kulturell relevante „Basiscodes“ heraus,¹¹⁵ die nicht nur die Bedeutungsetzungen des Einzelnen, sondern auch seine Wunschvorstellungen und die Artikulation derselben determinierten. Dies wirke sich auch auf den individuellen Umgang mit Produkten aus; so sei ihre, Karmasins, dahingehende Schlussfolgerung diejenige, „daß Produkte genau davon leben, daß sie kulturelle Konzeptionen des Wünschenswerten benützen und zusammen mit all den ideologischen Ordnungsmustern, die damit verknüpft sind, transportieren.“¹¹⁶ Auch in den Überlegungen Karmasins erscheinen Produkte somit als mit dem sozialen menschlichen Umfeld im Wechselbezug stehende, in die menschliche Lebenswelt nahtlos eingegliederte Bedeutungsträger, indem sie als dort ansässiger „Ausdruck kultureller und ideologischer Werte und Ordnungsmuster“ auftreten; der Einzelne, der sich mit den ihm wesentlich erscheinenden Eigenschaften eines Produkts auseinandersetzt, bezieht sich folglich zugleich auf eine, mit bestimmten qualitativen Attributen versehene, keineswegs zufällig zustande gekommene kollektive Vorstellung, die mittels des fraglichen Produkts vergegenständlicht wird. Dies führt dazu, dass Produkte in der beschriebenen Konstellation zugleich als Manifestationen gesellschaftlicher Realität fungieren, wie sie auch Angriffspunkte für die Wünsche und Bedürfnisse des Einzelnen verkörpern; auf dieser Basis halten wir eine weiterführende Projektion menschlicher Eigenschaften auf bestimmte Produkte und einen daraus hervorgehenden vermenschlichenden Umgang mit selbigen für in unmittelbarer Nähe stehend. Denn dadurch, dass Produkte nicht nur in ihrer Herkunft kollektiver menschlicher Lebenswirklichkeit ent-

¹¹² Karmasin (1998), S. 192.

¹¹³ ebd.

¹¹⁴ ebd., S. 193.

¹¹⁵ ebd., S. 195.

¹¹⁶ ebd., S. 193.

stammen und von dieser ihre Charakteristika und möglichen Bedeutungen beziehen, sondern auch hinsichtlich ihrer Bestimmung auf die Bedürfnisstruktur des Einzelnen ausgerichtet sind, eignen sie sich als veritable Projektionsflächen für das dahingehende Wunsopotential des mit ihnen in einer augenscheinlichen Wechselbeziehung stehenden Menschen. So hält denn auch Hai-Uwe Hellmann fest, das „Ausmaß an Psychologisierung,“ welches das Verhältnis der Menschen zu bestimmten Produktgruppen kennzeichne, lasse den Verdacht aufkommen, man habe es „mit einer modernen Variante des ‚Animismus‘ zu tun, und Karl Karx sei nur Recht zu geben, wenn er vom ‚Fetischcharakter der Ware‘ spricht.“¹¹⁷ Hellmanns Ausführungen erscheinen uns insofern als von besonderem Interesse, als sie die unsererseits gezogene gedankliche Linie bestätigen, die von Marxens Konzeption des Warenfetischismus und seinem Gedanken einer Mystifizierung¹¹⁸ des menschlichen Erzeugnisses bis hin aktuellen, Produkte als lebendige „Wesen“ und „Persönlichkeiten“ beschreibenden Darstellungen reicht.¹¹⁹ Da Hellmanns Fokus speziell auf solche Produkte gerichtet ist, die Marken zugehörig sind, werden uns seine Überlegungen in einem späteren Unterkapitel dieser Arbeit zur Klärung des Markenbegriffs dienen; in diesem Kontext werden wir sie daher erneut aufgreifen und detaillierter behandeln. Zunächst aber kehren wir unsere Skizzierung des Produktbegriffs abschließend zu Helene Karmasin zurück, um eine Übereinstimmung zwischen ihrer Einschätzung der Auswirkungen kultureller Determinanten auf die Lebensrealität des Einzelnen und den unsererseits vorgebrachten diesbezüglichen Annahmen aufzuzeigen; denn Karmasins im Obigen umrissene Charakterisierung des die Wahrnehmung und die Urteile des Einzelnen prägenden kulturellen Einflusses weist große Ähnlichkeit mit der Wirkungsweise der unsererseits vorgeschlagenen „Wahrnehmungsraster“ auf.¹²⁰ So ist in den Überlegungen Karmasins „die soziale Bedeutung der Produkte [...] der willkürlichen Interpretation entzogen, weil wir alle [...] sozial vorgeprägt sind und uns mehr oder weniger schematisch verhalten.“¹²¹ In vergleichbarer Weise stellen auch unsere Wahrnehmungsraster dem Individuum spezifische Vorstellungsinhalte, Wertmaßstäbe und Orientierungsmuster zur Verfügung, anhand derer sie nicht nur in die menschliche Selbstwahrnehmung, sondern auch in den zwischenmenschlichen Umgang und denjenigen mit unbelebten Objekten eingreifen; auch sie zeitigen eine gewisse Standardisierung und Gleichrichtung der Verhaltensformen derjenigen Menschen, die sich im Feld ihres Wirkkreises bewegen und die Raster zwecks der Aneignung vorhandener „Basiscodes“

¹¹⁷ Hellmann (2003), S. 84.

¹¹⁸ vgl. Marx (1970), Band 23, S. 85.

¹¹⁹ vgl. Hellmann (2003), S. 84.

¹²⁰ vgl. hierzu das dritte Kapitel dieser Arbeit.

¹²¹ Hellmann (2003), S. 101.

und der Herausbildung gedanklicher Topoi zur Anwendung bringen. Wir wollen uns nun aber von der Definition des Produktbegriffs abwenden und auch der Frage den Rücken kehren, inwieweit selbiger dahingehend bestimmt wird, dass er ein mit dem Menschen auf indirekte Weise in Beziehung stehendes Objekt bedeuten möge; es sollen uns im Weiteren vielmehr solche Theorien und Darstellungen beschäftigen, die eine weitgehende Gleichstellung von Produkt und Mensch vollziehen und eine Tendenz der „Vermenschlichung“ unbelebter Kaufobjekte in konkreter Form greifbar machen.

Wenn das Produkt in den Ausführungen Kotlers zunächst lediglich als „eine von vielen Lösungen zur Befriedigung eines Bedürfnisses“ geführt wird,¹²² so tritt es anhand dieser Definition zwar als in Bezugnahme auf menschliche Eigenschaften und Wünsche herausgebildetes, soziale Rahmenbedingungen berücksichtigendes Objekt in Erscheinung; dennoch aber werden ausgehend von dieser Bestimmung die dem Menschen zugehörigen Attribute nicht soweit zu Charakteristika auch des Produkts, dass Letzteres dabei eine annähernd menschenähnliche Gestalt annähme. Allerdings legen sowohl Kotler als auch Meffert zusätzliche, über die im Obigen aufgegriffenen hinausgehende Beschreibungsformen vor, die eine um vieles weitergehende Angleichung der Eigenschaften des Produkts zu denen des Menschen aufweisen und mitunter bereits auf einer grundsätzlichen konzeptionellen Ebene von einer unbelebten Objekte „vermenschlichenden“ Prämisse ausgehen. Als ein erstes Beispiel kann uns hier einer der Versuche Kotlers dienen, die Bedeutung des Kaufs eines Produkts für den Kunden zu verdeutlichen, da Kotler zu diesem Zweck an einer Stelle eine Metapher verwendet, welche menschliche Lebensbedingungen den Determinanten eines unbelebten Objekts bereits auf einer begrifflichen Ebene weitgehend gleichsetzt; tatsächlich wird das neu erworbene Produkt in der Darstellung Kotlers regelrecht zu einem Teil der Familie des Käufers, der – sofern schnell entschlossen handelnd – als ein „Frühadoptierer“¹²³ auftritt und sich damit mit einer Zuschreibung versehen sieht, die vorgibt, der Betreffende könne sich glücklich schätzen, juristisch gesehen soeben ein weiteres Mal Vater geworden zu sein. Nun handelt es sich bei dem vorliegenden sprachlichen Phänomen freilich um keines, das spezifisch und ausschließlich als Teil der Ausführungen Kotlers griffe, zumal es zunächst schlicht auf der Mehrschichtigkeit des englischen Verbs „to adopt“ fußt. Zudem spricht Kotler nicht als erster Autor im Zusammenhang mit Produkten von „Adoption“; so findet sich eine frühe Definition des „adoption process“ als eines mentalen Ablaufs, der zur allmählichen Annahme einer Sache durch das menschliche Individuum führt, in Everett Rogers' Schrift „Diffusion of Innovati-

¹²² Kotler (1999), S. 563.

¹²³ ebd., S. 571.

ons“.¹²⁴ Kotler baut die sich auf dieser Basis auftuende Bedeutungskonstellation jedoch weiter aus und verleiht ihr zusätzliche Komplexität, indem er angibt, der „Adoptionsprozess“ könne sowohl schnell als auch gemächlich erfolgen. Er fügt hinzu, es sei allerdings in jedem Fall von einem „natürlichen Verlauf des [...] Adoptionsprozesses von Neuprodukten“ auszugehen,¹²⁵ weswegen eine Auswertung der „Adoptionszeiten aller Adoptierer“¹²⁶ es ermögliche, Aussagen über die Merkmale des Produkts zu treffen, welches sich jeweils in einer Situation sehe, in der es der mögliche Kunde „annimmt oder ablehnt;“¹²⁷ bei der „Adoption von Innovationen“ sei davon auszugehen, dass sie mehr Zeit in Anspruch nehme.¹²⁸

Eine noch deutlichere und sich eindeutig jenseits jeder sprachlichen Zufälligkeit abspielende Darstellung mit animistischen, in Richtung einer Vermenschlichung gehenden Zügen tritt dann zutage, wenn Meffert festhält, „Produkte unterliegen wie Lebewesen dem ‚Gesetz des Werdens und Vergehens‘. Sie werden ‚geboren, wachsen, werden alt und sterben‘.“¹²⁹ Auch Kotler schenkt dem seinerseits konstatierten Umstand, dass jedes Produkt nur „eine begrenzte Lebensdauer“ habe,¹³⁰ ein hohes Ausmaß an Aufmerksamkeit; obgleich Kotlers Ausführungen freilich nicht die Intention haben, eine emotionale Beziehung zu erfassen, die durch die Sorge um die Sterblichkeit eines Objekts gekennzeichnet wäre, behandeln sie dennoch die als Problem erfahrene Beschränktheit der zeitlichen Existenz einer Entität in einer so minutiösen Weise, wie sie gemeinhin nur beim Menschen und bestimmten Haustieren anzutreffen ist. Unter anderem führt Kotler in diesem Zusammenhang aus, „in Anbetracht der Erkenntnis, daß kein Produkt ewig ‚leben‘ wird“ gelte es darüber nachzudenken, ob sich nicht vielleicht Wege fänden, mittels derer „die Lebensdauer des Produkts verlängert“ werden könne;¹³¹ tatsächlich seien häufig „viele mögliche Strategien zur Verjüngung eines reifen Produkts“ denkbar.¹³² Auffällig an den Ausführungen Kotlers ist, dass sie im Gegensatz zu denjenigen Mefferts nur äußerst punktuell mittels in Anführungszeichen gesetzter Begriffe nahe legen, ihr Autor sei sich der ob des zum Einsatz gebrachten Beschreibungsmodus’ sich ergebenden Ironie bewusst; meist nutzt Kotler die auf tatsächliche Lebewesen, wenn nicht gar auf den Menschen selbst gemünzte Terminologie nüchtern und sachlich, ohne die Umstände ihrer

¹²⁴ vgl. Rogers (1962), S. 76-120.

¹²⁵ ebd.

¹²⁶ ebd., S. 556.

¹²⁷ ebd., S. 554.

¹²⁸ Kotler scheint unter „Innovationen“ in diesem Kontext weniger neuartige Ideen als vielmehr Produkte zu verstehen, die in unerschlossene Marktsegmente vordringen; vgl. ebd., S. 571.

¹²⁹ Meffert (2000), S. 338.

¹³⁰ Kotler (1999), S. 565.

¹³¹ ebd., S. 563.

¹³² ebd., S. 590.

Herkunft zu problematisieren oder auszuweisen. Den Darstellungen Mefferts und Kotlers gemeinsam ist jedoch, dass sie von dem Bild eines quasi-lebendigen Produkts ausgehen; wir wollen daher an dieser Stelle kurz andeuten, inwiefern dies – ausgehend von den Überlegungen Martha Nussbaums – als eine Vermenschlichung einer dinghaften Entität bezeichnet werden könnte.¹³³ Als dritten von sieben Aspekten einer verdinglichenden Praxis führt Nussbaum die Tendenz an, einen Menschen so zu behandeln, als komme diesem anstelle von „Aktivität“ lediglich „Trägheit“ und Handlungslosigkeit zu;¹³⁴ wenn nun eine produktbezogene Beschreibung die Behauptung einer dem fraglichen Ding zukommenden Lebendigkeit mit einschliesse oder ihm ein großes Ausmaß an Entwicklungspotenzial zuschriebe, ließe sich dies als ein Gegenprinzip zu dem seitens Nussbaums skizzierten der Verdinglichung und als eine Form der „Vermenschlichung“ ansehen.¹³⁵ Wir meinen, dass ebendies auf die unsererseits aufgegriffenen Passagen aus den Werken Mefferts und Kotlers bereits insofern zutrifft, als sie Produkten mittels begrifflicher Attribute eine scheinbare Lebendigkeit verleihen; weitere Konstellationen, die eine Umkehrung des dritten Nussbaum’schen Prinzips der Verdinglichung verkörpern, werden wir im Weiteren antreffen.

Die Behauptung einer dem Produkt zukommenden Lebendigkeit und ein aus dieser hervorgehendes Problematisieren der zeitlicher Beschränktheit des Objekts sind auch integrale Teile der Ausführungen Mirko Düssels. Dieser führt als Gründe für das in jedem Fall bevorstehende Ende der Existenz eines Produkts Faktoren an, die ihren Ursprung nicht etwa in der materiellen Beschaffenheit des Produkts selbst haben, sondern vielmehr aus seiner Einbindung in das durch den Menschen gestellte soziale Umfeld herrühren. So nennt Düssel „Verschiebungen in der Bevölkerungsstruktur“ und „Wandlungen der Wertauffassungen“ als einige der wesentlichen Einflüsse, die sich negativ auf die Lebenspanne eines Produkts auswirken, und gibt an, auch „technischer Fortschritt“ Sorge mitunter dafür, „daß Produkte eine begrenzte Lebensdauer haben und während ihres ‚Lebens‘ bestimmte Phasen durchlaufen.“ Er fügt hinzu, „Lebenszyklusmodelle sind geeignet, diesen Sachverhalt zu beschreiben.“¹³⁶ Hiermit gelangen wir zu einem besonders bemerkenswerten Sachverhalt. Denn das von Düssel berührte Konzept des produktbezogenen Lebenszyklusses, das nicht nur Teil der Überlegungen Düssels, sondern auch Mefferts und Kotlers ist, zeigt bei näherer Betrachtung eine recht umfangreiche Ähnlichkeit mit dem zur Beschreibung der menschlichen Individualent-

¹³³ Im weiteren Verlauf dieses Abschnitts werden wir wiederholt auf die Gedanken Nussbaums zurückkommen.

¹³⁴ vgl. Nussbaum (2002), S. 102.

¹³⁵ Unsere ausführliche Auseinandersetzung mit den Ausführungen Nussbaums ist Teil des vorhergehenden Unterkapitels dieser Arbeit.

¹³⁶ Düssel (2006), S. 338f.

wicklung entworfenen Lebenszyklusmodell Eriksons. So gleichen sie einander nicht allein hinsichtlich ihrer Bezeichnung, sondern auch in dem jeweiligen ihnen zugedachten Zweck, da sie stets die Charakteristika eines spezifischen, idealtypisch aufgeschlüsselten Entwicklungsprozesses erfassen und diese mittels einer schematischen Darstellung veranschaulichen sollen. Zudem lassen sich sowohl der produktbezogene als auch der menschliche Lebenszyklus in unterschiedliche Phasen unterteilen, welche die Gesamtheit der Lebensspanne untergliedern; im Falle der Erikson'schen Konzeption handelt es sich dabei um acht, im Falle derjenigen des Produktlebenszyklusses um zumeist vier Stadien, die je nach Autor eine Ergänzung erfahren können. Auf dieser Basis überrascht es nicht, wenn eine Beschreibung der Aussagekraft eines der beiden Lebenszyklusmodelle unter nur geringfügiger Modifikation auf seinen Gegenpart umgelegt werden könnte; dies trifft etwa dann zu, wenn Meffert die grundlegende Aussagekraft des produktbezogenen Zyklus darin zu sehen erklärt, „daß jedes Produkt [...] ganz bestimmte Phasen durchläuft, unabhängig davon, ob die absolute Lebensdauer eines Produkts Jahrzehnte, einige Jahre oder nur wenige Monate beträgt.“¹³⁷ Wie das Modell Eriksons¹³⁸ versteht sich dasjenige des Produktlebenszyklusses dezidiert als Beschreibung eines idealtypischen Entwicklungsverlaufs, weswegen die beabsichtigte Erfassung nicht eines durchschnittlichen, sondern eines singulären Produkts eine abweichende Darstellung erfordert; aus diesem Grund legt denn auch Kotler Wert darauf herauszustreichen, dass bei einem normal verlaufenden Lebenszyklus von einem „idealtypischen Produkt“ die Rede sein müsse,¹³⁹ während im konkreten Einzelfall „die Dauer der einzelnen Lebensabschnitte von Zeit zu Zeit überprüft werden [sollte].“¹⁴⁰ Eine weitere Übereinstimmung liegt darin, dass die Annahme Eriksons, jedem menschlichen Entwicklungsstadium komme eine zentrale Thematik zu, welche sich gegen Ende des jeweiligen Abschnitts zu einer Krise zuspitze, im Rahmen des produktbezogenen Lebenszyklusmodells eine wenigstens lose Entsprechung findet; so wird bei Letzterem zwar nicht ausdrücklich von einer sich auftuenden „Krise“ gesprochen, sehr wohl aber werden signifikante Zäsuren im Entwicklungsverlauf festgemacht, die eine Verdichtung oder Zuspitzung der sich rund um das Produkt abspielenden Ereignisse nahe legen. Wie bei der Konzeption Eriksons treten selbige stets dann auf, wenn eine der Entwicklungsstadien ihrem Ende zugeht und eine neue beginnt; Kotler fasst diesen Sachverhalt damit zusammen, dass er angibt, „in der Regel ist der Übergang in eine neue Phase durch eine ausgeprägte Zu- oder Ab-

¹³⁷ Meffert (2000), S. 340.

¹³⁸ vgl. hierzu unsere ausführliche Darstellung des Erikson'schen Modells der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung im zweiten Kapitel dieser Arbeit.

¹³⁹ Kotler (1999), S. 565.

¹⁴⁰ ebd., S. 566.

nahme des Absatzvolumens gekennzeichnet.“¹⁴¹ Wir wollen hierzu zwei Überlegungen anbringen, obgleich diese einen partiellen Vorgriff auf Späteres verkörpern; zum ersten deutet die angeführte Feststellung Kotlers an, dass sich die Einschnitte in der Entwicklungsgeschichte eines Produkts in Auseinandersetzung mit den durch das jeweilige Umfeld gestellten Rahmenbedingungen herausbilden, wobei unter selbigem der Absatzmarkt im engeren Sinn und gesellschaftlich relevante Veränderungen hinsichtlich der Wünsche und Bedürfnisse der Menschen im weiteren Sinn zu verstehen sind. Dies stellt eine partielle Entsprechung zu Eriksons Annahme dar, der Einzelne stehe stets im Wechselbezug zu dem ihn umgebenden sozialen Umfeld, da gemäß der Darstellung Eriksons das unablässige Wechselspiel des Individuums mit seinen Bezugspersonen wie auch den Institutionen die Entstehung individueller Entwicklungskrisen nicht nur erst möglich und notwendig macht, sondern gleichermaßen auch ihre abschließende Lösung erlaubt. Insofern als das „Umfeld“, in welches auf der anderen Seite das Produkt eingebettet ist, sich aus den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen speist, gilt auch im Falle des einen Einschnitt in seiner Entwicklung nehmenden unbelebten Objekts, dass sich diese biographische Zäsur aus dem Verhältnis des Produkts zu seiner Umgebung ergibt und sich auf ebendieser Ebene zeigt, wie es die obige Angabe Mefferts skizziert. Den zweiten Punkt, den wir herausstellen möchten, werden wir erst zu einem späteren Zeitpunkt konkreter veranschaulichen können, wenn wir auf einige, als primäre Beispiele fungierende Produktbiographien eingehen werden; um die Kohärenz dieser Arbeit zu erhöhen, wollen wir den fraglichen Gedanken aber dennoch bereits an dieser Stelle kurz umreißen. Wie schon zuvor beziehen wir uns auch hierzu auf die Ausführungen Nussbaums, die als siebten Aspekt der Verdinglichung eines Menschen eine Umgangsform anführen, welche die Subjektivität des Betreffenden in Abrede stellt.¹⁴² Von dieser Überlegung ausgehend haben wir es als Teil einer möglichen, einen unbelebten Gegenstand vermenschlichenden Praxis beschrieben, dem jeweiligen Objekt mittels biographischer Erzählungen aus verschiedenen Krisensituationen herrührende, existenzielle „Lebenserfahrungen“ zuzuschreiben, die infolge die Bildung einer einzigartigen, nur diesem Objekt allein zugehörigen Identität bewirken. Die Zuweisung eines gewissen Ausmaßes an Subjektivität, welches erforderlich ist, um Krisensituationen als solche registrieren zu können, im Zentrum der sich zuspitzenden Ereignisse zu stehen und auf dieser Grundlage zum Inhaber einer das eigene Wesen bestimmenden Biographie zu werden, haben wir als eine Vorgehensweise und eine Methode der Charakterisierung gekennzeichnet,

¹⁴¹ ebd., S. 565f.

¹⁴² vgl. Nussbaum (2002), S. 102.

die einem Produkt dem Menschen ähnliche Züge verleiht.¹⁴³ In Ansätzen findet sich ein derartiger Zuschreibungsprozess bereits in der Basisfunktion des Produktlebenszyklus selbst, da diese darin liegt, einen auf der Zeitachse aufgeschlüsselten und damit der Form nach biographischen Entwicklungsverlauf abzubilden; auf dieser Basis wird eine produktspezifische Entstehungsgeschichte formulierbar, die dazu verwendet werden kann, die Eckdaten der „Identität“ des biographisch erfassten Objekts auszuweisen. Zusätzlich macht der Produktlebenszyklus an jeder der in ihn eingeschlossenen Entwicklungsphasen nicht nur unterschiedliche Zielsetzungen, sondern auch „Schlüselfaktoren“ und „Hauptprobleme“ fest,¹⁴⁴ mittels derer er auf Konstellationen verweist, die den Krisenszenarien des Erikson'schen Lebenszyklusses in ihrer Kernfunktion der Selektion und des Strukturierens relevanter Inhalte durchaus ähnlich sind. Die Angabe Kotlers, am Ende eines jeden Stadiums träten am Verhältnis des Produkts zu dessen Umfeld signifikante Veränderungen auf, akzentuiert die Episodenhaftigkeit der einzelnen Entwicklungsphasen des idealtypischen Produkts und die Funktion der thematischen Akzentsetzung dieser Stadien weiters. Denn die mit den entwicklungsgeschichtlichen Zäsuren jeweils verbundene Zuspitzung der Ereignisse gestattet es, biographische Erzählungen zu formulieren, die sich das Prinzip der Verdichtung des Geschehens nicht zuletzt anhand des Begriffs der Krise zu Eigen machen; diese Narrationen haben zum Zentrum und Brennpunkt ihrer Handlung ein Produkt, das als eines in Erscheinung tritt, dessen Aufgabe es wird, einen krisenhafte Konstellation zu durchleben und zwecks eigener Weiterentwicklung zu meistern. Beispiele für solche, produktbezogene Identität generierende Entstehungsgeschichten, die den Verlauf einer spezifischen Entwicklungskrise schildern und sich als Teil einer umfassenden Gesamtbiographie verstehen, werden wir im nächsten Kapitel dieser Arbeit behandeln.

Wir wollen nun im Weiteren die Merkmale der einzelnen Stadien des Produktlebenszyklus näher betrachten; hierzu halten wir es für sinnvoll, an dieser Stelle einen kurzen Überblick zu bieten, wozu wir uns einer Angabe Düssels bedienen. Dieser skizziert die ersten zwei Entwicklungsphasen dahingehend, das Lebenszykluskonzept gehe davon aus, „dass ein Produkt irgendwann das ‚Licht der Welt‘ erblickt (Einführung) und zunächst aufgebaut wird (Wachstum).“¹⁴⁵ Da die hier verwendete Bezeichnung der „Einführungsphase“ an sich keinerlei Anleihen an am Menschen ausgerichteter Terminologie nimmt, ist es interessant festzustellen, dass unter anderem Kotler vom ersten Stadium als demjenigen der „Entstehung“ des Pro-

¹⁴³ vgl. das vorhergehende Unterkapitel zur Verdinglichung des Menschen.

¹⁴⁴ vgl. Meffert (2000), S. 344 [unterste zwei Zeilen der schematischen Darstellung].

¹⁴⁵ Düssel (2006), S. 138.

dukts spricht,¹⁴⁶ womit er sich in wenigstens begrifflicher Hinsicht schon eher in einem assoziativen Bereich aufhält, aus dem für den Menschen relevante Beschreibungsformen herrühren; so böte sich die Bezeichnung der „Entstehungsgeschichte“ durchaus an, fände eine individuelle menschliche Ontogenese Behandlung. Der seitens Düssels dem zweiten Stadium zugedachte Name der „Wachstumsphase“ trägt hingegen sehr eindeutige animistische Züge; die gewählte Bezeichnung steht hier zudem im Einklang mit der Nomenklatur, die in den Ausführungen Mefferts und Kotlers anzutreffen ist.¹⁴⁷ Ebenfalls ohne allfällige Abweichungen zwischen den Ausführungen dieser dreier Theoretiker sieht der Produktlebenszyklus als dritte Phase diejenige der „Reife“ vor, welche in der Darstellung Düssels mit dem Zeitpunkt anbricht, zum dem das Produkt „Ertrag erwirtschaftet und sich entfaltet.“¹⁴⁸ Während nun am ersten Teil dieser Definition auffällt, dass er aktiv formuliert wurde und daher den Eindruck erweckt, als sei es das Produkt selbst, das für seine Profitabilität Sorge, ist am zweiten Teil besonders bemerkenswert, dass er eine Parallele zu einem der Aspekte des Erikson'schen Lebenszykluskonzepts verkörpert; die Vorstellung einer als Selbstentfaltung verstandenen Persönlichkeitsentwicklung, die nach einem im Menschen selbst verankerten „Wachstumsplan“¹⁴⁹ oder „Lebensplan“¹⁵⁰ abläuft, verkörpert eine integrale Komponente der konzeptionellen Grundlagen des Identitätsbegriffs Eriksons. Das vierte und abschließende Stadium des produktbezogenen Entwicklungsverlaufs ist das der allmählichen „Degeneration“,¹⁵¹ welches sichtlich ebenfalls eine Bezeichnung aufweist, der ein latent animistischer Charakter zu eigen ist; allerdings muss hierbei erwähnt werden, dass Düssel und mitunter auch Kotler an dieser Stelle zusätzlich einen alternativen Begriff einsetzen.¹⁵² Wir beenden nun unseren groben Überblick über die vier Stadien des produktbezogenen Lebenszyklusses, der sich durch einen bewusst vorgenommenen, sehr selektiven Umgang mit dem Fundus potentiell behandelbarer Inhalte auszeichnet. Wenn wir im Folgenden einige Details der einzelnen Stadien herausgreifen, so soll auch dann weniger eine Darstellung der in den Augen der jeweiligen Autoren relevanten Eckpunkte im Zentrum unserer Betrachtung stehen, als wir vielmehr weiterhin der Frage nachgehen wollen, inwieweit sich die Parameter des produktbezogenen Lebenszyklus-

¹⁴⁶ vgl. Kotler (1999), S. 564.

¹⁴⁷ vgl. ebd.; sowie Meffert (2000), S. 344.

¹⁴⁸ Düssel (2006), S. 138.

¹⁴⁹ vgl. Erikson (1973), S. 122.

¹⁵⁰ vgl. ebd., S. 141.

¹⁵¹ vgl. Meffert (2000), S. 344 sowie Kotler (2007a), S. 707f.

¹⁵² Düssel und teils auch Kotler sprechen hier von einer „Rückgangphase“; vgl. Düssel (2006), S. 138. und Kotler (1999), S. 564.

ses mit Beschreibungsmodalitäten decken, die der Erfassung des Menschen dienen; wir werden uns daher darauf beschränken, derartige Übereinstimmungen herauszustreichen.

Die Aufgabe des ersten, die „Entstehung“ des Produkts erfassenden Entwicklungsstadiums besteht gemäß der Darstellung Kotlers im Wesentlichen darin, die Herausbildung der notwendigen Grundlagen zu ermöglichen, welche der späteren „Erreichung der Wachstumsziele“ des Produkts den Weg bereiten sollen;¹⁵³ dass sich das in dieser Angabe enthaltene Postulat des Wachstums mit Überlegungen Eriksons deckt, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass Erikson das auf den Menschen gemünzte Lebenszyklusmodell als eine Schematisierung des Wachstums und der Krisen einer gesunden Persönlichkeit versteht.¹⁵⁴ Kotler weist ferner darauf hin, in ihrer anfänglichen Entstehungsphase stehende Produkte bräuchten sich nicht in jedem Fall sich als sonderlich zielgerichtet zu erweisen; zahlreiche „bekannte Produkte [...] ‚dümpelten‘ viele Jahre vor sich hin, ehe sie in ein Stadium des rapiden Wachstums eintraten.“¹⁵⁵ Nicht nur evoziert Kotler mit dieser Formulierung regelrecht das nur allzu menschliche Bild beispielsweise eines „Bummelstudenten“, der den Eintritt in das Berufsleben mutwillig und ohne gute Gründe hinauszögert; das Konzept des allerdings neutral besetzten, den Aufschub des Ergreifens eines Beruf bedeutenden „Moratoriums“ ist zugleich auch Bestandteil der Ausführungen Eriksons,¹⁵⁶ wo es eine für das menschliche Individuum durchaus bedeutsame Ausweichmöglichkeit im Rahmen der Adoleszenz darstellt. Einen weiteren seitens Eriksons ausgearbeiteten Topos berührt Kotler, wenn er konstatiert, ein jeder Hersteller habe sich darüber im Klaren zu sein, dass der Umgang mit seinem Produkt im Zeitraum der Entstehungsphase insgesamt „der erste, sorgfältig erwogene Schritt eines umfassenden Plans“ sein sollte.¹⁵⁷ Wieder ist es hier Eriksons Postulat des Vorhandenseins eines für den Menschen gültigen „Wachstumsplans“, der eine Parallele zu den Ausführungen Kotlers konstellierte; allerdings halten wir es für angebracht einzuräumen, dass sich Kotlers Darstellung in diesem Kontext lediglich mittels einer stark eingeschränkten, auf einer abstrakt-konzeptionellen Ebene auftretenden Übereinstimmung einer Terminologie annähert, die gemeinhin der Beschreibung des Menschen dient. Ungleich deutlicher in der Nähe einer unbelebte Objekte vermenschlichenden Darstellungsweise befindet sich dafür die Angabe Mef-ferts, im Rahmen des ersten Stadiums würden eventuell vorhandene „konstruktive Schwächen

¹⁵³ vgl. Kotler (1999), S. 574.

¹⁵⁴ vgl. Erikson (1953); diese Schrift verdeutlicht ihre Zielsetzung bereits anhand ihres Titels, der auf „Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“ lautet.

¹⁵⁵ Kotler (1999), S. 574.

¹⁵⁶ vgl. Conzen (1996), S. 146; Conzens beschreibt Eriksons Konzept des Moratoriums als „sinnvoll vergeudete Zeit“.

¹⁵⁷ Kotler (1999), S. 575.

des Produkts, sogenannte ‚Kinderkrankheiten‘¹⁵⁸ sichtbar; die Verwendung des Begriffs des „Kinderkrankheit“ erzeugt hier nicht nur die Impression, bei einem Produkt handle es sich um einen lebendigen und nunmehr frühzeitig angegriffenen Organismus, sondern verweist zusätzlich dezidiert auf menschliches Terrain, da Lebewesen abseits des Menschen ausschließlich dann als „Kinder“ bezeichnet werden, wenn ihnen ihrerseits ebenfalls ein vermenschlichender Umgang zuteil wird.

Nach dem erfolgreichen Abschluss der Entstehungsphase tritt das Produkt entsprechend der Konzeption des Produktlebenszyklusses in das Stadium des Wachstums ein, innerhalb dessen sich der Radius seines durch den Menschen gestellten Umfelds vergrößert; neben dem Hersteller sind es vor allem die zahlreicher werdenden Käufer, durch welche das im Wachstumsprozess stehende Produkt eine umfangreichere Einbettung in soziale Zusammenhänge erfährt. Abgesehen von der grundsätzlichen Bezeichnung des zweiten Stadiums finden sich in den diesbezüglichen Ausführungen der maßgeblichen Autoren zwar nur sporadisch Formulierungen, die sich einer Darstellungsweise zuweisen lassen, welche von einer umfassenderen Tendenz der Vermenschlichung zeugt; allerdings schließt der Begriff des produktbezogenen Wachstums einige Implikationen mit ein, die ihrerseits sehr wohl im Einklang mit Inhalten stehen, die bei der Betrachtung des Heranwachsens des Menschen relevant werden und daher nicht zuletzt auch seitens Eriksons Behandlung finden. Denn das Verständnis des Wachstums als eines Eindringens in eine immer umfassender werdende soziale Realität findet sich nicht nur implizit in den Theorien Kotlers und Mefferts, sondern ist auch Teil dessen, was Erikson unter anderem im Rahmen der vierten Stufe des menschlichen Lebenszyklusses abhandelt, in welcher der „Eintritt in die Welt der Erwachsenen“¹⁵⁹ für den Heranwachsenden zur Herausforderung wird. Um dies anhand einer konkreten Gegenüberstellung zu verdeutlichen, wenden wir uns zunächst den Ausführungen Kotlers zu; dieser umreißt das Bild einer Vertiefung der Eingliederung eines Produkts in gesellschaftliche Zusammenhänge damit, dass er den uns schon geläufigen Begriff des „Frühadoptierers“¹⁶⁰ heranzieht und angibt, im Rahmen der zweiten Entwicklungsphase hätten „die Frühadopter [...] bereits Gefallen am Produkt gefunden, und die Mehrheit der Verbraucher beginnt zu kaufen.“¹⁶¹ Nun haben wir uns im Obigen bereits mit der Fragestellung befasst, inwieweit Kotlers Verwendung des Adoptionsprozesses ein Umlegen menschlicher Lebensbedingungen auf die Determinanten eines massenhaft hergestellten Objekt verkörpert, im Zuge dessen Letzteres befähigt wird, scheinbar

¹⁵⁸ Meffert (2000), S. 340.

¹⁵⁹ Erikson (1953), S. 45.

¹⁶⁰ vgl. Kotler (1999), S. 571.

¹⁶¹ ebd., S. 580; [„Frühadopter“: sic, sonst: „Frühadoptierer“].

ähnlich gelagerte „existenzielle“ Eckpfeiler aufweisen; wir halten daher an dieser Stelle lediglich fest, dass der Rückgriff Kotlers auf das Konzept der Adoption, das ursprünglich ein rechtlich abgesichertes, zwischenmenschliches Verhältnis erfassen sollte, der Darstellung des Wachstumsgedankens, nach welchem das Produkt im Verlauf seiner zweiten Entwicklungsphase immer tiefer in die soziale Welt des Menschen eindringt und dort den Radius seines Bezugsfelds vergrößert, weiter zuarbeitet. Allerdings stellen Kotler und Meffert dem sich in der sozialen Realität des Menschen etablierenden Produkt eine durchaus nicht unproblematische Konstellation in Aussicht, da sie darlegen, es könne sich unter Umständen herausstellen, dass auch andere, auf die menschlichen Bedürfnisse womöglich besser eingehende Konkurrenzprodukte versuchten, die soeben erschlossenen Marktsegmente strittig zu machen, das noch im Wachstum stehende Erstprodukt abzulösen, und ihrerseits eine entsprechende gesellschaftliche Einbettung zu erzielen. So konstatiert etwa Meffert, besonders bei „kurzlebigen Gütern“ werde dieses Problem schon im zeitlichen Rahmen der Wachstumsphase relevant;¹⁶² auch Kotler sieht „zunehmend Konkurrenz“¹⁶³ als möglichen Konfliktherd des zweiten Stadiums. Dass das nunmehr umrissene Konzept des als Erweiterung des sozialen Radius’ verstandenen Wachstums in durchaus ähnlicher Gestalt auch Bestandteil der Annahmen Eriksons ist, zeigt sich etwa dann, wenn selbiger angibt, der Prozess der Identitätsbildung sei als einer der zunehmenden Differenzierung zu verstehen, „und er wird immer umfassender, während das Individuum sich fortschreitend eines sich erweiternden Kreises anderer bewußt wird, die für es Bedeutung haben, von der mütterlichen Person bis zur ‚Menschheit‘“.¹⁶⁴ Schon früh sieht sich der Heranwachsende gemäß der Darstellung Eriksons mit für seine spätere Persönlichkeit konstitutiven Anforderungen konfrontiert; so verkörpert bereits der im zweiten der insgesamt acht Entwicklungsstadien ansässige Konflikt zwischen dem Prinzip des „Haltens“ und des „Loslassens“ eine Herausforderung, welche die fragliche Phase zu einem „Erprobungsstadium“¹⁶⁵ macht. Der Aufgabenstellung, „sich Anerkennung zu verschaffen, indem es etwas leistet“¹⁶⁶ begegnet das Kind jedoch erst innerhalb des vierten seitens Eriksons umrissenen Stadiums, welches die Polarität „Leistung gegen Minderwertigkeitsgefühl“¹⁶⁷ zum Thema hat; in dieser Entwicklungsphase stößt der Einzelne erstmals auf Konkurrenzsituationen, die sich anhand des Phänomens objektiv gemessener Leistungsfähigkeit auftun und jenseits jeglicher schon früher denkbarer Geschwisterrivalität liegen. Wie in der seitens Meffert und Kotlers

¹⁶² Meffert (2000), S. 340.

¹⁶³ Kotler (2007a), S. 702.

¹⁶⁴ Erikson (1980), S. 19.

¹⁶⁵ Erikson (1984), S. 245.

¹⁶⁶ ebd., S. 253.

¹⁶⁷ ebd., S. 249.

skizzierten, auf Produkte gemünzten Konstellation ist es somit auch innerhalb des vierten Erikson'schen „sozial höchst entscheidenden Stadiums“¹⁶⁸ der zunehmend umfangreicher werdende gesellschaftliche Radius, der eine Konstellation erzeugt, innerhalb derer – um es mit den Worten Mefferts zu formulieren – von einer „steigende[n] Konkurrenzintensität“¹⁶⁹ auszugehen ist; als mögliche Lösung dieser durchaus konfliktvollen Auseinandersetzung sieht Erikson ein neu erlerntes „Gefühl für Arbeitsteilung und unterschiedliche Möglichkeiten“ vor,¹⁷⁰ während im Falle mehrerer konkurrenzierender Produkte eine entsprechende Teilung des Markts denkbar wäre. Um unsere Gegenüberstellung menschlicher und produktbezogener Wachstumskonzeptionen vorerst abschließen, halten wir fest, dass uns ein derartiger Vergleich nicht zuletzt insofern als indiziert erscheint, als das seitens Erikson beschriebene, seinen Mitmenschen gegenüber Leistungen erbringende Individuum in den Theorien Kotlers und Mefferts auf ein Produkts trifft, das im Zentrum immer zahlreicher werdender „Adoptionsprozesse“ steht und dessen Aufgabe es ist, die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen besser als etwaige Konkurrenzprodukte zu erfüllen; die essentielle Bezugnahme auf die Kriterien und Anforderungen des durch die menschliche Gesellschaft gestellten Umfelds, die Zielsetzung der Eingliederung in selbiges, wie auch die dort sich ergebende Konkurrenz sind Aspekte sowohl des Erikson'schen Lebenszyklusses als auch des produktbezogenen. Selbst wenn sich die Implikationen in vielerlei Hinsicht unterscheiden mögen, weisen doch beide Lebenszyklen das übereinstimmende Bild eines Wachstums auf, das stets auf dem Gedanken zunehmender sozialer Expansion basiert. Wir gelangen nun zum Ende unserer Darstellung der dritten Phase des Produktlebenszyklusses, dessen Themenfeld allerdings noch durch ein Detail bereichert wird, anhand dessen der Begriff des Wachstums eine weitere Ausgestaltung erfährt; denn während das Problem der Konkurrenz nur bei „kurzlebigen“ Produkten bereits im Rahmen der Wachstumsphase relevant wird, gelten bei Produkten mit längerer Lebensdauer andere Gesetze. Kotler hält es unter diesen Bedingungen sogar für sinnvoll, die zweite Entwicklungsphase in zwei Einzelbereiche zu untergliedern und eine „Phase des beschleunigten Wachstums“¹⁷¹ anzunehmen, der ein „verlangsamtes Wachstum“¹⁷² nachfolgt; mittels dieser Bestimmung bekräftigt er seine Verwendung des animistische Züge aufweisenden Wachstumsbegriffs weiter und baut selbigen aus.

¹⁶⁸ ebd., S. 255.

¹⁶⁹ Meffert (2000), S. 344.

¹⁷⁰ Erikson (1980), S. 255.

¹⁷¹ ebd., S. 581.

¹⁷² vgl. Kotler (1999), S. 564.

Doch gleichgültig, wie hoch der Komplexitätsgrad der zweiten Phase des Produktlebenszyklusses im konkreten Einzelfall auch ausfallen mag, tritt doch ein jedes Produkt früher oder später in das dritte Stadium ein, welches seitens aller Theoretiker als dasjenige der „Reife“ geführt wird; wie schon beim Begriff der „Wachstumsphase“ weist auch hier bereits die Bezeichnung selbst die Eignung auf, ohne Weiteres auch einem Lebewesen und seinem Entwicklungsverlauf gerecht zu werden. Das dritte gilt gemeinhin als das am längsten andauernde aller Entwicklungsstadien des Produktlebenszyklusses; die Annahme eines großen zeitlichen Umfangs zeigt sich etwa innerhalb der Ausführungen Kotlers. So hält dieser fest, „die Reifephase dauert normalerweise länger als die vorangegangenen Zyklusphasen,“ um dem hinzuzufügen, die Schlussfolgerung, dass sich „die meisten Produkte [...] in der Reifephase des Lebenszyklusses“ befänden, sei durchaus korrekt.¹⁷³ Die Problematik der Konkurrenz tritt nun im Umkreis all derjenigen Produkte auf, die während ihrer Wachstumsphase gegen Nachahmerprodukte gefeit zu sein schienen; Meffert gibt hierzu an, „der Wettbewerb [wird] in dieser Lebenszyklusphase sehr stark. Es erscheinen auch Nachzügler auf dem Markt.“¹⁷⁴ Die Ausführungen Mefferts klären an dieser Stelle allerdings nicht eindeutig, ob der Begriff des „Nachzüglers“ nun ein Produkt oder aber eine Herstellerfirma erfassen soll; in jedem Fall zieht Meffert zur Erfassung einer unbelebten oder abstrakten Entität eine Bezeichnung heran, die ansonsten einem vergleichsweise spät kommenden oder spät geborenen Menschen zukommt. Eine weitere Beschreibungsmodalität, welche dem Bereich des Menschen entstammt und eingesetzt wird, um die Sphäre der Produkte zu beleuchten, treffen wir in einer Feststellung Kotlers an; dieser führt aus, eine angemessene Präsentation verschaffe „dem Produkt eine unverwechselbare Identität,“ zumal die „ästhetische Anziehungskraft“ desselben als Faktor nicht zu unterschätzen sei.¹⁷⁵ Zunächst ist hierzu festzuhalten, dass sich Kotlers Postulat einer produktbezogenen Identität nicht nur dem Begriff nach mit dem bei Erikson so zentralen Topos der personalen menschlichen Identität deckt; denn der Konnotation, mittels der einmal erlangten Identität werde das Produkt unverwechselbar, lässt sich zusätzlich die Überlegung Eriksons gegenüberstellen, die individuelle Identität zeichne sich wesentlich durch eine ihr innewohnende Einzigartigkeit aus.¹⁷⁶ Ebenfalls interessant ist der Umstand, dass Kotler den Topos der Identität im Zuge der Darstellung derjenigen Phase des Produktlebenszyklusses berührt, die der Phase des Markteintritts nachfolgt und daher auf eine vorerst abgeschlossene Positionierung des Produkts zurückblicken kann; schließlich geht auch Erikson innerhalb sei-

¹⁷³ ebd., S. 581.

¹⁷⁴ Meffert (2000), S. 341.

¹⁷⁵ Kotler (1999), S. 585.

¹⁷⁶ vgl. Erikson (1966), S. 83.

ner auf den Menschen bezogenen Theorie davon aus, dass der sich auf idealtypische Weise entwickelnde Einzelne dann zu einer gefestigten Identität gelangt, wenn eine passende Funktion in der Gesellschaft gefunden und eine diesbezügliche Selbstverortung erfolgt sind. Der Begriff der Identität wird folglich im Rahmen beider Ansätze von dem Augenblick an zum Einsatz gebracht, in dem die anfangs schwierige Eingliederung des Einzelnen – beziehungsweise des Produkts – in das jeweilige Umfeld als weitgehend abgeschlossen angesehen wird. Der Gedanke, bei der Identität eines Produkts handle es sich um etwas Einzigartiges, erscheint uns darüber hinaus von besonderer Tragweite zu sein, da er sich einem Prinzip zuweisen lässt, das wir ausgehend von den Ausführungen Nussbaums als Entsprechung zu einem der dort angeführten Aspekte der Verdinglichung eines Menschen umrissen haben; konkret sieht Nussbaum als vierten Punkt eine Behandlungsweise vor, die dem Betroffenen signalisieren soll, er sei austauschbar und komme dergestalt einem unbelebten Objekt gleich. Kehrete man nun diesen Aspekt der Verdinglichung in einen der „Vermenschlichung“ um, so ließe sich eine Darstellungsweise, innerhalb derer Dinge als durch Einzigartigkeit ausgezeichnet in Erscheinung treten, als ein mögliches Beispiel des vermenschlichenden Gegenprinzips führen. Kotlers Angabe, dem Produkt komme ob seiner ästhetischen Anziehungskraft eine spezifische Identität zu, die es zu etwas Unverwechselbarem und damit Singulärem mache, weist insofern Züge auf, die als von einer Tendenz der Vermenschlichung geprägt beschrieben werden können; tatsächlich korrespondiert die Überlegung Kotlers mit einer der als Ausnahmen geführten Nussbaum'schen Exempel, da Nussbaum angibt, Gemälde seien „bestimmt nicht austauschbar“ und insofern von vornherein keiner verdinglichenden Praxis ausgesetzt.¹⁷⁷ Neben der Behauptung einer potentiell erzielbaren Unverkennbarkeit enthält die besagte Formulierung Kotlers noch ein weiteres Element, das einen wenn nicht vermenschlichenden, so zumindest durchwegs animistischen Charakter aufweist. Denn der Gedanke, im Produkt selbst liege eine auf seinen ästhetischen Merkmalen beruhende „Anziehungskraft“, suggeriert das Vorhandensein eines gewissen Ausmaßes an Eigenaktivität beziehungsweise das Vorliegen eines charismatischen Auftretens; auch auf diesem Weg schreibt Kotler dem unbelebten Gegenstand Fähigkeiten zu, die über dessen faktischen Dingcharakter deutlich hinausgehen und ansonsten nur bei einem besonders bemerkenswerten Menschen anzutreffen wären. Wir wollen uns nun anderen, ebenfalls zur Skizzierung des Produktlebenszyklus herangezogenen Beschreibungen zuwenden, die nach ähnlichem Muster menschliche Verhältnisse auf Produkte übertragen; eine solche findet sich an der Aufteilung der dritten Entwicklungsphase des Zyklusses in mehrere Abschnitte, welche unter anderem Kotler vornimmt. Erneut ist es hier

¹⁷⁷ Nussbaum (2002), S. 105.

der Begriff des Wachstums, der in unterschiedlichen Permutationsformen die für das zweite Stadium konstitutive Grundidee eines dem Produkt eigenen Vorwärtstrebens in Richtung auf einen vorläufigen Zielzustand wieder aufnimmt und weiter ausbaut; so gibt Kotler an, die Reifephase lasse sich in drei Teilbereiche untergliedern, deren erster sich noch durch ein gewisses „Restwachstum“ auszeichne, während der zweite stabile Verhältnisse schaffe und der dritte bereits das Überschrittenhabens des Zenits des Produkts anzeige.¹⁷⁸ Eine weitere, angesichts der im Bisherigen festgemachten animistischen Formulierungen Mefferts und Kotlers etwas kurios wirkende Stelle ist diejenige, in der Kotler konstatiert, es seien unvorhergesehene Wendungen denkbar, wenn das Lebensende eines Produkts in Griffnähe rücke; denn gleich mehrfach hätten bestimmte Produkte, „die auf den ersten Blick dem Ende ihres Lebensweges nahe schienen [...], wiederbelebt werden“ können.¹⁷⁹ Nun zählt eine etwaige „Wiederbelebung“ gemeinhin nicht zu den für den Menschen im Regelfall realisierbaren Erfahrungsinhalten, sieht man von den freilich vorhandenen Ausnahmen wie etwa die seitens religiöser Diktionen postulierten ab und klammert man verletzungsbedingte Extremfälle wie etwa das Erwachen aus dem Komazustand aus; nichtsdestotrotz stellt die Thematik der produktbezogenen Wiederbelebung eine Angleichung des Objekthaften an die Sphäre des Lebendigen dar, zumal der Gehalt des Topos der Auferstehung – gewissermaßen aus dem Reich der verstorbenen Produkte – seine Quelle gerade in der losen Bezugnahme auf die Lebensbedingungen des Menschen hat. Während Kotler das Problem der Endlichkeit des Produktlebens im Rahmen der vierten und letzten Lebensphase noch eingehender behandelt, warnt er bereits im Verlauf seiner Ausführungen zum dritten Stadium davor, „alternde oder schon etwas ‚schlappe‘ Produkte zu vernachlässigen oder nur halbherzig zu verteidigen.“¹⁸⁰ Hieran wollen wir gleich zweierlei herausstellen; zum einen bezieht sich sowohl das Bild des ins hohe Alter gelangten als auch dasjenige des kraftlosen Objekts auf Vorstellungen, die ursprünglich der Welt des Menschen entstammen; ansonsten dürfte wohl höchstens dem vermenschlichten Haustier ein Ausmaß an Aufmerksamkeit zuteil werden, welches derartige Darstellungen als adäquat erscheinen ließe. Zum zweiten deutet Kotler eine Art der Pflegebedürftigkeit „alter“ Produkte an, die sich viel eher an einer durchaus problematischen Vernachlässigung alter Menschen orientiert, als sie mittels der verwendeten Begriffe und Ausdrücke auf eine nüchtern und sachgemäß durchgeführte Instandhaltung lebloser Materie Bezug nähme; auch die Forderung, man habe sich für schwach gewordene Produkte einzusetzen, erzeugt eher den Eindruck, dass

¹⁷⁸ Kotler (1999), S. 581f.

¹⁷⁹ ebd., S. 583.

¹⁸⁰ ebd., S. 583.

es sich bei Produkten um Lebewesen handle, denen ein moralisch korrekter Umgang angedeihen solle, als denjenigen, dass schlicht Wartungsarbeiten erforderlich seien. Kotlers tatsächliche Begründung für die als notwendig umrissenen Umgangsformen mit gealterten Produkten ist aber freilich keine ethische; dennoch aber vermittelt sie die Impression, Produkte seien mit Bewusstsein ausgestattete Wesen, welche um die Umstände ihrer Lage wüssten, wobei sie diese zudem keineswegs emotionslos zur Kenntnis nähmen. Denn Kotler hält fest, mitunter mache sich eine „Suche nach neuen Chancen für Produkte in der Reifephase“ durchaus bezahlt,¹⁸¹ und zeichnet damit eine auf ein unbelebtes Objekt bezogene Konstellation, die einem fünfzigjährigen, arbeitslos gewordenen Menschen ohne weiteres gerecht würde. So mutete es schließlich keineswegs deplatziert an, wäre beispielsweise in einer Tageszeitung von einer seitens der Politik zu orchestrierenden „Suche nach neuen Chancen für Menschen im besten Alter“ die Rede. Die Existenz eines Buches wie desjenigen der Autoren Carolin und Heiko Lüdemann mag dies weiter verdeutlichen; selbiges hört auf den Titel „Berufserfahrung als Chance – Erfolgreich bewerben im besten Alter“¹⁸² und greift – in ähnlicher Weise wie die Ausführungen Kotlers – auf den Begriff der Chance zurück, der hier wie dort eine biographisch abgeleitete, sich auf der prinzipiellen Fähigkeit zur Selbstreflexion gründende positive Veränderung der Lebensbedingungen meint.

Wir gelangen nun zur finalen Phase des Produktlebenszyklus, welche die allmähliche „Degeneration“ des unbelebten Objekts zu erfassen versucht; Meffert verdeutlicht den Umstand, dass während dieses Stadiums das Ende der produktbezogenen Existenz im Raum steht, mit der Angabe, „die Degenerationsphase schließt den Lebenszyklus eines Produkts.“¹⁸³ Wie bereits der Großteil der vorangereichten Stadien weist auch „diese Phase des Absterbens eines Produktes“¹⁸⁴ eine Bezeichnung auf, die als animistischer eingestuft werden kann, zumal sie einen schrittweise vor sich gehenden Abbauprozess eines einst vollumfänglich mit Leben erfüllten Wesens indiziert; das nunmehrige Kernthema des bevorstehenden Ablebens deckt sich zudem mit demjenigen des achten und letzten Stadiums des Erikson'schen Lebenszyklusses, demzufolge es zur Aufgabe des Individuums wird zu akzeptieren, dass „der Tod“ die natürliche „endliche Grenze“ der Existenz verkörpere,¹⁸⁵ und konstituiert dementsprechend auch in dieser Hinsicht eine Parallele zu einem dem Menschen eigenen Problemkreis. Die Konkurrenz, die schon zuvor als teils massives Problem des reifen Produkts auftrat,

¹⁸¹ ebd., S. 586.

¹⁸² vgl. Lüdemann (2007); der Titel dieser Schrift nimmt den Inhalt weitgehend vorweg.

¹⁸³ Meffert (2000), S. 341.

¹⁸⁴ ebd.

¹⁸⁵ vgl. Erikson (1980), S. 143.

nimmt gemäß der Darstellung Mefferts nunmehr überhand, wobei die durch das soziale menschliche Umfeld geschaffenen Bedürfnisse nach wie vor für den Entwicklungsstatus des Produkts maßgeblich sind; befindet sich ein Produkt folglich in seiner Degenerationsphase, ist dafür „ursächlich [...], daß das Bedürfnis, auf dessen Befriedigung das Produkt abgestellt war, nun besser, billiger und/oder bequemer von neuen, andersartigen Produkten befriedigt werden kann.“¹⁸⁶ Hieran wird ersichtlich, dass die Kernthematik der vierten Phase insofern auf diejenige des zweiten Stadiums Bezug nimmt, als sie das dort ansässige Evolutionsprinzip in ihr Gegenteil verkehrt; das ursprüngliche Bild des Wachstums als einer schrittweise verlaufenden Eingliederung des Produkts in den lebensweltlichen Alltag des Menschen erfährt daher im Rahmen der Degenerationsphase eine Reaktualisierung unter veränderten Vorzeichen. Davon abgesehen halten die Ausführungen Mefferts und Kotlers zum letzten Stadium des Produktlebenszyklusses einige weitere Beschreibungsformen bereit, innerhalb derer das Produkt eher als Lebewesen denn als bloße Gegenständlichkeit in Erscheinung tritt; auf diese wollen wir im Folgenden näher eingehen. Als erstes Beispiel vermag uns eine Stelle zu dienen, in der Kotler festhält, „alternde“ oder „schwache“ Produkte nähmen nunmehr besonders viel Aufmerksamkeit in Anspruch; er fügt hinzu, es sei daher zum Zweck der „Ermittlung leistungsschwacher Produkte“ eine systematische Vorgangsweise anzuraten, welche eine „Früherkennung“ derselben ermögliche.¹⁸⁷ Die Ähnlichkeit der Formulierung Kotlers mit einer, die ohne weiteres dem heutigen Schulwesen entstammen und dort die Notwendigkeit einer „Früherkennung leistungsschwacher Schüler“ zur Sprache bringen könnte, ist hier frappant; insbesondere der Aspekt, dass Kotler eine scheinbar aus dem Produkt selbst hervorgehende Leistung umreißt, erweckt den Eindruck des Vorliegens einer die gewöhnlichen Existenzbedingungen des Objekthaften übersteigenden Eigenaktivität. Für uns ist der Gedanke des „leistungsbereiten“ Produkts insofern von gesteigertem Interesse, als sich ihm wiederum ausgehend von den Überlegungen Nussbaums eine Tendenz der Vermenschlichung nachweisen lässt; denn wenn Nussbaum es als eine Form der Verdinglichung führt, einen Menschen auf eine Art und Weise zu behandeln, die seine Aktivität in Abrede stellt,¹⁸⁸ so müsste eine in Gegenlage dazu gebildete Entsprechung, welche eine „Vermenschlichung“ unbelebter Objekte bedeutete, folgerichtig das Vorhandensein eines derartigen, dem Gegenstand eigenen Aktivitätspotentials behaupten. Ebendies realisieren die Ausführungen Kotlers anhand ihrer Analyse der postulierten Leistungsfähigkeit bestimmter Produkte, wobei auch die Überlegung,

¹⁸⁶ ebd.

¹⁸⁷ Kotler (1999), S. 588.

¹⁸⁸ Diese Überlegung ist Teil des zweiten der sieben Punkte Nussbaums, welche gemeinsam die Verdinglichung des Menschen aufschlüsseln sollen; vgl. Nussbaum (2002), S. 102ff.

unter gewissen Bedingungen schwinde diese augenscheinliche Eigenaktivität dahin, die Kernidee des als prinzipiell vorhanden gedachten Potentials bestärkt. Trotz der Forderung nach besonderer Aufmerksamkeit für im finalen Stadium befindliche Produkte und den in diesem Zusammenhang eingesetzten animistischen Formulierungen mutet eine weitere Angabe Kotlers zum Umgang mit Altprodukten nur wenig „human“ an; dies hindert den fraglichen Gedankengang jedoch keineswegs daran, seinerseits dennoch gewisse vermenschlichende Charakteristika aufzuweisen. So konstatiert Kotler, bei Einsatz eines funktionierenden Leistungserkennungssystems würden die „Abschusskandidaten‘ unter den Produkten“ klar als solche erkennbar,¹⁸⁹ und verwendet damit eine dem Berufsleben entstammende Formulierung, die es ansonsten zum Ziel hat zu signalisieren, eine bestimmte Menschengruppe werde aller Voraussicht nach in Kürze ihren Arbeitsplatz verlieren. Weiter von der Domäne des Menschen entfernt ist Meffert in seiner Aufbereitung der Fragestellung, wie mit nicht länger profitablen Produkten zu verfahren sei, zumal er von den fraglichen „zu eliminierenden Produkten“ als „Dogs“ spricht;¹⁹⁰ wohl mit Absicht verzichtet er dabei auf die Verwendung sich sichtlich am Menschen orientierender Metaphern. Ein anderes zur Beschreibung der Parameter der letzten Produktlebenszyklusphase eingesetztes Bild, dessen Ansätze der menschlichen Lebenswelt entstammen, welches aber in weiterer Folge über die menschlichen Lebensbedingungen hinausgeht, treffen wir in einer ergänzenden Erklärung Mefferts an; dieser gibt an, die Degenerationsphase trete dann außerordentlich schnell ein, „wenn neben der natürlichen Veralterung eine künstliche Veralterung tritt.“¹⁹¹ Während ein Lebewesen lediglich auf natürliche Weise zu altern vermag und sich der Gedanke der artifiziellen Alterung somit klar jenseits menschlicher Existenzbedingungen bewegt, wahrt Mefferts Überlegung dennoch das Grundprinzip der im Regelfall stattfindenden, organisch ablaufenden Degeneration; als Verursacherinstanz auch für die künstliche Veralterung eines Produkts tritt wenigstens indirekt ein Mal mehr das durch den Menschen gestellte Umfeld samt der dort lokalisierbaren Interessensverschiebungen auf. Die Veränderungen hinsichtlich der seitens des Produkts zu befriedigenden Wünsche und Bedürfnisse äußern sich unter anderem in Trends und Modeströmungen; so hält Meffert zum Problem des artifiziellen Alterns und sukzessive unnötig Werdens fest, „besonders ausgeprägt ist diese Erscheinung der psychologischen [...] Obsoleszenz bei modischen Produkten.“¹⁹² Auf noch drastischere, beinahe absurd wirkende Weise sprengt eine weitere Darstellung die an den menschlichen Lebensbedingungen genommenen Anleihen; konkret behandelt

¹⁸⁹ Kotler (1999), S. 588.

¹⁹⁰ Meffert (2000), S. 353.

¹⁹¹ Meffert (2000), S. 342; [„der“ bzw. „tritt“: sic].

¹⁹² ebd.

selbige die bereits im Rahmen der Reifephase des Lebenszyklus gestreifte Thematik der „Reanimation“ eines Produkts und führt diese im nunmehrigen Kontext des Degenerationsstadiums einer Bekräftigung und Präzisierung zu. Kotler gibt hier an, mittels einer gut gewählten Strategie lasse sich „ein Produkt am Ende seines Lebenszyklusses erfolgreich [...] ‚verjüngen‘ und damit wiederbeleben;“¹⁹³ eine beabsichtigte „Produktverjüngung“ mache dabei allerdings „eine kontinuierliche Beobachtung der sich ändernden Umwelt“ nötig.¹⁹⁴ Einmal mehr macht Kotler im Weiteren auf die tragende Rolle des durch den Menschen begründeten gesellschaftlichen Kontexts aufmerksam, an dem sich das Produkt gemäß des Konzepts des Produktlebenszyklusses auszurichten hat und in den es im Verlauf seines Wachstums eingebettet wird; Kotler verdeutlicht den Facettenreichtum der die Wesensmerkmale des Produkts prägenden sozialen Umgebung, indem er konstatiert, wenn „demographische, ökonomische, physische, technologische, politische, rechtliche und soziokulturelle Bedingungen“ allesamt ausreichend Beachtung fänden, vergrößerten sich die „Chancen für eine erfolgreiche Produktverjüngung.“¹⁹⁵ Komme die „Makroumwelt“ eines Produkts die nötige Aufmerksamkeit zu, stiegen im Übrigen auch die „Chancen zur Wiederbelebung“ desselben, da es in diesem Zusammenhang genauso „von politischen und soziokulturellen Veränderungen“ abhängig sei.¹⁹⁶ Da wir die Relevanz des Umfeld innerhalb der Konzeption des produktbezogenen Lebenszyklusses bereits umfassend nachgegangen sind, stellen wir selbige an dieser Stelle nicht erneut heraus; vielmehr beenden wir hier unsere Darstellung der vierten Phase des Produktlebenszyklusses – eines Stadiums, welches trotz der voranschreitenden „Degeneration“ des zunehmend „alten“ und „leistungsschwachen“ Produkts zur Bestimmung desselben auf Beschreibungsmuster zurückgreift, die eher einem organischen Wesen mit „relativ hohe[r] Lebenserwartung“¹⁹⁷ denn einer gegenständlichen Entität gerecht werden und nicht selten direkt auf menschliche Existenzbedingungen verweisen.

Diesen Abschnitt zusammenfassend halten wir fest, dass die Parallelen zwischen dem produktbezogenen Lebenszyklus und demjenigen, den Erikson zur Erfassung des Menschen vorsieht, über die bloße Ähnlichkeit auf begrifflicher Ebene deutlich hinausgehen; beide Lebenszyklen versuchen, einen idealtypischen Entwicklungsverlauf zu beschreiben, weisen unterschiedliche Stadien mit jeweils dezidierten Kernthemen aus, gehen zunächst von einer oder mehreren Stufen einer grundsätzlichen Konstitution aus, auf welchen in weiterer Folge ein

¹⁹³ Kotler (1999), S. 589.

¹⁹⁴ ebd., S. 591.

¹⁹⁵ ebd.

¹⁹⁶ ebd., S. 590.

¹⁹⁷ Meffert (2000), S. 348.

Wachstums- und schließlich ein Abbauprozess aufsetzen, und postulieren die Möglichkeit der Erlangung einer einzigartigen Identität im Rahmen einer Phase fortgeschrittener Reife. Dass der Produktlebenszyklus ferner Beschreibungsmodalitäten heranzieht, die sich – ausgehend von den Überlegungen Martha Nussbaums zur Verdinglichung des Menschen – als ein unbelebtes Objekt „vermenschlichend“ ansehen lassen, halten wir für speziell bemerkenswert; denn hieran zeichnet sich ab, welche Formen ein assoziatives Zusammenrücken von Mensch und Produkt annehmen kann. Nicht der theoretischen Erfassung des idealtypischen, sondern der Vermarktung eines konkreten einzelnen Produkts dienenden Beschreibungsmustern werden wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit begegnen.

4.3 Die Anatomie einer identitätsstiftenden Marke

Nachdem wir nunmehr zu einer Vorstellung gelangt sind, welcher Produktbegriff für diese Arbeit maßgeblich ist, soll nun der Begriff der Marke geklärt werden; dies ist insofern vonnöten, als es sich die vorliegende Arbeit zur Aufgabe macht, die Architektur nicht sämtlicher denkbarer Produkte, sondern speziell diejenige von Marken- und Traditionsprodukten einer Analyse zu unterziehen. Wir wollen an dieser Stelle unsere weitgehende Beschränkung auf diese zwei Produktgattungen kurz begründen, um eine Kontextualisierung der nachfolgenden Darstellungen zu erleichtern. So sind wir von der Feststellung ausgegangen, dass bestimmten Produkten ein Wert beigemessen wird, der sich nicht aus dem reinen, aus der Anwendung resultierenden Nutzen speist, sondern seine Quelle vielmehr in einem „ideellen Mehrwert“ hat, der sich seinerseits aus zahlreichen zugehörigen Erzählungen, Bildern und Assoziationen herleitet; als hierfür exemplarisch haben wir die Mozartkugel angeführt, da sie für den Käufer „mehr“ ist als lediglich ein Schokoladenerzeugnis, was aus ihren Referenzen auf kulturelle Bezugspunkte rund um den Komponisten resultiert. Um die auf der Basis dieses jenseits des Stofflichen liegenden Gehalts sich aufbauende Einzigartigkeit eines Erzeugnisses zu erfassen und uns dem Phänomen des „ideellen Mehrwerts“ zu nähern, haben wir zunächst den Identitätsbegriff Eriksons umrissen; im Zuge dessen haben wir aufgezeigt, dass Eriksons begriffliche Bestimmung nicht allein die zeitliche Beständigkeit eines Menschen im Sinne einer „Selbigkeit“ zu erfassen sucht, sondern auch qualitative Aspekte mit einschließt, die den

Einzelnen als unverkennbare, einmalige Persönlichkeit charakterisieren.¹⁹⁸ Herausgestellt haben wir dabei, dass das Postulat individuumsbezogener Einzigartigkeit auf zweierlei Wegen zu einer Kernkomponente des Erikson'schen Identitätsbegriffs wird. Zum einen ist hierfür die Methode der Bestimmung des Einzelnen über seine Biographie wesentlich, wobei Letztere als eine zweckgerichtete Erzählung angelegt ist, die auf einem zumeist selbstbezüglichen Reflexionsprozess beruht und eine spezielle Gesichtspunkte beherzigende Struktur aufweist; die Klassifizierung und Gliederung einzelner Lebenserfahrungen erfolgt im Rahmen des Ansatzes Eriksons wesentlich mittels der Verwendung der wiederkehrenden Brennpunkte der heranreifenden Identität und ihrer Krise, die gemeinsam eine Orientierung gebende, der Selbstverortung des Einzelnen förderlichen Beschreibungsform konstituieren. Zum anderen ist es Teil des Erikson'schen Identitätsverständnisses, dass der Mensch im Verlauf der Heranbildung seiner einzigartigen Identität den für ihn vorgesehenen und seiner Persönlichkeit entsprechenden Platz innerhalb der Gesellschaft findet, zu der er in wechselseitigem und meist von Harmonie gekennzeichnetem Bezug steht; dies ist freilich eine Annahme, welche die implizite Behauptung einer sinnhaften, in sich schlüssigen und weitgehend kohärenten Sozialordnung enthält und als Resultat einer „modernen“, vielleicht auch antiquierten Sichtweise beschrieben werden könnte. Beide im Identitätsbegriff Eriksons angelegten Prinzipien zeichnen sich nun dadurch aus, dem Einzelnen Orientierung zu geben – sei es, dass sich diese auf der Basis einer als Referenz für weitere Lebenserfahrungen dienenden biographischen Selbsterzählung einstellt, oder wegen der Möglichkeit greifbar wird, die eigene Person innerhalb des größeren Kontexts einer als Ganzheit verstandenen Gesellschaft zu lokalisieren. Nun lassen sich die seitens Eriksons geprägten Beschreibungsformen in den Augen heutiger Theoretiker nur noch in Grenzen auf den unter „postmodernen“ Bedingungen lebenden Menschen anwenden,¹⁹⁹ da dieser meint, nicht über eine stringente, sondern über eine fragmenthafte Biographie zu verfügen, sowie in einer von Individualisierung, Pluralisierung und äußerst uneinheitlichen Wertvorstellungen durchzogenen Gesellschaft zu leben und daher vielschichtiger Selbstentfremdung ausgesetzt zu sein; wir haben eine derartige Selbstbetrachtungsweise, welche die Vorstellung einer sukzessive herangebildeten personalen Identität für veraltet und unrealisierbar erachtet, als ein „von Entfremdungstendenzen gekennzeichnetes Wahrnehmungsraster“ bezeichnet. Das in diesem Raster bestenfalls als Auslaufmodell geltende Konzept einer personalen Identität im Sinne Eriksons haben wir allerdings zugleich als einen sehr wohl gültigen Be-

¹⁹⁸ Paul Ricoeur, aus dessen Werk wir auch den Begriff der „Selbigkeit“ entlehnt haben, sieht letztere Aspekte als Konstituenten einer „Selbstheit“; vgl. Ricoeur (1996), S. 144.

¹⁹⁹ vgl. Keupp (1999), sowie das dritte Kapitel dieser Arbeit.

zugspunkt innerhalb einer zeitlich früheren, gewissermaßen „modernen“ Selbstbetrachtungsweise bestimmt; diese haben wir „Identität im Sinne Eriksons ermöglichendes Wahrnehmungsraster“ genannt.²⁰⁰ Während Eriksons Identitätsbegriff dementsprechend in Hinsicht auf den heute lebenden Menschen obsolet anmuten und die zugehörigen Beschreibungsformen wenig problembewusst wirken mögen, finden sie hingegen im Rahmen produktbezogener Charakterisierungen vielerorts Anwendung; tatsächlich sind es gerade diejenigen Produkte, die sich durch einen „ideellen Mehrwert“ auszeichnen, welche anhand der ihnen zugeordneten Erzählungen eine unverkennbare „Produktidentität“ zu besitzen vorgeben. Wir werden im weiteren Verlauf unserer Arbeit einige der Beschreibungsansätze und mit diesen korrespondierenden Techniken ausweisen, die im Rahmen diesbezüglicher Darstellungen zum Einsatz kommen und von einem assoziativen Zusammenrücken von Mensch und Produkt zeugen; ihnen gemeinsam wird der Umstand sein, dass sie Produkte in einem Licht erscheinen lassen, in welchem ehemals nur dem Menschen zu stehen gestattet war, weswegen wir von einer partiellen „Vermenschlichung“ unbelebter Objekte sprechen werden. Unter anderem werden wir bei der Analyse der besagten Techniken einer Erzählstrategie begegnen, die insofern um eine Angleichung der Welt der Produkte an menschliche Verhältnisse bemüht ist, als sie die Einzigartigkeit bestimmter Erzeugnisse mittels der Schilderung biographischer Details zu verdeutlichen sucht, wie dies auch im Rahmen einer nach dem Schema Eriksons formulierten menschlichen Selbsterzählung der Fall wäre. Bei der sich auf dieser Basis eröffnenden „Vermenschlichung“ handelt es sich zwar um lediglich eine zahlreicher in diese Richtung gehender Darstellungsformen; allerdings wird sich zeigen, dass gerade diejenigen Produkte, deren Beschreibungen mit minutiös ausgearbeiteten biographischen Erzählungen operieren, nicht selten darüber hinaus mit distinkten, einst am Menschen ausgerichteten Terminologien arbeiten. Eine solche vielschichtige und facettenreiche „Vermenschlichung“ ist bei Traditionsprodukten zu beobachten, weshalb wir ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken wollen – verfügen sie doch fast zwingend über umfangreiche biographische Erzählungen, die eine langjährige Eingliederung des Produkts in die menschliche Lebenswelt aufzuzeigen und seine in dieser wahrgenommene Rolle zu untermauern bemüht sind. Die narrative Konstruktion einer biographisch begründeten Unverkennbarkeit ist für uns gerade auch insofern von gesteigertem Interesse, als sie dem ersten unserer beiden Wahrnehmungsraster zuarbeitet und eine „moderne“ Sichtweise des Produkts einfordert; das Traditionsprodukt vermag daher eine Identität für sich zu beanspruchen, die dem heute lebenden Menschen im Zuge seiner persönlichen Selbst-

²⁰⁰ Aufgrund der faktischen chronologischen Abfolge führen wir das „moderne“ als das erste unserer Wahrnehmungsraster, während das „postmoderne“ das zweite darstellt.

betrachtung als kaum noch zugänglich erscheint. Denn dieser ist gewohnt, hierzu unser zweites, von Entfremdung geprägtes Raster einzusetzen, weswegen ihm seine eigene Biographie als um vieles weniger kohärent entgegentritt als diejenige des Traditionsprodukts anmutet; der „ideelle Mehrwert“, sofern er einem mit einer scheinbar einmaligen Identität ausgestatteten Traditionsprodukt zuerkannt wird, basiert auf eben der sich hier auftuenden Differenz zwischen einer „modernen“ und einer „postmodernen“ Wahrnehmungsweise. Tatsächlich tritt das besagte Phänomen gerade dann auf, wenn beide Wahrnehmungsraster simultan zur Anwendung gelangen; im Konkreten zeigt sich diese Konstellation dergestalt, dass der Einzelne, der einem Produkt biographisch begründete Unverkennbarkeit und damit einen Wert jenseits des Bereichs des Nutzens zuzuerkennen gewillt ist, sich gleichzeitig als außerstande erachtet, selbst zu einer Orientierung gebenden, in seiner Lebensgeschichte verankerten Identität zu gelangen. Während nun Traditionsprodukte gemeinhin über eigenständige Biographien verfügen, die in einer Form aufbereitet werden können, welche sich als „vermenschlichend“ ansehen lässt, scheint die diesbezügliche Sachlage bei Markenprodukten auf den ersten Blick eine gänzlich andere zu sein, kommen die Vertreter dieser Gattung doch meist ohne längere, bekannt gemachte und ihnen anhaftende Entwicklungsgeschichten aus. Allerdings ist es in diesen Fällen die Teilhabe am größeren Ganzen der Marke, die ihnen in einer surrogathaften Weise zu einer Geschichte und einer qualitativen Bestimmtheit verhilft; speziell interessant hieran ist, dass wie im Kontext des Erikson'schen Identitätsbegriffs zwei Faktoren dazu führen, dass das Markenprodukt ob seiner Eingliederung in das Ensemble der Marke befähigt wird, den Eindruck wesenhafter Einzigartigkeit zu vermitteln. Zum einen nimmt das der Marke zugehörige Einzelprodukt an der Biographie des es mitbestimmenden Umfelds Anteil; der Umstand, dass viele Marken ein „Hauch von Legende“ umgarnt,²⁰¹ ist insofern von tragender Bedeutung, als der so geschaffene Mythos zur Geschichte auch des das Markenensemble repräsentierenden singulären Produkts zu werden vermag und seiner Unverkennbarkeit zu Gute kommt. Während daher Erikson in seinem auf den Menschen ausgerichteten Identitätskonzept von der biographischen Begründung persönlicher Einzigartigkeit ausgeht, gelangt das Markenprodukt über den Umweg der Teilhabe an einer übergeordneten Geschichtlichkeit zu seiner prägenden Bestimmung, die derjenigen eines Traditionsprodukts im Kern nicht unähnlich ist. Zum anderen wirkt sich die Tatsache der Einbettung des einzelnen Erzeugnisses in das Gefüge der Marke dahingehend aus, dass es aus seinem Verhältnis zu den anderen dort lokalisierten Produkten bestimmbar wird; so wie die Marke selbst anhand der sie konstituierenden

²⁰¹ vgl. Hellmann (2003), S. 39.

Elemente ihre spezifische „Markenidentität“²⁰² erlangt, findet das Einzelprodukt die Eckpfeiler seiner Charakteristika nicht zuletzt auf der Basis des Verhältnisses zu den es im Ensemble der Marke umgebenden Nachbarprodukten. Dieser zweite Faktor der Auswirkungen der Einbettung eines Erzeugnisses in ein ausgewiesenes Kollektiv entspricht in übertragenem Sinne denjenigen Implikationen, die Erikson annimmt, wenn er die Eingliederung des Individuums in das soziale Gefüge als für die Identitätskonstitution des Menschen wesentlich beschreibt; denn auch in diesem Zusammenhang wird ersichtlich, dass sich die Möglichkeit der Orientierung und der Verortbarkeit einzelner Entitäten erst aus relationalen Verhältnissen heraus ergibt. Wir werden auf die nunmehr umrissenen Gründe, weswegen wir Markenprodukten eine Sonderstellung zugestehen, im weiteren Verlauf dieses Abschnitts noch detaillierter eingehen, indem wir den im Obigen vorgebrachten Überlegungen einige der Theorie der Marke entnommene Konzeptionen zur Seite stellen. Dass die für Markenerzeugnisse relevanten Entstehungsgeschichten oftmals Anlass geben, Darstellungsmodalitäten heranzuziehen, die umfangreiche Übereinstimmungen mit Beschreibungsformen aufweisen, welche den Zweck haben, menschliche Lebensbedingungen zu erfassen, wird sich im fünften Kapitel dieser Arbeit anhand einiger Beispiele zeigen; noch deutlicher wird dies allerdings anhand der Traditionsprodukten zugeordneten Erzählungen werden, die wir ebenfalls zu einem späteren Zeitpunkt exemplarisch behandeln werden.

Zunächst wollen wir uns nun aber eingehender mit der Definition des Begriffs der Marke auseinandersetzen und einige der schon berührten Gedanken untermauern; im Anschluss daran sollen bestimmte, der zugehörigen Theoriebildung entstammende Formulierungen herausgestellt werden, welche es sich zur Aufgabe machen, Marken als dem Menschen ähnliche Entitäten zu skizzieren. Um den Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu sprengen, sehen wir allerdings davon ab, das Phänomen der Marke zusätzlich in seiner historischen Gewordenheit zu beleuchten; für eine diesbezügliche Aufarbeitung verweisen wir auf das Werk Kai-Uwe Hellmanns „Soziologie der Marke“.²⁰³ Die Ausführungen Hellmanns können uns ferner dazu behilflich sein, die Komplexität des Markenproblems zu verdeutlichen; so hält dieser zunächst fest, bei dem Begriff der Marke handle es sich um eine „faszinierende, aber auch höchst fluide“ Angelegenheit.²⁰⁴ Er fügt dem hinzu, dies liege daran, dass derjenige Zweig der wissenschaftlichen Forschung, welcher seit den Zwanziger Jahren um die Analyse des Markenwesens bemüht gewesen sei, einen „zunehmend größeren Aufwand“ betrieben

²⁰² Meffert (2000), S. 878.

²⁰³ vgl. Hellmann (2003), S. 35-62.

²⁰⁴ ebd., S. 33.

habe, um des fraglichen Phänomens Herr zu werden; aus diesem Grund gebe es heute „eine Flut von Definitionen, Interpretationen, Publikationen.“²⁰⁵ Einen derartigen definitorischen Bestimmungsversuch unternimmt etwa Mirko Düssel, der angibt, eine Marke sei zunächst „ein Name, Begriff, Zeichen, Symbol, eine Gestaltungsform oder eine Kombination dieser Bestandteile zum Zweck der Kennzeichnung der Produkte eines Anbieters [...] und zu ihrer Differenzierung gegenüber Konkurrenzangeboten;“²⁰⁶ während nur ein Teil der genannten, eine Marke konstituierenden Aspekte sprachlich artikulierbar sei, dienten allerdings auch ihre anderwärtigen Komponenten der Identifizierung und Wiedererkennung. Die Bedeutung des auf vielschichtige Weise vermittelten Distinktionsmerkmals für die Konstitution einer Marke betont Carsten Ackermann in ähnlicher Form, wobei dieser jedoch zusätzlich auf die mit selbiger verbundenen Schwierigkeiten hinweist; Ackermann konstatiert dementsprechend, ein „wesentliches Merkmal von Marken ist [...] deren Wiedererkennbarkeit,“²⁰⁷ schränkt aber zugleich ein, die tatsächliche Herausforderung sei stets diejenige, zwischen Kontinuität und Variation eine adäquate Balance zu finden. Das „Prinzip, die richtige Mischung zu finden zwischen der Bewahrung von Eigenschaften, die beim Konsumenten das Gefühl der Sicherheit hervorrufen und der Forderung nach Fortschritt und Entwicklung,“ stelle daher eine der größten Herausforderungen im Umgang mit Marken dar.²⁰⁸ Die Ausführungen Heribert Mefferts zeigen in diesem Zusammenhang auf, dass frühe Bestimmungen der hauptsächlichen Kriterien einer Marke vor allem Kontinuitätsmerkmale betonen, während der Gedanke der Notwendigkeit einer beständigen Weiterentwicklung vorerst gänzlich unerwähnt bleibt, um erst später über die Hintertür des Konzepts der Kundenbindung einzutreten; Meffert hält fest, die besagten anfänglichen Definitionen legten Wert darauf, einer Marke nicht nur in qualitativen Belangen Kontinuität abzufordern, sondern diese auch hinsichtlich der produzierten Menge und des Aussehens der betreffenden, in ihr eingeschlossenen Produkte voranzusetzen, was sich ebenfalls auf den Modus der Präsentation dieser Erzeugnisse auswirken müsste.²⁰⁹ Den heutigen Rahmenbedingungen angemessener sei jedoch ein Verständnis des Phänomens der Marke, das selbige als „ein in der Psyche des Konsumenten verankertes Vorstellungsbild von einem Produkt oder einer Dienstleistung“ führe; ein beständiges aktives Aufrechterhalten dieses imaginativen Bildes erfolge über die Instandhaltung und eventuelle Anpassung der zugehörigen Produktpalette, die „über einen längeren Zeitraum in gleichartigem Auftritt und in gleichbleibender oder verbesserter Qualität“ verfügbar gemacht

²⁰⁵ ebd.

²⁰⁶ Düssel (2006), S. 190.

²⁰⁷ Ackermann (2004), S. 81.

²⁰⁸ ebd., S. 82.

²⁰⁹ vgl. Meffert (2000), S. 846.

Auftritt und in gleichbleibender oder verbesserter Qualität“ verfügbar gemacht werden müsse.²¹⁰ Wir wollen an dieser Stelle etwas länger verweilen und uns mit dem Umstand, dass Meffert die Marke als bildhaft ansieht, genauer auseinander setzen; denn die Metapher des Vorstellungsbilds erweist sich nicht nur in Mefferts eigenen Ausführungen als facettenreiche Plattform für diverse Erklärungsmodelle, welche die Verbindung zwischen den Markenartikeln und dem Menschen detaillierter aufzuschlüsseln versuchen, sondern verdeutlicht auch den Aspekt der Marke, als ein ganzheitlich angelegtes, synthetisierendes Ensemble aufzutreten, innerhalb dessen einzelne Entitäten lokalisierbar und mit Signifikanz versehen werden. Meffert sieht in diesem Kontext eine der Marke zukommende Fähigkeit, als „Orientierungshilfe“ aufzutreten,²¹¹ wobei er die Wirkung der einzelnen Produkte auf den Käufer in den Vordergrund rückt; bemerkenswerter Weise nimmt die Bezugnahme des Kunden auf die Marke in der Meffert'schen Darstellung nicht nur punktuell Formen an, die ebenso gut Teil der zwischenmenschlichen Interaktion sein könnten und diesem Bereich gemeinhin auch zugeordnet werden. So gibt Meffert an, mit der zunehmenden Geläufigkeit einer Marke ermögliche diese dem Kunden zunehmend „die Identifikation [...] mit derselben,“²¹² womit er sich hinsichtlich der seinerseits intendierten Bedeutung des Identifikationsprozesses in einem Areal bewegt, das wir in vergleichbarer Gestalt bereits im Werk Freuds und in den Ausführungen Eriksons vorgefunden haben.²¹³ Ähnlich gelagert bezüglich ihrer Anleihen an den Menschen zu erfassen suchenden Darstellungsmitteln ist ferner die Feststellung, einer Marke werde „aufgrund ihrer Bekanntheit und Reputation Vertrauen entgegengebracht,“²¹⁴ zumal sie „Sicherheit“ im Umgang mit ihr gewährleiste;²¹⁵ innerhalb dieser Formulierung ließe sich ohne Weiteres anstelle der abstrakten, zu augenscheinlicher Verlässlichkeit fähigen, unbelebten Entität eine Person als Angriffs- und Bezugspunkt heranziehen. In den Kanon von der vertrauensbildenden Marke stimmt neben Meffert und Düssel auch Helmut Schneider ein, der es als „zentrale Zielsetzung der Markenführung“ bezeichnet, den „Aufbau von Vertrauen in eine Marke“ sicher zu stellen;²¹⁶ die Basisannahme dieser Angabe, die in dem Konzept einer als kohärentem Vorstellungsbild verstandenen Marke liegt, entspricht weitgehend dem anhand der Gedanken Mefferts ausgeführten diesbezüglichen Vorschlag. Wir werden uns den Aus-

²¹⁰ ebd., S. 847.

²¹¹ vgl. ebd.

²¹² ebd.; dieser wie auch der Großteil der folgenden Gedanken finden sich zusätzlich in den Ausführungen anderer Theoretiker der Marke; vgl. etwa Düssel (2006), S. 191.

²¹³ vgl. das erste Kapitel dieser Arbeit; dem Begriff der Identifikation gehen wir insbesondere im Rahmen unseres Vergleichs zwischen der Überlegungen Freuds und denen Eriksons nach.

²¹⁴ Meffert (2000), S. 847.

²¹⁵ ebd.; vgl. auch Düssel (2006), S. 191.

²¹⁶ Schneider (2004), S. 138.

fürhungen Schneiders in Kürze ausführlicher zuwenden, da dieser ausgehend von der erwähnten Betonung der Relevanz des Vertrauensgewinns das Problem der „Identität“ einer Marke aufwirft,²¹⁷ welches wir gesondert betrachten wollen. Als zum jetzigen Zeitpunkt wesentlich streichen wir eine Implikation der nunmehr beschriebenen Konzeption eines als imaginativem Bild gefassten Markenbegriffs heraus; diese besteht darin, dass die mit einer Marke assoziierten und in dieses Ensemble eingeschlossenen Einzelprodukte über ihre Zugehörigkeit eine eigentümliche Zusatzbedeutung erhalten, die abseits des jeweiligen Nutzwerts angesiedelt ist. Denn die Überlegung, eine Marke diene dem Kunden in ihrer Eigenschaft als imaginatives Bild als „Orientierungshilfe“, legt nahe, dass es sich bei der Marke um eine synthetisierende und auf dem Zusammenschluss diverser Einzelprodukte fußende Entität handelt, welche einerseits in ihrer Gesamtheit auftritt, wobei sie als wesenhafte und klar bestimmbare Einheit erfahren wird, um sich andererseits in der Gestalt einer maßgeblichen, jenseits des Stofflichen liegenden Charakteristik der sie repräsentierenden Einzelprodukte zu konkretisieren.

Die Idee der als Ensemble angelegten Marke findet sich jedoch nicht allein in dem Konzept des innerpsychischen Vorstellungsbildes; wenn etwa Alexander Deichsel konstatiert, „Marken sind Gestaltsysteme“ und eine „lautlose Gewalt des Stils“ einer erfolgreichen Marke annimmt,²¹⁸ geht er ebenfalls von einem Konzept aus, welches die Marke als eine gebündelte Vereinigung zahlreicher Einzelelemente ansieht, die nur auf dieser Basis ihren Bestand und ihre Funktion gewährleisten kann. Speziell interessant ist der Umstand, dass Deichsel das Markengebilde darüber hinaus mit einem menschlichen Körper vergleicht und angibt, Letzterer werde ebenfalls gerade dann „unterscheidbar, einmalig, wertvoll und vor allem wertbewusst“, wenn sich im „eigenen Gestaltungswillen“ die Absicht persönlicher „Individuation“ finden lasse.²¹⁹ Denn in direktem Anschluss an diese Feststellung und als habe er zuvor nicht von einem Menschen, sondern von einer bestimmten Marke gesprochen, fügt er hinzu, „das sind die Voraussetzungen für den Aufbau von Markenkraft.“²²⁰ Bei anderen Autoren führt das aus der Annahme einer als Ensemble angelegten Marke hervorgehende Postulat, selbige sei in der Lage, Orientierung und Sicherheit zu geben, zu Vergleichen, die sich anhand des Topos des „Sinns“ auf religiöse Sachverhalte beziehen; so hält etwa Helene Karmasin unter lediglich geringer Abwandlung der uns bereits bekannten Thematik der Orientierungshilfe fest, „Marken haben eine geradezu sinnstiftende religiöse Kraft.“²²¹ Hans Domizlaff gelangt ausgehend

²¹⁷ vgl. ebd., S. 139ff.

²¹⁸ Deichsel (2004), S. 107.

²¹⁹ ebd.

²²⁰ ebd.

²²¹ Karmasin (1998), S. 484.

von der Frage, welche Techniken dem Menschen zur Vermeidung erfahrungsmäßiger Unsicherheit zur Verfügung stünden, insofern zu einem mit demjenigen Karmasins vergleichbaren Ergebnis, als er angibt, „je größer die Unsicherheit, desto stärker der Kompensationstrieb. Das ist die Ursache von religiösen Vorstellungen, von Idealen und letzten Endes auch von Marken.“²²² Nur am Rande erwähnen wollen wir hier, dass die Ausführungen Domizlaffs nicht nur im Rahmen der obigen Überlegung Parallelen zur Religionskritik des frühen Marx aufweisen,²²³ sondern auch – wohl in Anlehnung an die dahingehende Konzeption Marxens – den Begriff des Fetischismus einsetzen, um die Existenzgrundlage der Marke zu bestimmen und sie in der Psyche der Menschen anzusiedeln.²²⁴ Eine weitere Darstellung, welche der Marke einen Ensemblecharakter zuschreibt, entstammt einer Arbeit Jean-Noel Kapferers; dieser sieht die innerhalb der Gesamtheit der Marke bestimmbar werdenden Produkte als Teile und Konstituenten eines kulturellen Gefüges, und konstatiert, die „Marke bildet ein kulturelles Ganzes. Jedes Produkt entsteht aus einer bestimmten Kultur und ist die physische Konkretisierung und Stütze [...] dieser Kultur.“²²⁵ Das Verhältnis der Marke zu den in ihr eingeschlossenen Produkten tritt innerhalb der Konzeption Kapferers als ein von wechselseitiger Abhängigkeit geprägtes in Erscheinung, da sie in ihrer Eigenschaft, ein Kollektiv zu verkörpern, auf die einzelnen Produkte als Existenzgrundlage ebenso angewiesen ist, wie die Erzeugnisse zwecks Erlangung der ihnen eigenen Bedeutung die Bezugnahme auf und Teilhabe an der Marke benötigen; gemeinsam fügen sich die Produkte somit zu einer Einheit zusammen, welcher eine spezifische Qualität zukommt, die Kapferer als „Kultur“ bezeichnet. Allerdings erweist sich Kapferers Verwendung des Kulturbegriffs bei näherer Betrachtung als uneindeutig, da er diesen ebenso zur Bestimmung der Unverkennbarkeit des Marke gewordenen Produktkollektivs einsetzt, wie er ihn auch zur Erfassung der übergeordneten, sich aus dem menschlichen Umfeld ergebenden Rahmenbedingungen heranzieht; es geschieht daher auf Basis des letzteren Aspekts, wenn Kapferer im Weiteren festhält, die „Herkunftsländer sind die kulturellen Reservoirs der Marken.“²²⁶ Die Implikationen seines in die Markenproblematik eingeführten Kulturbegriffs veranschaulicht Kapferer unter anderem anhand des Beispiels der Marke Apple, auf welches wir nicht zuletzt deswegen eingehen wollen, da wir Apple im weiteren Verlauf dieser Arbeit ebenfalls als Exempel aufgreifen wollen, wenn es unsere Zielsetzung sein wird, die narrative Konstruktion von Produktidentität zu illustrieren. Im gegen-

²²² Domizlaff (1982), S. 219.

²²³ vgl. Marx (1970), Band 1, S. 378; bzw. das dritte Kapitel dieser Arbeit.

²²⁴ vgl. Domizlaff (1982), S. 219.

²²⁵ Kapferer (1992), S. 52.

²²⁶ ebd.

wärtigen Kontext ausschlaggebend ist jedoch, dass der ganzheitliche, nach dem Muster eines Bildes angelegte Ensemblecharakter des Kapferer'schen Kulturbegriffs deutlich zutage tritt, wenn dieser angibt, Apple stehe „in einem symbolisch überhöhten Sinn für das Progressive der kalifornischen Kultur. [...] Apple will die Gesellschaft verändern – im Gegensatz zu den konservativen Marken des amerikanischen Ostens. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Marke [...] schon immer Verfechter eines revolutionären Projektes für Unternehmen und – noch weiter – für den Verbraucher gewesen sei.“²²⁷ Nur am Rande halten wir fest, dass dieser Versuch einer Charakterisierung zentral mit dem Postulat eines augenscheinlichen Eigenlebens einer streitbaren und sozialkritischen Markenimago arbeitet; der animistische Anstrich, der Apple in der resultierenden Beschreibung zuteil wird, erhält so annähernd plakative Züge. Die Parameter der – um die Terminologie Kapferers aufzugreifen – „kulturellen“ Abstammung einer Marke und damit deren entstehungsgeschichtliche Eckpfeiler sind für uns noch in einer weiteren Hinsicht von Interesse, stellen sie doch eine Grundlage dafür dar, eine markenspezifische Biographie zu formulieren. Dies ist insofern bedeutsam, als eine entstehungsgeschichtliche Erzählung ebenfalls eine bestimmende Funktion einzunehmen vermag, die für sämtliche in das Ensemble der Marke eingeschlossenen Produkte Geltung hat; denn wie die Teilhabe an einem ganzheitlich angelegten Vorstellungsbild führt auch die Einbindung eines ansonsten vergleichsweise beliebigen Erzeugnisses in eine umfassende Markenbiographie dazu, diesem über seine Zugehörigkeit zu einem historisch gewachsenen Kollektiv einen Hauch von Einzigartigkeit zu verleihen.

Während die Ausformulierung einer markenbezogenen Biographie einem Hersteller dabei behilflich sein kann, die Unverkennbarkeit der ihr zugehörigen Produkte auf narrativer Ebene zu untermauern, ist die Analyse ausgewählter Entstehungsgeschichten im Rahmen der theoretischen Erfassung des Phänomens der Marke in erster Linie der Absicht unterstellt, übereinstimmende Charakteristika zutage zu fördern, die sich als Garanten für wirtschaftlichen Erfolg ansehen lassen; gemeinsam haben beide dieser Konstellationen, dass der jeweiligen Marke innerhalb der resultierenden Ausführungen nicht selten eine Behandlung zuteil wird, die ebenso gut einem Menschen gerecht würde. Welche Formen diese durchaus bemerkenswerte punktuelle Gleichstellung annehmen kann, wenn sie seitens eines die Attraktivität seiner Erzeugnisse zu erhöhen suchenden Produzenten vorgenommen wird, werden wir im fünften Kapitel dieser Arbeit aufzeigen, wo einige exemplarische Produkte nähere Betrachtung finden sollen; vorerst wollen wir uns allerdings derjenigen Frage widmen, wie mit Markenbiographien innerhalb der Theoriebildung dienender Schematisierungsversuche verfahren

²²⁷ ebd.

wird, und die dort anzutreffenden, am Menschen ausgerichteten Darstellungsmodalitäten herausstellen. Aufschlussreich hierzu ist zunächst die Feststellung Kai-Uwe Hellmanns, im Zuge einer zum Zweck der Untersuchung des Phänomens der Marke durchgeführten „Biographisierung und Individualisierung besonders erfolgreicher Marken“ würden diese „wie herausragende ‚historische Individuen‘ betrachtet [...], damit man sich an ihnen ein Beispiel nehme.“²²⁸ Da Hellmann hier seinerseits bereits einen Vergleich der markenbezogenen Problematisierung mit den Menschen betreffenden Darstellungen vornimmt, bleibt es uns lediglich vorbehalten anzumerken, dass er eine Beschreibungsmodalität umreißt, die gerade auch innerhalb der Ausführungen Eriksons überaus häufig zum Einsatz gelangt. So drängt sich die Konnotation auf, dass Erikson im Zuge seiner Aufarbeitung beispielsweise der Biographie Thomas Jeffersons ebenfalls von dem Bestreben geleitet ist, die historische Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten als Leitbild eines Kollektivs zu beschreiben;²²⁹ ebenso wie die zahlreichen anderen „psychohistorischen“ Studien Eriksons – etwa zur Person Martin Luthers, Mahatma Gandhis und Sigmund Freuds – hat auch die Arbeit zu Jefferson zusätzlich die Funktion, anhand der Biographie eines Einzelnen weiterführende Erkenntnisse zu gewinnen, die der Schematisierung menschlicher Entwicklung in allgemeiner Hinsicht zugute kommen sollen. Darüber hinaus findet die aus den Theorien Eriksons ableitbare Überlegung, die Bezugnahme auf eine individuelle Biographie erlaube dem Menschen, sich innerhalb der eigenen Lebenswelt zu orientieren und seine Person in Auseinandersetzung mit dem Umfeld gesellschaftlich zu verankern, eine Parallele in den Ausführungen Hellmanns wie auch anderer sich mit dem Problem der Marke auseinandersetzenden Autoren; so konstatiert beispielsweise Hellmann, der Grund für die eingehende Betrachtung bestimmter Markenbiographien sei zumeist derjenige, dass „ein archimedischer Punkt jenseits der Schnelllebigkeit des Tagesgeschäfts“ gesucht werde, „der dem Wandel entzogen ist und damit Orientierung gibt – wie ein Leuchtturm auf stürmischer See.“²³⁰ Nun sind wir dem Postulat der Möglichkeit des menschlichen Individuums, anhand der Formulierung einer persönlichen Biographie zu einer Vorstellung von der eigenen, Halt gebenden Identität zu gelangen, bereits ausführlich nachgegangen; dabei haben wir die Annahme unter anderem Jürgen Straubs angetroffen, der Einzelne werde auf dem Weg des Ausformulierens einer biographischen Selbsterzählung befähigt, eine fundierte Ausgangsbasis für weitere Handlungen und Entscheidungen zu begrün-

²²⁸ Hellmann (2003), S. 33.

²²⁹ vgl. Erikson (1975a), S. 11-67.

²³⁰ Hellmann (2003), S. 33.; ähnliches erachten beispielsweise Jung und von Matt für ein im Rahmen der Darstellung der Eigenschaften einer Marke ausschlaggebendes Kriterium, wenn sie ihrerseits den Topos der Orientierungshilfe aufgreifen, indem sie ein idealer Weise ausgewiesenes „hohes Momentum“ der jeweiligen Marke und ihrer Darstellungsform thematisieren; vgl. Jung/Matt (2002), S. 25.

den.²³¹ Hellmanns Schilderungen mögen sich auf einen gänzlich anderen Kontext beziehen; die Idee, eine Biographie führe die Wesensmerkmale einer Entität in einer Form vor Augen, die gerade auch deren Alleinstellungsmerkmale mit einschließe, wird deshalb allerdings um nichts weniger als ein ihnen immanentes, zentrales Prinzip evident. Wie für den Menschen gilt auch für das Markenprodukt, über die Teilhabe an der Biographie dem es mit einschließenden Kollektivs zu einem zu einem von Unverkennbarkeit gekennzeichneten Wesen zu gelangen; die „Biographie einer Marke“²³² hebt die häufige Geschichtslosigkeit der sie konstituierenden Erzeugnisse auf und verleiht ihnen anstelle der fehlenden individuellen Unverkennbarkeit eine surrogathaft, übergeordnete, biographisch hergeleitete Einzigartigkeit. Je ungewöhnlicher die Entstehungsgeschichte einer Marke ausfällt, desto exzeptioneller ist die Eigenheit letztlich auch der einzelnen Produkte; dies führt dazu, dass zahlreiche Marken „ein Hauch von Legende“²³³ umgibt, der ihre Sonderstellung weiter amplifizieren soll. Hellmann konstatiert in diesem Kontext, bei der Ausformulierung markenspezifischer Biographien sei „oft unterschwellig eine Art von Mythenbildung im Spiel, und wann immer möglich, werden erfolgreiche Marken in die Tradition ihrer Gründer(zeit) gestellt, verbunden mit einem pathetischen Bekenntnis zu den Werten und Ideen, denen diese Marke immer schon und immerzu treu geblieben ist und bleiben wird.“²³⁴ Er fügt hinzu, hinter dieser Praxis stehe offenkundig die Vorstellung, „daß, wer auf eine lange Geschichte zurückblicken kann [...], auch zuversichtlich in die Zukunft blicken darf;“ eine „monumentalische Art von Geschichtspflege“ sei demzufolge bestrebt, im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung eine auch künftig aufrechte Außergewöhnlichkeit gleichsam vorwegzunehmen.²³⁵ Aber gleichgültig, welches Ausmaß die narrative Aufladung der Geschichte einer Marke nun annimmt, trifft doch in jedem Fall zu, dass die „die Marke die Herkunft des Produkts [signalisiert],“²³⁶ wie Meffert nüchtern festhält; tatsächlich sieht kaum einer der Autoren, welche das Phänomen der Marke einer Analyse unterziehen, davon ab, das Problem der Biographisierung aufzugreifen. Wenig überraschend treffen wir im Rahmen der daraus resultierenden Abhandlungen wiederholt auf Darstellungsformen, die sich einer Terminologie bedienen, die ebenso gut zur Beschreibung eines Menschen eingesetzt werden könnte; so gibt etwa Hans Domizlaff an, nicht wenige Marken hätten „viele Jahre zur Entwicklung gebraucht,“²³⁷ womit er eine Prozesshaftigkeit

²³¹ vgl. unsere Aufarbeitung des Problems der „narrativen Identität“ im dritten Kapitel dieser Arbeit.

²³² Deichsel (2004), S. 129.

²³³ Hellmann (2003), S. 39.

²³⁴ ebd., S. 39.

²³⁵ ebd.

²³⁶ Meffert (2000), S. 689.

²³⁷ Domizlaff (1982), S. 213.

andeutet, die wir bereits im Rahmen des Produktlebenszyklusses vorgefunden haben, wo ebenfalls der Entwicklungsbegriff zur Anwendung gelangte. Die Ähnlichkeiten des produktbezogenen mit dem Erikson'schen, auf den Menschen gemünzten Lebenszyklus finden folglich im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Markenproblematik eine weitere Aktualisierung; in eben diese Kerbe schlägt etwa Helene Karmasin, wenn sie erklärend festhält, Marken würden „oft mit biologischen Lebensläufen in Verbindung gebracht: Sie haben eine Jugend, eine Reifephase, und sie altern und sterben.“²³⁸ Den Umstand, dass einzelnen Produkten mittels animistischer Zuschreibungen ein ihren Entwicklungsstatus widerspiegelndes „Alter“ verliehen wird, haben wir unter anderem in den Ausführungen Mefferts angetroffen; interessant hinsichtlich der als Ensemble diverser Produkte auftretenden Marke ist, dass Meffert den Gedanken der produktbezogenen „Lebenserwartung“ dergestalt weiterführt, dass er in diesem Kontext eine „Altersstrukturanalyse“²³⁹ als indiziert ansieht. Selbige weist nicht nur anhand ihrer graphischen Aufbereitung eine frappante Ähnlichkeit mit dem Konzept der Alterstruktur einer Gesellschaft auf, sondern setzt auch in ihrer verbalen Ausarbeitung auf diejenigen, am Menschen ausgerichteten Begrifflichkeiten auf, die wir antrafen, als wir die „Vermenschlichung“ einzelner Produkte behandelten. Um nun aber die Thematik der Biographie des Einzelprodukts wie auch der Marke abzurunden, halten wir fest, dass – solange der „Tod der Marke“²⁴⁰ nicht im Raum steht – ihre bisherige Geschichte eine sich auf die einzelnen Erzeugnisse erstreckende, Bestimmtheit generierende Wirkung zu entfalten vermag; denn dadurch, dass die Marke die ihr zugehörigen Produkte zu einem Ensemble zusammenfügt, verleiht sie selbst „jungen“ Repräsentanten anhand deren Teilhabe an der Biographie des Kollektivs eine historische Dimension, aus der sich eine im Bereich des Ideellen liegende Unverkennbarkeit ableiten lässt, die gegenüber Konkurrenzangeboten als Abgrenzungsmöglichkeit dienen kann und sich nicht zuletzt dem potentiellen Kunden gegenüber als Orientierung schaffendes Prinzip versteht.

Ein weiterer Ansatz, der die Marke als Orientierung gebende Einheit versteht, ist derjenige der „Markenidentität“, von der wir sehen werden, dass er nicht nur dem Begriff nach Parallelen zu der Identitätskonzeption Eriksons aufweist; einer ersten derartigen Übereinstimmung begegnen wir vielmehr bereits bei einem der beiden Wege, die gemäß der Markenidentität problematisierenden Darstellungen zu ebendieser führen können. So schreibt die markenbezogene Theoriebildung – wie dies auch im Rahmen der Erikson'schen Entwick-

²³⁸ Karmasin (1998), S. 484.

²³⁹ vgl. Meffert (2000), S. 346ff.

²⁴⁰ Domizlaff (1982), S. 361.

lungstheorie geschieht – der Biographie der im Brennpunkt befindlichen Entität eine für die Identitätsbildung tragende Rolle zu; wenn Erikson dementsprechend menschliches Wachstum beschreibt und festhält, die sich allmählich bildende Identität stelle eine Vereinigung sämtlicher bedeutsamer Identifizierungen der jeweiligen Person dar, da sie aus diesen „ein einzigartiges und entsprechend zusammenhängendes Ganzes“ mache,²⁴¹ dann trifft dies auf eine auf das Phänomen der Marke bezogene Angabe Mefferts, die ebenfalls die über den bisherigen Entwicklungsverlauf verstreuten, wesentlichen Augenblicke als für die Identitätsbildung ausschlaggebend führt. Konkret hält Meffert fest, „eine starke Markenidentität ist letztlich nur über einen längeren Zeitraum durch eine Vielzahl einzelner identitätsprägender Eindrücke und Erlebnisse zu erreichen,“²⁴² womit er eine Formulierung nutzt, welche die an sich so grundsätzliche Differenz zu Eriksons Schilderung weitgehend außer Kraft zu setzen scheint. Neben der hohen Relevanz der biographischen Eckpfeiler ist allerdings noch ein zweiter Faktor für die Identität einer Marke entscheidend, zumal dieser einen Weg zur Begründung von Markenidentität verkörpert, der als in das Konzept der Marke selbst eingebettet auftritt; wieder ist es der Tatbestand des Ensemblecharakters der Marke, der hier den springenden Punkt darstellt. Denn angesichts der Lokalisierbarkeit eines jeden Einzelprodukts innerhalb des geordneten Gefüges der Marke kommen diese gerade im Wechselbezug aufeinander und in Gegenlage zueinander zu ihrer spezifischen Bedeutung; obgleich es somit die Produkte selbst sind, welche die Existenzgrundlage der Marke ausmachen, erweisen sie sich gleichzeitig als auf das Kollektiv angewiesen, da sie nur auf dieser Grundlage eine jenseits ihres Nutzwerts liegende Dimension erlangen können. Ein sogar mehrschichtiges Prinzip der Relationalität ist darüber hinaus auch dann wirksam, wenn sich potentielle Käufer mit der Marke auseinandersetzen, mit den ihr zugehörigen Produkten konkrete Erfahrungen sammeln, und dem jeweiligen Hersteller in weiterer Folge Informationen über eventuelle Verbesserungsmöglichkeiten zukommen lassen. Während alleine schon der Erwerb eines Markenprodukts dessen weiteren Entwicklungsweg beeinflusst, indem er die bestehende Identität der Marke auf passive Weise bestärkt, lässt sich die Möglichkeit der Mitbestimmung über künftige Modifikationen als eine aktive Form der Mitgestaltung ansehen; beide dieser Mechanismen machen die Gruppe der Konsumenten zu einem die zentralen Prinzip innerhalb der Gesamtkonstellation, aus der Markenidentität hervorzugehen vermag. Es ist folglich die Summe dieser Verhältnisse, die unter anderem Helmut Schneider in die Lage versetzt zu konstatieren, nicht nur für den Menschen, sondern ebenso für die Marke und ihre Entwicklung gelte, dass „Wechselseitigkeit das erste

²⁴¹ vgl. Erikson (1980), S. 165.

²⁴² Meffert (2000), 879.

konstitutive Identitätsmerkmal,“ sei, da sie als Grundlage zur Herausbildung „identitätsstiftender Merkmale“ diene.²⁴³ Wir wollen uns allerdings zunächst derjenigen Ausprägung der Relationalität zuwenden, die innerhalb des Markenkollektivs selbst zwischen den einzelnen Produkten greifbar wird. Kapferer erachtet die wechselseitige Bezugnahme zwischen den in das Ensemble der Marke eingeschlossenen Produkten insofern als Ausgangsbasis für die Identität der Einheit, als er festhält, „das Produkt ist die wichtigste Identitätsquelle der Marke. Durch die Auswahl von Produkten oder Dienstleistungen zeigt die Marke ihr Konzept und ihre Einzigartigkeit.“²⁴⁴ Auffällig hieran ist, dass Kapferer explizit die Singularität der Markenidentität herausstreicht, welche seiner Darstellung zufolge durch die Zusammenführung der einzelnen Produkte zur Einheit der Marke zustande kommt; damit entsprechen seine Ausführungen auch denen Eriksons, welche ihrerseits ebenfalls die Unverkennbarkeit einer jeden – allerdings menschlichen – Identität betonen.²⁴⁵ Da wir die Überlegung, Eriksons Identitätskonzept sei als der „Moderne“ verhaftet zu verstehen,²⁴⁶ bereits ausführlich problematisiert haben,²⁴⁷ ist es interessant festzustellen, dass Kapferer seinerseits zu einer vergleichbaren Einschätzung gelangt; freilich dient ihm dabei ein Identitätsverständnis als Grundlage, das sich nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf Markenprodukte anwenden lässt. In einem ersten Schritt bezeichnet Kapferer die auf der Basis beständiger relationaler Verhältnisse entstandene Identität als „ein modernes Konzept“,²⁴⁸ um infolge festzuhalten, es könne einer Marke mitunter – gewissermaßen unter postmodernen Bedingungen – schwer fallen, sich „abzugrenzen und ihre Identität sinnvoll herauszuarbeiten.“ Unbedingt zu vermeiden sei in jedem Fall, dass eine Diversifikation eintrete, welche den Eindruck erwecke, die Produkte gehörten nicht länger zusammen; ein derartiges „Patchworkimage“ mache nämlich „die Marke zum Chamäleon, d.h. sie verliert ihre besondere Identität.“²⁴⁹ Obgleich Kapferer die Probleme, die bei einer versuchten Eingliederung eines „modernen“ Identitätsbegriffs in eine „postmoderne“ Denk- und Wahrnehmungsweise schlagend werden, nicht weiter herausarbeitet, berührt er doch einen zentralen Punkt auch unserer Arbeit, zumal wir die sich hier offenbarende Differenz zwischen zwei gegensätzlichen Erkenntnisformen zum Anlass nehmen, zwei „Wahrnehmungsraster“ vorzuschlagen, deren erstes einem ganzheitlichen Identitätsverständnis sehr wohl den benötigten Vorstellungsraum zugesteht, während das zweite dazu ten-

²⁴³ Schneider (2004), S. 141.

²⁴⁴ Kapferer (1992), S. 69.

²⁴⁵ vgl. etwa Erikson (1966), S. 83.

²⁴⁶ vgl. Keupp (1999), S. 30.

²⁴⁷ vgl. das dritte Kapitel dieser Arbeit.

²⁴⁸ vgl. Kapferer (1992), S. 44; [„Die Identität – ein modernes Konzept“ Überschrift].

²⁴⁹ ebd.

diert, Entfremdungs- und Fragmentierungstendenzen als diesbezügliche Hindernisse vorzusehen. Kapferers Überlegungen sind allerdings insofern nicht frei von Widersprüchen, als er an anderer Stelle und wohl unbedachter Weise unkommentiert auf einen Gedanken zurückgreift, den er eigentlich als Konsequenz zum oben Wiedergegebenen ebenfalls der „Moderne“ zuweisen müsste; so gibt er an, die Frage nach der Identität sei im Grunde stets diejenige nach dem „wahren Ich“,²⁵⁰ und rekurriert damit auf ein Wirklichkeitsverständnis, das sich einer „postmodernen“ Pluralität der Bezugssysteme und Wahrheitsinstanzen noch nicht gestellt haben dürfte. Während der Topos des „wahren Ich“ sich in allgemeiner Form auf menschliche Rahmenbedingungen bezieht, bezieht sich Kapferer im Weiteren direkt auf die Ausführungen Eriksons; so verdeutlicht er den Umstand, dass er um die Herkunft des Topos der Identität weiß, anhand der etwas lapidaren Bemerkung, „übrigens spricht man auch in der Jugendpsychologie von ‚Identitätskrise‘.“²⁵¹ Um uns nun aber wieder dezidiert der markenbezogenen Identität zuzuwenden, halten wir fest, dass nicht nur Kapferer, sondern unter anderem auch Carsten Ackermann es für unabdingbar halten, im Umgang mit Markenidentität alles zu tun, um eine Entwicklungskrise zu vermeiden; Ackermann konstatiert, es sei Aufgabe des für die jeweilige Marke verantwortlichen Herstellers, niemals „die Identität und den Wiedererkennungswert der Marke aufs Spiel“ zu setzen.²⁵² Am Rande wollen wir hierzu bemerken, dass Ackermanns Feststellung seinen Identitätsbegriff implizit dahingehend bestimmt, nicht nur den Aspekt der Selbigkeit, sondern auch denjenigen der Selbstheit mit einschließen,²⁵³ da es offenkundig qualitative Merkmale sind, welche gemäß der Darstellung Ackermanns die Distinktion einer Marke ausmachen; in dieser Hinsicht befinden sich Ackermanns Ausführungen denn auch im Einklang mit denjenigen Eriksons, die unter freilich anderen Vorzeichen ebenfalls von einem Identitätsverständnis ausgehen, welches Einzigartigkeit als einen wesentlichen Teilaspekt ansieht. Die Frage, welche Entgegnung Ackermann bereithielte, konfrontierte man ihn mit der Überlegung Eriksons, die Identität erweise „sich dort am stärksten [...], wo sie mit sich selbst Risiken eingehen kann“,“²⁵⁴ muss an dieser Stelle zwar unbeantwortet bleiben; da wir jedoch im folgenden Kapitel dieser Arbeit nicht zuletzt am Beispiel Apples sehen werden, dass sich die Identität einer Marke gerade auch aus dem biographischen Vorhandensein dramatischer Entwicklungskrisen speisen kann, gehen wir davon aus, dass Eriksons Behauptung durchaus auch jenseits ihres ursprünglichen, menschliche Verhältnisse erfassenden

²⁵⁰ ebd., S. 40.

²⁵¹ ebd.

²⁵² Ackermann (2004), S. 82.

²⁵³ Wir nutzen hier die Begriffe Ricoeurs; vgl. Ricoeur (1996), S. 144.

²⁵⁴ Erikson (1966), S. 83.

Geltungsbereichs eine gewisse Aussagekraft zukommt. Wir gelangen nun zu dem zweiten, bereits kurz berührten Aspekt der Relationalität, aus dem heraus eine Marke zu einer eigenständigen Identität gelangt; dieser findet beispielsweise seitens Mefferts Behandlung, welcher unter „Markenidentität“ nicht nur die „Summe aller Merkmale einer Marke“ versteht,²⁵⁵ sondern vielmehr zusätzlich herausstreicht, selbige entstehe „erst durch die wechselseitige Beziehung zwischen internen und externen Zielgruppen einer Marke.“²⁵⁶ Hier ist es die Interaktion zwischen dem Hersteller und Eigentümer einer Marke auf der einen und den Konsumenten auf der anderen Seite, die ein Beziehungsverhältnis konstituiert, das je nach der Anzahl der betroffenen Einzelprodukte durchaus facettenreich ausfallen kann; die Verankerung der Marke in das durch den Menschen begründete Umfeld gleicht dabei im Wesentlichen derjenigen, die wir bereits im Rahmen der unsererseits dargestellten Einbettung für sich alleine stehender Produkte vorgefunden haben. Die Grundidee der allmählichen Eingliederung einer unbelebten Entität in die menschliche Gesellschaft und damit die Annahme eines schrittweise erfolgenden Wachstums im Sinne einer Erweiterung des relationalen Radius’ bleiben folglich ebenso gewahrt wie die unmittelbare Basis dieser Überlegungen, nach welcher all dies im Kern über den Anstieg der Käuferzahl geschieht; der Umstand, dass eine Marke aufgrund ihrer Erstreckung über zahlreiche ihr zugehörige Erzeugnisse ein vergleichsweise komplexeres Objekt darstellt als ein Einzelprodukt, erfordert lediglich einige konzeptionelle Erweiterungen. Denn sofern sie erst einmal erfolgreich herausgebildet werden konnte, wird die Identität einer Marke zu einem Katalysator für die weitere Integration der von ihr abgedeckten Erzeugnisse in das durch den Menschen gestellte Umfeld; tatsächlich steht sie im Zentrum eines Kreislaufs, der bei hinreichendem Absatz der Produkte die Form einer Aufwärtsspirale annehmen kann. Während die Erzeugnisse als Träger und Repräsentanten der Marke auftreten, stärkt der Tatbestand ihrer Teilhabe an dem sie bestimmenden Ensemble zugleich die kollektive Identität, da jeder Produkterwerb eine Auseinandersetzung des Käufers mit dem Markenensemble beinhaltet; die somit fortwährend bekräftigte gemeinsame Identität untermauert im Gegenzug wiederum die Unverkennbarkeit der Produkte, wodurch deren Attraktivität eine weitere Steigerung erfährt. Meffert fasst das Resultat dieses Wirkkreises dahingehend zusammen, Marken, welche eine „klare, in sich gefestigte Identität“ aufwiesen, seien in der Lage, „dauerhaft Kunden an sich binden und somit Markentreue erreichen;“ er fügt dem hinzu, unter diesen Voraussetzungen könne die „Beziehung der Kunden zur Marke [...] gefestigt werden.“²⁵⁷

²⁵⁵ vgl. Meffert (2000), S. 878.

²⁵⁶ ebd., S. 879.

²⁵⁷ Meffert (2000), S. 878.

Hierzu wollen wir einerseits festhalten, dass das seitens Mefferts aufgegriffene Bild einer gefestigten Identität ebenso gut den Ausführungen Eriksons entstammen könnte, zumal dieser beispielsweise eine „festbegründete Identität“²⁵⁸ annimmt, welche selbst schwerwiegende Krisensituationen zu überdauern vermag; andererseits streichen wir heraus, dass Meffert die Einbindung der Marke in das gesellschaftliche Umfeld mit Formulierungen umschreibt, die zweifellos der Domäne des Menschen entnommen sind. Zunächst setzt hier alleine schon der Begriff der „Beziehung“ voraus, dass sich selbige auf der Basis zweier oder mehrerer Partner realisiert, wobei sich diese wiederum durch ein gewisses Mindestausmaß an Eigenaktivität auszeichnen; insofern als Mefferts Darstellung einer Marke das dafür nötige Ausmaß an Lebendigkeit verleiht, lässt sie sich als, wenn nicht „vermenschlichend“, so doch zumindest animistisch ansehen. Weiters ist der seitens Mefferts aufgegriffene Topos der Treue einer, der nicht zuletzt auch in den Ausführungen Eriksons auf einen hohen – jedoch klar dem Menschen zugewiesenen – Wert verweist; Erikson, der Treue als „die Fähigkeit, freiwillig eingegangene Verpflichtungen trotz der unvermeidlichen Widersprüche von Wertsystemen aufrechtzuerhalten,“²⁵⁹ definiert, führt sie tatsächlich als eine von acht im Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung zentralen Tugenden²⁶⁰ und bezeichnet sie als „Eckstein der Identität“.²⁶¹ Dass sich nicht wenige Markentheoretiker die von Meffert berührten Themen zu Nutze machen, um die erfolgreiche Eingliederung der Erzeugnisse einer Marke aufzuschlüsseln, verdeutlichen die Überlegungen Hellmanns in einer sehr konkreten Weise; Hellmann konstatiert, es seien gerade in der jüngeren Vergangenheit mit Schlagworten wie „Individual Marketing, New Marketing, Mikromarketing, Erlebnismarketing, Beziehungsmarketing, Dialog-Marketing, Zielmarketing, Event-Marketing, Direkt-Marketing, One-to-One-Marketing, Target Marketing oder [...] Kommunikationsmarketing“ vermehrt Konzepte zur Steigerung des Absatzes aufgetaucht, „die allesamt die Aspekte ‚Kommunikation‘, ‚Dialog‘ und ‚Beziehung‘ einer Marke mit dem Verbraucher in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit stellen.“²⁶² Doch nicht nur der Umstand, dass derartige Ansätze Darstellungsstrategien hervorbringen, welche die unbelebte Entität der Marke zu einem Beziehungs- und Kommunikationspartner des Menschen machen, zeugt von einem ihnen eigenen Bestreben, eine große assoziative Nähe zwischen dem Menschen und der Objektwelt einzufordern; die Ausführungen Helmut Schneiders gehen vielmehr gar einen Schritt weiter, indem sie eine faktische Gleichstellung von Mensch

²⁵⁸ Erikson (1966), S. 87.

²⁵⁹ ebd., S. 113.

²⁶⁰ vgl. ebd., S. 103.

²⁶¹ ebd., S. 113.

²⁶² Hellmann (2003), S. 104.

und Marke vollziehen. Schneider geht von der Überlegung aus, bestimmten Öffentlichkeitspersonen komme insofern der Charakter einer Marke zu, als sie sich in ähnlicher Weise zu Erfolg führen ließen wie dies bei einer Produktgruppe oder einem Dienstleistungsensemble der Fall sei; er gibt an, speziell Politikern komme ein eigentümlicher „Markenstatus“ zu, wobei der Grad der aktuellen Bekanntheit für den Gehalt und die Durchschlagskraft der Mensch gewordenen Marke entscheidend sei.²⁶³ Im Weiteren umreißt Schneider eine Methode, den besagten Individuen eine „identitätsorientierte Markenführung“ zuteil werden zu lassen, als deren Ziel er den „Aufbau von Vertrauen“ gegenüber der speziellen menschlichen Marke ansieht.²⁶⁴ Als Begründung für seine Verwendung des Identitätsbegriffs gibt Schneider an, der Zweck seiner Ausführungen liege darin, Vertrauensgewinn zu ermöglichen, und „Vertrauen in einen Menschen setzt dessen Identität voraus.“²⁶⁵ Nun liegt es uns fern, im Rahmen dieser Arbeit auch nur ansatzweise die Legitimität der Vorgehensweise Schneiders nach moralischen Gesichtspunkten zu hinterfragen oder gar einer Bewertung zu unterziehen; im Brennpunkt unserer Aufmerksamkeit steht vielmehr das Faktum der sehr weitgehend vollzogenen assoziativen Gleichstellung von Mensch und Marke selbst, die wir innerhalb des Gedankengangs Schneiders als evident erachten. Als besonders bemerkenswert sehen wir an, dass diese Annäherung sogar im Falle der Schneider'schen Überlegungen vor dem Hintergrund der Ausführungen Eriksons stattfindet; denn auch Schneider recurriert auf selbige und weist auf die Orientierung gebende Funktion und die relative zeitliche Stabilität der im Sinne Eriksons verstandenen Identität explizit hin.²⁶⁶

Während sich an den Ausführungen Schneiders eine Form der Verdinglichung festmachen lässt, da sie von einer Tendenz durchzogen sind, Personen zu instrumentalisieren, und damit der ersten der sieben Nussbaum'schen Verdinglichungsmöglichkeiten entsprechen, treffen wir innerhalb der Überlegungen anderer Theoretiker der Markenproblematik auf zahlreiche Darstellungen, welche die menschliche und die Objektwelt unter umgekehrten Vorzeichen einer Annäherung zuführen, sodass nicht der Mensch zur Marke, sondern die Marke „vermenschlicht“ wird. Besonders häufig ist in diesem Zusammenhang von der „Persönlichkeit“ einer Marke die Rede; ebenfalls nicht selten sind Konstellationen, welche die Marke einer Persönlichkeit gleichsetzen. Die Behauptung Kapferers, „die Marke ist eine ‚Persönlichkeit‘ und hat ihren eigenen Charakter,“²⁶⁷ ist demnach ebenso als lediglich einer vieler derar-

²⁶³ vgl. Schneider (2004), S. 19.

²⁶⁴ vgl. ebd., S. 138.

²⁶⁵ ebd., S. 139.

²⁶⁶ vgl. ebd.

²⁶⁷ Kapferer (1992), S. 51.

tiger Fälle zu sehen wie die Feststellung Karmasins, Marken seien „nicht nur mit einer Persönlichkeit vergleichbar, sondern sind unmittelbar eine ‚Markenpersönlichkeit‘. Man identifiziert sich mit ihnen so, wie man sich mit realen Personen identifizieren würde.“²⁶⁸ Dass der Begriff der Identifizierung auch im Rahmen der Angabe Karmasins seine Anleihen an den diesbezüglichen Überlegungen Freuds und seine Verwandtschaft zur entsprechenden begrifflichen Fassung Eriksons nicht leugnet, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es ist nun schlicht die schiere Masse derartiger, die Marke zur Persönlichkeit erklärender Ansätze, welche Hellmann dazu veranlasst festzuhalten, diese veranschaulichten ein „Markenverständnis, das eindeutig den größten Raum einnimmt und damit der Bedeutung eines ‚Paradigmas‘ am nächsten kommt.“²⁶⁹ Aufgrund des hohen Detailreichtums der Ausführungen Hellmanns zu dem sich hier eröffnenden Problembereich und der großen Anzahl der in sie eingebundenen Quelltexte sehen wir davon ab, diese im Rahmen dieser Arbeit in umfangreicher Form wiederzugeben; sehr wohl möchten wir an dieser Stelle jedoch ausdrücklich auf diese verweisen.²⁷⁰ Eine Beschreibung des Phänomens der Marke, die sich einer mit dem „Persönlichkeitsparadigma“ verwandten Darstellungsform bedient, formuliert Heribert Meffert anhand der Angabe, einer Marke lasse sich unter anderem „als Person“ oder „als Organisation“ beschreiben, womit er in beiden Fällen eine Gleichsetzung markenspezifischer und menschlicher Verhältnisse vornimmt; allerdings führt Meffert diesen Ansatz in einer weniger ergiebigen Form weiter als andere Autoren. Wir wollen uns nun aber auf solche Schilderungen konzentrieren, die sich deutlicher abseits des Topos der „Persönlichkeit“ einer Marke bewegen, und versuchen, anhand der Ausführungen gleich mehrerer Theoretiker den idealtypischen „Werdegang“ einer Marke nachzeichnen. Denn zum einen sind sowohl Überlegungen, welche der Marke ein „Eigenleben“ zuschreiben, als auch solche, die von einem als „Wachstum“ verstandenen Entwicklungsverlauf zu zeugen behaupten, überaus häufig anzutreffen; zum anderen wird anhand des Bündels der so versammelten, nicht selten dezidiert animistischen Bilder, Vergleiche und Darstellungen eine der Marke zugehörige „Biographie“ sichtbar, die ihrerseits mit der Individualgeschichte eines Menschen in Punkten Übereinstimmungen aufweist, die über die rein begriffliche Ebene hinausgehen. Angesichts unserer Ankündigung, dass sich der „Werdegang“ der Marke in mancherlei Hinsicht an demjenigen des Menschen orientiert, verwundert es wohl nur wenig, wenn an seinem Anfang eine Art der „Geburt“ oder der „Zeugung“ steht; besonders trefflich veranschaulicht wird dieser Umstand seitens Hellmanns, der sich von der

²⁶⁸ Karmasin (1998), S. 484.

²⁶⁹ Hellmann (2003), S. 82.

²⁷⁰ Hellmann behandelt das „Paradigma“ der als Persönlichkeit beschriebenen Marke in (2003), S. 77-88.

diesbezüglichen Darstellungsform der Marke überrascht zeigt, was nicht zuletzt an der Deutlichkeit liegt, mit der sie am Menschen ausgerichtete Beschreibungsformen auf die besagte unbelebte Entität überträgt. Hellmann gibt an, es seien zumeist die Schöpfer einer Marke, welche die Beziehung zu ihrer Kreation als eine höchst besondere skizzierten; „mitunter meint man sogar, zwischen Markengründer und Marke bestünde eine Art von Vater/Kind-Verhältnis: Nach der Zeugung hauchte er ihr (s)eine Seele ein und gab der Marke die Kraft zum Leben, um schließlich noch selbst in ihr fortzuleben.“²⁷¹ Als Exempel führt Hellmann die Reden und Ausführungen einiger Firmengründer und Geschäftsführer an, und bezeichnet sie als angesichts ihrer Überschwänglichkeit als nur wenig „nüchtern“.²⁷² Hans Domizlaff versteht sich zwar nicht als Inhaber einer Marke, sondern als einer ihrer Theoretiker, bestätigt aber den Eindruck Hellmann anhand seiner animistisch angehauchten Beobachtung, das „Markengebilde“ bestehe aus einem „festen Gewebe“ und beginne „bereits in der Geburtsstunde [,] seinem Schöpfer gegenüber Selbstständigkeit zu beanspruchen.“²⁷³ Die hier evident werdende Behauptung der Eigenständigkeit einer Marke gegenüber ihrem menschlichen Gegenüber ist insofern von gesteigertem Interesse, als an ihr eine Umkehrung der zweiten, seitens Nussbaums konzipierten Möglichkeit der Verdinglichung einer Person greifbar wird; da ebendiese darin besteht, die Autonomie eines Individuums zu leugnen, ließe sich Domizlaffs Postulat der „Selbstständigkeit“ einer Marke als ihr Gegenstück ansehen, zumal die fragliche Formulierung ein unbelebtes Objekt dem Menschen angleicht und damit als ein „vermenschlichendes“ Bild konstituiert. In weiterer Folge setzt Domizlaff seine an die Existenzbedingungen eines Lebewesens angelehnte Charakterisierung der Marke dahingehend fort, dass er den gewissermaßen soeben erst auf die Welt gekommenen, gegenständlich werdenden Säugling als mit einem gewaltigen Hunger ausgestattet beschreibt; so führt er aus, Markenideen begönnen, sofern sie „überhaupt zu einem Eigenleben erwachen [,] ihre Nahrung zu fordern.“²⁷⁴ Obgleich er davon absieht, über etwaige korrekte Fütterungszeiten Auskunft zu geben, hält Domizlaff an anderer Stelle fest, mitunter müsse eine Marke besonders behutsam behandelt werden, wenn sie „aufmerksame Pflege“ oder eine „notwendige Verteidigung“ ihrer Geschichte erfordere;²⁷⁵ eine hiermit vergleichbare Darstellung haben wir bereits im Kontext der Konzeption des Produktlebenszyklusses angetroffen, wo „leistungsschwachen Produkten“

²⁷¹ Hellmann (2003), S. 37.

²⁷² vgl. ebd., S. 38.

²⁷³ Domizlaff (1982), S. 211.

²⁷⁴ ebd., S. 217.

²⁷⁵ ebd., S. 234.

eine spezielle Pflegebedürftigkeit zuerkannt wurde.²⁷⁶ Im Allgemeinen aber sollte das sozusagen neugeborene Produkt als eine von „Lebenskraft“²⁷⁷ regelrecht strotzende Entität nur zu gerne Bereitschaft zeigen, den Beweis dafür anzutreten, dass „Marken [...] ‚lebendige‘ Wesen [sind],“²⁷⁸ und sich aufmachen, seine ersten Wachstumsschritte zu setzen. Das Postulat des „Wachstums“ einer Marke wird in den Ausführungen Domizlaffs dadurch zum Gegenstand, dass dieser von Vorstellungen wie derjenigen eines „natürlichen Wachstum eines Markenartikels“²⁷⁹ ausgeht, sodass entsprechend der resultierenden Darstellung eine „lebensfähige Marke“ immer auch eine „wachstumsfähige“ verkörpert.²⁸⁰ Er führt diesen Gedanken dergestalt aus, im Rahmen der „Entstehung einer natürlichen Marke“²⁸¹ stelle man häufig fest, dass selbige eine kraftvolle Form der Eigenaktivität aufweise, da „eine echte Marke [...] schon ganz von allein energische Wachstumstrieb“ zeige; in diesem Punkt sei die Marke denn auch dem Menschen überaus ähnlich, überhaupt werde man „niemals fehlgehen, wenn man Marken mit Pflanzen oder sogar Menschen vergleicht.“²⁸² Denn wie beim Menschen gelte auch bei der Marke, dass ihr vollständiger Entwicklungsweg ein langer sei und einen hohen Kraftaufwand erfordere; zur Erreichung der Wachstumsziele sei folglich eine beständige, umfangreiche Eigenleistung seitens der Marke nötig, da selbige im Gegensatz zum Menschen niemals Fleiß lediglich vortäuschen könne. Als Begründung für die Negierung der einer Marke zugeordneten Legitimation, eine unlautere Arbeitseinstellung an den Tag zu legen, führt Domizlaff bemerkenswerter Weise moralische Gründe ins Treffen; er konstatiert, „ein Mensch kann zwar einige Zeit erfolgreich betrügen, eine Marke kann es nicht. Ohne die ethische Konkurrenzfähigkeit und Fabrikationstreue wird sich niemals eine Marke auf dem Markt freier Wirtschaft haben können.“²⁸³ Die Leistungsbereitschaft und damit verbunden die Durchsetzungsfähigkeit einer Marke müssten dementsprechend als absolut wesentliche Eigenschaften derselben angesehen werden, da sie darüber entschieden, „ob eine Marke inmitten einer streitbaren Konkurrenz längere Zeit lebt und wächst.“²⁸⁴ Wir wollen an der obigen Domizlaff’schen Skizzierung der Parameter des Wachstums einer Marke nun einige Momente herausstellen, an denen das assoziative Zusammenrücken der menschlichen Welt und derjenigen der Marke, welche an sich eine unbelebte Entität verkörpert, außerordentlich transparent wird; zu diesem Zweck

²⁷⁶ vgl. Kotler (1999), S. 588.

²⁷⁷ Domizlaff (1982), S. 211.

²⁷⁸ Karmasin (1998), S. 484.

²⁷⁹ Domizlaff (1982), S. 213.

²⁸⁰ ebd., S. 227.

²⁸¹ ebd., S. 233.

²⁸² ebd., S. 213.

²⁸³ ebd., S. 233.

²⁸⁴ ebd., S. 232.

werden wir erneut die Ausführungen Eriksons als Referenz heranziehen, da uns diese als Beispiel für eine zur Erfassung des Menschen konzipierte Darstellungstechnik dienen können. Zunächst kommt freilich bereits der zur Beschreibung der marktspezifischen Veränderungen einer Marke fungierenden Verwendung des Wachstumsbegriffs eine Qualität zu, die als latent animistisch einzustufen ist; denn einerseits gibt diese vor, von einem weitgehend organisch ablaufenden Geschehen zu zeugen, andererseits suggeriert sie anhand des implizit postulierten, der Marke notwendig innewohnenden Selbstentfaltungspotentials das Vorliegen einer zielgerichteten Eigenaktivität. Stellen wir nun der Domizlaff'schen Verwendungsform des Wachstumsbegriffs die in den Ausführungen Eriksons gebräuchliche gegenüber, so bietet sich uns gleich mehrfach Gelegenheit, aus dem Vergleich hervorgehende Parallelen festzumachen; dies ist primär dem Umstand zu verdanken, dass Eriksons begriffliche Fassung nicht ausschließlich einen dem Menschen eigenen, körperlichen Entwicklungsablauf²⁸⁵ zu erfassen sucht, sondern ebenso und im Besonderen die Facetten eines annähernd lebenslangen, seelisch-geistigen Wandlungsverlaufs abdeckt.²⁸⁶ Letztere Bereiche sind denn auch für unsere Gegenüberstellung ausschlaggebend, da im Zentrum des ihnen zugehörigen Wachstumskonzepts das Bild einer allmählichen Vergrößerung des lebensweltlichen Bezugssystems steht, welches in der Annahme eines „sich erweiternden Radius“ hinsichtlich der Integration des Einzelnen in sein soziales Umfeld Niederschlag findet, wobei zu Letzterem ein Verhältnis besteht, das als „Wechselspiel“ beschrieben werden kann.²⁸⁷ Inwieweit sich dieses Wachstumsprinzip, das eine Steigerung des Grades der Integration in die menschliche Gesellschaft zur Grundlage hat, auch als Teil der Theorie des Produktlebenszyklusses ansehen lässt, haben wir bereits problematisiert,²⁸⁸ tatsächlich trifft Ähnliches auf die Überlegungen Domizlaffs zum Wachstum einer Marke zu, da diese ebenfalls von einer voranschreitenden Eingliederung in das durch den Menschen gestellte Umfeld als wesentlichem Kriterium ausgehen. Von gesteigertem Interesse ist, dass Domizlaff in diesem Kontext mehrfach angibt, man könne im Normalfall mit einem „natürlichen“ Markenwachstum rechnen; denn während bereits die prinzipielle Verwendung des Wachstumsbegriffs die Behauptung eines gewissen Ausmaßes an menschenähnlichem, auf das Vorliegen von Selbstständigkeit verweisendem Eigenleben umfasst, verstärkt die Konnotation, der fragliche Entwicklungsprozess laufe gemäß eines in

²⁸⁵ vgl. Erikson (1980), S. 94.

²⁸⁶ vgl. Erikson (1953); schon der Titel dieser Schrift verdeutlicht die Absicht Eriksons, persönlichkeitsbezogene Veränderungen als „Wachstum“ auffassen zu wollen.

²⁸⁷ vgl. Erikson (1980), S. 93.

²⁸⁸ Im Zusammenhang mit Einzelprodukten schien die Zunahme an selbigen „adoptierenden“ Individuen als für ihr Wachstum ausschlaggebendes Kriterium auf; vgl. den vorhergehenden Abschnitt dieser Arbeit.

der Natur der jeweiligen Entität liegenden Planes ab, eben dieses Postulat noch zusätzlich. Die Vorstellung eines idealtypischen, einem Plan der Natur entsprechenden Wachstums ist insofern auch ein integraler Bestandteil der Überlegungen Eriksons, als dieser von der „Weisheit des Grundplanes“ spricht, welche das Individuum dazu veranlasse, zur rechten Zeit die für die weitere Persönlichkeitsentwicklung maßgeblichen Entwicklungsschritte zu setzen und die mit diesen korrespondierenden Interessenschwerpunkte zu entwickeln;²⁸⁹ dass Erikson ein Konzept vorschwebt, das im Kern die Annahme eines als Selbstentfaltung angelegten Wachstums enthält, wird etwa an seiner Feststellung erkenntlich, es sei im Regelfall ausreichend, einen Menschen innerhalb einer hinreichend verantwortungsvollen Gesellschaft schlicht „leben zu lassen,“ da schließlich „der Wachstumsplan [...] schon vorhanden“ sei.²⁹⁰ Der Gedanke des natürlichen Voranschreitens eines weitgehend eigenständig ablaufenden Entwicklungsprozesses, der als allmähliche Erweiterung des lebensweltlichen Radius' beziehungsweise als Anstieg der gesellschaftlicher Integration der betreffenden Entität gefasst ist, findet sich somit sowohl in Eriksons auf den Menschen ausgerichteten Theorien als auch in Domizlaffs Betrachtungen des Phänomens der Marke; das sich anhand diesen Punkts bereits abzeichnende assoziative Zusammenrücken der menschlichen Welt und der markenbezogenen „Existenzbedingungen“ erfährt in den Erörterungen Domizlaffs allerdings noch eine weitere Steigerung. Selbige liegt darin, dass Domizlaff einen Vergleich zwischen Mensch und Marke vornimmt, bei welchem Letztere auffälliger Weise eine strengere moralische Behandlung erfährt als sie dem Menschen zuteil wird; denn nicht nur tritt die Marke im Rahmen der oben angeführten Darstellung als von Eigenleben erfüllt in Erscheinung, vielmehr hat sie sich darüber hinaus über ihre auf dieser Grundlage erbrachten Leistungen nach Gesichtspunkten zu rechtfertigen, die gemeinhin lediglich im Zuge einer gewissenhaften Beurteilung menschlicher Handlungen Relevanz besitzen. Angesichts der Domizlaff'schen moralischen Strenge wirken die Ausführungen Eriksons in ethischen Fragen als von Zurückhaltung geprägt, obgleich Erikson sehr wohl vereinzelt ethische Problemzonen berührt; in erster Linie arbeitet dieser dann mit moralischen Prinzipien, wenn er im Zuge der Problematisierung der Generationenabfolge die jeweils älteren Menschen in die Pflicht nimmt, im Wissen um ihre Verantwortung den Jüngeren gegenüber eine Vorbildfunktion einzunehmen und adäquate Rollenbilder zur Verfügung zu stellen, die sich auch künftig als ausreichend tragfähig erweisen werden. Erikson hält hierzu unter anderem fest, man vergesse nur zu leicht, „daß die Identitätsbildung, die in der Jugendzeit ‚kritisch‘ wird, in Wirklichkeit ein Generationenproblem ist;“

²⁸⁹ Erikson (1953), S. 42.

²⁹⁰ Erikson (1973), S. 122.

zu beachten sei dabei vor allem die Einhaltung der „Verantwortung seitens der älteren Generation [...], die kraftvollen Ideale zur Verfügung zu stellen, die der Identitätsbildung in der nächsten Generation vorhergehen müssen.“²⁹¹ Wir wollen uns nun fragen, in welchem Licht die Übertragung einer am Menschen ausgerichteten Moral auf die Ebene der Marke vor dem Hintergrund der Überlegungen Nussbaums erscheint. Der unsererseits bereits aufgeworfene Punkt, dass sich das Postulat der Lebendigkeit der Marke als Umkehrung des zweiten Nussbaum'schen Verdinglichungsprinzips ansehen lässt, erfährt im Zuge einer markenbezogenen Problematisierung moralischer Fragen insofern eine Aktualisierung, als die Marke zunächst als befähigt hingestellt werden muss, aus eigener Kraft heraus Handlungen zu setzen, um erst auf dieser Basis in den Bereich der Ethik vordringen zu können; dementsprechend muss zunächst – als Gegenstück zu der verdinglichenden Leugnung der Autonomie eines Menschen – die eigenmächtige Leistungsfähigkeit einer Marke behauptet werden, bevor sich in weiterer Folge moralische Probleme in Angriff nehmen lassen. Die Ausführungen Nussbaums legen zudem noch weitere, einst am Menschen ausgerichtete und auf die Marke verlagerte Beschreibungsstrategien offen; so weist das Postulat einer markenbezogenen Selbstständigkeit auch einen Zug auf, der als Gegenelement zu dem dritten Nussbaum'schen Verdinglichungsaspekt gesehen werden können, da Letzterer die unangemessene Behauptung einer „Trägheit“ zum Inhalt hat und sich gegen die Vorstellung eines Vorliegens individuellen Entwicklungs- und Handlungspotentials verwehrt. Ferner, und um nunmehr zu dem Problem der moralischen Bewertung der „Eigenaktivität“ einer Marke vorzudringen, verkörpert das siebte Verdinglichungsprinzip Nussbaums, welches die Leugnung menschlicher Subjektivität vorsieht,²⁹² eine Umkehrung des besagten markenbezogenen Sachverhalts; wenn Domizlaff demzufolge eine am Menschen ausgerichtete Ethik bemüht, um markenbezogene Fragen aufzuwerfen, so lässt sich diese Praxis als eine Form der „Vermenschlichung“ einer unbelebten Entität charakterisieren. Neben Domizlaffs durchaus implikationsreicher Tendenz, die Marke moralischen Richtlinien zu unterstellen, finden sich in seinen Ausführungen noch weitere, weniger umfassende aber gleichwohl interessante Erörterungen mit stark animistischen Anzeichen. Eine solche treffen wir etwa dann an, wenn selbiger konstatiert, hinsichtlich des Wachstums einer Marke sei insgesamt unbedingt festzuhalten, dass sich der Ausgang des Entwicklungsablaufs nicht immer vorhersehen lasse, das er gelegentlich gänzlich unerwartete Resultate zeitige; „so erweist es sich als eine historische Tatsache, daß [...] die ersten Marken zu wild wuchernden,

²⁹¹ vgl. Erikson (1980), S. 26.

²⁹² für eine Zusammenfassung der im Text berührten Verdinglichungsprinzipien vgl. Nussbaum (2002), S. 102ff.

oft geradezu grotesken Gebilden aufwuchsen.“²⁹³ Wiederum erfährt hier die postulierte, dem Wachstum einer Marke gemäß der Domizlaff'schen Schilderung zugehörige Eigenständigkeit eine weitere Betonung; Ähnliches ist der Fall, wenn Domizlaff daran geht, eine andere, jenseits des Gewöhnlichen liegende Wendung des markenbezogenen Entwicklungsverlaufs zu umreißen. Dieser nimmt die Form einer „Wiedergeburt“ einer Marke an, welche eine große Ähnlichkeit mit derjenigen Erneuerungsvorstellung aufweist, die wir im Zusammenhang mit dem Produktlebenszyklus angetroffen haben, wo zusätzlich von der Möglichkeit einer „Verjüngung“ eines Erzeugnisses die Rede war; hinsichtlich der Marke konstatiert nun Domizlaff, es seien ihm zahlreiche Fälle bekannt, in denen „nach vielen Jahren vollständiger Verschüttung der erste Sonnenstrahl stabiler Zeiten [...] eine längst als abgestorben geglaubte Marke zu einem erstaunlich starken Leben neu“ erweckt habe.²⁹⁴ Obgleich diese Angabe mit Vorstellungen arbeitet, die jenseits einer etwaigen Realisierbarkeit durch den sehr wohl sterblichen Menschen liegen, gehen sie doch aus seinen existenziellen Bedingtheiten hervor und übertragen diese auf die Rahmenbedingungen des Bestehens einer Marke, um sie erst in einem nachfolgenden Schritt zu übersteigen; die Behauptung der Reanimierbarkeit einer Marke entstammt daher durchaus den bekannten Gefilden menschlicher Bedingtheiten. Wir verlassen nun aber gleich in mehrerlei Hinsicht die Fragestellung, inwieweit sich an den skizzierten, einerseits auf den Menschen und andererseits auf die Marke gemünzten Wachstumskonzepten Übereinstimmungen festmachen lassen; im Weiteren soll es stattdessen die „Anatomie“ einer „erwachsenen“ Marke sein, mit der wir uns beschäftigen wollen.

Domizlaff stellt zur Veranschaulichung der Beschaffenheit einer Marke eine Konzeption vor, die nicht nur Vergleiche mit dem Menschen bemüht, sondern sich zusätzlich durch ein dualistisches Prinzip auszeichnet, das eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen einem stofflichen und einem ideellen Bereich bewirkt; tatsächlich verwendet Domizlaff diesen Differenzierungsansatz, der auf die konzeptionelle Trennung der Substanz in materielle und geistige Teilgebiete durch Rene Descartes zurückgeht,²⁹⁵ um der heute üblichen, separierten Betrachtung des Körpers und des Geistes des Menschen eine ebenfalls einzeln vorgenommene Charakterisierung der materiellen und immateriellen Aspekte der Marke gegenüberzustellen. Domizlaff bestimmt nun Letztere dergestalt, dass er zunächst eine ausschließlich geistige Komponente vorschlägt, die er mit dem Begriff der „Markenidee“ versieht, um infolge anzugeben, selbige erfordere zur Erlangung faktischer Lebensfähigkeit zwingend einen stoffli-

²⁹³ Domizlaff (1982), S. 230.

²⁹⁴ ebd., S. 213.

²⁹⁵ Für eine Darstellung des cartesischen Dualismus von Leib und Seele aus historischer und systematischer Sicht vgl. die Arbeit Bernhard Lauths (2006).

chen „Träger“;²⁹⁶ auffällig ist, dass sich der physische Bereich der Marke im Rahmen der fraglichen Darstellung gegenüber der nicht-stofflichen Dimension durch eine gewisse Überlegenheit auszeichnet, zumal es „so weit kommen [kann], daß der Träger selbst die eigentliche Markenidee allein vertritt.“²⁹⁷ Als Normalfall beschreibt Domizlaff jedoch eine Konstellation, in der sowohl die ideelle Seite als auch der „Träger“ der Marke sehr wohl zugegen sind und einander ergänzen, wie dies auch im Zusammenhang mit dem menschlichen Geist und Körper festgemacht wird; die sich dadurch ergebende Parallele ermöglicht Domizlaff eine umfangreiche Gegenüberstellung. Er führt aus, „die Seele eines Menschen“ lasse sich „als eine Markenidee [bezeichnen],“ da „das Gesicht eines Menschen [...] dasselbe [ist] wie der Ideenträger einer Marke.“²⁹⁸ Eine umfassende Rechtfertigung dieser Gleichsetzung einer unbelebten Entität mit einem Menschen scheint Domizlaff nicht als notwendig zu erachten; vielmehr hält er lediglich fest, der fragliche „Vergleich ist immer zuverlässig, denn sowohl die Seele eines Menschen als auch die Idee einer Marke sind nicht immer sofort erkennbar, und deshalb klammert sich die Erfahrungsweisheit an des Gesicht eines Menschen wie an das Gesicht einer Marke als die äußerlich sichtbaren Träger einer schwer erkennbaren Idee.“²⁹⁹ Während Domizlaff die Trennung zwischen Stofflichem und Immateriellem konstant aufrecht erhält, verschwimmen ihm die Grenzen zwischen den Bedingtheiten des Menschen und denen der Marke zunehmend; dies wird etwa dann erkenntlich, wenn er konstatiert, bei der Betrachtung einer erfolgreichen Marke sei immer wieder festzustellen, dass „eine ehrliche Leistung, [...] ein charaktervolles Gesicht, das in der Masse Anerkennung findet, und Beharrlichkeit“ die wesentlichsten Elemente dessen ausmachen, „was eine Marke zum Leben benötigt.“³⁰⁰ Denn sowohl die Vorstellung einer eigenständigen Leistungsfähigkeit als auch die charakterliche Eigenschaft der beharrlichen Widmung und das physische Merkmal des Besitzens eines Gesichts scheinen hier nicht länger als Aspekte eines Menschen, sondern einer Marke auf; das grundsätzliche Postulat der markenbezogenen Lebendigkeit ist dieser Aufzählung freilich als den genannten drei Punkten vorgelagert hinzuzufügen. Dass die Marke, die im Rahmen der Erörterungen Domizlaffs bereits weit reichende Ähnlichkeitsmomente mit dem Menschen aufweist, sich in ihrer speziellen ideellen Beschaffenheit weiter spezifizieren lässt, indem ihr Charaktereigenschaften verliehen werden, die ansonsten als Kennzeichen bestimmter Individuen aufscheinen, zeigen die Ausführungen Jean-Noel Kapferers; dieser gibt an, „die Art und

²⁹⁶ vgl. Domizlaff (1982), S. 223.

²⁹⁷ ebd., S. 225.

²⁹⁸ ebd., S. 240.

²⁹⁹ ebd.

³⁰⁰ ebd., S. 234.

Weise, in welcher eine Marke ihre Produkte und Dienstleistungen kommuniziert, läßt zwischen den Zeilen erkennen, um welchen ‚Personentyp‘ es sich handelt.“³⁰¹ Er fügt dem hinzu, das Stellen einer solchen Diagnose setze freilich die Bereitschaft voraus, Marken mit Personen zu vergleichen, was allerdings durchaus „häufig gemacht“ werde; in weiterer Folge präsentiert er einige Beispiele, welche die Effektivität der Vergleichstechnik demonstrieren sollen, und führt aus, die Marke „La Vache qui Rit ist wohlwollend und großzügig, Peugeot ist konservativ, Citroen idealistisch. Atari ist eine Marke, die Wettbewerb, Herausforderung und Streßsituationen mag. Oasis ist lebenslustig, optimistisch, heiter und offen.“³⁰² Die bislang genannten, teils sehr gegensätzlichen, aber stets dem Menschen entlehnten und auf die Marke übertragenen Attribute erweitert Kapferer infolge anhand einer Bezugnahme auf der Psychologie nahe stehende Topoi, unter welche auch der Begriff der Identität fällt; er konstatiert, unter Umständen treffe man auf eine „Marke, die Identität, Tiefe und psychologische Überzeugungskraft sucht.“³⁰³ Dass Kapferer anfügt, die jeweilige Markenidentität erweise sich dann als „stark“, wenn sie „über eine hohe psychologische Dichte“ verfüge,³⁰⁴ überrascht dabei weniger als die damit verbundene Überlegung, mitunter lägen die „ursprünglichen Werte“ einer Marke in Eigenschaften wie „Spontanität, Humor und Sympathie.“³⁰⁵ Denn der Faktor der Konstanz, welcher nicht nur Teil des markenbezogenen, sondern auch des Erikson’schen Identitätsbegriffs ist, vermag im Falle des Begriffverständnisses Eriksons ohne Weiteres eine Brücke von dem Konzept einer beständigen Identität zu den Angelpunkten verbindlicher Wertvorstellungen darzustellen, da diese ebenfalls über einen längeren Zeitraum hinweg Relevanz besitzen und als lebensweltliche Orientierungsbasis dienen; allerdings treten freilich in diesem Kontext nicht Marken, sondern Menschen als ihr Inhaber auf. Wenn nun daher Kapferer ebendiese Verbindung zwischen dem Auftreten personaler Identität und der Vorliegen entsprechender Wertvorstellungen einer Aktualisierung zuführt, so macht er sich damit ein Identitätskonzept zu Eigen, das unzweifelhaft zur Erfassung menschlicher, individueller Bestimmtheit entwickelt wurde; eben dieses überträgt er anschließend auf die Entität der Marke. Insgesamt erscheinen Kapferers Verwendung des Identitätsbegriffs und seine Inklusion anderer der Psychologie entlehnter Topoi jedoch schlicht als weitere Formen der Übertragung am Menschen ausgerichteter Beschreibungsmuster auf eine unbelebte Entität, von denen wir im Rahmen dieses Abschnitts bereits zahlreiche angetroffen haben; sie alle führen gemeinsam

³⁰¹ Kapferer (1982), S. 51.

³⁰² ebd.

³⁰³ ebd., S. 70.

³⁰⁴ ebd., S. 62.

³⁰⁵ ebd., S. 70; [„Spontanität“: sic].

vor Augen, inwieweit im Umkreis der theoretischen Betrachtung des Phänomens der Marke Darstellungsmuster zum Einsatz gelangen, die ihre Herkunft und eigentliche Bestimmung in der Domäne der Problematisierung menschlicher Lebensbedingungen haben.

Wir haben uns nunmehr mit sowohl für sich alleine stehenden Produkten als auch mit solchen auseinandergesetzt, die als Teil des Ensembles einer Marke auftreten; dabei haben wir ihre Charakterisierungen auf die Verwendung ursprünglich zur Erfassung des Menschen dienender Begriffe und Beschreibungsformen hin untersucht. Allerdings galt unsere Aufmerksamkeit bislang ausschließlich denjenigen produktbezogenen Erörterungen, die als Mittel der theoretischen Betrachtung fungieren; dies soll sich nun ändern. Denn im nächsten Kapitel gehen wir der Intention nach, anhand einiger konkreter Beispiele in die gegenwärtige Alltagswelt verankerte Produktbeschreibungen einer Analyse zu unterziehen, um an diesen – wie zuvor an den theoretischen Bestimmungen – etwaige animistische oder Produkte „vermenschlichende“ Darstellungsformen festzumachen.

5 Die Architektur produktbezogener Identität

Ein letztes Mal im Verlauf dieser Arbeit verschiebt sich nun unser Fokus, da wir nun daran gehen wollen, den bislang angestellten Überlegungen einige konkrete Beispiele zur Seite zu stellen; nachdem wir uns bereits theoretischen Erörterungen zu den Phänomenen des Produkts und der Marke gewidmet haben, sollen nun einzelne, im Alltag verankerte Produktbeschreibungen in Augenschein genommen werden. Wenn wir diese im Folgenden einer Analyse unterziehen, so verfolgen wir damit zweierlei Intentionen, deren erste als Grundlage der zweiten anzusehen ist. Zunächst wollen wir herausstellen, inwieweit sich aktuelle Produktbeschreibungen Terminologien und Charakterisierungsmustern bedienen, die ursprünglich der Erfassung des Menschen dienen; hier werden wir ein weiteres Mal auf die seitens Martha Nussbaums konzipierten Aspekte der Verdinglichung zurück greifen, die wir im vierten Kapitel dieser Arbeit als Ansatzpunkte herangezogen haben, um entsprechende Manifestationsformen einer „Vermenschlichung“ von Produkten vorzuschlagen. Auf dieser Basis soll unsere zweite Absicht darin bestehen, der weiterführenden Frage nachzugehen, welchem Zweck der Einsatz der „vermenschlichenden“ Darstellungsmuster im Rahmen der Charakterisierung bestimmter Produkte letztlich dient. In diesem Zusammenhang wollen wir aufzeigen, dass die fraglichen Beschreibungen nicht allein von Produkten sprechen, als handelte es sich bei selbigen um Menschen, sondern zugleich solche narrative Strategien bemühen, die seitens desjenigen, der die resultierenden Texte aufnimmt, den Einsatz eines „modernen“ Wahrnehmungsrasters bei der Betrachtung der jeweiligen Produkte einfordern. Nicht nur vermögen Produkte unter der Anwendung bestimmter Charakterisierungsmethoden im Auge ihres Betrachters als menschenähnlich in Erscheinung zu treten; vielmehr weisen sie im Rahmen ihrer Darstellungen ferner spezifische Eigenschaften auf, die einem heute lebenden Menschen gemeinhin als kaum noch zugänglich, deswegen aber um nichts weniger attraktiv erscheinen müssen. Denn dadurch, dass eine Produktbeschreibung ihren Gegenstand in ein konstantes Umfeld einbettet und ihm eine spezifische Rolle innerhalb der menschlichen Umgebung zuweist, macht sie es ihm möglich, eine eigentümliche, beständig anmutende Identität zu proklamieren; das Selbstverständnis, in das Netz einer weitgehend einheitlichen Ordnung eingegliedert zu sein und in dieser einen klar bestimmbareren Platz zu haben, ist indes für ein Individuum, welches sich als im Zeitalter der „Postmoderne“ lebendes versteht, weitgehend unrealisierbar. Insofern eröff-

nen die im Folgenden aufgegriffenen Produktbeschreibungen eine Differenz zwischen einem „modernen“ und einem sich als zeitgenössisch präsentierenden „postmodernen“ Wahrnehmungsraster. Diese beiden Betrachtungsmodi haben wir im dritten Kapitel ausführlich umrissen, wobei wir herausgestellt haben, dass innerhalb des ersten Rasters die Vorstellung einer als biographische und lebensweltliche Verankerung verstandenen Identität als durchaus zulässig aufscheint, während das zweite Raster an ihrer Stelle anderwärtige Topoi – wie etwa die Problematik der „Selbstentfremdung“ des Menschen – vorsieht. Die Behauptung einer von Einzigartigkeit gekennzeichneten Produktidentität wird daher zu einem Brechungspunkt, an dem sich abzeichnet, welchen Wahrnehmungsmodus eine Darstellung einfordert; schlagend wird sie gerade angesichts der weitgehenden Angleichung von Produkt und Mensch auf der Ebene des beschreibenden Texts.

Nicht wenige Produkte erscheinen in den ihnen zugehörigen Darstellungen in einem Licht, das sie nicht nur einer unverkennbaren Identität versieht, sondern zugleich bei ihrem Betrachter den Einsatz eines „modernen“ Wahrnehmungsrasters einfordert. Sofern der potentielle Käufer im Rahmen des Umgangs mit seiner eigenen Person eine anders geartete, sich als „postmodern“ verstehende Wahrnehmungsweise einsetzt, eröffnet sich daher angesichts der Beschäftigung mit einem augenscheinlich mit spezifischer Identität versehenen Produkt eine unmittelbar auftretende, wesensmäßige Differenz. Eben diese Kluft zwischen der Qualität der individuellen selbstbezüglichen Wahrnehmung eines Menschen und derjenigen, welche die Auseinandersetzung mit dem Produkt nötig macht, wird in den produktbezogenen Darstellungen oftmals explizit herausgestrichen und damit zusätzlich verstärkt. Falls nun dem Betrachter die Vorstellung einer beständigen, von Einzigartigkeit gekennzeichneten Identität als eine grundsätzlich attraktive Eigenschaft erscheint – und falls er gewillt ist, das Postulat einer Produktbeschreibung anzuerkennen, nach welchem ihrem Gegenstand eine spezifische Identität zukommt – so wird dieser Betrachter bereit sein, dem Produkt einen Wert zuzuerkennen, der jenseits des reinen Nutzwerts angesiedelt ist und auf der behaupteten biographisch begründeten Unverkennbarkeit desselben basiert. Wir kommen an dieser Stelle auf unser eingangs aufgeworfenes Beispiel der Mozartkugel¹ zurück, welche ein Produkt verkörpert, das über einen hohen „ideellen Mehrwert“ verfügt; ihr Spezifikum und damit derjenige Faktor, der sie zu „mehr“ macht als einer beliebigen wohlschmeckenden Praline, hat seine Basis gerade in ihrer offenkundigen Bezugnahme auf einen bestimmten historisch-biographischen Kontext, den sie anhand ihrer Bezeichnung wie auch ihrer Verpackung als primäre Grundlage ihrer Identität heranzieht.

¹ vgl. Abb. 10.

Der Weg, den eine Produktbeschreibung nehmen kann, um ihrem Gegenstand erfolgreich eine einzigartige Identität zuzuschreiben, ist allerdings ein vielschichtiger; die Überlegungen Eriksons können uns dabei behilflich sein, einige der zentralen Strategien, welche einem Erzeugnis zu wesensmäßiger Unverkennbarkeit verhelfen sollen, zu fixieren. Denn wie die im Sinne Eriksons verstandene Identität eines Menschen ist auch die produktbezogene „Identität“ auf ein konstantes und beständiges Umfeld angewiesen, innerhalb dessen sie als einzigartige Konfiguration herausgebildet und aufrecht erhalten werden kann. Die Aufgabe zahlreicher Produktbeschreibungen besteht dementsprechend darin, ihren Gegenstand mit distinkten Merkmalen zu versehen, die von dem Vorhandensein einer genuinen Einzigartigkeit zeugen sollen; dieser Zielsetzung leisten sie nicht zuletzt dadurch Entsprechung, dass sie den Weg, auf dem das jeweilige Produkt zu seiner unverkennbaren Identität gelangt ist, pointiert nachzeichnen. Die Auseinandersetzung des Erzeugnisses mit seinem menschlichem Umfeld fungiert in den resultierenden Schilderungen als diejenige Instanz, welche die produktbezogene Identität konstituiert und in ihrer Ausprägungsform determiniert; wenn die narrative Aufbereitung des Entwicklungswegs daher die Charakteristika der Einbettung des Gegenstands in die menschliche Lebenswelt aufzeigt, so spezifiziert sie damit zugleich die Parameter der korrespondierenden Identität. Bemerkenswert an diesen biographisierenden Darstellungen ist vor allem, dass sie in mehrerlei Hinsicht mit derjenigen Schematisierung eines idealtypischen Entwicklungswegs übereinstimmen, die Erikson für einen – freilich unter „modernen“ Bedingungen lebenden – Menschen vorsieht. Wie im Falle der Erikson’schen Erörterungen ist es die Intention auch der produktbezogenen Biographisierung, eine bestimmte, sich allmählich entfaltende Identität auszuweisen; wie die auf den idealtypischen Menschen gemünzte Schematisierung zeichnet sich auch die auf Erzeugnisse ausgerichtete dadurch aus, diverse Entwicklungskrisen mit einzuschließen, die als in einen Gesamtprozess eingegliederte Stationen aufscheinen.² Während Erikson das menschliche Individuum zum Brennpunkt seiner Ausführungen nimmt, beziehen sich die produktbezogenen Beschreibungen auf Objekte, denen mittels bestimmter „vermenschlichender“ Formulierungen eine augenscheinliche Gleichstellung mit dem Menschen zuteil wird; gemeinsam ist diesen beiden Konstellationen aber dennoch ihre Absicht, die Identität einer Entität als eine durch Einzigartigkeit gekennzeichnete auszuweisen. Gemeinsam ist ihnen ferner der Einsatz zweier Darstellungsstrategien. Einerseits soll hier das Prinzip der Biographisierung die entstehungsgeschichtliche Dimension der jeweiligen

² Inwieweit der Umstand, dass Entwicklungskrisen als notwendige Elemente einer Gesamtbiographie auftreten, als Anzeichen eines „modernen“ Verständnisses individueller oder objektbezogener Entwicklung zu werten ist, behandeln wir im dritten Kapitel dieser Arbeit.

Identität erfassen; andererseits ist die Beschreibung der Verhältnisse zwischen der im Brennpunkt befindlichen Entität und ihrem Umfeld dem Zweck unterstellt, die relationalen Aspekte der respektiven Identität offenkundig machen.

Wir wollen nun die im Obigen kurz umrissenen Überlegungen genauer ausführen und zu diesem Zweck eine Handvoll beispielhafter Produkte heranziehen – Erzeugnisse, die über einen reichen Fundus an ihnen zugehörigen Beschreibungen verfügen, für sich in Anspruch nehmen, eine unverwechselbare Identität zu besitzen, und daher den einen hohen „ideellen Mehrwert“ geltend machen. Zunächst werden wir uns mit dem schottischen Nationalgetränk „Scotch Whisky“ einem Traditionsprodukt widmen, das in zahlreichen Darreichungsformen erhältlich ist und nicht zuletzt aufgrund seiner umfangreichen Biographisierung über einen großen Fundus an zugehöriger Hintergrundinformation verfügt; selbiger bringt häufig Darstellungsmittel zum Einsatz, welche ebenso gut zur Charakterisierung eines Menschen verwendet werden können. Während im Falle des schottischen Whiskys die Einbettung des Produkts in die menschliche Lebenswelt als für die Identität des Erzeugnisses wesentlich auftritt, wird es bei unserem zweiten Hauptbeispiel die Teilhabe an dem identitätsstiftenden Ensemble einer Marke sein, die als Ausgangspunkt dafür dient, Produkte zu ihrer Bestimmung zu führen. Wir haben hier die Marke „Apple“ als Exempel ausgewählt, da sich die gewissermaßen „mythische“ Aufladung derselben und die damit korrespondierende, auf vielschichtigem Wege postulierte, einzigartige Markenidentität anhand der reichhaltigen diesbezüglichen Literatur besonders gut aufzeigen lässt. Diese beiden Primärbeispiele sollen uns dazu dienen, die Korrelation zwischen biographischer Erzählung, Einbettung in die menschliche Lebenswelt und dem Postulat einer einzigartigen Identität im Detail zu veranschaulichen; auf dieser Basis werden wir in der Lage sein, im Rahmen der Diskussion und damit im sechsten Kapitel dieser Arbeit weitere, ähnlich gelagerte Produkte in ungleich knapperer Form mit einzubeziehen.

5.1 Scotch Whisky – Tradition, Biographie und relationale Identität

Da das schottische Nationalgetränk uns als erstes Beispiel dienen soll um aufzuzeigen, auf welche Weise ein Produkt im Rahmen ihm zugehöriger Beschreibungen als eine mit einer einzigartigen Identität ausgestattete Entität in Erscheinung tritt, wollen wir kurz umreißen, aus welchen Beweggründen wir uns für dieses entschieden haben. Als Traditionsprodukt verfügt Scotch über eine überaus umfangreiche Biographie, welche häufig in Produktbeschreibungen aufgegriffen und dort pointiert dargestellt wird; dabei tritt die Instanz der historisch-

biographischen Eingliederung des schottischen Whiskys in das durch den Menschen gestellte Umfeld als diejenige Instanz in Erscheinung, aus der die Identität des Getränks wesentlich hervorgeht. Ein weiterer Grund für unsere Wahl des Scotch liegt in dem Umstand, dass er an sich zwar bereits ein klar definiertes Produkt darstellt, dabei jedoch nicht von lediglich einem einzigen Hersteller erzeugt wird; dies zeigt sich daran, dass seitens der „Scotch Whisky Association“ eine weitgehend anerkannte Definition des schottischen Nationalgetränks vorgegeben wird, die sich als prinzipiell herstellerunabhängig versteht.³ Marc Hoffmann hält hierzu fest, der Begriff „Scotch“ sei „1909 gesetzlich festgelegt und im Jahr 1988 ergänzt“ worden, wobei sich nur ein solches Getränk Scotch nennen dürfe, welches „in einer schottischen Destille-rie aus gemälzter Gerste oder einer anderen Getreidesorte mithilfe von Wasser gemaischt wird.“ Hoffmann fügt hinzu, durch die Zugabe von Hefe müsse im weiteren Verlauf ein Fermentationsprozess eingeleitet und die resultierende Flüssigkeit zu einem maximalen Alkoholgehalt von 94,8 Prozent gebrannt werden; das Ergebnis habe im Anschluss daran für wenigstens drei Jahre in einem sich in Schottland befindlichen Holzfass gelagert zu werden. Beim Abfüllen dürfe der Alkoholgehalt nicht unter 40 Volumenprozent zu liegen kommen.⁴ Da Scotch folglich sowohl für sich genommen bereits ein distinktes Einzelprodukt verkörpert als auch ein Kollektiv von Erzeugnissen unterschiedlicher Hersteller darstellt, ist der Facettenreichtum im Vergleich zu anderen, mit umfangreichen Biographien ausgestatteten Produkten ein besonders hoher, was eine umfassende und genaue Behandlung innerhalb dieser Arbeit ermöglicht. Ein weiterer Grund für unsere Entscheidung, Scotch als unser erstes Beispielprodukt zu verwenden, ist in seiner guten internationalen Verfügbarkeit zu sehen; dieser Umstand soll gewährleisten, dass die Nachvollziehbarkeit unserer Erörterungen nicht an einer mangelnden Bekanntheit des Exempels scheitert.

Wir wollen nun einige schottische Whiskys herausstellen, an deren Verpackungen und weiterführenden Produktbeschreibungen sich mit besonderer Deutlichkeit eine Terminologie und Darstellungsweise abzeichnet, die in vielerlei Hinsicht auch im Zuge der Charakterisierung eines Menschen Verwendung finden könnte; dabei werden wir unter anderem darauf achten, ob und auf welche Weise die Biographie des Getränks in den Vordergrund gerückt wird, um auf dieser Basis seine Identität zu umreißen. Darüber hinaus werden wir aufzeigen, in welcher Form an den fraglichen Produktbeschreibungen eine Technik greifbar wird, welche den jeweiligen Scotch als in die menschliche Lebenswelt eingebunden ausweist. Zunächst

³ Eine Darstellung der Bestimmungen der „Scotch Whisky Association“ findet sich unter anderem in MacLean (2009), S. 9-19.

⁴ Hoffmann (2007), S. 10.

halten wir fest, dass manche an sich äußerst basale Angaben, die im Rahmen der Kennzeichnung eines Whiskys sehr häufig gemacht werden, bereits in Ansätzen animistische Züge an den Tag legen. So findet sich in vielen Fällen eine Angabe des „Alters“ eines Scotch auf seiner Verpackung, wobei die Dauer der Lagerung des Whiskys, die zum Ziel hat, eine Geschmacksveränderung herbeizuführen, gerne als „Reifung“ bezeichnet wird.⁵ Nun mag der Begriff des Alters als weitgehend neutral oder allzu beliebig einsetzbar erscheinen, um als Animismus gelten zu können – stellt es doch durchaus nichts Ungewöhnliches dar, eine vor dreißig Jahren verfasste Schrift „dreißig Jahre alt“ zu nennen, oder von einer „Altbauwohnung“ zu sprechen. Der ebenfalls zum Einsatz gebrachte Begriff der Reifung jedoch dringt schon viel eher in einen assoziativen Bereich vor, der im Regelfall einem Lebewesen zugehörig wäre, da er das Vorliegen eines weitgehend selbstständig ablaufenden, im Produkt selbst liegenden Entwicklungsprozesses signalisieren soll, der als mittlerweile abgeschlossen hingestellt wird. Tatsächlich lassen sich das dergestalt in dem „heranreifenden“ Getränk lokalisierte Entwicklungspotential wie auch die damit verbundene Kompetenz, über einen gewissen Zeitraum hin eine Selbstmodifikation vorzunehmen, als Inhalte einer „vermenschlichenden“ Charakterisierung ansehen – insofern nämlich, als sie eine Entsprechung zu Martha Nussbaums drittem Aspekt der Verdinglichung eines Menschen darstellen.⁶ Ferner bilden die Postulate des „Alters“ eines Whiskys und des Vorliegens eines abgeschlossenen Reifungsprozesses eine Grundlage zu weiterführenden „vermenschlichenden“ Formulierungen. Ein Exempel hierfür vermag uns die mit dem Produkt stets inkludierte Verpackung des Scotches „Ledaig“ zu sein; auf dieser ist von einem „seven year old“ Whisky die Rede, der „full of life and charisma“ sei und einen „warm character“ aufweise.⁷ Vergleichsweise bescheiden hinsichtlich animistischer Darstellungen gibt sich der Beschreibungstext des „Old Pulteney – 12 Years Old“, welcher den „subtile and complex character“ des Getränks anpreist.⁸ Gerade aber im Falle des zuvor angeführten Ledaigs⁹ wird das Postulat einer dem Whisky immanenten Lebendigkeit deutlich sichtbar, zumal die Kombination dessen, zunächst von einem „Alter“, dann vom

⁵ vgl. etwa die Verpackung des Whiskys „Old Pulteney – 12 Years Old“; vgl. Abb. 1.

⁶ Nussbaum führt als dritten Aspekt der Verdinglichung das Postulat der „Trägheit“ einer Person an; vgl. Nussbaum (2002), S. 102; sowie das vierte Kapitel dieser Arbeit.

⁷ [„sieben Jahre alt“, „voller Leben und Esprit“, „warmherzige Eigenart“]; vgl. die Verpackung des Whiskys „Ledaig – 7 years old“; vgl. Abb. 2.

⁸ [„subtiler und komplexer Charakter“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 1.

⁹ Wir verwenden im Falle aller im Folgenden erwähnten Eigennamen, die einem Produkt zugeordnet sind, bewusst diese Genitivform. Die etwas antiquierte Schreibweise „des Ledaig“ ohne angefügtes „s“ würde die narrative Gleichstellung von Mensch und Produkt weiter verstärken, wird sie doch meist verwendet, um das Besitzverhältnis einer Person zu umreißen. Allerdings wäre diese Schreibweise an keine unserer Quellen angelehnt, um deren möglichst unverfälschte Darstellung wir bemüht sind.

„Esprit“ und schließlich von „Charakter“ oder der „Eigenart“ eines eigentlich unbelebten Objekts zu sprechen, aus mehreren Gründen als „Vermenschlichung“ begriffen werden kann. Wieder nehmen wir hier auf die Ausführungen Nussbaums Bezug; als Entsprechung zu deren erster Möglichkeit der Verdinglichung eines Menschen haben wir die Behauptung des Vorliegens eines „Entwicklungsplans“ als eine Form vorgeschlagen, mittels derer sich eine unbelebte Entität auf eine Stufe mit dem menschlichen Individuum stellen lässt. Die sich in den obigen Produktbeschreibungen abzeichnende Vorstellung, das jeweilige Erzeugnis habe einen siebenjährigen Entwicklungsweg auf sich genommen, um schließlich – von Leben und Charisma erfüllt – bestimmte Charaktereigenschaften aufweisen zu können, ordnen wir folglich eben dieser Methode der „Vermenschlichung“ zu. Neben Nussbaums erstem Punkt und der Entsprechung, die wir in Gegenlage zu diesem entwickelt haben, sehen wir zudem auch den bereits erwähnten dritten Nussbaum’schen Aspekt berührt, welcher das Postulat der „Trägheit“ zum Inhalt hat, und von dem ausgehend wir es als Möglichkeit der Angleichung eines Produkts an einen Menschen gekennzeichnet haben, Aktivität und Leistungsfähigkeit als evidente Tatbestände hinzustellen. Darüber hinaus findet die unsererseits in Gegenlage zu Nussbaums viertem Punkt skizzierte Form der „Vermenschlichung“ Anwendung, wenn der Verpackungstext des Ledaigs die implizite Behauptung aufstellt, der Whisky weise wenn nicht einzigartige, so doch wenigstens außergewöhnliche Eigenschaften auf; auf dieser Grundlage ist es schwerlich möglich, das fragliche Produkt als beliebig und daher als problemlos austauschbar sehen zu wollen.¹⁰

Der Whisky „Ardbeg – Renaissance“ verfügt über einen Verpackungstext, der es versteht, die im Obigen umrissenen Prinzipien der narrativen Angleichung eines unbelebten Gegenstands an menschliche Verhältnisse besonders virtuos umzusetzen; dies zeichnet sich bereits an der grundsätzlichen Bezeichnung des Produkts ab, welche das Thema der „Wiedergeburt“ des fraglichen, eine Zeitlang kaum noch erhältlichen Whiskys vorgibt. Die Rückseite des Verpackungskartons erklärt, die Geschichte der „Renaissance of Ardbeg“ nachzuzeichnen; obgleich unter „Ardbeg“ hier sowohl der Whisky selbst als auch die ihn erzeugende Brennerei zu verstehen ist,¹¹ lassen sich an der besagten Formulierung bereits erste Spuren

¹⁰ Nussbaum führt als Inhalt ihres vierten Punkts der Verdinglichung das Postulat der Austauschbarkeit eines Menschen an, wozu wir im vierten Kapitel dieser Arbeit die Behauptung der Einzigartigkeit einer unbelebten Entität als „vermenschlichendes“ Gegenprinzip vorgestellt haben; vgl. Nussbaum (2002), S. 102.

¹¹ Dies ergibt sich kontextuell aus dem Gesamttext der Verpackung; so heißt es einmal „the distillery is reborn“ [„die Brennerei erblickt erneut das Licht der Welt“ – ÜS. T.W.], dann wieder ist – im Rahmen des Verkaufsstarts eines speziellen Whiskys – von der „Geburt“ eines „jungen Ardbegs“ die Rede; vgl. Abb. 3.

einer „Vermenschlichung“ festmachen, da das Postulat einer wiederholt auftretenden, ontologischen Gewordenheit und einer unmittelbar greifbaren Lebendigkeit klar jenseits der faktischen Möglichkeiten einer unbelebten oder unpersönlichen Entität liegt. Im Weiteren weist der Verpackungstext „depth and complexity“ als wesentliche Eigenschaften des Getränks aus.¹² Der Hersteller des „Renaissance“ ist sich hierbei durchaus dessen bewusst ist, dass diese Merkmale sich auch zur Beschreibung eines Menschen eignen; so tragen die Mitarbeiter der Brennerei auf Messeveranstaltungen Hemden, auf welchen ebendiese Attribute aufgedruckt sind.¹³ Möglich wird diese freilich nicht ohne Ironie eingesetzte, wohl der erhofften Steigerung des Sympathiewerts des Produkts dienende Maßnahme aufgrund der Mehrfachbedeutung der fraglichen Attribute in der englischen Sprache; „deep“ und „complex“ wären – dezidiert auf einen Menschen angewandt – im Deutschen als „tiefgründig“ und nur unzureichend als „kompliziert“ wiederzugeben. Ein ähnlich spielerischer Umgang mit Termini, die sich sowohl zur Charakterisierung eines Menschen als auch eines Whiskys eignen, zeigt sich an den im Text gemachten „Altersangaben“ und den auf diesen aufsetzenden weiterführenden Beschreibungen; so bezeichnet die Verpackung des „Ardbeg Renaissance“ den Entwicklungsweg des „zehn Jahre alten“ Scotches als einen „Pfad zur Reife“ und zeigt mittels der Erwähnung unterschiedlicher prägender Stationen auf, welche Veränderungen der Whisky im Lauf der Zeit an den Tag gelegt haben soll. Als das bedeutendste Ereignis des Jahres 2004 sieht der Verpackungstext „the birth of ‚Very Young‘ – a young gristy Ardbeg at 6 years old,“ wobei hier von einem Whisky die Rede ist; der Text fügt hinzu, diese frühe Inkarnationsform des Getränks stelle dessen „first teetering steps on the peaty path of maturity“ dar.¹⁴ Da diese Darstellung das ihrerseits beschriebene Produkt als Entität hinstellt, die in der Lage ist, nicht nur selbstständig zu gehen, sondern auch ein in der Zukunft liegendes Entwicklungsziel zu verfolgen, dürfte die Verwendung einer am Menschen ausgerichteten Charakterisierungsmethode offensichtlich sein; wir sehen hier diejenigen Möglichkeiten der „Vermenschlichung“ einer unbelebten Entität berührt, die wir in Entsprechung zu dem ersten, zweiten, dritten – und in Grenzen – siebten Punkt Nussbaums vorgestellt haben. Denn zum Ersten arbeitet die obige Schilderung einer etwaigen Instrumentalisierung des Produkts entgegen, indem es das Vorliegen einer schicksalhaft ablaufenden Entwicklung andeutet; zum Zweiten stellt sie das Produkt als ein sich autonom – wenn auch nicht ohne Unsicherheit – bewegendes Objekt hin

¹² [„Tiefe und Komplexität“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 3.

¹³ vgl. hierzu die Photographien von Greame Wallace in: Smith (2008), S. 178 und 180.

¹⁴ [„die Geburt des ‚Sehr jung‘ – eines jungen, körnigen, sechsjährigen Ardbeg“; „die ersten unsicheren Schritte auf dem torfigen Pfad zur Reife“ – ÜS. T.W.]; Torf wird im Rahmen der Herstellung des Whiskys zur Trocknung der Gerste eingesetzt, um den finalen Geschmack zu beeinflussen; vgl. Abb. 3.

und nutzt eine Metapher, die eindeutig dem Bereich des menschlichen Kindes entlehnt ist; zum Dritten behauptet sie die Evidenz einer Leistungsfähigkeit und eines Entwicklungspotentials des Whiskys, was wiederum einer angeblichen „Trägheit“ entgegen wirkt; und zum Letzten bezieht das Bild des noch äußerst unsicher vor sich hin Tappenden seine Ausdruckskraft gerade davon, dass es eine gewisse Anspannung des Gehenden und damit eine subjektiv erfahrende Belastungssituation anzuzeigen versucht. Ähnlich gelagert – wenn auch etwas weniger „komplex“ – ist eine weitere Erwähnung des Verpackungstexts; so konstatiert dieser, im Jahre 2006 habe der Whisky die Form des „Still Young“ angenommen, eines „feisty young Ardbeg at 8 years old.“¹⁵ Das hier postulierte Merkmal der „Quirligkeit“ ist wohl fraglos eines, das gemeinhin lediglich als menschliche Eigenschaft oder als die eines Haustieres festgemacht wird; seine animistische Natur dürfte außer Frage stehen. Der Text erwähnt in Folge die Veröffentlichung eines anderen Ardbeg, dessen Bezeichnung „Lord of the Isles“ einerseits eine Anlehnung an ein Element der Geschichte der menschlichen Lebensumgebung darstellt, innerhalb derer das Getränk produziert wurde; andererseits erhält der Scotch mit diesem Namen eine Bezeichnung, die einst als Titel fungierte und einer Person zugeordnet war.¹⁶ Eine zusätzliche Formulierung, die sich zwar nicht direkt auf das Produkt Whisky selbst bezieht, aber dennoch am Menschen ausgerichtete Terminologie auf eine unbelebte Entität überträgt, findet sich im Text insofern, als dieser erklärt, anno 2001 habe man „eine fünfzig Jahre alte Brennblase in die Pension geschickt.“¹⁷ Wir wollen nun vom Verpackungstext des Ardbegs zu Beschreibungen übergehen, die von unabhängigen Autoren als Hintergrundinformation erstellt wurden und in erster Linie dem Zweck unterstellt sind, die Eigenheiten des Getränks für interessierte Whiskykenner zu erfassen und biographisch herzuleiten. Wir halten diese Charakterisierungen insofern für bemerkenswert, als sie deutlich machen, dass auch im Falle eines Produkts seine Geschichte als Fundament seiner Identität fungieren kann; die biographischen Erzählungen sind für die Gesamtheit des Produkts dabei insofern entscheidend, als sie den materiellen Eigenschaften des Whiskys eine ideelle Entsprechung zur Seite stellen, wodurch sie einen Wert etablieren, der sich aus der Anwesenheit ebendieser ideellen Dimension ergibt. Da sich der dem Bereich der materiellen Aspekte zuzuordnende Nutzwert auch über die Ebene des Geschmacks erstreckt, sofern er in einem weiten Sinn definiert wird, machen es sich zahlreiche Produktbiographien zur Aufgabe, die Geschmacksnuancen des Scotches mit

¹⁵ [ein „quirlicher junger Ardbeg im Alter von acht Jahren“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 3.

¹⁶ Der „Herr der Inseln“ ist ein Titel, der im Jahre 1542 von der englischen Krone annektiert wurde und zuvor dem auf der Insel Islay ansässigen Clan „Donald“ inne war; vgl. hierzu Offringa (2007), S. 24.

¹⁷ [im Orig.: „New still introduced and its 50 years old predecessor retired“]; vgl. Abb. 3.

biographischen Details in Verbindung zu setzen und ihnen dergestalt eine spezifische Bedeutung zu verleihen. Der dabei anzutreffende Grundgedanke, dass zwischen der Biographie einer Entität und ihrer Identität ein wesentlicher Zusammenhang besteht, ist uns nicht neu; vielmehr haben wir selbigen im Rahmen der Erikson'schen Schematisierung eines idealtypischen menschlichen Lebens kennen gelernt, wo sich personale Identität gerade aus der Bewältigung biographischer Entwicklungskrisen heraus einstellte. Tatsächlich machen sich nun auch die Produktbeschreibungen, die wir im Folgenden aufgreifen wollen, eine Technik der Biographisierung zu Eigen, die insbesondere auf Krisensituationen eingeht und aus selbigen ein resultierendes, produktbezogenes „Charakterprofil“ ableitet. Angesichts des Umstands, dass wir ausgehend von den Überlegungen Jürgen Straubs gesehen haben,¹⁸ dass die Ausformulierung einer biographischen Erzählung nicht nur der Feststellung von Identität dient, sondern auch als Grundlage der ursprünglichen Etablierung derselben begriffen werden kann, eröffnet sich ferner ein Problembereich, welcher die Frage aufwirft, ob die Einzigartigkeit nicht nur eines Menschen, sondern auch eines Produkts ohne das Vorhandensein biographischer Narrationen als solche überhaupt greifbar und erfahrbar würde. Wir wollen nicht versuchen, diese Problematik an dieser Stelle zu lösen oder aufzuheben; für den Bereich, welcher den Menschen betrifft, verweisen wir auf das dritte Kapitel dieser Arbeit, wo wir uns mit eben der Frage beschäftigt haben, inwieweit die Biographie eines Einzelnen als Identität konstituierende Instanz begriffen werden kann. In Hinblick auf Produkte, die anhand ihrer Beschreibungen postulieren, mit einer einzigartigen Identität ausgestattet zu sein, muss die Instanz der Biographisierung jedenfalls insofern als essentiell gelten, als sie es ist, aus der heraus sich ein „ideeller Mehrwert“ ergibt; wie bereits erwähnt speist sich diese abseits des reinen Nutzwerts angesiedelte Dimension gerade aus der biographisch hergeleiteten Unverkennbarkeit des Produkts. Blicke der interessierte Kunde dementsprechend über die Biographie und damit die historisch gewordene Identität des Produkts im Unklaren, wäre es ihm versagt, den Eigenschaften des Objekts eine spezifische oder gar außergewöhnliche Bedeutung und seiner Gesamtheit den besagten „ideellen Mehrwert“ beizumessen. Wir wollen nun zu unserem zuvor behandelten Beispiel des Ardbeg Whiskys zurückkehren und uns einer Kurzbiographie dieses Produkts zuwenden, welche die wesentlichen – wir erlauben uns hier zu sagen: die für „Identität“ des Getränks konstitutiven¹⁹ – geschichtlichen Episoden zu erfassen sucht; bereits an dieser recht knapp gehaltenen Darstellung fällt auf, dass sie nach einem Muster arbeitet, das große Ähn-

¹⁸ vgl. hierzu das dritte Kapitel dieser Arbeit.

¹⁹ Die folgende Darstellung Charles MacLeans spricht nicht dezidiert von der „Identität“ des Whiskys, was aber andernorts sehr wohl der Fall ist; vgl. etwa Delves (2007), S. 12-14.

lichkeit zu der Methode aufweist, mit der nicht zuletzt auch Erikson die biographisch etablierte Identität eines menschlichen Individuums aufschlüsselt. Denn wenn Erikson die Entwicklung eines Menschen im Wesentlichen anhand einer Sequenz unterschiedlicher Entwicklungskrisen beschreibt, so begegnet dies im Kontext der folgenden Produktbiographie einer Aneinanderreihung diverser Krisenszenarien, welche unter anderem die vorübergehende Einstellung der Produktion des Erzeugnisses zum Inhalt haben können; wenn Erikson die Relevanz des Umfelds auf die Identitätsbildung des Menschen betont, so entsprechen dem auf der Seite der produktbezogenen Schilderung Angaben, wie sich sowohl der Hersteller als auch das Erzeugnis selbst zu ihrer Umgebung verhalten. Zunächst stellt die Kurzbiographie des Ardbegs ihren Gegenstand als einen vor, der von einer „zeitlosen Atmosphäre“ umgeben sei,²⁰ um infolge aber einen unpräzisen historischen Abriss zu präsentieren. Denn ihr Autor Charles MacLean gibt umgehend an, die „Ardbeg“ genannte Brennerei sei von der Familie MacDougall gegründet, der erste Whisky 1790 destilliert worden; ein Nachweis über eine kommerziellen Zwecken dienende Herstellung liege allerdings erst für das Jahr 1815 vor.²¹ An dieser Stelle bettet MacLean das Produkt wie auch seinen Erzeuger erstmals in ein weiteres Umfeld ein, indem er festhält, „by 1900 the village around the distillery housed the families of 40 workers [...]; the school had over 100 pupils.“²² In dieser Konstellation tritt nun allerdings auch die erste „Krise“ des Produkts ein; während die Population der durch den Menschen gestellten Umgebung sinkt, wird das in diese eingebettete Produkt lediglich noch an solche Personen verkauft, „who had a credit account with the distillery.“²³ Eine Zuspitzung der prekären Lage ergibt sich anno 1959, als die Brennerei in Konkurs geht; diese Konstellation bedeutet jedoch nicht das Ende des Biographie des Ardbeg Whiskys, sondern erweist sich als eine die spätere Entwicklung prägende. So stellt es die Schilderung MacLeans als Konsequenz aus dem Engpass dar, dass noch im gleichen Jahr eine neue Firma gegründet worden sei; ihre Inhaberstruktur habe sich 1973 allerdings wiederum verändert.²⁴ Hier gliedert MacLean nicht das Produkt selbst, dafür aber seinen Hersteller in ein übergreifendes Umfeld in der Gestalt eines Großkonzerns ein. Er konstatiert, Letzterer habe im Jahr 1976 die volle Kontrolle über Ardbeg übernommen, sodass die Brennerei Teil eines Joint Venture geworden sei. Nur fünf Jahre später sei die Produktion aber eingestellt worden, was den Verlust

²⁰ [im Orig.: „timeless atmosphere“]; vgl. MacLean (2009), S. 45.

²¹ vgl. ebd.

²² [„Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren in dem Dorf, welches die Brennerei umgab, vierzig Arbeiter samt deren Familien beheimatet [...]; die Schule hatte über hundert Schüler.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

²³ [im Orig.: „customers, who had a credit account with the distillery“]; ebd.

²⁴ vgl. ebd.

von achtzehn Arbeitsplätzen bedeutet habe. Auch die dörfliche Umgebung sei von dieser Entwicklung betroffen gewesen: „This was the end of Ardbeg village.“²⁵ Dieses Krisenszenario ist nun aber nicht das letzte seiner Art, um das die seitens MacLeans erstellte Produktbiographie weiß. Vielmehr gibt MacLean an, die Herstellung des Whiskys sei 1989 wieder aufgenommen worden, wobei jedoch nur eine geringe Menge Ardbeg produziert worden sei; bereits im Jahre 1996 habe man die Produktion erneut vollständig gestoppt und die Brennerei zum Verkauf angeboten. Mit dem Bericht eines daraufhin erfolgten Kaufs der Brennerei, der Restauration derselben und des allmählichen Neustarts der Herstellung des Ardbeg Whiskys gelangt MacLean zur finalen Episode der kurzen Produktbiographie; hier skizziert er ein weiteres Mal das Beziehungsverhältnis zwischen dem Produkt und seiner Umgebung. Einerseits führt er einige der neu hinzugekommen Mitarbeiter der Brennerei namentlich an, wobei er auch ihre jeweiligen Kompetenzbereiche im Herstellungsprozess umreißt; andererseits verweist er auf die Existenz eines Besucherzentrums, womit er die Präsenz eines noch größeren Umfelds andeutet: „Production resumed the following year under the management of Stuart Thompson, assisted by his wife, Jackie, who created the exzellent visitor centre.“²⁶ An dieser Stelle beendet MacLean die biographisierende Produktbeschreibung Ardbegs, die trotz ihrer knappen Form diverse Krisenszenarien enthält, wie sie auch mehrere Schilderungen aufweist, welche der Verortung des Getränks und seines Herstellers innerhalb des menschlichen Lebensraums dienen. In weiterer Folge greift MacLean einige Geschmacksnuancen des Whiskys heraus, um ihnen biographische Bedingtheiten und damit unterschiedliche äußere Einflüsse durch das Umfeld zuzuweisen; auf diesem Weg erhalten die fraglichen geschmacklichen Facetten eine spezifische Relevanz, da der „ideellen Mehrwert“ des Getränks in den Vordergrund gerückt wird. Um im Rahmen dieser Arbeit die Inklusion eines Übermaßes an whiskybezogener Fachterminologie zu vermeiden, beschränken wir uns darauf, ein Beispiel dafür anzuführen, auf welche Weise MacLean eine Relation zwischen der Biographie und den materiellen Eigenschaften des Getränks herstellt. Konkret gibt dieser zunächst an, Ardbeg Whisky sei für sein an Rauch erinnerndes Aroma bekannt, womit er eine materielle Charakteristik des Scotches anspricht. Daraufhin führt er diese auf biographische Umstände zurück und hält fest, bis zum Jahre 1977 seien die brennereieigenen Öfen verwendet worden, um die ange-

²⁵ [„Das war das Ende des Dorfes Ardbeg.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; die Bezeichnung „Ardbeg“ steht hier weder für das Produkt selbst noch für dessen Erzeugerhaus, sondern für das umgebende Dorf gleichen Namens.

²⁶ [„Die Produktion wurde im Folgejahr unter dem Management Stuart Thompsons wieder aufgenommen, dessen Frau Jackie ihm zur Seite stand und das ausgezeichnete Besucherzentrum schuf.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; für eine ausführlichere Beschreibung dieses Besucherzentrums vgl. Smith (2008), S. 60-64.

feuchtete Gerste zu trocknen; dabei habe man Berichten zufolge auf präparierte Öfen gesetzt, welche mittels veränderter Lamellen ungewöhnlich großes Rauchaufkommen produziert hätten. Dies sei dem Zweck unterstellt gewesen, den Rauch und den Gehalt des Torffeuers auf die Gerste zu übertragen.²⁷ Wir sehen davon ab, den Trocknungsprozess des später zur Destillation verwendeten Getreides ausführlicher darzustellen; für eine diesbezügliche Schilderung sei auf die Arbeiten Murrays und Hoffmanns verwiesen.²⁸ Herausstreichen wollen wir jedoch, dass die sehr stark gerafften Angaben MacLeans in anderwärtigen Beschreibungen des fraglichen Whiskys eine umfangreiche Erweiterung erfahren, sodass sich nicht nur die Komplexität der Geschmacksanalyse, sondern auch die Anzahl und Länge der Entstehungsgeschichten, welche den materiellen Eigenschaften zugewiesenen werden, fast beliebig steigern ließe. Hoffmann nimmt etwa das Torfaroma zum Anlass, den Salzgehalt des Brennstoffs zu einem geschmacklichen Detail des Ardbegs in Verbindung zu setzen. Zum einen erweitert er die Biographie des Whiskys mittels der Angabe, „in den Küstenregionen enthält der Torf mehr Sand und salzige Aromen. Torfmoore können bis zu 10.000 Jahre alt sein.“²⁹ Zum anderen begegnen wir bei Hoffmanns Beschreibung des Geschmacks des „rauchigsten und torfigsten aller Whiskys“ Ardbeg der Feststellung, „besonders der Zehnjährige erfreut sich großer Beliebtheit. Der rauchige Duft, mit viel Salzwasser durchsetzt,“ finde als eine der wesentlichen Eigenschaften des Getränks regen Anklang.³⁰ Das Prinzip, einem im Bereich des Materiellen liegenden Aspekt des Getränks bestimmte entstehungsgeschichtliche Narrationen zuzuweisen, findet somit in knapper wie auch in ausführlicher Form seine Realisierung; letztlich arbeiten allerdings sowohl MacLeans als auch Hoffmanns Produktbeschreibungen der Etablierung eines „ideellen Mehrwerts“ des Ardbeg Whiskys zu. Wir wollen uns nun einer weiteren, umfangreicher dimensionierten Darstellung dieses Produkts zuwenden; Gavin Smiths Buch mit dem Titel „Ardbeg – A Peaty Provenance“³¹ ist ebenso wie bereits die Kurzbeschreibung MacLeans dem alleinigen Zweck unterstellt, den Hintergrund des Getränks auszuleuchten und damit seiner ideellen Dimension Vorschub zu verschaffen. Es würde freilich den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf die seitens Smiths dargelegte Produktbiographie im Detail einzugehen; schon die Überschriften verdeutlichen aber, dass auch Smith mit diversen Krisenszena-

²⁷ [im Orig.: „Ardbeg was (and is) a famously smoky whisky. Until 1977, it used its own kilns for drying malt, and it is said that the louvers in the kilns were manipulated so as to cause the smoke to linger and impart peatiness.“]; vgl. MacLean (2009), S. 46.

²⁸ vgl. hierzu Murray (1997), S. 15-16 sowie Hoffmann (2007), S. 28-29.

²⁹ Hoffmann (2007), S. 29.

³⁰ ebd., S. 70; tatsächlich kommt freilich keinerlei Salz oder Salzwasser bei der Produktion des Whiskys zum Einsatz – selbst eventuelle Rückstände, die etwa im Rahmen der Trocknung in das Getreide eindringen könnten, bleiben im Zuge des thermischen Trennverfahrens der Destillation zurück.

³¹ [„Ardbeg – Von torfiger Abstammung“ – ÜS. T.W.]; Smith (2008).

rien gespickte Episoden zur Gliederung der Gesamterzählung heranzieht. So lautet das erste Kapitel auf „Challenging Beginnings“, während das zweite mit „Wars and Prohibition“ über- titelt ist; auf den dritten Abschnitt namens „The Good Years“ folgt eine besonders konflikt- reiche „Period of Experimentation and Closure“.³² Häufig sind es Probleme, die sich aus dem durch den Menschen gestellten Umfeld heraus ergeben, welche sich auf die Produktion des Whiskys auswirken und – aus der Sicht einer später formulierten Biographie – als entste- hungsgeschichtliche Einschnitte aufscheinen. Wie MacLeans Skizzierung der Geschmacksnu- anzen des Ardbegs stellt auch Smiths Buch Verbindungen zwischen einzelnen biographischen Begebenheiten und bestimmten geschmacklichen Eigenschaften her; diese fallen sogar unge- mein detailorientiert aus.³³ Einige der „vermenschlichenden“ Formulierungen, denen wir be- reits als Teil des Verpackungstexts des Getränks begegnet sind, finden hier eine Aktualisie- rung und Erweiterung; so wird uns ein acht Jahre lang gereifter Whisky als „temperamentvol- ler Bruder“ eines anderen „Familienmitglieds“ vorgestellt, während einzelne Geschmacksfa- cetten in die biographisierende Gesamtaussage eingestreut werden: „Its spirited sibling, Still Young, followed it along the peaty path to full maturity. Still youthful [...], but definitely mo- re creamy and rounded from extra ageing, this character is a wonderful addition to the fami- ly.“³⁴ Die klar ersichtliche narrative Einbettung des Produkts in die menschliche Lebenswelt, die an Smiths biographischer Darstellung ebenso greifbar wird, zeichnet sich in seinem Buch allerdings noch in einer weiteren Form ab. Denn nicht nur finden sich neben den Beschrei- bungen unterschiedlich „alter“ Ardbeg Whiskys umfangreich dimensionierte Photographien des jeweiligen Produkts ein; auch die aktuellen Mitarbeiter der Brennerei, die als den Entste- hungsprozess des Whiskys maßgeblich beeinflussend umrissen werden, sind mittels Portrait- photos in derselben Größe präsent. Wie die Produktphotos zeichnen sich diejenigen der Ar- beiter durch eine gewisse Schnörkellosigkeit aus; häufig kommt ein unspezifischer oder gar weißer Hintergrund zum Einsatz. Besonders deutlich wird die Ähnlichkeit der Behandlung von Mensch und Produkt anhand der neun ganzseitigen Aufnahmen, welche je einem Brenne- reimitarbeiter gelten, auf der einen Seite – und der vierzehn großformatigen Whiskyphotos, welche die jüngste Entwicklung des Getränks verdeutlichen sollen, auf der anderen.³⁵ Die

³² vgl. ebd., S. 9.

³³ vgl. hierzu ebd., S. 182-189.

³⁴ [„Sein temperamentvoller Bruder, Still Young, folgte ihm auf dem torfigen Pfad zur vollen Reife nach. Immer noch jugendlich, aber eindeutig cremiger und runder durch die zusätzliche Alterung, ist dieser Charakterkopf eine wunderbare Ergänzung für die bestehende Familie.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 188.

³⁵ vgl. für die Photographien der Mitarbeiter: Smith (2008), S. 94-102; für die Produktphotos: ebd., S. 144-153.

formelle Gleichstellung von Mensch und Erzeugnis auf der visuellen Ebene findet freilich Entsprechung innerhalb des Textes. Smiths an sich produktbezogene Erzählung zeugt von einer Verwobenheit des Getränks und seiner Herstellung mit der menschlichen Umgebung, die sich über Generationen erstreckt; wiederholt geht der Autor auf einzelne Familiengeschichten ein, die sich um die Produktion des Ardbeg Whiskys ranken.³⁶ Das hierbei auftretende Phänomen, dass die Biographie des Produkts einen Umfang annimmt, welcher denjenigen einer menschlichen Lebensgeschichte deutlich übersteigt, halten wir insofern für bemerkenswert, als es dazu beiträgt, das Vorliegen einer Überzeitlichkeit des Erzeugnisses zu signalisieren; die „Idee“ des Produkts Ardbeg scheint – ausgehend von den skizzierten biographischen Darstellungen – weit über die einzelnen, zu einem beliebigen Zeitpunkt erhältlichen „Inkarnationsformen“ hinauszugehen. Wir haben im Zuge unserer Auseinandersetzung mit den seitens Nussbaums umrissenen Möglichkeiten der Verdinglichung eines Menschen die Behauptung einer biographischen Überzeitlichkeit, sofern sie einem Gegenstand zugeschrieben wird, als Form der „Vermenschlichung“ einer unbelebten Entität vorgestellt; denn wenn Nussbaum das Postulat eines Besitzverhältnisses als eine Person verdinglichend ansieht, dann macht eine Produktbeschreibung, welche die „Universalität“ oder die zeitlose „Idee“ ihres Objekts in den Vordergrund rückt, jeden vollständigen Besitzanspruch undenkbar. Diese in Entsprechung zu Nussbaums siebtem Aspekt der Verdinglichung gebildete Möglichkeit der „Vermenschlichung“ wird etwa im Falle der Eingliederung des Ardbegs in die Lebensgeschichten zig menschlicher Generationen realisiert; weitere Beispiele für diese Form der Gleichstellung von Mensch und Produkt werden wir im weiteren Verlauf dieses Unterkapitels antreffen. Am Ende unserer Darstellung der Produktbeschreibungen des Ardbeg Whiskys angelangt, wollen wir die Frage aufwerfen, welchem Ziel der Umstand unterstellt ist, dass selbige mehrere Prinzipien realisieren, die wir bereits an der Erikson’schen Schematisierung einer menschlichen Biographie angetroffen haben. Denn Erikson bereitet die Lebensgeschichte einer Person zum einen anhand der Gliederung derselben in unterschiedliche Krisensituationen auf; diese Erzähltechnik ist auch im Rahmen der im Obigen angeführten Beschreibungen des Ardbegs evident. Im Falle einer menschlichen Biographie verfolgt nun der Einsatz dieser narrativen Technik die Zielsetzung, die Identität der betreffenden Person auszuweisen und zu charakterisieren; wir meinen, dass dies auch der erhoffte Effekt der Whiskyportraitierung ist, wobei es sich hier freilich um nicht menschliche, sondern Produktidentität handelt, die als biographisch

³⁶ vgl. etwa das Beispiel Alexander Campbells, dessen Familienangehörige wie auch sonstige Bekannte gemäß der Darstellung Smiths großteils als Brennereimitarbeiter beschäftigt sind, sich aber zugleich mit anderen sozialen Angelegenheiten auseinandersetzen; ebd., S. 25.

begründet hervortreten soll. Zum anderen stellt Erikson die Identität eines Individuums als eine dar, die unabdingbar in Auseinandersetzung mit dem Umfeld herausgebildet wird; gerade dank der Bezugnahme auf die jeweilige Umgebung gelangt der Einzelne gemäß der Ausführungen Eriksons zu seiner einzigartigen Persönlichkeit. Auch dieses Prinzip setzen die Beschreibungen des Ardbeg Whiskys um, gliedern sie doch das Produkt insofern nahtlos in ein menschliches Bezugssystem ein, als sie Photographien verwenden, welche dem Produkt die gleiche Behandlung zuteil werden lassen, wie dies bei denjenigen Personen der Fall ist, die sich im nahen Umfeld bewegen und als Produzenten auftreten; auf der Textebene ist diese Einbindung des Produkts in das menschliche Umfeld anhand der zahlreichen Narrationen greifbar, welche die Lebensgeschichten einzelner Individuen abbilden und die zentrale Stellung des Produkts in ihrem Alltag widerspiegeln sollen. Die beiden nun umrissenen, uns von den Ausführungen Eriksons geläufigen Prinzipien zeitigen – bei ihrer Anwendung innerhalb einer Produktbeschreibung – nicht nur den Effekt, das Vorliegen einer unverkennbaren Identität zu postulieren, die als ideeller Teil des betreffenden Produkts auftreten soll; vielmehr machen sie es für den Betrachter des Produkts nötig, im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Erzeugnis ein „modernes“ Wahrnehmungsraaster einzusetzen, welches die Vorstellung einer biographisch herangebildeten Einzigartigkeit ebenso zulässt, wie es die Konzeption einer solchen Identität als zulässig und realisierbar erachtet, die innerhalb eines weitgehend konstant bleibenden, klar definierbaren Umfelds entstanden ist. Ist es nun ebendieser Betrachter gewohnt, innerhalb des Umgangs mit seiner eigenen Person ein „postmodernes“ Wahrnehmungsraaster einzusetzen, das anstelle des Erikson’schen Identitätskonzepts Phänomene wie ansteigende Selbstentfremdung, lebensweltliche Pluralisierung und biographische Fragmentierung vorsieht, tut sich anhand der Beschäftigung mit dem identitätsbehafteten Produkt eine Differenz auf; denn während es dem Betrachter unter der Anwendung des „postmodernen“ Rasters als undenkbar erscheint, selbst eine beständige personale Identität inne zu haben, hat er mit dem fraglichen Erzeugnis eine Entität vor sich, die mit einer solchen „modernen“ Identität ausgestattet zu sein proklamiert. Hier kommt auch der „ideelle Mehrwert“ des betreffenden Produkts ins Spiel, der nicht nur auf dem Umstand aufsetzt, dass dem Erzeugnis seitens seiner Beschreibungen eine einzigartige Identität zugeschrieben wird, sondern zudem exakt derjenigen Differenz entspricht, die sich bei gleichzeitigem Einsatz der beiden skizzierten Wahrnehmungsweisen ergibt. Das Vorliegen einer „modernen Identität“ im Sinne Eriksons – betrachtet bei Berücksichtigung eines gewohnheitsmäßig „postmodernen“ Standpunkts – ist somit der Ausgangspunkt des „ideellen Mehrwerts“ eines Produkts; ein erstes

Beispiel für die erfolgreiche narrative Begründung dieser ideellen Komponente soll uns nunmehr der „Ardbeg“ genannte Whisky gewesen sein.

Wir wollen uns nun einem weiteren Scotch zuwenden, an dem wir wiederum zunächst aufzeigen wollen, inwieweit die ihm zugehörigen Produktbeschreibungen Formulierungen verwenden, die im Regelfall einem Menschen zugeordnet werden, und Darstellungsmethoden zum Einsatz bringen, die gemeinhin der Erfassung einer Person dienen. Wieder werden uns hier die Ausführungen Martha Nussbaums zur Seite stehen. Im Anschluss daran sollen diejenigen narrativen Strategien, welche dem Zweck unterstellt sind, Produktidentität zu proklamieren und die Existenz eines „ideellen Mehrwerts“ geltend zu machen, als solche herausgestellt werden. Im Lieferumfang dieses zweiten, auf den Namen „Laphroaig“ hörenden Whiskys befindet sich neben dem Getränk selbst und seinem röhrenförmigen Verpackungskarton ein kleines Beipackheftchen. Letzteres hat die vordergründige Aufgabe, die auf dem Karton befindliche Produktbeschreibung zu ergänzen und den Kunden über die verschiedenen Varianten des Erzeugnisses in Kenntnis zu setzen; tatsächlich stellen jedoch sowohl die äußere Verpackung als auch das Heft nicht allein Sachinformation zur Verfügung, sondern dienen darüber hinaus wesentlich der narrativen Herleitung einer unverkennbaren Produktidentität. Neben dem Umstand, dass die vollständige Bezeichnung des Whiskys auf „Laphroaig – 10 Years Old“ lautet und damit das uns bereits bekannte Postulat des Vorliegens eines „Alters“ realisiert, ist es vor allem die Charakterisierung des Getränks auf der Rückseite der Verpackung, die uns als markant erscheint. Denn diese arbeitet mit einem Vergleich, welcher die Eigenschaften eines Menschen, der auf der Insel Islay lebt, direkt auf den dort hergestellten Whisky überträgt: „Laphroaig [...] whisky has always kept itself a bit remote, like the islanders of Islay themselves. A touch aloof at first, but make the effort, broach acquaintance, and you'll have a warm and genuine friend for life.“³⁷ Die Mühelosigkeit, mit der in diesem Text Aspekte einer menschlichen Persönlichkeit zu Merkmalen eines Produkts werden, ist insofern bemerkenswert, als sie völlig außer Frage stellt, dass sich Mensch und Erzeugnis auf gleicher Augenhöhe befinden und auf dieser Basis miteinander zu interagieren vermögen; die hier greifbare Angleichung der menschlichen an die unbelebte Welt lässt sich – ausgehend von den Überlegungen Nussbaums – zudem als ein Objekt „vermenschlichend“ ansehen, da der

³⁷ „Laphroaig [...] Whisky hat sich stets ein wenig verhalten gegeben, ganz wie die Inselbewohner von Islay selbst. Zu Beginn ist er ein wenig unnahbar, doch versuche es, mache seine Bekanntschaft, und du wirst einen herzlichen und echten Freund fürs Leben haben.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 4.

Whisky als eine autonom handelnde Instanz aus ihr hervorgeht.³⁸ Dies wird speziell an der Inklusion der Anregung deutlich, der potentielle Käufer möge doch trotz der anfänglichen Unnahbarkeit mit dem Produkt Bekanntschaft machen, da auf diesem Weg ein faktischer, auf Wechselseitigkeit beruhender Handlungsablauf angedeutet wird. Dass der Scotch als leistungsfähige, aktive Entität in Erscheinung tritt, verkörpert ferner ein Gegenprinzip zu derjenigen Form der Verdinglichung, welche Nussbaum als Postulat der „Trägheit“ einer Person führt.³⁹ Das Bild des „herzlichen und echten, lebenslangen Freundes“ ist nun allerdings eines, das wir im Besonderen herausstellen wollen. Denn neben der offensichtlichen Angleichung der Existenzbedingungen des Laphroaigs an menschliche Verhältnisse werden hier gerade solche Lebensbedingungen geschildert, die aus dem Blickwinkel einer „postmodernen“ Wahrnehmung nur antiquiert anmuten können – steht doch der „Freund fürs Leben“ in enger Verbindung zu einer Vorstellung von lebensweltlicher Beständigkeit und Konstanz der Beziehungen, die aus einer von Entfremdung geprägten, „postmodernen“ Optik als unrealisierbar erscheinen müssen. Nun haben wir bereits mehrfach umrissen, wie die Absicht eines Herstellers, ein Produkt mit einem „ideellen Mehrwert“ auszustatten, zur Umsetzung bestimmter narrativer Strategien innerhalb des Verpackungstexts des fraglichen Erzeugnisses führen kann; letztere haben wir dahingehend beschrieben, dass sie den betreffenden Gegenstand als einen darstellen, der als Teil und Repräsentant einer „modernen“ Ordnung auftritt. Ebendiese Korrelation wird an dieser Stelle anhand des trinkbaren „Freundes fürs Leben“ greifbar. Das große Potential dieses Bildes der „Freundschaft“ mit dem sehr menschlich anmutenden Whisky führt ferner dazu, dass es im Rahmen der Produktverpackung noch ein weiteres Mal Verwendung findet; so fordert der dort anzutreffende Text den interessierten Kunden auf, doch selbst ein „Friend of Laphroaig“ zu werden, worunter die Mitgliedschaft in einem via Internet administrierten Klub gemeint ist.⁴⁰ Die Vorzüge dieses rund um das Getränk angesiedelten Zusammenschlusses werden seitens des Beipackhefts weiter angepriesen; so bekundet das Heft etwa, einem jeden Mitglied werde ein Stück Land der Insel gewidmet, welches infolge sogar persönlich aufgesucht werden könne. Ein solcher Besuch führe mitunter dazu, dass man unvermittelt auf seine „next door neighbours“ treffe.⁴¹ Auch werde die Brennerei für die Verwendung dieser Parzelle jährlich „Miete“ in der Form von Laphroaig Whisky zahlen.⁴²

³⁸ Dieses Vorgehen stellt insofern eine Umkehrung des zweiten Prinzips der Nussbaum'schen Verdinglichung dar, als Letzteres darin besteht, die Autonomie eines Menschen in Abrede zu stellen; vgl. Nussbaum (2002), S. 102.

³⁹ vgl. ebd.

⁴⁰ vgl. Abb. 4.

⁴¹ [„Nachbarn von nebenan“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 5, S. 5.

⁴² vgl. Abb. 5, S. 3.

Der Ausgangspunkt für das an den Kunden gerichtete Angebot, Mitglied der „Freunde des Laphroaigs“ und damit Teil des menschlichen Umfelds zu werden, aus dem heraus das Getränk hervorgeht, ist freilich der Whisky selbst; tatsächlich stellt der Text des Beipackhefts den Scotch nicht nur als eine in die Inselgemeinschaft eingegliederte Entität dar, sondern zugleich auch als Zentrum und Spiegelbild dieser sozialen Ordnung: „Open a bottle of Laphroaig and you’re opening the heart of the community. The people, their lives, their surroundings, you’re holding it all in your hand.“⁴³ Die narrative Einbettung des Produkts in das klar bestimmte Umfeld der Insel, das aufgrund seines abgeschlossenen Charakters als „moderne“ Ordnung mit klaren und eindeutigen Regeln in Erscheinung tritt, ist der Zielsetzung unterstellt, dem Whisky menschenähnliche Eigenschaften zu verleihen, die gemeinsam den Eindruck einer unverkennbaren Identität ergeben sollen. Die Ähnlichkeit der im Beipacktext anzutreffenden Darstellung mit den Ausführungen Eriksons ist dabei frappierend; denn wenn Erikson festhält, der Einzelne stehe im Laufe der Adoleszenz vor der Aufgabe, für sich selbst „einen passenden Platz“ in seiner Gesellschaft zu finden, „der fest umrissen ist und doch ausschließlich für ihn gemacht zu sein scheint“,⁴⁴ so lässt sich in Anlehnung daran freilich nicht ohne Ironie sagen, der Whisky habe dieses Problem für sich wohl gelöst – und habe zu seiner Identität gefunden. Neben dem Bild der „Freundschaft“ mit dem Laphroaig finden sich im Beipackheftchen noch weitere „vermenschlichende“ Darstellungen; eine solche ist in der Beschreibung der Unterschiede zwischen der zehn und der fünfzehn Jahre lange gelagerten Darreichungsform des Getränks: „Whilst the personality of our 10 Year Old is more ‚robust‘, our 15 Year Old is, well... ‚considered‘!“⁴⁵ Nicht von der „Persönlichkeit“ eines in die Jahre gekommenen Scotches, dafür aber von seiner „Individualität“ spricht einer der Mitarbeiter der Brennerei in einem Interview, das die jüngsten Veränderungen des Getränks aufzeigen soll; so konstatiert dieser, „we are going to let each bottling ‚live‘ as an individual in its own right.“⁴⁶ Neben dem Postulat der Lebendigkeit des Whiskys schließt diese Aussage auch die Behauptung seiner Einzigartigkeit mit ein, die gerade aus seiner implizit vorgenommenen Angleichung an menschliche Verhältnisse heraus möglich wird; als „vermenschlichend“ lässt sie sich insofern betrachten, als sie gleich mehrere Aspekte einer Beschreibungsform reali-

⁴³ [„Wenn du eine Flasche Laphroaig aufmachst, öffnest du das Herz der Gemeinschaft. Die Menschen, ihre Lebensweise, ihre Umgebung – du hältst sie allesamt in deinen Händen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Abb. 5, S. 2.

⁴⁴ Erikson (1980), S. 160.

⁴⁵ [„Während die Persönlichkeit unseres Zehnjährigen eher ‚nachdrücklich‘ ist, gibt sich unser Fünfzehnjähriger recht... ‚bedacht‘!“]; Orig.: Abb. 5, S. 7.

⁴⁶ [„Wir werden jede Abfüllung wie ein eigenständiges Individuum ‚leben‘ lassen.“ –ÜS. T.W.]; Orig.: Ronde (2009), S. 158.

siert, die wir in Auseinandersetzung mit den Ausführungen Nussbaums als narrative Strategie der Gleichstellung von Produkt und Mensch vorgeschlagen haben. Nussbaums erster Punkt der „Instrumentalisierung“ sieht sich in der obigen Darstellung dergestalt berührt, dass letztere ein Gegenprinzip der Verdinglichung einsetzt, wenn sie die „Individualität“ des Scotches als einen Selbstzweck hinstellt; einen Nussbaums zweitem Aspekt entgegen wirkenden Umstand treffen wir in der evidenten Behauptung der Autonomie des Scotches an. Dass der Whisky als mit Eigenaktivität ausgestattet aufscheint, verkörpert zudem eine „Vermenschlichungsform“, die eine Umkehrung des dritten Nussbaum’schen Punkts bedeutet; dass dem Getränk ein regelrechter Kunstwerkcharakter zugesprochen wird, lässt sich Nussbaums vierter Möglichkeit der Verdinglichung als antithetische Entsprechung zuweisen. Ist man gewillt, in der Aussage des Brennereimitarbeiters eine versteckte Aufforderung zu erkennen, dem Produkt denselben Respekt entgegen zu bringen, wie dies bei einer Person angebracht wäre, so wird man in selbiger ferner ein Gegenprinzip zu Nussbaums fünftem Punkt entdecken, welcher die Behauptung der Zulässigkeit, eine Entität aufgrund ihres Objektstatus unachtsam zu behandeln oder zu zerstören, umfasst. Eine Umkehrung des sechsten Aspekts Nussbaums setzt die obige Formulierung insofern um, als sie es dem interessierten Käufer erschweren dürfte, ein vollumfängliches Besitzverhältnis gegenüber dem „eigenständigen Individuum“ Laphroaig einzufordern; dieser Punkt wird allerdings nur beiläufig berührt. Bevor wir uns nunmehr von den „vermenschlichenden“ Formulierungen, die sich an den Whiskybeschreibungen festmachen lassen, sowie von ihrer Zuweisung an die einzelnen Nussbaum’schen Formen der Verdinglichung abwenden, wollen wir einen letzten Fall aufgreifen; bei diesem sehen wir eine gegenläufige Entsprechung zu Nussbaums fünftem Punkt am Werk. Hierfür kehren wir zu dem schon bekannten Beipackheftchen zurück, welches – gemeinsam mit einem Teil des Verpackungstexts des Laphroaigs – eine Art „Anleitung“ präsentiert, wie der Whisky idealer Weise getrunken werden sollte. Während das Heft seine Instruktionen zunächst als „Empfehlungen“ bezeichnet, ist es doch ein recht schnörkelloser Imperativ, in dem sie letztlich verfasst sind. So heißt es hier: „We recommend you add a few drops of water to your Laphroaig to awaken the bouquet in the glass. Hold your glass to the light and swirl. Observe the colour. Then nose the glass deeply for a hint of Laphroaig’s unique taste.“⁴⁷ Es ist in diesem Kontext nicht die animistische Darstellung des „erwachenden Bouquets“, das für uns nun von Interesse ist; vielmehr halten wir den Tatbestand der Inklusion der Anleitung selbst

⁴⁷ [„Wir raten dir, deinem Laphroaig einige Tropfen hinzuzufügen, um das Bouquet im Glas zum Erwachen zu bringen. Halte das Glas gegen das Licht und drehe es. Beobachte die Farbe. Dann erst rieche tief daran, um einen Eindruck von dem einzigartigen Geschmack des Laphroaigs zu erhalten.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Abb. 5, S. 6.

für bemerkenswert. Selbige findet im Übrigen auf dem Verpackungskarton des Whiskys eine ähnlich ostentative Fortsetzung: „Take it [...] with a splash of water. Roll it around on your tongue. Release the pungent, earthy aroma of blue peat smoke [...]. Close your eyes, and imagine the waves.“⁴⁸ Das Bestechende an diesen Anweisungen liegt darin, dass sie dazu dienen, den Kunden zu einer vorgegebenen Umgangspraxis mit dem Produkt anzuhalten und damit der hohen Spezifität des Erzeugnisses Rechnung zu tragen; will der Käufer des Whiskys dementsprechend dessen Unverkennbarkeit gerecht werden, hat er den beiliegenden Instruktionen zu folgen. Wenn nun der Laphroaig seitens seines Konsumenten die Einhaltung eines „korrekten Umgangs“ einfordert, so lässt sich dies als Anspruch auffassen, die „Idee“ des Produkts dergestalt zu würdigen, dass dessen Bestimmung nicht außer Acht gelassen wird. Diese anhand des Anweisungstexts schlagend werdende Forderung, den Wesenmerkmalen des Whiskys zu entsprechen und ihn nicht seiner Natur zuwider zu konsumieren, stellt zudem die angekündigte Aktualisierung eines Gegenprinzips zu Nussbaums fünftem Aspekt der Verdinglichung dar. Da dieser nämlich zum Inhalt hat, einen Menschen als etwas hinzustellen, das ohne jede Rücksichtnahme auf seine Bedürfnisse beschädigt oder zerstört werden darf, verkörpert der Anspruch, das Wesen eines Produkts mittels der Einhaltung einer korrekten Praxis zu würdigen, eine entsprechende Form der „Vermenschlichung“ einer unbelebten Entität. Nachdem wir uns nun mit verschiedenen, auf der Sprachebene ersichtlichen Formen der Gleichstellung von Mensch und Produkt befasst haben, wollen wir nun zu der Fragestellung übergehen, inwieweit die Produktbeschreibungen des Laphroaig Whiskys ihr Objekt als mit einer einzigartigen Identität ausgestattet präsentieren, die mit der personalen Identität eines Menschen vergleichbar ist. Als Ausgangsbasis hierfür greifen wir erneut auf die Ausführungen Eriksons zurück, die zwei Prinzipien bereit halten, anhand derer menschliche Unverkennbarkeit auf individueller Basis realisierbar wird. Zum einen treffen wir hier auf das Konzept der biographischen Entwicklung und ihrer narrativen Aufbereitung; zum anderen auf die Annahme einer hohen Relevanz des sozialen Umfelds für die menschliche Persönlichkeitsbildung. Wie bereits im Falle des Ardbegs finden sich beide dieser Begründungs- und Erschließungswege von Identität auch an denjenigen produktbezogenen Darstellungen, die als Hintergrundinformation zu dem Laphroaig Whisky auftreten. Denn nicht nur verleihen diese ihrem Erzeugnis eine umfangreiche und mit diversen Krisenszenarien ausgestattete Biographie; vielmehr charakterisieren sie den Scotch auch als ein wesentliches Element derjenigen Gesell-

⁴⁸ „Genieße ihn [...] mit einem Spritzer Wasser. Wirble ihn um die Zunge. Lass das stechende, erdige Aroma von blauem Torfrauch frei [...]. Schließe deine Augen und stell dir die Meereswellen vor.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Abb. 4.

schaftsordnung, aus der er hervorgeht, womit sie eine Form der Wechselbezüglichkeit zwischen dem Menschen und dem diesem gleichgestellten Produkt skizzieren, die zu der Erikson'schen Darstellung des Verhältnisses zwischen Individuum und Umfeld große Ähnlichkeit aufweist. Zunächst wollen wir uns dem Modus der Biographisierung des Laphroaigs widmen; angesichts der Menge an diesbezüglicher Literatur müssen wir uns jedoch darauf beschränken, einige ausgewählte Passagen aufzugreifen. Wie dies bereits am Beispiel des Ardbeg Whiskys zu beobachten war, weist auch der Großteil der dem Laphroaig zugehörigen Entstehungsgeschichten eine Gliederung auf, die einer chronologischen Aneinanderreihung besonders markanter und mit Krisenszenarien gespickter Konstellationen entspricht; ferner vereinen diese Produktbiographien häufig die Lebensläufe diverser Brennereimitarbeiter, deren lebensweltliche Problemstellungen sich wiederum auf die Biographie des ihrerseits erzeugten Produkts auswirken. Derartige, jeweils kurz gehaltene, biographische Aufbereitungen finden wir in den Arbeiten Marc Hoffmanns,⁴⁹ Ingvar Rondes,⁵⁰ Jim Murrays⁵¹ und Charles MacLeans;⁵² da wir am Beispiel des Ardbegs bereits die Erzählweise MacLeans kennen gelernt haben, wollen wir im nun vorliegenden Fall auf die Darstellung Rondes eingehen. In stark geraffter Form gibt dieser an, Laphroaig sei als Brennerei im Jahre 1810 gegründet und als Produkt 1815 erstmals erzeugt worden; dies sei seitens des Bruderpaars Alexander und Donald Johnston erfolgt. Ronde fügt dem hinzu, anno 1836 habe Donald die Besitzanteile seines Bruders aufgekauft und die Leitung der Brennerei übernommen.⁵³ Elf Jahre später zeugt die Produktbiographie von einer ersten veritablen Krise, da sie von einem Arbeitsunfall des Whiskyproduzenten berichtet, der einen tödlichen Ausgang nimmt: „Donald Johnston is killed in an accident in the distillery when he falls into a kettle of boiling hot burnt ale.“⁵⁴ Die Bewältigung der problematischen Situation geht gemäß der Angaben Rondes dergestalt vonstatten, dass der führende Mitarbeiter einer benachbarten Brennerei vorübergehend zusätzlich die Geschicke des Laphroaigs lenkt; der Autor konstatiert jedoch, im Jahr 1857 sei die Leitung der Brennerei wieder einem Familienmitglied der Johnstons namens „Dugald“ übertragen worden. Die nächste Krise innerhalb der Produktbiographie des Laphroaig Whiskys können wir ausgehend von Rondes Schilderung bereits an einem Ereignis des Jahres 1877 festmachen; der Tod Dugalds erweist sich nämlich nicht zuletzt insofern als größere Schwierigkeit, als er

⁴⁹ vgl. Hoffmann (2007), S. 82.

⁵⁰ vgl. Ronde (2009), S. 158-159.

⁵¹ vgl. Murray (1997), S. 83-84.

⁵² vgl. MacLean (2009), S. 236-237.

⁵³ vgl. Ronde (2009), S. 158.

⁵⁴ [„Donald Johnston kommt bei einem Unfall in der Brennerei ums Leben, als er in einen Kessel voll kochend heißer Restflüssigkeit fällt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

keine direkten Erben hinterlässt.⁵⁵ Ronde gibt zwar an, die Brennerei sei daraufhin Eigentum der Schwester des Dugald geworden, was eine Lösung der Situation signalisiert; allerdings weist er den Tod des Gatten dieser Schwester im Jahre 1907 als Hauptgrund aus, dass 1908 eine weitere, kompliziert geregelte Erbschaft erfolgt. Ab dem Jahr 1928 gehört der Name „Johnston“ schließlich der Vergangenheit an, da die Laphroaig Brennerei sich sowohl im Besitz als auch unter der Leitung eines gewissen Ian Hunter befindet.⁵⁶ Obgleich die vorliegende Produktbiographie noch von weiteren krisenhaften Episoden berichtet – so erwähnt sie neben diversen weiteren Eigentümerwechseln etwa auch die Zerstörung eines Teils der Produktionsstätte durch ein Naturunglück – wollen wir an dieser Stelle innehalten, da die Geschichte des Namens „Johnston“ von besonderem Interesse ist. Denn selbst auf der Verpackung des heute verfügbaren Laphroaig Whiskys findet sich noch der Vermerk, das Getränk sei seitens des Betriebes „D. Johnston & Co., (Laphroaig)“⁵⁷ hergestellt worden, was mit der tatsächlichen gegenwärtigen Eigentümerstruktur freilich nichts zu tun hat;⁵⁸ vielmehr als aktuelle Sachverhalte abzubilden, dient diese Angabe dazu, auf die historische Gewordenheit des Produkts und seines traditionellen Charakter hinzuweisen. Bemerkenswert ist der Schriftzug insofern, als er eine Brücke zwischen der materiellen und der ideellen Seite des Laphroaig Scotches darstellt; da er als Teil des Verpackungstexts auftritt, schafft er eine Verbindung zwischen der unmittelbar sichtbaren, physischen Seite des Produkts und dessen ideeller Komponente, wobei sich Letztere maßgeblich aus der biographischen Verortung des Getränks ergibt. Ein weiteres Mittel, eine Korrelation zwischen der Physis und der biographisch hergeleiteten Identität eines Erzeugnisses herzustellen, haben wir bereits bei den Produktbeschreibungen des Ardbeg Whiskys angetroffen, wo einzelne Geschmacksmerkmale eine spezielle Bedeutung erhielten, indem ihnen entstehungsgeschichtliche Details als ursächliche Einflüsse zugewiesen wurden. Wenn wir die Ausführungen Rondes zu dem Laphroaig unter diesem Gesichtspunkt betrachten, so fällt auch an selbigen auf, dass sie eine Strategie der Attributierung realisieren, welche die geschmacklichen Facetten des Getränks in Verbindung zu seiner Biographie setzen soll; der resultierende Effekt der Bedeutungsverleihung stellt sich dabei alleine schon anhand der spezifischen Grundstruktur der Ronde’schen Darstellungsweise ein. Denn Rondes Charakterisierung des Scotches besteht insgesamt aus drei separaten Teilen und sieht neben dem historischen Abriss, den wir bereits behandelt haben, eine aktuelle Analyse der Bedingungen vor,

⁵⁵ vgl. ebd.

⁵⁶ vgl. ebd., S. 159.

⁵⁷ vgl. Abb. 4.

⁵⁸ Die Brennerei befindet sich aktuell im Besitz von der Firma „Beam Global“, die wiederum zum Konzern „Fortune Brands“ gehört; vgl. MacLean (2009), S. 236; sowie Ronde (2009), S. 159.

unter denen das Getränk zuletzt erzeugt wurde; darüber hinaus bindet Ronde eine prägnant formulierte Geschmacksanalyse des „zehnjährigen“ Laphroaigs ein. Letztere macht es sich zur Aufgabe, einzelne im sonstigen Textbereich erläuterte und dort kontextualisierte Umstände in die Gesamtheit des Geschmackserlebnisses einzubinden und auf dieser Basis unterschiedliche Komponenten des Bouquets festzumachen; wie beim Ardbeg sind es unter anderem wieder die von Torffeuer und Salzwasser zeugenden Aromen, die als gleichzeitig biographisch hergeleitete und materiell greifbare Eigenschaften in Erscheinung treten.⁵⁹ Obgleich die dem Ardbeg zugehörigen Produktbeschreibungen ebenfalls unterschiedliche Textbereiche vorsehen, die sich in biographische Information und Geschmacksanalyse aufteilen lassen, ist die Separiertheit dieser Komponenten im Falle des Laphroaigs doch eine offensichtlichere; die Interaktion der verschiedenen Bereiche lässt sich daher in letzterer Konstellation leichter ablesen. Auf die Darstellungen beider Produkte trifft aber gleichermaßen zu, dass die inhaltlichen Überscheidungen der einzelnen Beschreibungsteile einen Prozess in Gang setzen, welcher der Physis des jeweils behandelten Produkts eine charakteristische, biographisch herangebildete Identität zur Seite stellt; stets wird der Geschmack des Getränks aufgefächert, um infolge eine dezidierte Bedeutung zu erhalten. Neben der seitens Rondes erstellten Produktbiographie liegen weitere, teils deutlich umfangreichere Arbeiten vor, die sich der Entstehungsgeschichte des Laphroaigs widmen und eine Übersicht über die zu unterschiedlichen Zeitpunkten erhältlichen Darreichungsformen des Whiskys geben; wenn wir im Folgenden näher auf das gut zweihundert Seiten starke Werk „The Legend of Laphroaig“ eingehen wollen, so hat dies mehrere Gründe. Zum ersten verdeutlicht die Schrift Marcel van Gilsens bereits anhand ihres Titels, nicht ausschließlich der nüchternen Vermittlung bloßer Sachinformation unterstellt zu sein. Im vollen Umfang mag sich an der Überschrift alleine zwar noch nicht auf tun, dass die fragliche Arbeit tatsächlich primär das Ziel verfolgt, eine Grundlage für differenzierte Zuschreibungsprozesse zu schaffen, welche der materiellen Seite des Produkts eine ideelle Komponente hinzufügen sollen; dass aber ein Gutteil des Inhalts eher einen mythischen denn einen streng wissenschaftlichen Charakter aufweisen wird, lässt der Titel recht unzweifelhaft erkennen. Wenn daher Kai-Uwe Hellmann von einem „Hauch von Legende“ spricht, von dem nicht wenige Marken umgarnt seien,⁶⁰ so scheint uns diese Einschätzung auch auf das Traditionsprodukt Laphroaig Whisky zuzutreffen. Der anhand der Überschrift greifbare Anspruch, der historischen Dimension des Scotches werde eine simple Erzählung

⁵⁹ vgl. Ronde (2009), S. 158-159; eine ähnliche Konstellation ist bei MacLean (2009), S. 236-238 anzutreffen.

⁶⁰ vgl. Hellmann (2003), S. 39.

nicht gerecht, vielmehr nehme seine Geschichte notwendig die Gestalt einer sagenumwobenen Lebende an, kündigt ferner ein zentrales Postulat an, das sich aus der Gesamtheit des respektiven Werks ergibt – und welches die Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit des Laphroaig Whiskys zu seinem Inhalt hat. Der zweite Grund, der für eine nähere Betrachtung der van Gils'schen Arbeit spricht, liegt darin, dass ihre biographisierenden Teile die uns schon bekannte Strategie, Produktidentität mittels einer narrativen Aufbreitung der Entstehungsgeschichte herzuleiten, in umfangreicher Form realisieren. Wie schon die diesbezügliche Darstellung Rondes lässt sich auch die von van Gils verfasste Produktbiographie als eine Abfolge diverser Krisenerzählungen auffassen, obgleich die enthaltenen Konflikte zumeist umgehend einer Lösung zugeführt werden; wiederum dient die narrative Eingliederung der Krisenszenarien in die Gesamtbiographie des Erzeugnisses dazu, seinen Entwicklungsverlauf anhand einzelner Stationen zu konkretisieren. Faktoren wie derjenige, dass van Gils zu Beginn seiner Darstellung in das Jahr 3500 vor Christus zurückgeht und festhält, zu diesem Zeitpunkt sei in Mesopotamien erstmals nachweislich Alkohol gebrannt worden,⁶¹ erweitern die Geschichtlichkeit des eigentlichen Gegenstands stark; die Biographie des Whiskys nimmt auf diesem Weg einen Umfang an, der über die Dauer eines menschlichen Lebens deutlich hinausgeht und dem Produkt zu einer augenscheinlichen „Überzeitlichkeit“ verhilft.⁶² Die von van Gils erstellte, mit „The Myth“ übertitelte Frühgeschichte des Laphroaigs ist zudem insofern bemerkenswert, als sie mit einer Formulierung eröffnet, die eindeutig dem Menschen zugehörige Terminologie auf den Whisky überträgt. So stellt van Gils die Frage: „Is the cradle of Schottish whisky the Isle of Islay?“ Die postwendend gegebene Antwort schlägt in dieselbe Kerbe: „If it really is, Laphroaig might be born right into it.“⁶³ Während die hier verwendete Metapher der Geburt lediglich animistische Züge aufweist, ist der Begriff der Wiege einer, der dezidiert auf menschliche Verhältnisse Bezug nimmt. Erst nachdem sich van Gils – ausgehend von der „vermenschlichenden“ Metapher – der Historie der Insel Islay als dem „Geburtsort“ des Laphroaigs in Extenso gewidmet hat,⁶⁴ dringt er schließlich zu dem Jahr 1815 vor, welches er als Gründungsjahr des Erzeugerhauses ausweist.⁶⁵ Im Rahmen der Schilderung der Frühphase des Whiskys gilt die Aufmerksamkeit van Gilsens im Besonderen der

⁶¹ vgl. van Gils (2007), S. 17.

⁶² Wir haben die Behauptung der „Überzeitlichkeit“ eines Produkts in Auseinandersetzung mit den Verdinglichungsformen Nussbaums als Möglichkeit der „Vermenschlichung“ beschrieben; im weiteren Verlauf dieses Abschnitts greifen wir auf diese Überlegung ausführlicher auf.

⁶³ [„Ist die Insel Islay die Wiege des schottischen Whiskys?“; „Sollte sie es sein, könnte Laphroaig exakt in ihr geboren worden sein.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

⁶⁴ vgl. ebd., S. 22-27.

⁶⁵ vgl. ebd., S. 29.

Tatsache, dass eine jede Flasche dieses Scotches auch heute noch mit einem Verweis auf die historischen Anfangstage versehen werde: „Pick up any bottling of Laphroaig today and read the label carefully. Guaranteed, you will find a sentence reading ‚Distilled and bottled in Scotland by D. Johnston & Co, Isle of Islay.‘“⁶⁶ Nun sind wir auf die Funktion dieses auf der Verpackung des Whiskys angebrachten Schriftzugs bereits eingegangen; während wir selbigen der Absicht unterstellt sehen, eine Verbindung zwischen der unmittelbaren materiellen Präsenz des Gesamtprodukts und dessen ideellen Facetten herzustellen, konstatiert van Gils schlicht, der Satz stelle eine Ehrung der Familie der Johnstons dar, der seit jeher alle Eigentümer der Brennerei nachgekommen seien.⁶⁷ Im Anschluss an diese Beurteilung geht er in minutiöser Weise auf die komplizierten Verwandtschaftsverhältnisse der Johnstons ein; anhand einer doppelseitigen Schematisierung fächert er dabei den Stammbaum der Johnstons auf.⁶⁸ Hieran wird der dritte Grund augenscheinlich, aus dem heraus wir unter den vorhandenen Beschreibungen des Laphroaigs die Arbeit van Gilsens zur ausführlicheren Besprechung heranziehen; dieser besteht darin, dass „The Legend of Laphroaig“ auf besonders transparente Weise produktbezogene Darstellungsformen realisiert, die von der Eingliederung eines unbelebten Objekts in die soziale Ordnung des Menschen zu zeugen vermögen. Denn nicht nur skizziert van Gils das Produkt Laphroaig als eines, das in die Lebenswelten zahlreicher Individuen eingebettet ist und in diesen eine bedeutende Rolle spielt; vielmehr erfahren die Biographien dieser Personen darüber hinaus eine annähernd gleiche Behandlung wie die Entstehungsgeschichte des im Zentrum stehenden trinkbaren Erzeugnisses. Am Beispiel der Familie der Johnstons wird diese Gleichstellung von Mensch und Produkt bereits deutlich sichtbar; alleine schon der Umstand, dass innerhalb eines Buches, das im Wesentlichen als Produktbeschreibung fungiert, ein verzweigter menschlicher Stammbaum angeführt ist, erscheint hier als bemerkenswert – schließlich weist van Gils mit selbigem nicht die „Geburtsjahre“ unterschiedlicher Whiskys, sondern die bestimmter Individuen aus.⁶⁹ Die Zeitpunkte der Veröffentlichung verschiedener Formen des Scotches treffen so auf die Geburts- und Todesdaten ausgewählter menschlicher Persönlichkeiten; in Entsprechung dazu werden die wechselseitige Abhängigkeit der menschlichen und der unbelebten Welt sowie die Rolle, welche der Whisky

⁶⁶ [„Nimm eine beliebige, heute erhältliche Flasche Laphroaig in die Hand und lies das Etikett sorgfältig. Mit Sicherheit wirst du auf einen Satz stoßen, der auf ‚In Schottland von D. Johnston & Co. auf der Insel Islay gebrannt und abgefüllt‘ lautet“. – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

⁶⁷ vgl. ebd.

⁶⁸ vgl. ebd., S. 30-31.

⁶⁹ Van Gils verwendet im Rahmen des Stammbaums ebenso die englische Umschreibung „to be born“ [„geboren werden“ – ÜS. T.W.], wie dies auf S. 17 bei seiner Einführung des Laphroaig Whiskys der Fall ist.

in den lebensweltlichen Konstellationen der Betroffenen einnimmt, im Textbereich der Arbeit skizziert. Eine Fortsetzung finden diese Parallelisierung von Mensch und Produkt sowie die Eingliederung des Getränks in die menschliche Lebenswelt insofern, als van Gils neben der reinen Entstehungsgeschichte des Getränks⁷⁰ in teils ähnlich detaillierter Form auch die Biographien ausgewählter Mitarbeiter der Brennerei einarbeitet. So geht er ausführlich auf die Familiengeschichten der uns bereits wohlbekannten Johnstons⁷¹ wie auch der Hunters⁷² ein; darüber hinaus zeichnet er einige individuelle Biographien nach. Die Schilderung des Lebens der Brennereibesitzerin Bessie Williamson-Campbell⁷³ geht innerhalb eines spezifischen Abschnitts weit über die für das Produkt Laphroaig unmittelbar relevanten Aspekte hinaus und führt neben dem Geburtsort der Dame auch die Umstände ihrer Kindheit samt väterlichem Todesfall an;⁷⁴ generell steht jedoch die Charakterisierung ihres Führungsstils der Brennerei im Zentrum der Betrachtung. Der Person Williamsons wird anhand ihrer von Anteilnahme gekennzeichneten Biographisierung ein überraschend hohes Ausmaß an Aufmerksamkeit zuteil; sie erhält damit innerhalb des van Gils'schen Werks einen Status, welcher dem Laphroaig Whisky und der Schilderung seiner Herstellung annähernd ebenbürtig ist. Nun ist die Inklusion ungewöhnlicher Lebensgeschichten kein Sonderstellungsmerkmal der Arbeit van Gilsens unter der Literatur zu Laphroaig; „The Legend of Laphroaig“ setzt den Betrachtungswinkel dieser Erzählungen lediglich besonders großzügig an. Die aus den Darstellungen van Gilsens hervortretende lebensweltliche Verwobenheit von Mensch und Produkt zeichnet sich indes auch in den Arbeiten anderer Autoren ab; dies ist etwa dann der Fall, wenn Jim Murray in seinem Werk „The Complete Book of Whisky“ festhält, die Laphroaig Brennerei habe erstaunlich oft unter weiblicher Administration gestanden,⁷⁵ um in weiterer Folge seinerseits ebenfalls den Werdegang Williamsons zu umreißen. Murray beschränkt sich dabei weitgehend auf die beruflichen Gesichtspunkte und stellt die Interdependenzen zwischen der Führungsperson, der Brennerei und dem Produkt heraus: „In the early 1930s, Bessie Williamson left her native Glasgow, where she had been teaching, to take up a position as shorthand typist to [...] Ian Hunter, a friend of her father. [...] It was not long before she became his personal

⁷⁰ vgl. ebd., S. 94-127.

⁷¹ vgl. ebd., S. 29-53.

⁷² vgl. ebd., S. 54-67.

⁷³ Die Biographie Bessie Williamsons erstreckt sich über ganze sieben Seiten, die allerdings teils auch Photographien beinhalten; vgl. ebd., S. 69-74.

⁷⁴ vgl. den Abschnitt „The life and times of ‚Bessie‘“ [„Das Leben und die Zeit ‚Bessies‘“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 67.

⁷⁵ vgl. Murray (1997), S. 83.

assistant.“⁷⁶ Murray fährt fort, Williamson sei im weiteren Verlauf als Hunters Erbin eingesetzt worden; bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1972 habe sie daraufhin die Leitung der Brennerei inne gehabt und den Absatz des Erzeugnisses gesteigert.⁷⁷ Insgesamt ragt Murrays Darstellung der Person Williamsons hinsichtlich ihrer Länge in keiner Weise an van Gilsens diesbezügliche Erörterungen heran, was angesichts des größeren Gesamtumfangs der van Gils'schen Produktbeschreibung nur wenig erstaunlich ist; in beiden Fällen aber dient die Miteinbeziehung der Biographie Williamsons dazu, das Produkt Laphroaig und die zugehörige Brennerei als Teil und Brennpunkt zahlreicher menschlicher Existenzen zu charakterisieren. In diesem Zusammenhang wollen wir kurz auf unsere Überlegungen zu den Ausführungen Martha Nussbaums zu verweisen; denn wenn Nussbaum die Behauptung des Bestehens eines Besitzverhältnisses als ihre sechste Form der Verdinglichung führt, so lässt sich diesem Prinzip eine „vermenschlichende“ Entsprechung zuweisen. Ein solches Gegenprinzip haben wir im vierten Kapitel dieser Arbeit vorgestellt und in dem Postulat festgemacht, einem unbelebten Objekt komme eine überzeitliche „Universalität“ zu; diese Behauptung verlangt nämlich danach, von der auf ein Objekt ausgerichteten Vorstellung abzulassen, die betreffende Entität könne jemals einem einzigen, klar definierbaren Eigentümer gehören. Wird nun ein Produkt dergestalt beschrieben, dass seine Biographie augenscheinlich eine große Zahl menschlicher Lebensgeschichten umfasst und diese Existenzen in ihrer Dauer bei Weitem übersteigt, so lässt sich dieses Szenario in Entsprechung zu dem besagten Nussbaum'schen Verdinglichungsaspekt als narrative Angleichung der Determinanten eines Objekts an menschliche Verhältnisse betrachten. In genau diesem Zusammenhang weist die Arbeit van Gilsens gegenüber den meisten anderen, dem Laphroaig zugeordneten Produktbeschreibungen eine Besonderheit auf; denn die auf der Textebene greifbare Gleichbehandlung der menschlichen und der unbelebten Welt findet auch in visueller Hinsicht ihre Realisierung. Nicht nur die Biographisierung des Whiskys erfolgt nach demselben Muster wie diejenige ausgewählter Individuen, auch die Photographien weisen eine Tendenz der Uniformierung auf; die bereits anhand des Texts schlagend werdende Homogenisierung der „Existenzbedingungen“ eines Produkts auf der einen und bestimmter Personen auf der anderen Seite wird auch in visueller Hinsicht umgesetzt. Genauso wie das Buch van Gilsens Aufnahmen diverser Laphroaig Whiskys bereit hält,⁷⁸ zeigt es Bilder unterschiedlicher Personen;⁷⁹ in beiden Konstellationen

⁷⁶ [„Anfang der Dreißiger Jahre verließ Bessie Williamson ihre Geburtsstadt Glasgow, wo sie unterrichtet hatte, um die Stelle der Sekretärin Ian Hunters, eines Freundes ihres Vaters, einzunehmen. Schon nach kurzem wurde sie seine persönliche Assistentin.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 83f.

⁷⁷ vgl. ebd., S. 84.

⁷⁸ vgl. Gils, van (2007), S. 28 und 140-202.

variieren die Photographien hinsichtlich ihrer Größe und des Ausmaßes ihrer Bezugnahme auf die angrenzenden Ausführungen. Seitengroße Portraits seltener Darreichungsformen des Laphroaigs sind damit ebenso zu sehen,⁸⁰ wie für die biographische Entwicklung des Whiskys ausschlaggebende Individuen in ansehnlich dimensionierter Weise abgebildet werden;⁸¹ manche Aufnahmen eines Menschen⁸² verfügen ebenso über einen sie charakterisierenden und kontextualisierenden Kurztext wie ihre einen Scotch abbildenden Pendants.⁸³ Durch die mittels der Abbildungen vorgenommene Gleichstellung von Unbelebtem und Lebendigem erfährt die ansonsten lediglich narrative Angleichung der Sachwelt an die menschliche eine zusätzliche Amplifikation. Wenn van Gils daher sowohl auf Ebene des Texts als auch auf der graphischen bestimmte Darstellungsmittel nutzt, welche die Bedingtheiten den Whiskys an menschliche Konditionen anpassen, so macht er damit das mit diesen Beschreibungsformen korrespondierende Bezugssystem zu einem scheinbaren gemeinsamen Ausgangspunkt; die Ordnung des Menschen geht dementsprechend als Referenzsystem auch des Produkts aus der Produktbeschreibung hervor. Wir wollen an dieser Stelle auf die Ausführungen Eriksons Bezug nehmen; denn diese zeigen zwei Prinzipien auf, welche im Rahmen der menschlichen Identitätsbildung wesentlich sind – Prinzipien, die wir interessanter Weise ebenso an der im Obigen behandelten Whiskycharakterisierung festmachen können. Zum einen wird der im Zentrum der Betrachtung stehenden Entität in „The Legend of Laphroaig“ eine umfangreiche Biographisierung zuteil, die nach einem Muster verfährt, das sich ebenso gut auf einen Menschen anwenden ließe – und auf ausgewählte Personen in demselben Buch auch angewandt wird. Nicht nur die Mitarbeiter der Brennerei, sondern auch der Whisky erhalten angesichts der Tatsache, dass van Gils ihre Biographien als Erzählungen präsentiert, die trotz der enthaltenen Höhen und Tiefen eine gewisse Stringenz und Zielgerichtetheit aufweisen, eine von individueller Einzigartigkeit gekennzeichnete Identität; es wird ihnen eine Bestimmtheit zuteil, die sich ebenso sehr als Resultat eines biographischen Entwicklungsverlaufs versteht, wie dies die Identitätskonzeption Eriksons vorsieht. Zum zweiten macht die Arbeit van Gilsens sowohl Individuen als auch den Scotch als Teile einer klar definierten Ordnung greifbar, die allesamt innerhalb eines gemeinsamen Referenzsystems miteinander verbunden sind; der Umstand, dass der Whisky im Rahmen seiner Biographisierung und Visualisierung dieselbe Behandlung erhält, wie sie ausgewählte Individuen erfahren, gleicht seine augenscheinlichen „Exis-

⁷⁹ vgl. ebd., S. 5, 26, 68, 74, 90, 112, 119 und 132-133.

⁸⁰ vgl. etwa ebd., S. 138-139 und 152-153.

⁸¹ vgl. etwa ebd., S. 5 und 26.

⁸² vgl. etwa ebd., S. 108 und 112.

⁸³ vgl. etwa ebd., S. 167 und 202.

tenzbedingungen“ nicht nur denjenigen eines Menschen an, sondern lässt ihn auch als ebenbürtigen Partner erscheinen. Wie die Mitarbeiter der Brennerei nimmt auch der Laphroaig innerhalb einer durch ausgewiesene Teilnehmer bestimmten Ordnung den ihm zugehörigen Platz ein; diese seiner Bestimmung entsprechende Rolle verhilft ihm zu einer auf Relationalität beruhenden Unverkennbarkeit, die aus dem Wechselspiel mit seinem Umfeld hervorgeht. Hierin kommt die zweite Übereinstimmung zwischen dem Erikson'schen Identitätskonzept und der Darstellungsweise zu liegen, mit welcher van Gils das Produkt Laphroaig spezifiziert; wenn Erikson den Einfluss des Umfelds auf die menschliche Identitätsbildung betont, so trifft dies in der Arbeit van Gilsens auf die minutiöse Charakterisierung der mit dem Produkt in Verbindung stehenden Personen – wie auch die detaillierte Schilderung des jeweiligen wechselseitigen Verhältnisses. Dass van Gils Beschreibungsformen umsetzt, die Personen wie auch Produkte als mit einer beständigen, auf biographischer Entwicklung und Relationalität beruhenden Identität ausgestattet hinstellen, zeitigt nun aber eine Konsequenz; denn ein Betrachter der van Gils'schen Darlegungen wird – sofern er die Vorstellung einer beständigen Identität als gültig ansehen möchte – im Rahmen der Auseinandersetzung mit den Darstellungen der Brennereimitarbeiter und des Scotches ein Wahrnehmungsraster zum Einsatz bringen müssen, das wir im dritten Kapitel dieser Arbeit als „modernes“ umrissen haben. Sofern ebendieser Betrachter im Zuge der Beschäftigung mit seiner eigenen Person gewohnheitsmäßig eine „postmodern“ gefärbte Wahrnehmungsweise realisiert, die durch Fragmentierungs- und Entfremdungstendenzen gekennzeichnet ist, wird er anhand der van Gils'schen Produktbeschreibung die Erfahrung eines Differenzerlebnisses machen; denn während sowohl die Individuen als auch der Whisky mittels ihrer Beschreibungen den Eindruck erwecken, mit einer beständigen Identität versehen zu sein, erweckt eine vergleichbare, auf die eigene Persönlichkeit gemünzte Identität den Eindruck eines kaum realisierbaren, antiquierten Konzepts. Während sie daher für die eigene Person nur schwerlich beansprucht werden kann, scheint dem Laphroaig hingegen sehr wohl eine einzigartige, individuelle Bestimmtheit zuzukommen, die sich aus biographischer Gewordenheit und der Bezugnahme auf ein klar definiertes Umfeld ergibt. Es ist diese Erfahrung einer Wahrnehmungsdifferenz, aus der heraus sich der „ideelle“ Mehrwert des Whiskys speist – derjenige Wert, den ein Produkt im Auge seines Betrachters zu besitzen vermag, wenn es diesem gegenüber in der Lage ist, anhand seiner Beschreibungen das Vorhandensein einer immateriellen Komponente zu proklamieren – und für sich eine unverkennbare Identität zu beanspruchen.

Wir gelangen nun mit dem „Jura – 10 Years Old“ zu unserem dritten Whisky, dessen Beschreibungen wir näher betrachten wollen; obgleich zu diesem Scotch ebenfalls eine große

Menge an detailreicher Literatur vorhanden ist, werden wir dieser etwas weniger Raum schenken als den Charakterisierungen des Ardbegs und Laphroaigs, um etwaige Wiederholungen zu vermeiden. Unser Hauptaugenmerk soll nun noch zielgerichteter als zuvor der Frage gelten, inwieweit die als Produktbeschreibungen dienenden Texte für ihren Gegenstand eine Identität einfordern, die Eriksons diesbezüglicher Konzeption entspricht; zu diesem Zweck werden wir einerseits die Realisierung des Prinzips der Biographisierung ausweisen, andererseits dasjenige der Skizzierung einer Verankerung in das soziale menschliche Umfeld herausstellen. Etwaige „vermenschlichende“ Formulierungen sollen lediglich am Rande Erwähnung finden; auf die Ausführungen Nussbaums wollen wir uns nur noch in Ausnahmefällen beziehen. Zunächst wollen wir auf den Topos der Biographisierung des Traditionsprodukts zu sprechen kommen. Während uns keine umfangreichere Abhandlung vorliegt, die sich ausschließlich dem Jura Whisky verschreibt, ist die Geschichte dieses Scotches Teil einer großen Anzahl an Arbeiten,⁸⁴ die allesamt zum Ziel haben, die verschiedenen Darreichungsformen des schottischen Nationalgetränks mit Hintergrundinformation auszustatten. Von der aus dem Jahre 1887 stammenden Darstellung Alfred Barnards⁸⁵ abgesehen, zeugen die Beschreibungen stets von gewaltigen biographischen Höhen und Tiefen, wobei sich die hervortretenden Krisensituationen nicht selten in der Gestalt eines vollständigen Produktionsstopps äußern und die weitere Zukunft des Getränks fundamental in Frage stellen; wir wollen uns nun mit einer dieser Produktbiographien näher auseinandersetzen. Richard Paterson schildert die Anfangstage des Juras dahingehend, in der Nähe des heutigen Produktionsorts sei möglicherweise bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts Whisky gebrannt worden; das gegenwärtig zur Herstellung des Juras genutzte Gelände diene Schätzungen zufolge seit 1810 diesem Zweck. Eine erste urkundliche Erwähnung liege allerdings erst für das Jahr 1837 vor, da man die Brennerei damals substanziell umgebaut habe; die Veränderungen seien auf den Weitblick eines gewissen Archibald Campbell zurückgegangen, welcher den Lairds gleichen Namens angehört habe.⁸⁶ Während sich der Verweis auf die Notwendigkeit einer Neuerrichtung bereits als Bericht von einer ersten Krisensituation im Entwicklungsverlauf des Jura Whiskys ansehen lässt, gibt Paterson zu erkennen, weder dem Produkt noch der Brennerei sei in der Folgezeit ein einfaches Schicksal beschieden gewesen; er hält fest, obwohl der besagte Whiskyproduzent Campbell von „unternehmerischem Geist und Zuversicht“ erfüllt gewesen sei, habe sein Betrieb unter finanziellen Schwierigkeiten zu leiden gehabt: „Jura Distillery seems

⁸⁴ vgl. etwa Barnard (2008), S. 115-117; Hoffmann (2007), S. 79; MacLean (2009), S. 222-224; Murray (1997), S. 76-77; Paterson (2008), S. 157-176; sowie Ronde (2009), S. 149.

⁸⁵ vgl. Barnard (2008), S. 115-117.

⁸⁶ vgl. Paterson (2008), S. 160; unter einem „Laird“ ist ein schottischer Landeigentümer zu verstehen.

to have suffered more than its fair share of financial problems and it was only when James Ferguson & Sons of Glasgow took over the lease in 1876 that relative prosperity was established.“⁸⁷ Paterson fügt hinzu, die zuvor nicht zu bändigenden wirtschaftlichen Probleme seien angesichts des Besitzerwechsels gewichen; die Brennerei habe sogar eine Vergrößerung erfahren und sei in die Lage versetzt worden, eine theoretische Menge von 818.000 Litern Destillat pro Jahr herzustellen. Tatsächlich habe man diese Kapazität in den Jahren um 1880 jedoch nur zu einem Drittel ausgereizt; das tatsächliche Produktionsvolumen habe damit bereits dem damals üblichen Niveau einer Brennerei entsprochen. Obwohl die Angaben Patersons nahe legen, dass die ökonomischen Hindernisse zu diesem Zeitpunkt als bezwungen gelten können, deuten sie zugleich eine hinter den Kulissen des Brennereibetriebs ablaufende rechtliche Auseinandersetzung an; Paterson konstatiert, der nächste Konflikt rund um die Herstellung des Juras habe sich dadurch ergeben, dass sich zwischen dem Landeigentümer und dem Brennereibesitzer Uneinigkeit eingestellt habe: „The Fergusons embroiled in a series of lengthy disputes with their Campbell landlords. This all came to a head in 1901, when the Fergusons ceased distilling and proceeded to strip the distillery of its plant.“⁸⁸ Die weitere Schilderung Patersons zeugt von einer schrittweise erfolgenden Zuspitzung der Situation; er gibt an, die auf den Produktschritt folgende Schließung auf Raten habe für die Brennerei zunächst bedeutet, dass sie zwar nicht länger zur Herstellung, weiterhin aber zur Lagerung von Jura Whisky genutzt worden sei. Die Fergusons hätten diese Konstellation solange fortgesetzt, bis anno 1913 jeglicher Restbestand an Scotch verkauft gewesen sei; danach hätten sie noch fünf weitere Jahre Pacht bezahlt. Dann habe sich aber ein handfester Streit um den für den Schiffsverkehr notwendigen Anlegeplatz ergeben, weswegen der Landeigentümer zu drastischen Maßnahmen gegriffen habe: „In 1920 the laird, Colin Campbell, had the roof of the silent distillery removed.“⁸⁹ Nunmehr bar jeder Funktionsfähigkeit, befindet sich die Brennerei zu diesem Zeitpunkt in einer ihrer nachhaltigsten Krisen; bemerkenswert an der diesbezüglichen Darstellung Patersons ist, dass sie den Stopp der Herstellung des Whiskys vor allem daher als bedeutsam einstuft, da sich die Entwicklung gerade auch auf das menschliche Umfeld auswirkt, aus welchem der Jura hervorgeht und in dessen Mitte die Brennerei

⁸⁷ [„Die Brennerei Jura hatte offenbar mit einem größeren als dem erträglichen Ausmaß an finanziellen Problemen zu kämpfen, und erst als James Ferguson & Sons aus Glasgow im Jahre 1876 den Pachtvertrag übernahmen, konnte ein gewisser Wohlstand etabliert werden.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

⁸⁸ [„Die Fergusons verstrickten sich in einer Serie langwieriger Auseinandersetzungen mit ihren Vermietern aus dem Hause Campbell. Diese spitzten sich 1901 zu, als die Fergusons die Whiskyproduktion einstellten und Schritte einleiteten, die Brennerei vom damaligen Ort abzutragen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 161.

⁸⁹ [„Im Jahr 1920 ließ der Laird, Colin Campbell, das Dach der stillgelegten Brennerei abnehmen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

als Entität aufscheint. Paterson führt aus, „the closure of the distillery was a bitter blow for the fragile island economy, with its consequent loss of jobs and much needed income. [...] It was indeed a sad time for the people of Jura. Every family on the island must have been affected to some extent.“⁹⁰ Er ergänzt, die negativen Auswirkungen der eingestellten Whiskyproduktion seien speziell angesichts des anbrechenden ersten Weltkriegs deutlich spürbar gewesen; die düsfunktionale Brennerei habe die Menschen zudem auf einer bildlichen Ebene an bessere Zeiten erinnert: „The roofless distillery [...] must have been a constant reminder of better times.“⁹¹ Wenn Paterson die wechselseitige Abhängigkeit der Produktion des Jura Whiskys und der menschlichen Umgebung, aus welcher das Getränk hervorgeht, herausstreicht, so hat dies zweierlei Gründe. Zum einen ist es Patersons Absicht, den einige Jahrzehnte später einsetzenden Wiederaufbau der Brennerei als einen der absoluten Höhepunkte in der Biographie des Scotches auszuweisen; dies begründet sich wohl auch in dem Umstand, dass Paterson zum Zeitpunkt der Abfassung seiner Produktbeschreibung Angestellter des heutigen Brennereibesitzers ist,⁹² welcher die in den Folgejahren errichtete Anlage bis zum heutigen Datum weiter betreibt.⁹³ Zum anderen ist Patersons Skizzierung der Interdependenzen zwischen der Whiskyherstellung und des sozialen Umfelds dem Zweck unterstellt, einer relational konstituierten Identität des Jura Whiskys auf narrativem Wege zuzuarbeiten; wie wir in Kürze sehen werden, stellen die Ausführungen Patersons den Scotch wiederholt als Teil einer dezidierten sozialen Ordnung hin, was im Übrigen auch seitens der Produktverpackung selbst geschieht. Bevor wir uns aber solchen Darstellungen zuwenden, welche die Identität des Juras als eine auf Wechselseitigkeit beruhende umreißen, wollen wir unsere Betrachtung der Biographisierung dieses Erzeugnisses abschließen, die ihrerseits dem Zweck unterstellt ist, eine entstehungsgeschichtlich hergeleitete und auf dieser Basis einzigartig erscheinende Identität zu charakterisieren. Paterson beschreibt den Ausgang der Jura Brennerei aus der sich über beide Weltkriege erstreckenden Krise dergestalt, dass der Neuaufbau als eine regelrechte Heldentat anmutet: „Few islanders could have believed that the derelict distillery could ever work again but three men of vision, spirit and substance were determined to do something to help

⁹⁰ [„Die Schließung der Brennerei war ein herber Schlag für die fragile Ökonomie der Insel, da sie den Verlust von Arbeitsplätzen und dringlich nötigem Einkommen zur Folge hatte. [...] Es war eine wirklich deprimierende Zeit für die Menschen auf Jura. Eine jede Familie auf der Insel dürfte in gewissem Masse betroffen gewesen sein.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; „Jura“ bezeichnet hier nicht den Whisky oder die Brennerei, sondern den Produktionsort gleichen Namens.

⁹¹ [„Die dachlose Brennerei [...] war wohl eine ständige Erinnerung an die einst besseren Zeiten.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 162.

⁹² Als Eigentümer tritt gegenwärtig die Firma „White & Mackay“ auf, die seit Mai 2007 Teil des indischen Konzerns „United Breweries“ ist; vgl. ebd., S. 193ff; sowie Ronde (2009), S. 149.

⁹³ vgl. ebd., S. 165-176; sowie MacLean (2009), S. 222-223.

restore the island's prosperity and reverse its falling population. These three men were Tony Riley-Smith, Lord Astor and Robin Fletcher.“⁹⁴ Etwas unaufgeregter skizziert Charles MacLean, dessen Beschreibung des Jura Scotches ebenfalls das Prinzip der Biographisierung realisiert, die fraglichen Ereignisse; dass sich zu Beginn der Sechziger Jahre eine allmähliche Lösung der problematischen Lage rund um den Jura Whisky abzeichnet, legen sie jedoch um nichts weniger deutlich nahe. So gibt MacLean an, die Brennerei sei 1963 durch die Anstrengungen zweier Landeigentümer „wiederbelebt“ worden;⁹⁵ selbige hätten beabsichtigt, neue Arbeitsplätze zu schaffen, und sich zur Planung und Durchführung der Arbeiten der Expertise eines gewissen Tony Riley-Smith bedient, welcher bereits an einem vergleichbaren Wiederaufbau beteiligt gewesen sei.⁹⁶ Als eine wesentliche Etappe innerhalb der Produktbiographie des Juras führt MacLean die erste offizielle Präsentation des Getränks im Jahre 1974 an. Im Anschluss daran erwähnt er eine Vergrößerung der Brennerei, von welcher er aufgrund der Kürze seiner Darstellung lediglich festhält, sie habe Arbeiten erfordert, die sich über die Jahre 1976 bis 1978 erstreckt hätten. Schließlich berichtet MacLean flüchtig von zwei Eigentümerwechseln.⁹⁷ Dass sich letztere Ereignisse auf narrativer Ebene wiederum zu entstehungsgeschichtlichen Krisen ausbauen ließen, zeigen die in diesem Punkt wesentlich umfangreicheren Ausführungen Patersons;⁹⁸ da wir nunmehr aber bereits mehrfach die Inklusion krisenhafter Szenarien in die dem Jura zugehörigen Produktbiographien aufgezeigt haben, sehen wir davon ab, weitere dahingehende Schilderungen aufzugreifen. Vielmehr wollen wir uns nun von dem Topos der Biographisierung eines Erzeugnisses abwenden und unsere Aufmerksamkeit auf die Frage richten, inwieweit die Beschreibungen des Juras ihren Gegenstand als Teil einer eindeutig bestimmten Umgebung charakterisieren; in Entsprechung dazu soll nun nicht länger eine entwicklungsgeschichtlich begründete, sondern eine auf Wechselbezüglichkeit beruhende Identität im Zentrum unserer Betrachtung stehen. Speziell an den Ausführungen Patersons fallen in diesem Zusammenhang zwei unterschiedliche Faktoren auf, die gemeinsam eine auf dem Prinzip der Relationalität fußende Bestimmung des Getränks ermöglichen sollen. Wäh-

⁹⁴ [„Nur wenige Inselbewohner können noch daran geglaubt haben, dass die verfallene Brennerei jemals wieder in Betrieb gehen würde; doch drei Männer, die sich durch Weitsicht, Esprit und Zuverlässigkeit auszeichneten, setzten alles daran, den Wohlstand auf der Insel wiederherzustellen und den Bevölkerungsschwund umzukehren. Diese drei Männer waren Tony Riley-Smith, Lord Astor und Robin Fletcher.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Paterson (2008), S. 162.

⁹⁵ Die Abweichung zu Patersons Darstellung hinsichtlich der Anzahl der Akteure ergibt sich dadurch, dass MacLean Lord Astor nicht erwähnt; MacLean verwendet im Übrigen tatsächlich den animistischen Ausdruck „to revive“; vgl. MacLean (2009), S. 222.

⁹⁶ vgl. ebd.

⁹⁷ vgl. MacLean (2009), S. 222.

⁹⁸ vgl. Paterson (2008), S. 165-176.

rend der erste Aspekt in einer Beschreibungsform zu sehen ist, welche das Produkt mittels der Verwendung einer spezifischen Terminologie an menschliche Verhältnisse angleicht, äußert sich der zweite in Skizzierungen, welche die Einbettung des Erzeugnisses in die durch Personen und Landschaft konstituierte Umgebung als einen Tatbestand hinstellen. Die Kombination aus beiden Konstituenten hat zur Folge, dass der Whisky insgesamt als Entität auftritt, die augenscheinlich dem Menschen gleichgestellt ist und welche sich mit diesem in einer auf Gegenseitigkeit fußenden Beziehung befindet. Um zunächst auf den erstgenannten Faktor einzugehen, wollen aus der Arbeit Patersons einige Formulierungen herausgreifen, die sich durch einen, wenn nicht offensichtlich „vermenschlichenden“, so doch wenigstens latent animistischen Charakter auszeichnen; einer solchen begegnen wir bereits an Patersons einleitenden Worten, die seine Beschreibung des Juras eröffnen sollen. Paterson hält hier fest, er werde nicht selten danach gefragt, welche Whiskys er bevorzuge; seine ausweichende Antwort mündet daraufhin in einem Bild, das seine langjährige Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Formen des schottischen Nationalgetränks als komplexe Liebesbeziehung inszeniert: „I have fallen in love with many [...] but one malt consistently stimulates and excites me and is truly as individual as they come. I have grown to know it as an old friend as I have had the pleasure of its company through much of my working life. That malt is Isle of Jura.“⁹⁹ Fragen wir uns nach den Korrelationen zwischen dieser Schilderung und den seitens Martha Nussbaums vorgebrachten Möglichkeiten der Verdinglichung, so lässt sich die Feststellung Patersons in gleich mehrfacher Hinsicht als Realisierung „vermenschlichender“ Gegenprinzipien ansehen. So findet sich der zweite der Nussbaum'schen Punkte, welcher die „Leugnung der Autonomie“ zum Inhalt hat,¹⁰⁰ etwa dadurch in seine Antithese verkehrt, dass Paterson von dem Whisky als einem „alten Freund“ spricht, da dies das Vorliegen zumindest eines Mindestausmaßes an Interaktion mit dem Produkt suggeriert; die Ergänzung Patersons, er habe „die Freude der Bekanntschaft gehabt“, arbeitet dem Eindruck der Eigenständigkeit und der Entschlusskraft der an sich unbelebten Entität des Juras weiter zu. Patersons Andeutung einer beständigen Annahme seines Angebots der Freundschaft durch das Getränk stellt ebendieses ferner als befähigt hin, das fragliche Verhältnis zu wahren und aktiv aufrecht zu erhalten, was eine Umkehr des dritten Aspekts der Verdinglichung Nussbaums verkörpert, da die-

⁹⁹ [„Es gibt viele, in die ich mich verliebt habe, [...] aber besonders ein Malzwhisky stimuliert und erregt mich unaufhörlich, und ist dabei so individuell, wie ein Scotch nur sein kann. Ich erblicke in ihm mittlerweile einen alten Freund und hatte über weite Strecken meines Berufslebens das Vergnügen seiner Kameradschaft. Dieser Malzwhisky ist der Isle of Jura.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 158; unter einem „malt“ ist hier ein aus Gerstenmalz hergestellter Whisky zu verstehen.

¹⁰⁰ vgl. Nussbaum (2002), S. 102f.

ser das „Postulat der Trägheit“ umfasst.¹⁰¹ Patersons Angabe, der Whisky sei so „individuell“ wie ein Scotch nur sein könne, entzieht darüber hinaus Nussbaums viertem Punkt jeglichen Boden, da die Behauptung der „Austauschbarkeit“ des Objekts auf dieser Basis nur schwerlich denkbar ist. Da ein kameradschaftlicher Umgang wie der seitens Patersons skizzierte gemeinhin nicht ohne gegenseitigen Respekt auskommt, treffen zudem Nussbaums fünfter und sechster Aspekt auf ihre Entsprechung; denn nicht nur erscheint es im Rahmen einer derartigen Bekanntschaft als unzulässig, den anderen unachtsam zu behandeln oder gar zu verletzen, vielmehr ist auch das Bestehen eines Besitzverhältnisses unter den Partnern mehr als unwahrscheinlich.¹⁰² Um noch auf einige weitere Paterson'sche Formulierungen zu sprechen zu kommen, welche den Whisky mit am Menschen ausgerichteten Attributen versehen, halten wir fest, dass Paterson etwa die Behauptung der „Individualität“ des Getränks ein weiteres Mal realisiert;¹⁰³ an einer anderen Stelle weist er einem bestimmten Jura die Aufgabe zu, die Charaktereigenschaften George Orwells spiegelbildlich wiederzugeben, was einen eingeschränkten Transfer menschlicher Wesensmerkmale auf ein unbelebtes Objekt darstellt. Paterson gibt hier an, der Scotch namens „Isle of Jura 1984' was intended to reflect the complex character of Orwell and the vividness of his prose;“¹⁰⁴ im Anschluss daran berichtet er von der Herkunft der unterschiedlichen Komponenten des facettenreichen Getränks und konstatiert, die verschieden „alten“ Destillate seien unter seiner Aufsicht zu einer Einheit „vermählt“ worden: „All these individual aged whiskies were [...] married, finally being reduced to 42% - half of 84!“¹⁰⁵ Paterson ergänzt, der Whisky sei schlussendlich im Juni des Jahres 2003 erschienen, „exactly one hundred years after Orwells birth.“¹⁰⁶ Insgesamt vereint Patersons Charakterisierung des Juras zahlreiche Bezugnahmen auf die Person und das Werk Orwells; die Eigenschaften des berühmten Autors werden dabei als Merkmale auch des Whiskys ausgewiesen, was einem Transfer menschlicher Bedingtheiten auf diejenigen eines Objekts gleichkommt. Es ist an dieser Stelle nicht die Biographisierung des Juras, die für uns im Vordergrund steht; die obige Schilderung soll uns hingegen primär als Illustration für die Übertragung menschlicher Existenzbedingungen auf ein Produkt dienen. Eine mit der soeben angeführten Beschreibung vergleichbare findet sich in Patersons Auflistung der Eigenschaften

¹⁰¹ vgl. ebd.

¹⁰² Die hier berührten Nussbaum'schen Möglichkeiten der Verdinglichung finden sich allesamt in Nussbaum (2002), S. 102f.

¹⁰³ vgl. Paterson (2008), S. 169.

¹⁰⁴ [„Der ‚Isle of Jura 1984' sollte die komplizierten Charaktereigenschaften Orwells sowie die Lebendigkeit seiner Prosa widerspiegeln.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 174.

¹⁰⁵ [„All diese eigenständigen, gealterten Whiskys wurden [...] vermählt, um dann auf 42 Volumenprozent reduziert zu werden – auf die Hälfte von 84!“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

¹⁰⁶ [„exakt hundert Jahre nach der Geburt Orwells“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

des ein Jahrzehnt lang gelagerten Juras; hier hält Paterson fest, „the essential character of our ten-year-old-Jura“ zeichne sich unter anderem durch eine „seductive, flirtatious, floral side“ aus.¹⁰⁷ Von der „blumigen“ Charakteristik abgesehen, entstammen die Attribute nicht nur eindeutig dem Bereich des Menschen, sondern deuten darüber hinaus das Vorliegen intentional begründeten Verhaltens und einer verdeckten Aktivität an, was sich wiederum in Relation zu dem zweiten und dritten der sieben Verdinglichungsaspekte Nussbaums setzen lässt. Nun zeichnet sich Patersons Beschreibung des Juras aber nicht allein dadurch aus, dass sie am Menschen ausgerichtete Eigenschaften auf das fragliche Produkt überträgt; vielmehr bedient sie sich noch einer weiteren narrativen Strategie, welche das Getränk ebenfalls menschlichen Verhältnissen angleichen soll. Diese hat zum Ziel, den Whisky als Teil desjenigen sozialen Umfelds und derjenigen landschaftlichen Umgebung hinzustellen, aus welchen er entstehungsgeschichtlich hervorgeht; die Einbettung des Erzeugnisses und seiner Herstellung in eine spezifische lebensweltliche Ordnung soll dem Produkt eine Identität verleihen, die sich aus der Teilhabe an der fraglichen Gemeinschaft heraus ergibt. Ein erstes Beispiel für eine derartige Zuschreibung relationaler Identität begegnet uns in einer Paterson'schen Darstellung, die einen besonderen Jura Whisky auf eine Weise charakterisiert, als besäße das Produkt eine wesensmäßige Bestimmung; Paterson stellt im Zuge dessen den Produktionsort und das Getränk als Einheit dar, die auf der Komplementarität der beiden Glieder beruht. So gibt er zunächst an, Scotch werde gemeinhin am besten in derjenigen Gegend getrunken, der er entstamme; diese Regel sehe sich anhand zahlreicher Whiskys bestätigt, werde allerdings aber gerade anhand des Juras besonders gut veranschaulicht: „Many whiskies are at their best when drunk [...] close to their places of creation. [...] Perhaps the best example [...] is Jura Superstition. The combination of peaty, spicy whisky which has spent long years in wood and the cold, biting wind and sea spray that so often characterise the Jura landscape make perfect partners.“¹⁰⁸ Paterson nimmt hier nicht nur die Entstehungsbedingungen des Whiskys zum Anlass, dessen eigentümliche, fast schicksalhafte Bestimmung zu umreißen und bestimmte Trinkempfehlungen abzugeben;¹⁰⁹ vielmehr stellt er die postulierte Verbindung zwischen ein-

¹⁰⁷ [„die grundsätzliche Eigenart unseres zehnjährigen Juras“; eine „verführerische, kokette, blumige Seite“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

¹⁰⁸ [„Viele Whiskys sind dann am besten, wenn sie [...] nahe dem Ort ihrer Entstehung getrunken werden. [...] Das vielleicht beste Beispiel hierfür [...] ist der Jura Superstition. Die Kombination eines torfigen, würzigen Whiskys, der lange Jahre in Eichenholzfässern verbracht hat, und dem kalten, beißenden Wind sowie der Gischt, die so oft die Landschaft der Insel Jura bestimmen, sind einander perfekte Kameraden.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 172.

¹⁰⁹ Der Umstand, dass Paterson mit seiner Darstellung den Käufer des Whiskys zu einer bestimmten Konsumationsweise anhält, lässt sich im Übrigen als Realisierung eines Gegenprinzips des fünften Nussbaum'schen Verdinglichungsaspekts betrachten; die Forderung Patersons nach der Einhaltung

zelen Aspekten eines spezifischen Umfelds und dem Scotch als dasjenige Fundament dar, welches die Einzigartigkeit des Juras gewährleistet – und dem Whisky erst zu dieser Unverkennbarkeit verhilft. Die Schilderung der Angewiesenheit des Getränks von den genannten, sehr spezifischen Faktoren zeichnet sich ferner dadurch aus, dass sie das fragliche Verhältnis als kameradschaftliches führt; damit trägt sie dazu bei, der grundsätzlichen Behauptung, zwischen dem Whisky und seinem Umfeld bestehe eine wechselseitige Beziehung, weitere Substanz zu verleihen. Wenn Paterson nun aber den Whisky dergestalt in das geschlossene Bezugssystem der Insel einbettet, so schließt diese Ordnung nicht nur landschaftliche Elemente, sondern auch die ansässigen Menschen mit ein; tatsächlich berichtet Paterson ausführlich von dem „gemeinschaftlichen Leben“¹¹⁰ der Insulaner, das anhand seiner Charakterisierung den Eindruck erweckt, von einem hohen Ausmaß an Verbundenheit mit der Brennerei und der Whiskyproduktion gekennzeichnet zu sein. Paterson greift auf das Zitat eines dieser Inselbewohner zurück, um anhand dessen Einschätzung aufzuzeigen, dass der Jura Whisky für die Bevölkerung nicht nur den Scotch der Wahl ausmache, sondern darüber hinaus Anlass zu großem Stolz gebe – wie auch, dass seine Herstellung im Alltagsleben der Insel eine zentrale Rolle einnehme: „Jura Distillery is crucial to the island. [...] It’s the focal point. People have an identity with it. The distillery is the island and the island is the distillery. The locals take a real pride in it. It’s ,their’ brand.“¹¹¹ Nach der Beschreibung des Verhältnisses der Menschen zu dem ihrerseits hergestellten Getränk legt Paterson sehr genau die Parameter des abgeschiedenen Insellebens dar. Zunächst präsentiert er das Beispiel eines Zugezogenen, der sich erst neu habe orientieren müssen, um den sehr speziellen Lebensbedingungen auf der Insel gerecht zu werden; infolge streicht er heraus, es sei dementsprechend für alle Beteiligten unabdingbar, „the interdependency of community life“¹¹² zu verstehen, und verweist damit wiederum auf den Gesichtspunkt der unabdingbaren Relationalität. Direkt im Anschluss daran kehrt Paterson umgehend zu der Thematik der für ihn charakteristischen Merkmale des Scotches zurück, um zwischen den Eigenschaften des Whiskys und den Bedingtheiten des Insellebens Assoziationen herzustellen; so hält er unter anderem fest, die Beschaffenheit des Trink-

einer bestimmten, dem Whisky zugehörigen Umgangspraxis arbeitet einem unachtsamen oder destruktiven Umgang mit selbigem entgegen.

¹¹⁰ [im Orig.: „community life“; ebd., S. 170.

¹¹¹ [„Die Jura Brennerei ist für die Insel unabdingbar. [...] Sie ist ihr Brennpunkt. Die Menschen identifizieren sich mit ihr. Die Brennerei ist die Insel und die Insel ist die Brennerei. Die Einheimischen sind wahrhaft stolz auf sie. Sie [eig. der Whisky gleichen Namens, Anm. T.W.] ist ,ihre’ Marke.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

¹¹² [„die wechselseitige Abhängigkeit des gemeinschaftlichen Lebens“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

wassers werde anhand einer Geschmacksfacette des Juras widergespiegelt.¹¹³ Wenn Paterson auf diesem Weg zwischen den Lebensbedingungen auf der Insel und dem Aroma des Whiskys eine Korrelation herstellt, so bedeutet dies, dass er der Physis des Juras, die sich auch über das Bouquet erstreckt, eine ideelle Dimension zur Seite stellt; letztere wird erst dank ihrer narrativen Aufbereitung greifbar und speist sich gerade aus der postulierten Bezugnahme des Produkts auf diejenige Ordnung, aus der es hervorgeht und in welcher es seine sozial bedeutsame Rolle einnimmt. Das fragliche geschmackliche Detail des Getränks erhält demnach eine spezifische Bedeutung, indem Paterson ihm die Fähigkeit zuschreibt, auf die relational begründete Identität des Jura Whiskys zu verweisen. Die narrative Eingliederung des Juras in das Referenzsystem der Insel zeichnet sich im Rahmen der Produktbeschreibung Patersons noch an einer weiteren bildhaften Schilderung ab; hier ist es allerdings nicht der Whisky selbst, sondern die Brennerei, die Erwähnung findet und als Teil der fraglichen Einheit aufscheint. Paterson gibt an, er habe zwar nie länger auf der Insel gelebt; dennoch verkörpere sie für ihn „all of the things I love most. Stunning Scottish scenery, exciting people and, of course, a fabulous distillery.“¹¹⁴ In weiterer Folge hält er fest, es gebe dort lediglich eine einzige Autobahn, welche daher schlicht als „long road“ bezeichnet werde;¹¹⁵ ebenso konkurrenzlos sei das einsame Hotel.¹¹⁶ Ohne weitere Umschweife kommt er dann auf die freilich ebenfalls einzige Brennerei zu sprechen; im Verlauf ihres historischen Abrisses geht Paterson detailliert auf die Implikationen ihrer Existenz für die Inselbevölkerung ein.¹¹⁷ Gemeinsam konstituieren die Elemente der Landschaft, der Menschen und der Brennerei in der Darstellung Patersons eine Ordnung, an der sie alle im Umkehrschluss teilhaben; zur ihrer Bedeutung gelangen sämtliche dieser Bestandteile gerade aus dem Verhältnis heraus, das sie zueinander haben.¹¹⁸ Das dergestalt konstituierte, auf wechselseitiger Abhängigkeit aller beteiligten Faktoren beruhende Referenzsystem der Insel tritt somit als Ausgangspunkt für die spezifische relationale Identität eines jeden in ihr enthaltenen Glieds auf; dementsprechend gilt nicht zuletzt auch für die Brennerei, dass sie gerade aus ihrer Bezugnahme auf ihr Umfeld ihre Unverkennbarkeit

¹¹³ vgl. ebd., S. 171; vergleichbare Verbindungen zwischen dem Geschmack und einzelnen Aspekten der Entstehungsgeschichte des Jura Whiskys stellen auch einige von anderen Autoren erstellte Produktbeschreibungen her; vgl. Ronde (2009), S. 149 und MacLean (2009), S. 222-223.

¹¹⁴ „[„all die Dinge, die ich am meisten schätze. Beeindruckende schottische Landschaften, aufregende Menschen und selbstverständlich eine fabelhafte Brennerei.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Paterson (2008), S. 158.

¹¹⁵ „[„lange Straße“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; 159.

¹¹⁶ vgl. ebd., S. 160.

¹¹⁷ vgl. ebd., S. 160-170.

¹¹⁸ Paterson schildert beispielsweise die Auswirkungen der Neuerrichtung der Brennerei auf das Hotel, welches vergrößert werden musste, um 230 temporär ansässige Handwerker zu beherbergen; vgl. ebd., S. 164.

erlangt. Auf den Whisky selbst wird diese zunächst lediglich der Produktionsanlage geltende Identitätskonzeption schlicht dadurch übertragen, dass die bisher aufgegriffenen Schilderungen der Abhängigkeitsverhältnisse auf der Insel in die dem Getränk zugehörigen Produktbeschreibungen mit einbezogen werden; dies geschieht in sogar mehreren Fällen. Denn nicht nur verstehen sich sämtliche im Obigen aufgegriffenen Ausführungen Patersons letztlich als dem Zweck der Beschreibung des Jura Whiskys unterstellt; vielmehr greift auch der auf der Verpackung des Getränks aufgedruckte Text das Bild der Inselgemeinschaft auf, um dieses Referenzsystem zur Grundlage der Identität des Juras zu erklären. Ziel dieser Darstellung ist es, den Scotch als Teil und Abbild einer bestimmten, klar definierten und einheitlichen Ordnung auszuweisen, was es dem Produkt ermöglichen soll, eine beständige, auf wechselseitiger Bezugnahme beruhende Identität zu proklamieren. Der Verpackungstext eröffnet die narrative Inanspruchnahme auf Relationalität fußender Einzigartigkeit damit, zwischen dem Whisky und der gesamten Insel eine substantielle Korrelation herzustellen, indem er „Taste island life“¹¹⁹ als Überschrift führt und das Getränk so mit dem Ort seiner Herstellung gleichsetzt; unterstützt wird der Text durch eine als Hintergrundbild dienende Photomontage, welche die Insel als wahren Inhalt der Whiskyflasche zeigen soll.¹²⁰ Bemerkenswert an der nun folgenden Beschreibung ist, dass sie sich ausschließlich der ideellen Seite des Juras verschreibt; etwaige geschmackliche Hinweise klammert sie vollständig aus – was sie zu tun vermag, da die beabsichtigte Behauptung des Vorliegens einer einzigartigen Identität ohne jede Spezifizierung der physischen Produktmerkmale zustande kommt. Im Vergleich zu anderen Whiskys ist diese Exklusion jeglicher konkreter Informationen, welche die materiellen Aspekte des Produkts genauer spezifizieren würden, aber durchaus ein Sonderstellungsmerkmal des Verpackungstexts des Juras. Selbiger weist zunächst die Brennerei als einen integralen Bestandteil der Ordnung der Insel aus: „Off the west coast of Scotland lies a magical island of soft sea breezes, freshly caught lobster and a bank that comes once a week. As good as life used to be. One shop, one pub, one community. One fine malt whisky distillery.“¹²¹ Erst an dieser Stelle richtet sich der Fokus auf das zuvor unerwähnt gebliebene Getränk selbst; der umschreibenden Erwähnung des Whiskys folgt eine kurze Skizzierung der Rahmenbedingungen seiner Entstehung: „A gift from nature. Pure spring water, clean fresh air and generations of traditi-

¹¹⁹ [„Koste das Inselleben“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 6.

¹²⁰ vgl. Abb. 6.

¹²¹ [„Abseits der Westküste Schottlands liegt eine zauberhafte Insel, die sich durch sanfte Meeresbriesen, frisch gefangenen Krebs und eine Bank auszeichnet, die einmal wöchentlich landet. Ein Leben, so gut wie es einmal war. Ein Geschäft, ein Wirtshaus, eine Gemeinschaft. Eine ansehnliche Malzwhiskybrennerei.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 6.

on quietly crafting a more delicate island malt.“¹²² Schließlich untermauert der Verpackungstext den Tatbestand der Zusammengehörigkeit der einzelnen, das Inselleben ausmachenden Elemente auf prägnante Weise, indem er selbige im Rahmen einer Aufforderung an den Leser miteinander assoziiert: „Visit the island, meet the people, drink the whisky.“¹²³ Jede dieser drei Anregungen will ihrem Leser wohl eine gleichwertige Möglichkeit aufzeigen, selber vorübergehend Teil der Ordnung der Insel zu werden und in die „Magie“ dieses Referenzsystems einen Moment lang einzutauchen. Nunmehr an seinem Ende angelangt, hat der Verpackungstext des Juras in gleich mehrfacher Hinsicht das Prinzip der Einbettung seines Produkts in ein klar bestimmtes Referenzsystem umgesetzt – in dem Bestreben, dem Jura Whisky dergestalt eine relational begründete Identität zuzuschreiben.

Ausgehend von den Produktbeschreibungen des Juras haben wir nun zweierlei Arten kennen gelernt, einem Erzeugnis auf narrativem Wege eine von Einzigartigkeit gekennzeichnete Identität zu verleihen; nachdem wir uns dem Prinzip der Biographisierung gewidmet haben, sind wir zuletzt auf die Technik der Eingliederung des Produkts in eine dezidierte lebensweltliche Ordnung zu sprechen gekommen. Beide dieser Prinzipien finden innerhalb der Ausführungen Eriksons ein entsprechendes Pendant, wenn dieser versucht, die Persönlichkeitsbildung des Menschen zu schematisieren; denn zum einen scheint hierbei die biographische Entwicklung als zentrales identitätsbildendes Moment auf, zum anderen tritt die Bezugnahme des Einzelnen auf seine Lebensumgebung als für die erfolgreiche Etablierung einer individuellen Identität ausschlaggebend auf. Eriksons somit zweigliedrige Identitätskonzeption zeichnet sich allerdings noch durch ein weiteres, beide Theoriestränge umfassendes Merkmal aus; denn sowohl die Vorstellung einer zielgerichteten biographischen Entwicklung, die sich als Selbstentfaltungsprozess versteht,¹²⁴ als auch der Idee der auf wechselseitiger Bezugnahme auf das Umfeld resultierenden persönlichen Bestimmtheit sind auf lebensweltliche Konstanz angewiesen. Dies ist für die Gesamtheit unserer Arbeit von Bedeutung; es handelt sich hierbei nämlich um eine Konstanz, die unter „postmodernen“ Bedingungen nur schwerlich gewährleistet ist. Wir haben uns diesem Umstand bereits ausführlich gewidmet, indem wir der Differenz zwischen einer „modernen“ und einer „postmodernen“ Wahrnehmung

¹²² [„Ein Geschenk der Natur. Reines Quellwasser, saubere frische Luft und eine sich über Generationen erstreckende Tradition, die gemeinsam einen noch delikateren Inselwhisky schaffen.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 6.

¹²³ [„Besuch’ die Insel, triff die Leute, trink’ den Whisky.“ – ÜS. T.W.]; von der Erwähnung einer Internetadresse abgesehen haben wir den Verpackungstext des Juras nunmehr vollständig wieder gegeben; vgl. Abb. 6.

¹²⁴ vgl. Erikson (1973), S. 122.

nachgegangen sind;¹²⁵ wenn wir daher an dieser Stelle lediglich kurz auf die seitens Peter Conzen aufgeworfene Frage rekurrieren, ob nicht „heute [...] in nahezu allen Lebensbereichen ein Grundgefühl des Inkonsistenten, Unverbindlichen, letztlich der Nicht-Identität“ herrsche,¹²⁶ so soll dies die Inkompatibilität der „modernen“ Erikson'schen Identitätskonzeption mit einer von „postmoderner“ Selbstentfremdung und Fragmentierung geprägten Wahrnehmungsweise in geraffter Weise illustrieren. Die Konstanz, welche die seitens Eriksons konzipierte menschliche Identität zur Entstehungsbedingung hat, mag nun nicht Teil einer „postmodernen“ Ordnung sein; interessanter Weise betten dafür aber nicht wenige Produktbeschreibungen ihren Gegenstand in ein Referenzsystem ein, das alles andere als „postmodern“ anmutet und – aus verschiedenen Gründen – dem „modernen“ Prinzip der Verankerung und Beständigkeit sehr wohl Raum bietet. Einige derartige Bezugssysteme haben wir anhand der Darstellungen des Ardbeg Whiskys, des Laphroaigs und des Juras bereits kennen gelernt; im Folgenden wir wollen uns mit zwei weiteren Scotches befassen, die im Rahmen ihrer Produktverpackung ebenfalls als nahtlos eingegliederte Elemente einer Ordnung auftreten, die den Eindruck erweckt, von lebensweltlicher Beständigkeit gekennzeichnet zu sein. Zunächst wenden wir uns dem „Aberlour – a'bunadh“ zu. Der Verpackungstext dieses Whiskys bezieht sich eingangs auf den Gründer der Brennerei, von dem er angibt, dieser habe das Getränk erstmals gefertigt. So konstatiert der Text, der vorliegende Aberlour stelle eine Ehrung seines Schöpfers James Flaming dar, „who founded the distillery in 1879.“¹²⁷ Mit der Nennung dieses Datums zeichnet sich denn auch bereits ab, welcher Zeit und Weltordnung das „moderne“ Referenzsystem entstammt, in das der Scotch im weiteren Verlauf einbettet wird; konkret berichtet der Verpackungstext von einer „Ära“, in welcher der Whiskykonsument seine Ration persönlich mittels einer Apothekerflasche von der Brennerei abgeholt habe: „Villagers would come to the distillery to collect their dram straight from the cask, often in apothecary bottles obtained from the village chemist.“¹²⁸ Wie bereits im Falle des Juras begegnen wir hier einer geschlossenen, überschaubaren Ordnung, in der ein jedes Glied die ihm zugedachte gemeinschaftliche Rolle wahrzunehmen scheint – und in welcher auch die Brennerei und deren Produkt ihre spezifische Funktion erfüllen. Sämtliche angeführten Teilnehmer befinden sich offenkundig in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis; das für die Identitätskonstitution entscheidende Prinzip der Relationalität findet dabei unter anderem insofern Anwendung, als

¹²⁵ vgl. hierzu speziell das dritte Kapitel dieser Arbeit.

¹²⁶ Conzen (1996), S. 80.

¹²⁷ [James Flaming, „welcher die Brennerei im Jahre 1879 gründete“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 7.

¹²⁸ [„Die Dorfbewohner waren es gewohnt, zur Brennerei zu kommen, um ihre Ration Whisky direkt vom Fass abzufüllen, wozu sie oft Drogerieflaschen vom örtlichen Apotheker verwendeten.“ – ÜS. T.W.]; unter einem „dram“ ist hier eine „maßvolle Menge Whisky“ zu verstehen; vgl. Abb. 7.

der eigentlich im Zentrum der Betrachtung stehende Whisky seine Einzigartigkeit und innere Bestimmtheit ebenfalls gerade dem Umstand seiner Teilhabe an der umrissenen lebensweltlichen Einheit verdankt. Der Verpackungstext hält jedoch noch einen zusätzlichen narrativen Kniff bereit, dessen Effekt über die bloße Zuschreibung auf wechselseitiger Bezugnahme beruhender Identität hinausgeht; die seinerseits realisierte Strategie besteht darin, zwischen der ideellen Dimension des Produkts und seiner Physis eine Verbindung herzustellen, indem er einem materiellen Distinktionsmerkmal des Erzeugnisses den Status eines Sinnbilds verleiht. Tatsächlich ist es die Form der Whiskyflasche selbst, die eine symbolische Funktion erhält; der Text setzt sie zu diesem Zweck mit der ideellen Bestimmtheit des Getränks in Verbindung und konstatiert, der Glasbehälter, welchen der heutige Konsument in den Händen halte, sei im Wesentlichen der gleiche wie derjenige, der vor anderthalb Jahrhunderten gebräuchlich war – und der kurz zuvor als Teil der „modernen“ Ordnung ausgewiesen wurde: „Indeed these bottles are the inspiration for the a’bunadh bottle shape today.“¹²⁹ Der Effekt, welchen diese kurze Feststellung zeitigt, besteht nicht nur in einem Brückenschlag zwischen der ideellen und die materiellen Seite des Whiskys; vielmehr scheint der Scotch angesichts des erfolgten Zuschreibungsprozesses als ein homogenes Gesamtprodukt auf, das zugleich anhand seiner physischen Präsenz unmittelbar erfahrbar ist und dennoch einer längst vergangenen, „modernen“ Gesellschaftsordnung angehört, welche seine Identität gewährleistet. Die Symbolfunktion der Flaschenform verhilft dem Produkt somit im Auge seines Betrachters trotz seines Facettenreichtums zu einer Einheitlichkeit und durchgängigen Bestimmtheit, die sich ebenso über seine materiellen Aspekte erstreckt, wie sie seiner auf Relationalität fußenden, narrativ hergeleiteten Identität Rechnung trägt.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit nun auf den fünften schottischen Whisky, der uns als weiteres Beispiel für die narrative Herleitung relationaler Identität dienen soll; die Produktverpackung dieses „Dalmore – 12 Years Old“ genannten Scotches verfolgt demnach wenig überraschend eine ähnliche Absicht wie diejenige des Aberlours. Denn auch die Verpackung des Dalmore Whiskys ist bestrebt, die physischen und ideellen Aspekte des Gesamterzeugnisses zu einer unverkennbaren Einheit zu verschmelzen; auch sie verdankt das erfolgreiche Eintreten dieses Effekt dem gezielten Einsatz narrativer und gestalterischer Mittel. Um uns diesem Charakteristikum des Dalmores zu nähern, wollen wir uns zunächst der beiliegenden Produktbeschreibung zuwenden, die im Kern von dem Verhältnis zweier Menschen zu einander berichtet. Als ihren Ausgangspunkt zieht sie die heldenhafte Tat eines Vorfahren des

¹²⁹ [„Tatsächlich sind diese Gefäße die Inspiration für die Flaschenform des heutigen A’bunadh.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 7.

Clans der Mackenzies heran und gibt an, der Betreffende habe im Jahre 1263 das Leben des Königs Alexander des Dritten gerettet; eine genauere Bestimmung der Rahmenbedingungen der Handlung bleibt aufgrund der Knappheit der Erzählung ausgespart. Wie im Falle des A-berlours zeichnet sich bereits an der Datumsangabe ab, dass die auch diese Schilderung ihre Bedeutungsschwerpunkte aus einem Referenzsystem extrahiert, welches die Form einer längst vergangenen sozialen Ordnung annimmt – einer Ordnung, die eine im Sinne Erikson verstandene Identitätsbildung viel eher ermöglichen dürfte als ein von „postmodernen“ Entfremdungstendenzen geprägtes Bezugssystem. Es überrascht daher nur wenig, wenn der Plot recht antiquiert anmutet: „In 1263 the ancestor of clan Mackenzie saved king Alexander III from being gored by a stag with a single arrow.“¹³⁰ Anhand dieser einleitenden Präsentation der Handlungsträger klärt der Verpackungstext zwar die Beziehung zwischen dem Helden und dem König in zumindest einseitiger Hinsicht; gänzlich offen lässt er jedoch vorerst, wie er seiner Funktion, als Beschreibung eines Produkts zu dienen, gerecht zu werden gedenkt. Dies ändert sich auch mit der nächstfolgenden Passage nur bedingt, da selbige lediglich die andere Seite des Abhängigkeitsverhältnisses der zwei im Mittelpunkt stehenden Personen beleuchtet: „The grateful king granted him the right to bear a stag’s head in his coat of arms, with the motto ‚Help the king‘.“¹³¹ Diese Ergänzung wirkt in Relation zu dem Bericht von der heldenhaften Großtat, der ihr voranging, auf den ersten Blick fast vernachlässigbar; tatsächlich ist sie aber von großer Relevanz. Denn zum einen vervollständigt sie die Darlegung des Verhältnisses zwischen den beiden Akteuren, die nunmehr als in einer auf Wechselseitigkeit beruhenden Beziehung stehend klar aus der Erzählung hervorgehen; während der König seinem Gegenüber das Leben verdankt, ist der Vorfahre der Mackenzies auf die Geltung des seitens des Geretteten verliehenen Wappens angewiesen, um seine eigene, nunmehr grundsätzlich gewandelte Identität anderen Menschen gegenüber auszuweisen. Diese relational begründete Einzigartigkeit des Königsretters wird in Kürze herangezogen werden, um die Unverkennbarkeit eines gewissen Produkts zu postulieren; hier setzt denn auch der zweite Umstand an, welcher der obigen Stelle zu besonderer Bedeutung verhilft. Denn an der Beschreibung der Verleihung des Wappens zeichnet sich ab, dass der Verpackungstext bereits mit der Vorbereitung seiner zentralen Zielsetzung begonnen hat – mit der Umsetzung der Strategie nämlich, einen materiellen Aspekt des Produkts nicht nur als originäres Zeichen zu verankern, sondern darüber hinaus zum Symbol zu erheben. Offensichtlich wird diese Absicht jedoch erst anhand

¹³⁰ [„Im Jahre 1263 bewahrte ein Vorfahre des Clan Mackenzie den damaligen König Alexander III mit einem einzigen Pfeil davor, von einem Hirsch aufgespießt zu werden.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 8.

¹³¹ [„Der dankbare König gewährte ihm das Recht, in seinem Wappen den Kopf eines Hirschen zu tragen und den Spruch ‚Retter des Königs‘ zu führen.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 8.

des restlichen Texts. In einem ersten Schritt stellt dieser fest, der erwähnte Held sei ein Ahne ausgerechnet desjenigen schottischen Clans, der über Generationen hinweg die Dalmore Brennerei besessen habe; daraufhin richtet er seine Aufmerksamkeit auf das von der Heldentat zeugende Zeichen des Wappens mit dem Hirschkopf, um es mit dem bemerkenswert lange unerwähnt gebliebenen Whisky in Verbindung zu bringen. Hierzu weist der Text auf den Umstand hin, dass der – in den Augen des Betrachters zuvor wohl irrelevante – Metallteil, der sich auf der Vorderseite der Flasche befindet und welcher die Gestalt eines Hirschkopfs aufweist, eine Aktualisierung eben dieses einst verliehenen, edlen Wappens verkörpere: „The Dalmore distillery was long owned by the Mackenzie family, and every bottle of the Dalmore is adorned with this noble emblem.“¹³² Der Text überträgt hiermit die zuvor hergeleitete relationale Identität des Helden auf den Whisky, der bis zu diesem Zeitpunkt nur verdeckter Weise im Brennpunkt der Darstellung stand; die auf der wechselseitigen Beziehung zum König fußende Unverkennbarkeit des schottischen Ahnen wird so zur der ideellen Eigenart des Dalmore. In ihrer Vollständigkeit geht die Strategie der Produktbeschreibung jedoch erst mit der letzten Angabe auf; denn nachdem sie das eingangs bedeutungslose metallene Objekt des Hirschkopfs als Zeichen ausgewiesen hat, weist sie diesen erst im finalen Schritt als Symbol aus.¹³³ So bekundet sie, das Wappen bedeutete die königliche Natur seines Trägers, und führt erklärend die Signifikanz der Details des Hirschkopfs vor Augen: „A stag’s head, with twelve points to its antlers, signifying a ‚royal‘.“¹³⁴ Die Überlegung, dass mit ebendiesem Träger freilich nicht zuletzt auch der Dalmore Whisky gemeint ist, überlässt er infolge dem Betrachter als zu ziehende Schlussfolgerung. Wir sind nun am Ende des dem Dalmore zugehörigen Verpackungstexts angelangt und stellen wir fest, dass seine narrative Strategie einen höheren Komplexitätsgrad besitzt als diejenige des Aberlours. Die beiden Whiskys weisen aber dennoch eine wesentliche Gemeinsamkeit auf; denn in beiden Fällen erklärt ihre Produktbeschreibung ein physisches Merkmal des jeweiligen Erzeugnisses zu einer Verbindungsinstanz, welche die materiellen und die ideellen Aspekte des Gesamtprodukts im Auge des Bet-

¹³² [„Die Dalmore Brennerei war lange im Besitz der Familie der Mackenzies, und jede Flasche Dalmore Whisky ziert deren edles Emblem“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 8.

¹³³ Der Zeitpunkt, wann das Zeichen des Hirschkopfs den Status eines mit Bedeutung besetzten Symbols erhält, ließe sich auch anders positionieren. Gingen wir von den geschilderten Verhältnissen als selbstständig zustande gekommenen Tatsachen aus, so erhielte das Zeichen bereits im Rahmen der skizzierten Interaktion zwischen den Handlungsträgern seine Symbolfunktion. Wir ziehen es aber vor, von der Perspektive des Betrachters des Produkts und damit des Lesers des Text auszugehen – und den Text nicht als Schilderung von Fakten, sondern als eine sich langsam aufbauende narrative Strategie zu verstehen, die ihre eigene Realität begründet. Der Augenblick der Behauptung eines Sachverhalts durch den Text ist daher für uns der konstitutive.

¹³⁴ [„Ein Hirschkopf mit zwölf Enden, das Zeichen von etwas Königlichem.“ – ÜS. T.W.]; vgl. Abb. 8.

racters zu einer Einheit zusammenführt. Während die Beschreibung des Aberlours aber die Flaschenform des Getränks dahingehend charakterisiert, dass sie selbst als mit relationaler Identität behaftet aus der Darstellung hervorgeht, überträgt der Verpackungstext des Dalmore Whiskys eine zuvor hergeleitete menschliche Unverkennbarkeit auf die unbelebte Entität des Getränks. Dabei löst die Produktbeschreibung zunächst ein Zeichen, das sie als einer Person zudacht umreißt, aus dem ursprünglichen Referenzsystem heraus, um es infolge einem bestimmten Teil der Physis des Dalmore zuzuweisen; schließlich verankert sie es als mit „königlicher“ Bedeutung behaftetes Symbol. Die so proklamierte „edle Natur“ des Whiskys kennzeichnet daher sowohl seine ideelle Seite als auch seine materielle Dimension – sie ergibt sich im Bereich der auf ihn übertragenen relationalen Identität ebenso wie anhand der Unmittelbarkeit des physischen Metallgeweihs; anhand des Symbol des Hirschkopfs finden sie zu einer synchronen Einheit zusammen.

Wir nähern uns nun dem Ende unserer Betrachtung des schottischen Whiskys als unserem Beispiel für ein Traditionsprodukt; als maßgeblich erwiesen hat sich, dass diesem Erzeugnis anhand seiner Beschreibungen nicht nur eine umfangreiche Biographisierung zuteil wird, sondern dass es aus diesen Darstellungen zugleich als essentieller Teil einer sozialen Ordnung hervorgeht, welche eine Identitätsbildung im Sinne einer lebensweltlichen Verankerung ermöglicht. Die Parallelen zwischen diesen narrativen Strategien und den Mechanismen der Identitätskonzeption Eriksons haben wir mehrfach aufgezeigt; auf einem Nebengleis haben wir Formulierungen und Termini festgemacht, die gemeinhin zur Charakterisierung eines Menschen gebraucht werden, welche in den behandelten Texten jedoch als einem Gegenstand zugehörig aufschienen. Bei alledem sind wir zumeist von denjenigen Produktbeschreibungen ausgegangen, welche den Erzeugnissen in der Gestalt ihrer Verpackungstexte mit auf den Weg gegeben wurden, um sie infolge mittels weiterführender Literatur zu erweitern, zu erklären und zu kontextualisieren. Geleitet von der Absicht, das Hauptbeispiel dieser unserer Arbeit so anschaulich wie möglich aufzubereiten, sind wir von einzelnen Vertretern des schottischen Nationalgetränks ausgegangen, während wir Scotch als facettenreiches, zahlreiche Darreichungsformen umschließendes und dennoch eindeutig bestimmtes Gesamtprodukt nur sporadisch berührt haben. Es wäre jedoch auch eine andere Form möglich gewesen, unsere Auseinandersetzung durchzuführen; so hätten wir ebenso gut am Allgemeinen ansetzen können, um das Konkrete lediglich punktuell zu erwähnen – und um Letzteres in der Form einzelner Manifestationspunkte einer umfassenderen Gesamtheit zu führen. In durchaus ähnlicher Weise, wie wir dies im Rahmen der im Obigen behandelten Whiskys getan haben, wäre es uns möglich gewesen, an den Beschreibungen des Scotches als solchem den Einsatz derje-

nigen Darstellungsprinzipien nachzuweisen, die wir aus den Ausführungen Eriksons herausgelöst haben. Denn auch auf die umfangreiche Literatur zu schottischem Whisky als allgemeinem Produkt trifft zu, dass sie ihrem Gegenstand eine komplexe und mit Krisen gespickte Entstehungsgeschichte zur Seite stellt, – sowie, dass sie ihn als eine Entität skizziert, welche innerhalb der menschlichen Ordnung eine zentrale Stellung einnimmt; die Bestimmtheit und Besonderheit des Produkts tritt dementsprechend auch anhand dieser allgemeinen Charakterisierungen als ob seiner biographischen und relationalen Verankerung zustande gekommen auf. Um ebendiesen Sachverhalt zu belegen, wollen wir nun in knapper Form die Realisierung des Prinzips der Biographisierung seitens der fraglichen Beschreibungen aufzeigen; infolge soll kurz die narrative Eingliederung des schottischen Whiskys in spezifische lebensweltliche Referenzsysteme herausgestellt werden.

Die Möglichkeit einer effektiven Nutzung der narrativen Strategie, die Entstehungsgeschichte eines Produkts als seine Identitätsgrundlage darzustellen, zeichnet sich ausgehend von dem schottischen Nationalgetränk als allgemeinem Produkt etwa dann ab, wenn John Simmons festhält, selbiges Erzeugnis weise das Distinktionsmerkmal auf, dass sich seine „Idee“, seine „Geschichte“ und seine „Legende“ durch eine ungewöhnliche Tiefe auszeichne;¹³⁵ Simmons fügt dem affirmativ hinzu, „Scotch Whisky develops extra layers of narrative depth.“¹³⁶ Bestätigung erhält diese Einschätzung unter anderem anhand der Arbeiten Jim Murrays,¹³⁷ Marc Hoffmanns¹³⁸ und Richard Patersons,¹³⁹ welche allesamt die biographische Entwicklung des facettenreichen Traditionsprodukts beleuchten. Sehr umfangreiche diesbezügliche Ausführungen legt ferner Bruce Lockhard vor, der das Getränk in Anlehnung an den ursprünglichen gälischen Namen¹⁴⁰ als „Water of Life“¹⁴¹ bezeichnet und im Zuge seiner Darstellung mehrfach Terminologie heranzieht, die eigentlich dem Bereich des Menschen entstammt; Lockhard umreißt die Sonnen- und Schattenseiten des schottischen Whiskys, indem er ihn einerseits als „tugendhaften Freund“, andererseits als „gefährlichen, zu respektierenden Feind“ skizziert: „As a friend, whisky has virtues [...]. As an enemy, there is no Scot who does not know its dangers [...]. I myself have been near enough to destruction to respect

¹³⁵ [im Orig.: „there is something about Scotch Whisky itself – the idea, the story, the legend – that reaches deeper into our consciousness“]; vgl. Simmons (2007), S. 8.

¹³⁶ [„Schottischer Whisky entwickelt zusätzliche Ebenen narrativer Tiefe.“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 9.

¹³⁷ vgl. Murray (1997), S. 22-24.

¹³⁸ vgl. Hoffmann (2007), S. 50-52.

¹³⁹ vgl. Paterson (2008), S. 124-140; Paterson widmet sich speziell dem 19. und 20. Jahrhundert.

¹⁴⁰ vgl. Hoffmann (2007), S. 10.

¹⁴¹ [„Lebenswasser“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Lockhard (1995), S. 13.

whisky, to fear it, and to continue to drink it.“¹⁴² Einen Ausschnitt aus der Geschichte des Produkts, welcher die wohl drastischste Krise in seiner Entwicklung mit einschließt und damit denjenigen „turbulenten“ Zeitraum umfasst, „when whisky was struggling towards respectability“,¹⁴³ behandelt die Arbeit Robert Burns. Bereits der Untertitel des Werks, der von einem „Skandal“ spricht,¹⁴⁴ welcher das später erfolgreiche Getränk seinem Wesen nach eigentlich erst hervorgebracht habe, signalisiert, dass die Auswirkungen des beschriebenen Krisenszenarios auf die biographische Entwicklung des Produkts von tief greifender Natur gewesen seien;¹⁴⁵ diese Implikationen sind für uns gerade auch insofern von Interesse, als sie es uns gestatten, zwischen der Burns’schen Betrachtung und einem Element der Ausführungen Eriksons eine Relation herzustellen. So lässt sich die seitens Burnsens behandelte Episode aus der Geschichte des schottischen Whiskys als eine Entsprechung zu der Erikson’schen Konzeption der in der menschlichen Adoleszenz angesiedelten, für die Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen essentiellen Identitätskrise verstehen; denn wo Erikson die Auseinandersetzung mit der sozialen Rolle und der Frage der gesellschaftlichen Bestätigung als zentrale Problemstellung des Jugendlichen führt,¹⁴⁶ sieht die Burn’sche produktbezogene Darstellung die nur sehr allmähliche Erlangung eines Ansehens vor, zu welchem das schottische Nationalgetränk im Verlauf seiner Entwicklung erst gelangen muss, um zu seiner einzigartigen Bestimmung zu finden. In beiden Konstellationen begegnen wir somit einer Krisenerzählung, die von einer für die spätere Charakteristik der im Brennpunkt befindlichen Entität entscheidenden Phase berichtet; in beiden Fällen korrespondiert die Heranbildung der resultierenden Unverwechselbarkeit mit der notwendigen Bezugnahme auf das jeweilige Umfeld, da stets Zuschreibungsprozesse ihre Wirkung zu entfalten haben. Abseits der Burn’schen Schilderung der konstitutiven „Identitätskrise“ des Nationalgetränks und den bereits berührten, auf größtmögliche Vollständigkeit ausgelegten Produktbiographien treffen wir auf einige weitere Darstellungen, die sich zwar durch einen eher fragmenthaften Charakter auszeichnen, welche aber dem Zweck unterstellt sind, gemeinsam die Entwicklung des schottischen Whiskys über die Zeit hinweg zu veranschaulichen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa in Charles MacLeans Abhandlung „The

¹⁴² [„Als Freund besitzt Whisky Tugenden [...]. Als Feind, gibt es wohl keinen Schotten, der nicht um seine Gefahren wüsste [...]. Ich selbst war der Zerstörung nahe genug, um Whisky zu respektieren, zu fürchten, und ihn weiterhin zu trinken.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd. S. 172.

¹⁴³ [„als der Whisky um seine Anerkennung kämpfte“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Buxton (2009), S. 7.

¹⁴⁴ vgl. Burns (2009); der Untertitel lautet auf „The Scandal That Created the World’s Most Successful Spirit“.

¹⁴⁵ Hieran wird deutlich, dass der Topos der Krise auch in dieser Erzählung letztlich nicht die Aufhebung der produktbezogenen Identität zur Folge hat, sondern deren Heranbildung recht eigentlich erst ermöglicht, gerade weil er als essentieller Baustein der Gesamtbiographie des Erzeugnisses auftritt.

¹⁴⁶ vgl. Erikson (1980), S. 131-138.

Rise and Fall of Distilleries“¹⁴⁷ zu sehen; diese illustriert die Bedingungen der Whiskyherstellung vom Jahr 1900 bis ins Jahr 2004, indem sie das Schicksal einzelner Brennereien aufarbeitet und Augenblicke der Massenproduktion der Kargheit der Kriegszeiten gegenüber stellt. Die Schrift David Stirks hingegen macht es sich zur Aufgabe, den Entwicklungsweg einer spezifischen Region Schottlands nachzuzeichnen und die Verwobenheit der Herstellung des Getränks mit den jeweiligen sozialen Bedingungen in der Stadt Campbeltown zu veranschaulichen. Zum einen verfolgt Stirk dabei die Entwicklungsgeschichte des Whiskys und gibt etwa an, erst anno 1817 sei in Campbeltown legaler Weise gebrannt worden;¹⁴⁸ er ergänzt, ungeachtet dessen sei dieser Tradition am selben Ort bereits über ein Jahrhundert Entsprechung geleistet worden, was nicht zuletzt an der für die Scotchproduktion idealen geographische Lage der Region gelegen habe.¹⁴⁹ Zum anderen bindet Stirk in seine Abhandlung auch Abrisse einiger menschlicher Einzelschicksale ein,¹⁵⁰ sodass der Bericht der Eröffnung oder Schließung einer Brennerei mit der genauen Betrachtung der jeweiligen sozialen Relevanz einhergeht; neben der Korrespondenz diverser Brennereibesitzer macht er auch behördliche Aufzeichnungen zum Gegenstand der Untersuchung, um die teils äußerst negativen Auswirkungen der Whiskyherstellung auf die verarmte Bevölkerung aufzuzeigen.¹⁵¹ Obgleich die Arbeit Stirks somit die Einbindung der Whiskyerzeugung in die menschliche Lebenswelt anschaulich illustriert, sind die in ihr aufbereiteten individuellen Biographien letztlich doch dem Zweck unterstellt, gemeinsam die Geschichte des im Fokus liegenden Getränks widerzuspiegeln; ihre kollektive Historizität wird so gleichsam zu derjenigen des Produkts. Wir gelangen nun zu unserem letzten Punkt, der mit der Frage der Biographisierung des schottischen Nationalgetränks als solchem korrespondiert; allerdings verkörpert der Aufsatz Colin McArthurs mit dem Titel „A Dram for All Seasons – The Diverse Identities of Scotch“¹⁵² nicht eine weitere entstehungsgeschichtliche Aufbereitung, sondern setzt sich selbstständig mit dem Problem auseinander, inwieweit die Darstellungsmethode der Biographisierung nicht zuletzt auch kommerziellen Zwecken dient. Hierzu analysiert McArthur die Werbekampagnen bekannter Whiskyhersteller, um etwa von einem Inserat der Firma „Bells“ auszusagen, „the central dis-

¹⁴⁷ [„Der Aufstieg und der Fall der Brennereien“ – ÜS. T.W.]; vgl. MacLean (2006), S. 68-77.

¹⁴⁸ vgl. Stirk (2005), S. 11.

¹⁴⁹ vgl. ebd., S. 19.

¹⁵⁰ vgl. etwa das Kapitel „Scotsmen on the Make“ – [„Aufstrebende Schotten“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 29-44.

¹⁵¹ vgl. das Kapitel „Events, People and Tragedies“ – [„Ereignisse, Menschen und Tragödien“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 57- 74.

¹⁵² [„Ein Whisky für jede Saison – Die unterschiedlichen Identitäten des Scotches“ – ÜS. T.W.]; vgl. McArthur (2002).

course of that campaign was of course longevity and tradition.“¹⁵³ McArthur führt hierzu aus, die in dieser Kampagne evidente Tendenz habe sich neben der Aufbereitung nationaler und klassenbezogener Themen gerade auch in dem Gebrauch einer „Scottish variant of the biography discourse“¹⁵⁴ niedergeschlagen; in der letzteren Konstellation habe sich dies unter anderem darin geäußert, dass das Motiv des „Highlanders“ oder des schottischen Soldaten verwendet worden sei. Die Schlussfolgerung, die Geschichte dieser Menschen habe in den fraglichen Inseraten stellvertretend für diejenige des beworbenen Produkts gestanden, zieht McArthur nicht ausdrücklich; aufgrund seiner Betonung der Ebene des Diskurses und seinem Resümee, letztlich gehorchten die seitens der Werbung realisierten Themen dem Prinzip der Biographisierung, erscheint sie jedoch in keiner Weise als abwegig.

Neben der detaillierten Betrachtung der Entstehungsgeschichte begegnen wir an den allgemein orientierten Beschreibungen des schottischen Nationalgetränks noch einer weiteren Darstellungsform, der sich innerhalb der Ausführungen Eriksons eine Entsprechung zuweisen lässt; denn auch der Gedanke einer unabdingbaren Bezugnahme auf das Umfeld dient nicht nur innerhalb der entwicklungstheoretischen Überlegungen Eriksons, sondern auch im Rahmen der fraglichen produktbezogenen Schilderungen als Basis dafür, die Identität der jeweiligen Entität zu charakterisieren und herzuleiten. Offen zutage tritt die narrative Umsetzung dieses Prinzips der Relationalität beispielsweise anhand der Arbeit Andrew Jeffords, welche die Insel Islay, auf der gegenwärtig acht aktive Brennereien beheimatet sind,¹⁵⁵ zwar zunächst schlicht als „Whiskyinsel“ bezeichnet,¹⁵⁶ selbige aber infolge als äußerst vielschichtigen Lebensraum beschreibt, die neben der Scotchproduktion über eigenwillige Menschen, unberührte Natur samt umfangreicher Torfmoore sowie eine sich ständig wandelnde Witterung verfügt. Abwechselnd widmet sich Jefford in einem Kapitel der Beschreibung der Produktionsbedingungen eines bestimmten Whiskys, um in dem darauf folgenden eine andere Determinante Islays in Augenschein zu nehmen; die Betrachtung des Ardbeg Scotches¹⁵⁷ trifft dergestalt auf die Portraitierung einiger ortsansässiger, meist bäuerlicher Familien,¹⁵⁸ wobei unter anderem eine Schilderung der Weihnachtsvorbereitungen dieser Personen dazu dient, ihre Lebensumstände zu veranschaulichen. Gleichmaßen begegnet die Charakterisierung des

¹⁵³ [„der zentrale Diskurs dieser Kampagne war freilich das Thema der Langlebigkeit und der Tradition.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; S. 77.

¹⁵⁴ [einer „schottischen Diskursform der Biographisierung“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.; S. 76.

¹⁵⁵ vgl. Jackson (2010), S. 52.

¹⁵⁶ vgl. Jefford (2004), S. 1.

¹⁵⁷ vgl. ebd., S. 59-81.

¹⁵⁸ vgl. ebd., S. 341-366.

Laphroaigs und der Mitarbeiter der respektiven Brennerei¹⁵⁹ der Beschreibung des Umgangs sowohl der Bevölkerung als auch der schottischen Regierung mit den zahlreichen, teils geschützten Tierarten der Insel.¹⁶⁰ Sowohl das im faktischen Zentrum des Buches stehende Getränk und seine Herstellung als auch die menschlichen und tierischen Inselbewohner gehen aus der Darstellung Jeffords als Teile eines gemeinsam begründeten lebensweltlichen Referenzsystems hervor, die gerade angesichts ihrer wechselseitigen Bezugnahme ihre individuelle Einzigartigkeit etablieren;¹⁶¹ ihre Teilhabe an der weitgehend geschlossenen Ordnung der Insel dient ihnen allen als Plattform, um eine auf Relationalität fußende singuläre Identität herauszubilden, sowie als Möglichkeit, selbige dauerhaft zu verankern. Hieran sehen wir eine maßgebliche Überlegung Eriksons berührt, nach welcher der Einzelne im Rahmen der Identitätsbildung seitens des Umfelds als derjenige bestätigt werden sollte, „der so werden mußte, wie er ist, und der so wie er ist, als gegeben hingenommen wird.“¹⁶² Denn diese Annahme schließt sowohl den Gedanken mit ein, das Individuum erhalte seine Unverkennbarkeit im Verlauf eines relationalen Zuschreibungsprozesses, als auch die Vorstellung, die so begründete Identität werde innerhalb einer bestimmten lebensweltlichen Ordnung verfestigt. Beide dieser Aspekte sehen sich auch in der Darstellung Jeffords realisiert; das den Überlegungen Eriksons entnommene Prinzip der Relationalität gilt in der von Jefford skizzierten Ordnung jedoch nicht nur für Personen, sondern erstreckt sich ebenfalls auf den überaus charaktervoll anmutenden Whisky. Ähnlich gelagert wie die Arbeit Jeffords ist diejenige Robin Laings; dieser Autor nimmt die „Legenden“ der uns bereits hinreichend bekannten Insel Islay in Augenschein.¹⁶³ Dabei macht er nicht nur produktbezogene Erzählungen zum Inhalt, sondern greift auch Schilderungen auf, die das Schicksal einiger „otherworldly spirits“¹⁶⁴ und ganz gemeiner Sterblichen beleuchten sollen; letztere weist er dabei nicht nur als „legendäre“ Trunkenbolde aus,¹⁶⁵ sondern verleiht ihnen gelegentlich auch den Status genuiner „Whiskyhelden“,¹⁶⁶ unter welchen sich etwa die uns geläufige Bessie Williamson einfindet.¹⁶⁷ Die Erzählungen Laings zeugen dementsprechend von einem hohen Grad der Eingebundenheit des

¹⁵⁹ vgl. ebd., S. 317-340.

¹⁶⁰ vgl. ebd., S. 246-269.

¹⁶¹ Die vom Aussterben bedrohten Tierarten stellen hier wohl eine Ausnahme dar, da sich ihre Schutzwürdigkeit nicht aus dem Bezugssystem der Insel herleitet.

¹⁶² Erikson (1980), S. 163.

¹⁶³ Der Titel des Buchs lautet auf „Whisky Legends of Islay“ – [„Whiskylegenden der Insel Islay“ – ÜS. T.W.]; vgl. Laing (2009).

¹⁶⁴ [von „Geistern aus einer anderen Welt“ – ÜS. T.W.]; Laing spielt hier auf die Mehrfachbedeutung des englischen Worts „spirit“ an; vgl. ebd. S. 108.

¹⁶⁵ vgl. ebd., S. 24-29.

¹⁶⁶ vgl. ebd., S. 134-164.

¹⁶⁷ vgl. ebd., S. 149-150.

im Brennpunkt befindlichen Produkts in die Lebenswelt und die Biographien der menschlichen Handlungsträger; belebte und unbelebte Entitäten scheinen als gleichberechtigte Erzählinhalte auf, deren unabdingbare Gemeinsamkeit in der Teilhabe an dem Bezugssystem der „Whiskyinsel“ besteht. Ein Buch, das abwechselnd einen Aspekt der Whiskyerzeugung und die Lebensgesichte eines Menschen wiedergibt, ist „Whisky Men“ von Gavin Smith. Während somit ein Abschnitt die Mälzung der für die Scotchproduktion nötigen Gerste in Augenschein nimmt,¹⁶⁸ geht ein anderer auf die Biographie eines Planungsarbeiters ein;¹⁶⁹ während sich ein Kapitel mit dem Destillationsprozess beschäftigt,¹⁷⁰ verschreibt sich das nächste der Lebenserfahrung eines bestimmten Kupferschmieds und macht die Rolle seines Berufs in der Whiskyherstellung nachvollziehbar.¹⁷¹ Die starke Eingebundenheit des schottischen Nationalgetränks in die Lebenswelt des Menschen zeichnet sich in der fraglichen Arbeit Smiths ferner anhand der gesonderten Abhandlung „On Distilling Communities“ ab, in welcher der Autor die Parameter des Zusammenlebens der Brennereiarbeiter darlegt und sie unter anderem anhand des Zitats eines pensionierten Handwerkers der Brennerei Cardhu verdeutlicht; so gibt er selbigen folgendermaßen wieder: „I lived at the distillery, and it was a community in itself. Everybody in the houses was distilling. We had a good relationship, everybody worked together and was close.“¹⁷² In weiterer Folge legt die Schilderung nahe, die Abgeschlossenheit der Brennerei habe die Bedeutung der wechselseitigen Bezugnahme der Whiskyarbeiter weiter verstärkt: „Cardhu was quite remote. Employees used to cycle quite a bit before we got distillery transport. [...] And you got a lot of snow in those days up around Cardhu. It blocked the roads but it never stopped you getting to work, and it never stopped the whisky getting out.“¹⁷³ Smiths Beschreibung der die Whiskyherstellung umgarnenden Umstände lebt fraglos von der Inklusion unzeitgemäß gewordener Existenzbedingungen; insgesamt gelingt es ihr allerdings gerade auf dieser Basis, die Stichhaltigkeit eines Identitätskonzepts unter Beweis zu stellen, das von relationaler Verankerung gekennzeichnet ist und zu seiner Entfaltung „moderne“ Ausgangskonditionen erfordert. Beachtenswert ist dabei, dass sich die Gültigkeit

¹⁶⁸ vgl. Smith (2005), S. 17-32.

¹⁶⁹ vgl. ebd., S. 1-16.

¹⁷⁰ vgl. ebd., S. 52-74.

¹⁷¹ vgl. ebd., S. 75-81.

¹⁷² [„Ich habe an der Brennerei gelebt, und es war eine eigenständige Gemeinschaft. Wir hatten eine gute Beziehung zueinander, alle arbeiteten zusammen und waren einander nahe.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 160.

¹⁷³ [„Cardhu lag recht abgeschieden. Die dort Beschäftigten waren es gewohnt, mit dem Rad zu fahren, bevor die Brennerei ein Transportmittel erhielt. [...] Und man hatte damals in der Gegend um Cardhu oft mit viel Schnee zu tun. Er blockierte die Straßen, aber er hielt einen nicht von der Arbeit ab, und er machte niemals die Whiskyauslieferung unmöglich.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 161.

dieser Identitätsvorstellung – im Sinne einer lebensweltlich verankerten, individuellen Bestimmtheit – nicht nur auf die von Smith umrissenen Menschen, sondern auch auf ihr Erzeugnis erstreckt. Zwei weitere Arbeiten, die ebenso eine Umsetzung des Prinzips relational begründeter Identität aufweisen, wollen wir an dieser Stelle lediglich kurz erwähnen. John McDougalls Autobiographie „Wort, Worms & Washbacks“ beschreibt die Produktion des Nationalgetränks als zentralen, ständig wiederkehrenden Aspekt seiner eigenen Lebensgeschichte, und bettet das Getränk dergestalt als essentiellen Bezugspunkt in den menschlichen Alltag ein. Als Roman konzipiert, aber mit McDougalls Schrift vergleichbar ist Compton Mackenzie wohlbekannte Erzählung „Whisky Galore“, die nicht zufällig die geschlossene Ordnung einer fiktiven Insel als Grundlage wählt, um die Interaktion zahlreicher Menschen mit einem als „Minnie“ bezeichneten Whisky zu umreißen; wenn etwa der trinkfrohe örtliche Priester den mit dem Namen eines Mädchens versehenen Scotch an einer Stelle als heilige „St. Minnie“ titulierte,¹⁷⁴ wird die im Roman häufig zugegebene Bezugnahme der Inselbewohner auf das doch sehr weitgehend dem Menschen gleichgestellte Produkt mehr als deutlich.

Wir haben nun aufgezeigt, inwieweit die der Identitätskonzeption Eriksons immanenten Prinzipien der Biographisierung und der Relationalität auch in Erzählungen und Beschreibungen anzutreffen sind, welche das schottische Nationalgetränk zum Zentrum haben. Wir haben uns der Problemstellung genähert, indem wir uns zunächst dem Speziellen zugewandt und die Verpackungstexte einiger konkreter Whiskys einer Analyse unterzogen haben; von diesen ausgehend haben wir unsere Untersuchung ausgeweitet und zusätzliche Hintergrundinformation herangezogen. Zuletzt haben wir kurz umrissen, wie ein alternativer Zugang ausgesehen hätte, der sich dem Scotch als allgemeinem Produkt genähert und mit dem Facettenreichtum nur punktuell in Berührung gekommen wäre; auch auf diesem Weg wären wir einer großen Menge beschreibender Texte begegnet, die den schottischen Whisky wie einen Menschen behandelt hätten. Als Resümee halten wir nun aber fest, dass mehr als die punktuelle Verwendung Erikson'scher Begriffe – so spricht etwa Stuart Delves von der „identity of Scotch“ wie auch von dessen „identity crises“,¹⁷⁵ welche eingetreten sei, obgleich selbiger diverse Widrigkeiten „überlebt“ habe¹⁷⁶ – es die Wirksamkeit der oben genannten Prinzipien war, die das im Brennpunkt liegende Produkt besonders nachhaltig „vermenschlichte“. Inwieweit das schottische Nationalgetränk innerhalb seiner Darstellungen mit einer sowohl biographisch begründeten als auch relational zustande gekommenen Identität ausgestattet wird,

¹⁷⁴ vgl. Mackenzie (1957), S. 275.

¹⁷⁵ Delves (2007), S. 12 bzw. 14.

¹⁷⁶ [im Orig.: „Scotch Whisky has survived legislation, persecution and prohibition. It's surviving the onslaught of white spirits.“]; ebd., S. 41.

welche die ideelle Dimension des Whiskys erfassen und seine Einzigartigkeit belegen soll, hoffen wir, im Obigen hinreichend erörtert zu haben.

5.2 Apple Computer – Markenmythos als Mehrwertgenerator

Wir wollen nun anhand eines Beispiels aufzeigen, inwieweit neben Traditionsprodukten auch Erzeugnisse, welche einer Marke angehören, als Entitäten in Erscheinung treten, die mit einer relational und biographisch begründeten Identität behaftet sind; dieses Exempel soll uns der Computer- und Unterhaltungselektronikhersteller Apple sein. Unsere Wahl begründet sich damit, dass der Aspekt der auf wechselseitiger Bezugnahme fußenden Einzigartigkeit an den Produkten Apples besonders klar erkenntlich ist; entscheidend ist ferner, dass den Erzeugnissen in einer sehr transparenten Weise dank der narrativen Aufbereitung ihrer Entstehungsgeschichte eine zusätzliche Form der Unverwechselbarkeit zukommt. Ausschlaggebend für letzteren Punkt ist vor allem die hohe Anzahl an biographisierenden Texten, die darüber zustande kommt, dass bereits die Marke als solche mit umfangreicher Hintergrundinformation ausgestattet ist; diese Beschreibungen führen dazu, dass selbst neuere Erzeugnisse, die keine eigene Geschichte besitzen, aufgrund ihrer Teilhabe an der Marke über ein gewisses Mindestmaß an Historizität verfügen. Die Produkte Apples werden es uns daher erlauben aufzuzeigen, wie an Markenerzeugnissen Prinzipien manifest werden, die der relationalen und biographischen Bestimmung ihres Gegenstands dienen – Prinzipien, die in ähnlicher Form in den Ausführungen Eriksons zur Schematisierung der menschlichen Entwicklung eingesetzt werden. Auch abseits dessen spricht für Apple, dass den Computern und Medienabspielgeräten dieses Herstellers innerhalb ihrer Produktdarstellungen ebenso häufig wie offensichtlich eine Behandlung zuteil wird, die eigentlich auf den Menschen gemünzt wäre und daher als „Vermenschlichung“ begriffen werden kann; um diesen Sachverhalt aufzufächern, sollen uns ein weiteres Mal die Überlegungen Martha Nussbaums behilflich sein. Da die narrative Angleichung der Produkte Apples an menschliche Verhältnisse ein Distinktionsmerkmal dieser spezifischen Marke verkörpert, wollen wir dieser Thematik als erstem Punkt unsere Aufmerksamkeit schenken. Erst nachdem wir daher erörtert haben, auf welche Weise die Erzeugnisse Apples als menschenähnlich hingestellt werden, sollen die Prinzipien der Relationalität und Biographisierung Behandlung finden; selbige zeichnen sich dadurch aus, universelleren Charakters zu sein und im Zusammenhang mit zahlreichen Marken aufzutreten. Ähnlich wie bei der Betrachtung der Bedingtheiten unseres exemplarischen Traditionsprodukts wollen wir

folglich auch nun zunächst am Konkreten ansetzen, um auf dieser Basis zum Allgemeinen vorzudringen.

Stuart Levy gibt an, die Tendenz der „Vermenschlichung“ eines Produkts stelle an sich nichts Außergewöhnliches dar; besonders nachdrücklich manifest werde sie allerdings dann, wenn Personen auf den von Apples hergestellten Computer namens „Macintosh“ trafen: „Humans often anthropomorphize the objects they use, especially when they become fond of their interaction with those objects. Almost everyone who comes into contact with Macintosh becomes enchanted by its personality.“¹⁷⁷ Obgleich sich die Angabe Levys als schlichte Einschätzung einer Sachlage versteht, realisiert sie doch eine Vielzahl narrativer Mittel, welche die augenscheinliche Angleichung eines Produkts an menschliche Verhältnisse zur Folge haben. Tatsächlich lässt sich bereits der Umstand, dass Levy von einer „Interaktion“ zwischen dem Computer und seinem Eigentümer spricht, als eine Form der „Vermenschlichung“ auffassen; um dies zu veranschaulichen, wollen wir kurz auf den zweiten, dritten und sechsten seitens Nussbaums vorgestellten Aspekt der „Verdinglichung“ Bezug nehmen. Denn wenn Nussbaum festhält, die „Leugnung der Autonomie“ eines Individuums sei ebenso als Anzeichen einer verdinglichenden Behandlungsweise zu werten wie dies auch dann zutreffe, wenn der Betreffende als „träge“ und inaktiv hingestellt oder zum bloßen Besitztum degradiert werde,¹⁷⁸ so können wir es in Entsprechung dazu als eine erste Umsetzung „vermenschlichender“ Gegenprinzipien verstehen, wenn eine produktbezogene Darstellung ihren Gegenstand als eigenmächtig handelnde Instanz skizziert. Die Behauptung Levys, der PC interagiere mit einem Menschen, mag daher als Metapher formuliert worden sein, zeichnet deswegen aber um nichts weniger das Bild eines auf gleicher Höhe mit dem Menschen befindlichen Computers. Nicht als emotionsloser Akt des Erwerbs eines Sachguts, sondern als sich angebahnt habende „Kontaktaufnahme“ mutet in der Schilderung Levys ferner das Treffen einer Person auf den mit einer „zauberhaften Persönlichkeit“ ausgestatteten Rechner an; auch hier erfährt der Macintosh PC nicht etwa eine instrumentalisierende Behandlung, sondern scheint vielmehr als gleichberechtigter und sogar überaus spannender Partner auf. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen realisiert Levy darüber hinaus eine Beschreibungsform, die eine „vermenschlichende“ Entsprechung zu zwei weiteren Nussbaum'schen Verdinglichungsmöglichkeiten verkörpert. Die Darlegung Levys hat nämlich nicht etwa zum Ziel, eine „Austauschbarkeit“ des Produkts nahe zu legen, was dem vierten Punkt Nussbaums entsprechen würde, sondern

¹⁷⁷ [„Menschen vermenschlichen häufig die Gegenstände, die sie benutzen, insbesondere wenn sie an der Interaktion mit ihnen großen Gefallen finden. Beinahe jeder, der mit Macintosh in Kontakt kommt, wird von dessen Persönlichkeit verzaubert.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Levy (1994), S. 8.

¹⁷⁸ vgl. Nussbaum (2002), S. 102.

das Gegenteil dessen zu bewirken; auch nimmt sie keine Aberkennung menschlicher Subjektivität vor, wie es Nussbaums siebtem Aspekt entsprechen würde, sondern setzt vielmehr einen dahingehenden Zuschreibungsprozess um. Menschliche Eigenschaften scheinen umgehend als solche auf, die einem Produkt zugehören, wenn Levy festhält, die „Persönlichkeit“ des Macintoshes sei nicht – wie mitunter angenommen werde – ein zufälliges Phänomen und nicht „something that just happens once the computer leaves the factory and acclimates itself to its new surroundings.“¹⁷⁹ Es handle sich weniger um eine etwaige Anpassungsleistung seitens des PCs als vielmehr um einen Transfer menschlicher Charakterzüge auf ein Objekt im Verlauf seiner Herstellung, welcher für die „unverkennbare Eigenart“ des Geräts verantwortlich sei: „Macintosh has indeed a distinctive demeanor, but this is a result of human effort and creativity – just as the traits of a character in a novel or film stem from the imagination of its author.“¹⁸⁰ Der siebte Punkt Nussbaums sieht sich hieran dadurch berührt, dass Levy die Merkmale einer menschlichen Romanfigur mit denen des fertig konstruierten Rechners gleichsetzt; das subjektive Erfahrungspotential einer fiktiven Person erscheint somit als auch dem Macintosh Computer zugehörig. Nussbaums vierte Verdinglichungsform verkehrt Levy in ihr Gegenteil, indem er den Apple PC dahingehend kennzeichnet, selbigem komme ein richtiggehender Kunstwerkcharakter zu; auf diesem Weg nimmt er einen Tatbestand als gegeben an, welcher der ansonsten gegebenen Austauschbarkeit des industriell hergestellten Geräts entgegen läuft. Nicht umsonst gibt auch Nussbaum an, Gemälde und andere ästhetisch wertvolle Objekte ließen sich insofern nicht verdinglichen, als sie nicht einfach ersetzbar seien;¹⁸¹ diese Gesetzmäßigkeit trifft nun auf Levys Feststellung, die Konstrukteure des Computers hätte das Selbstverständnis ausgezeichnet, als Künstler schöpferisch tätig zu sein: „Macintosh’s creators viewed themselves as artists.“¹⁸² Es handelt sich hierbei um eine Angabe, die auch seitens Owen Linzmayers in einer Schrift aufgegriffen wird, welche die Entwicklungsgeschichte Apples darlegen soll; Linzmayer geht sogar in recht umfangreicher Form darauf ein, dass der leitende Angestellte Apples der Ansicht gewesen sei, das im eigenen Haus entworfene Gerät verkörpere „a piece of art“,¹⁸³ weshalb er die an der Konstruktion Beteiligten dazu angehalten habe, sich auf Innenseite der Maschinen mit ihrer Unterschrift zu verewigen.¹⁸⁴ Zusätzlich zu den bislang erwähnten „vermenschlichenden“

¹⁷⁹ [„etwas, das einfach so passiert, wenn der Computer die Fabrik verlässt und sich seiner neuen Umgebung anpasst.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Levy (1994), S. 8.

¹⁸⁰ [„Macintosh hat tatsächlich eine unnachahmliche Eigenart, was aber ein Ergebnis menschlicher Anstrengung und Kreativität ist – so wie die Charakterzüge einer Roman- oder Filmfigur der Imaginationskraft ihres Autors entstammen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

¹⁸¹ vgl. Nussbaum (2002), S. 105.

¹⁸² [„Die Schöpfer des Macintoshes betrachteten sich selbst als Künstler.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Levy (1994), S. 9.

¹⁸³ [„ein Kunstwerk“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Linzmayer (2008), S. 103.

verewigen.¹⁸⁴ Zusätzlich zu den bislang erwähnten „vermenschlichenden“ Formulierungen hält Levys Beschreibung des Apple PCs noch zahlreiche weitere vergleichbare Darstellungen bereit. Einer solchen begegnen wir bereits anhand des Untertitels der fraglichen Arbeit, welcher auf „The Life and Times of Macintosh, the Computer That Changed Everything“¹⁸⁵ lautet und den Rechner nicht nur als autonome Instanz skizziert, sondern auch als von Lebendigkeit gekennzeichnet und mit Eigenaktivität ausgestattet beschreibt; stellen wir die in dieser Überschrift auftretenden Prinzipien den Verdinglichungsformen Nussbaums gegenüber, so begegnen wir Umkehrungen wenigstens des ersten, zweiten, und dritten Nussbaum’schen Aspekts, wodurch wir eine entsprechend facettenreiche „Vermenschlichung“ festmachen können. Als eine Entität, die Menschen gegenüber nicht nur eine distanzierte Beobachterposition einzunehmen vermag, sondern mit ihnen gelegentlich auch durchaus intime Beziehungen eingeht, tritt der Macintosh im Rahmen einer Art Levy’scher Zustandsanalyse in Erscheinung; Levy konstatiert, ein solches Gerät ziere nicht nur den Tisch des Fernsehmoderators Jerry Seinfeld, sondern blicke einem zudem von den Umschlägen zahlreicher Bücher entgegen: „It peers at you in the background of author’s photographs on book jackets.“¹⁸⁶ Er fügt dem hinzu, Medienberichten zufolge müsse ferner von „producers conducting rapturous relationships“ mit Apple PCs ausgegangen werden; zudem höre man gar von „screenwriters sleeping with them. [...] A movie mogul [...] ,grows rhapsodic’ when he speaks of the device, and credits it for a career change and possibly even resolution of a mid-life crises.“¹⁸⁷ Wir wollen an dieser Stelle davon absehen, uns erneut auf die Überlegungen Nussbaums zu beziehen; das Ausmaß der narrativen Gleichstellung von Mensch und Produkt dürfte an der obigen Schilderung ohnehin mehr als deutlich ablesbar sein. Dies trifft unseres Erachtens auch auf die nun folgenden Passagen zu, welche eine detaillierte Analyse gleichermaßen entbehrlich machen – so etwa dann, wenn Levy im weiteren Verlauf seiner Ausführungen eine Aussage des Firmengründers Apples einbindet, die ebenfalls von einer starken „Vermenschlichung“ geprägt ist. Levy gibt an, Steve Jobs habe seine eigene Rolle im Rahmen eines Interviews dahingehend beschrieben, dass ihm als leitendem Mitarbeiter Apples letztlich lediglich die Aufgabe zukomme, die bereits bestehende „Liebesbeziehung“ zwischen der menschlichen Gesellschaft

¹⁸⁴ vgl. ebd.

¹⁸⁵ [„Das Leben und die Zeit des Macintoshes, des Computers, der alles veränderte“ – ÜS. T.W.]; vgl. Levy (1994).

¹⁸⁶ [„Er beäugt einen vom Hintergrund vieler Photos aus, die sich auf den Rücken verschiedener Bücher befinden und deren Autor zeigen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 6.

¹⁸⁷ [„Produzenten, die verzückte Beziehungen unterhalten“; „Drehbuchautoren, die mit ihnen schlafen. [...] Ein Filmmogul ,wird ganz lyrisch’, wenn er von dem Gerät spricht, und schreibt diesem zu, bei ihm eine berufliche Veränderung erwirkt und möglicherweise gar seine Lebensmittekrise gelöst zu haben.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 6f.

und der Welt der Computer vollends zum erblühen zu bringen: „Computers and society are out on a first date in this decade and for some crazy reason we’re just in the right place at the right time to make it blossom.“¹⁸⁸ Da Levy hier anhand der Aussage Jobsens ein romantisches Beziehungsverhältnis in den eigentlich rein zweckorientierten Bereich zwischen Mensch und Maschine verlegt, überrascht es kaum, wenn er den Apple PC an anderer Stelle als „liebenswert“¹⁸⁹ bezeichnet oder etwa angibt, das Gerät besitze das „Herz eines Rebellen“¹⁹⁰ und halte nach möglichst zahlreichen „Adoptierern“¹⁹¹ Ausschau; in all diesen Darstellungen lässt Levy den Computer in menschliche Gefilde vordringen und gleicht seine Existenzbedingungen denen eines emotionalen Lebewesens an. Eine explizite Zuschreibung einer Person zugehöriger Eigenschaften auf den Rechner treffen wir in der Feststellung an, derjenige Programmierer, welcher „the very heart of the Macintosh“ entwickelt habe, sei ein technisch äußerst virtuos, zugleich aber nur wenig autoritätsfürchtiges Individuum gewesen; diese beiden Charaktermerkmale seien infolge zu Eckpunkten des PCs geworden: „Both of those traits would become part of the personality of the Macintosh.“¹⁹² Im Anschluss an den Transfer der Wesensmerkmale des Entwicklers auf sein Produkt schildert Levy mit einiger Akribie die Biographie des Betreffenden, welche nunmehr nicht nur ob der Person selbst willen als interessant erscheint, sondern auch zur Spezifizierung des Macintosh dienen soll. Als speziell bedeutsam führt er im Zuge dessen an, der Programmierer sei von demjenigen Apple Computer, welcher dem Macintosh vorangegangen sei, hell begeistert gewesen; so habe selbiger in Retrospekt festgestellt, dass das Vormodell richtig gehend „sein Leben verändert“ habe.¹⁹³ Wenn Levy nun offenkundig anhand der Beschreibung eines Menschen eine faktische Darlegung der Eigenschaften einer Maschine vornimmt, so lässt sich dies ausgehend von den Überlegungen Nussbaums als eine vielschichtige Form der „Vermenschlichung“ begreifen. Zunächst erkennt Levy dem Apple Computer eine „Persönlichkeit“ zu, die in ihren Eigenschaften denen eines Individuums nicht unähnlich ist, und realisiert damit ein Gegenprinzip zu der ersten Möglichkeit der Nussbaum’schen Verdinglichung; der postulierte Tatbestand des Vorliegens einer charakterlichen, selbstbezüglichen Eigenart stellt sich einer etwaigen verdinglichenden

¹⁸⁸ [„Die Computer und die Gesellschaft haben in diesem Jahrzehnt ihre erste Verabredung, und aus einem unerfindlichen Grund sind wir am rechten Platz zur rechten Zeit, um sie zum Erblühen zu bringen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 26.

¹⁸⁹ [im Orig.: „loveable“]; ebd., S. 140; sowie [„the only one that anyone [...] could love“ – „der einzige, den jedermann [...] lieben konnte“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd. S. 234.

¹⁹⁰ [im Orig.: „Macintosh, the computer with a rebel heart“]; ebd., S. 287.

¹⁹¹ [im Orig.: „adopters“]; ebd., S. 185.

¹⁹² [„das faktische Herz des Macintoshes“; „beide dieser Charakterzüge wurden zu Teilen der Persönlichkeit des Macintoshes“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 129.

¹⁹³ [im Orig.: „It changed my life.“]; ebd., S. 130.

„Instrumentalisierung“ entgegen, was gerade an der Inklusion des Charaktermerkmals der geringen Autoritätsgläubigkeit besonders deutlich sichtbar wird. Ebendieses behauptete Spezifikum des Computers des Dissidentenhaften sowie die Zuschreibung, dieser habe im Leben des Entwicklers eine umfassende Veränderung ausgelöst, legen ferner das Bestehen einer dem PC eigenen Autonomie, Entschlusskraft und Handlungsfähigkeit nahe, die in gänzlichem Widerspruch zu Nussbaums zweiter und dritter Form der Verdinglichung stehen und sich folgerichtig als „vermenschlichend“ einstufen lassen. Dass die Biographie des Programmierers zu derjenigen auch des Rechners wird, setzt ein Umkehrprinzip des vierten Aspekts der Verdinglichung um, da die entstehungsgeschichtlich hergeleitete Besonderheit einer etwaigen Austauschbarkeit zuwider läuft; insofern als der PC auf diesem Weg als an der Subjektivität des Entwicklers teilhabend skizziert wird, erhält er ferner einen Status, welcher dem siebten Punkt Nussbaums widerstrebt, da selbiger eine Behandlung vorsieht, die jegliche Fähigkeit zur Selbstbezüglichkeit in Abrede stellt. Nicht nur als Teil der Arbeit Levys sondern auch als Komponente der bereits erwähnten Schrift Linzmayers fungiert eine weitere produktbezogene Abhandlung, die eine „vermenschlichende“ Wirkung entfaltet; die respektiven Darstellungen zielen stets darauf ab, den Bezeichnungsfindungsprozess des Computermodells „Lisa“ als Übertragung eines Mädchennamens auf die unbelebte Entität der Maschine auszuweisen. So hält Levy fest, der Rechner sei „named after an Apple engineer’s daughter (and allegedly an additional tribute to Job’s own daughter);“¹⁹⁴ Linzmayer gibt indes an, gemeinhin werde angenommen, „that the Lisa was named after Steve Jobs’ first daughter, who was born out of wedlock.“¹⁹⁵ Bemerkenswert an der weiterführenden Abhandlung Linzmayers ist vor allem, dass die eigentlich der Beschreibung eines Rechners dienende Abhandlung nur vereinzelt technische Fakten präsentiert; im Vordergrund stehen vielmehr gerade solche Erzählungen, die zwischenmenschliche Beziehungsverhältnisse beschreiben oder aber biographische Episoden ausgewählter Individuen aufbereiten. Als Resultat dieser Darstellungsweise scheint der Rechner aus der Mitte eines sozialen Interaktionsfelds hervorzugehen; da die auf den Namen „Lisa“ hörende Maschine in ihren Beschreibungen zudem ein ansehnliches Ausmaß an Selbstständigkeit und Eigenaktivität an den Tag legt, erweckt sie insgesamt den Eindruck, eine dem Menschen gleichgestellte Entität zu verkörpern. Die narrative Angleichung des PCs an die Existenzbedingungen einer Person hat indes viele Gesichter. Wenn etwa Linzmayer konstatiert, „the last of the Lisas were buried unceremoniously in a landfill in Logan, U-

¹⁹⁴ [„benannt nach der Tochter eines Entwicklers Apples (und angeblich eine zusätzliche Hommage an Jobsens eigene Tochter).“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 83.

¹⁹⁵ [„dass die Lisa nach Steve Jobsens erster Tochter benannt wurde, die unehelich geboren wurde.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Linzmayer (2008), S. 81.

tah,¹⁹⁶ so zieht er zur Beschreibung des fragwürdigen Entsorgungsvorgangs ein Bild heran, das unzweifelhaft dem Bereich des Menschen entlehnt ist; wenn er darüber hinaus angibt, „Lisa“ habe den in den Vereinigten Staaten allseits bekannten „Klopfwitz“ umgesetzt, indem sie auf die Frage, wer da sei, mit ihrem Namen geantwortet habe, so skizziert er die Maschine nicht als unbelebtes, sondern als dialogfähiges Wesen: „It inspired a popular ‚knock knock‘ joke, wherein the response to ‚Who’s there?’ was a 15-second pause followed by the word ‚Lisa’.“¹⁹⁷ Vor dem Hintergrund der Ausführungen Nussbaums lassen sich die Darstellungen Linzmayers insofern als „vermenschlichend“ ansehen, als sie mit der Schilderung des Begräbnisrituals der fünften Möglichkeit der Verdinglichung eine Antithese zur Seite stellen, da sie nicht etwa eine unachtsame Umgangsweise mit der Verletzbarkeit der Entität nahe legen, sondern es im Gegenteil für indiziert erachten, die „verstorbenen“ Maschinen mit Würde zu behandeln. Die implizite moralische Forderung an den Computernutzer, seinem Rechner gegenüber ein von Anstand gekennzeichnetes Verhalten an den Tag zu legen, arbeitet ferner Nussbaums sechstem und siebtem Aspekt der Verdinglichung entgegen; der verdeckte ethische Appell stellt den Tatbestand des Besitzverhältnisses zwischen Mensch und Maschine ebenso in Frage wie er die Existenz einer schutzbedürftigen subjektiven Ebene andeutet. Wir wollen nun unsere Darstellung der in Produktbeschreibungen schlagend werdenden „Vermenschlichung“ im Falle der Marke Apple damit beschließen, dass wir zu dem Bild des sprechenden, vor allem aber auch kommunizierenden PCs zurückkehren; selbiges ist an zahlreichen weiteren Stellen in der respektiven Literatur zugegen. So ist der Macintosh Rechner offenbar befähigt zu „schreien“¹⁹⁸; dies könnte sich wohl etwa dann als angebracht erweisen, wenn „interacting with human beings“¹⁹⁹ nicht zu ausreichendem Wohlgefallen führt. Sollte es hingegen erforderlich sein, eine tiefer gehende Beziehung zwischen Mensch und Computer überhaupt erst einzuleiten, weiß der Rechner ebenfalls mit umfangreichen Kompetenzen aufzutrupfen; denn nachdem man dem „vermenschlichten“ PC aus seiner Transporttasche geholfen hat, ist es am besten, „to let the Macintosh speak for itself“. Den Rest erledigt die eigentlich unbelebte Entität dann von alleine: „The synthesized sound capabilities of the ma-

¹⁹⁶ [„die letzten Lisas wurden ohne Zeremonie in einer Deponie in Logan, Utah, zu Grabe getragen.“ – ÜS. T.W.]; im Orig.: ebd., S. 80.

¹⁹⁷ [„Sie inspirierte einen beliebten ‚Klopf-klopf‘-Witz, bei dem als Antwort auf ‚Wer ist da?’ nach einer fünfzehnekündigen Pause das Wort ‚Lisa’ folgte.“ – ÜS. T.W.]; im Orig.: ebd., S. 78.

¹⁹⁸ [„it screams“ – „er schreit“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Gallo (2010), S. 16.

¹⁹⁹ [„das Interagieren mit menschlichen Wesen“ – ÜS. T.W.]; Levy (1994), S. 109.

chine were up to the challenge. ‚Hello,‘ it said, ‚I am Macintosh. It is sure great to get out of that bag.‘²⁰⁰

Wir haben uns im Rahmen unserer Betrachtung der Marke Apple bislang mit der Analyse solcherlei Darstellungsformen beschäftigt, die ein Produkt mittels „vermenschlichender“ Formulierungen beschreiben, als handle es sich bei diesem um ein mit Eigenleben erfülltes Wesen; in Auseinandersetzung mit den Überlegungen Nussbaums haben wir festgemacht, durch welche Facetten sich die Angleichung der Existenzbedingungen eines Erzeugnisses an diejenigen einer Person auszeichnet. Unsere Ausgangsbasis war dabei stets die Ebene des Narrativen; indem wir durchgängig einzelne sprachliche Bilder oder Bedeutungsübertragungen behandelt haben, sind wir bis zu diesem Zeitpunkt allerdings meist auf der Oberfläche der respektiven Texte verblieben. Obgleich unser Augenmerk auch weiterhin primär solchen Erfassungsmethoden gelten soll, die auf der Sprachebene ihre Wirkung entfalten, und wir nur punktuell auf grafische Elemente oder dergleichen eingehen werden, soll sich doch unser Umgang mit den Texten im weiteren Verlauf dieses Abschnitts ändern. Denn wenn wir in Kürze der Frage der Biographisierung Apples nachgehen werden, so soll es unsere Zielsetzung sein, zur Tiefenstruktur der als Beispiele fungierenden Darstellungen vorzudringen, um auf diesem Weg eine Parallele zu der Erikson’schen Erfassungsweise menschlicher Entwicklung freizulegen; wie schon im Rahmen unseres Studiums eines Traditionsprodukts werden wir einer dual angelegten Übereinstimmung begegnen, die sich die Methoden der Biographisierung und der auf Relationalität fußenden Bestimmung zu Nutze macht. Bevor wir uns jedoch dem Prinzip der Biographisierung widmen können, ist es vonnöten, dasjenige der Relationalität eingehender zu beleuchten, da dieses eng mit der grundsätzlichen Anatomie einer Marke korrespondiert und auf dem Umstand der Partizipation des einzelnen Produkts an dem Ensemble der Marke aufsetzt; dieses Faktum ist wiederum auch zur Entfaltung des Prinzips der Biographisierung unabdingbar. Der Gedanke der Teilhabe impliziert nämlich, dass es den Erzeugnissen erst angesichts ihrer gemeinsamen Konstitution eines Markengefüges und ihrer realisierten wechselseitigen Bezugnahme möglich ist, an der nunmehr kollektiven Historizität teil zu haben und sich die Geschichte der Marke zu Eigen zu machen. Wenn wir nun dementsprechend zunächst die Frage in den Vordergrund rücken, in welcher Gestalt an einem Produkt Apples eine auf relationaler Bestimmtheit fußende Identität zutage tritt, so treffen wir zweierlei unterschiedliche Manifestationsformen an; während ihre erste Apple zu einem Dis-

²⁰⁰ [„den Macintosh für sich selbst sprechen lassen.“; „Die Fähigkeiten der Klangsynthese des Geräts waren der Herausforderung gewachsen. ‚Hallo‘, sagte es, ‚Ich bin Macintosh. Es ist wirklich großartig, aus dieser Tasche raus zu sein.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Levy (1994), S. 182.

tinktionsmerkmal gegenüber zahlreichen anderen Marken verhilft, hat ihre zweite notwendig bei einer jeden Marke Gültigkeit. Die erste der genannten Formen und damit die Besonderheit der Erzeugnisse Apples wird ob der uns bereits bekannten Produktbeschreibungen schlagend, die es sich zur Aufgabe machen, beispielsweise den Macintosh Computer mit Hintergrundinformation auszustatten; denn nicht nur bemühen diese Charakterisierungen diverse Formen „vermenschlichender“ Darstellungen, sondern gliedern ihren Gegenstand zudem als einen wesentlichen Bezugspunkt in die menschliche Lebenswelt ein. Sichtbar wird dies etwa anhand der Arbeit Owen Linzmayers, welche die Angleichung eigentlich unbelebter Entitäten an menschliche Verhältnisse nicht nur dadurch vornimmt, auf Personen ausgerichtete sprachliche Metaphern einzusetzen; vielmehr lässt sie den Computern und Medienabspielgeräten auch in struktureller und graphischer Hinsicht die gleiche Behandlung zuteil werden, wie sie die portraitierten Mitarbeiter Apples erhalten. So steht etwa die „Timeline“ des „Lisa“ genannten PCs,²⁰¹ worunter eine Schematisierung des respektiven Produktlebenszyklus zu verstehen ist, dem vollständig kongruent aufbereiteten Entwicklungsverlauf gegenüber, welcher das Wirken der zeitweiligen Führungskraft Michael Spindler aufzeigen soll.²⁰² Sowohl „Lisa“ als auch Spindler erlangen in ihrer Beschreibung darüber Relevanz, dass sie die Geschehnisse Apples maßgeblich beeinflussen; eine etwaige Differenz zwischen Mensch und Produkt kommt insofern nicht zum Tragen, als beide Entitäten eine kurze Biographisierung nach vergleichbarem Muster erfahren und in ähnlicher Weise mittels diverser Photographien abgebildet werden.²⁰³ Die einzelnen Überschriften der teils einem Gerät, teils einem Menschen gewidmeten Kapitel geben darüber hinaus kaum Auskunft darüber, ob die zugehörigen Abschnitte nun eine belebte oder unbelebte Entität zum Inhalt haben; während beispielsweise der Titel „The Strangest Bedfellow of All“ tatsächlich einem Rechner gilt, handelt es sich bei „From Diesel to Doctor“ um nicht einen, sondern zwei Individuen, die Betrachtung finden – wie sich auch hinter der Bezeichnung „Woz“ nicht etwa eine technische Apparatur, sondern der Rufname eines der beiden Firmengründer Apples verbirgt.²⁰⁴ Ferner findet sich in der Arbeit Linzmayers eine Illustration, welche die „Evolution of the Apple Macintosh“ der „Evolution of Apple Management“ gegenüber stellt; ein veränderliches Computermodell sieht sich dabei auf graphi-

²⁰¹ vgl. Linzmayer (2008), S. 82-83.

²⁰² vgl. ebd., S. 242-244.

²⁰³ Für die Biographie und Photographien des „Lisa“ PCs vgl. ebd., S. 73-81; für die Biographie und Photos zu Spindler vgl. ebd. S. 233-241.

²⁰⁴ [„Der seltsamste Bettgenosse von allen“; „von Diesel zum Doktor“ – ÜS. T.W.]; vgl. ebd. S. VII und die respektiven Abschnitte; auf Steve Wozniak und damit diejenige Person, die auf den kryptischen Kurznamen „Woz“ hört, kommen wir in Kürze näher zu sprechen.

schem Wege zu einer wandelbaren menschlichen Führungskraft in Relation gesetzt.²⁰⁵ Erwähnenswert ist hier auch der Umstand, dass die seitens der Produktbeschreibungen proklamierte Tendenz der Entwickler Apples, sich nicht als Arbeiter sondern als Künstler sehen zu wollen, der ohnehin bereits weit reichenden Parallelisierung der menschlichen und der unbelebten Welt zusätzliche Angriffsfläche bietet. Auf dieser Basis lässt die Beschreibung des Konstruktionsverlaufs eines Produkts als Geschichte der Schöpfung eines einzigartigen Werks darstellen; dieses trägt dann – wie ein belebter Sprössling – „die Seele“ des Entwicklers in sich,²⁰⁶ wird zudem angesichts seiner umfassenden „Vermenschlichung“ zu einem unverwechselbaren neuartigen Wesen, und geht als bedeutsamer, mythisch aufgeladener Teil des Referenzsystems Apples aus seiner Darstellung hervor. Insgesamt zeitigt die vielschichtige narrative Gleichstellung von Mensch und Produkt das Bild einer auf wechselseitiger Bezugnahme fußenden kollektiven Lebenswelt; während sich die Mitarbeiter Apples auf die Erzeugnisse als ihre urreigenste Schöpfung beziehen, verweisen die als einzigartige Meisterstücke verstandenen Kreationen auf die charakterlichen Eigenschaften ihrer Urheber. Den Produkten Apples wird dergestalt ausgehend von ihren Charakterisierungen eine Besonderheit zudacht, die ihnen zu einer Unverkennbarkeit verhelfen soll, welche sich das Prinzip der Relationalität zu Eigen gemacht hat; dies stellt allerdings ein zweites Sonderstellungsmerkmal der Marke Apple dar. Denn nicht eine jede Marke verfügt über eine ebenso große Anzahl beschreibender Texte, nicht einem jeden Erzeugnis wird der Status eines schöpferischen Kunstwerks zugesprochen, und nicht eine jede produktbezogene Darstellung skizziert ihren Gegenstand, als handle es sich bei ihm um einen Menschen. Wir wollen uns daher nun einer zweiten Form relational begründeter Produktidentität zuwenden, die allgemeineren Charakters ist und nicht allein oder im Speziellen im Fall Apples Geltung besitzt.

Während es eine Distinktion Apples ausmacht, dass manche Produkte innerhalb ihrer Beschreibungen als Eckpfeiler eines spezifischen, durch den Menschen begründeten Umfelds aufscheinen, trifft es auf jedes beliebige Markenerzeugnis zu, in ein gänzlich anders gelagertes Ensemble eingebettet zu sein, das aus ihm selbst und den übrigen der jeweiligen Marke zugehörigen Produkten gebildet wird; auch in diesem Zusammenhang ergibt sich eine Form der wechselseitigen Bezugnahme, die infolge die Konstitution einer charakteristischen relationalen Identität ermöglicht und den einzelnen Erzeugnissen zu einer im Bereich des Ideellen liegenden Bestimmtheit verhilft. Da wir hiermit auf einen Sachverhalt zurückkommen, den

²⁰⁵ vgl. ebd., S. 168.

²⁰⁶ [im Orig.: within „good software [...] you can see the ‚soul‘ of a programmer.“ – in „guter Software [...] ist die ‚Seele‘ des Programmierers erkennbar.“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 98.

wir im vierten Kapitel dieser Arbeit bereits ausführlich behandelt haben, wollen wir nun lediglich in knapper Form rekapitulieren, inwieweit die grundsätzliche Natur einer Marke auch im Kontext Apples eine essentielle Basis der Identitätsbildung der einzelnen Produkte darstellt. Im Wesentlichen handelt es sich um ein Prinzip der Teilhabe an einem gemeinsam geschaffenen Kollektiv, das sich an Markenprodukten abzeichnet; die Erzeugnisse erlangen dadurch Eigenschaften, die über den Bereich des Materiellen hinausgehen, dass sie als Teile eines Gefüges auftreten, welches sich seinerseits durch eine unverkennbare Charakteristik auszeichnet. Dieses Ensemble verfügt mit dem Markennamen über eine spezifische Bezeichnung, die sich über sämtliche Repräsentanten erstreckt; die Produkte sehen sich daher mittels des gemeinsamen Namens als Elemente der vereinigenden Marke ausgewiesen. Im ihrem Zusammenschluss zur Marke finden die Erzeugnisse ferner zu einer Form der Verortbarkeit und Historizität, die ihnen eine relationale und biographische Unverkennbarkeit verleiht, welche ihnen ansonsten nicht zukäme. Dass die einzelnen Produkte durch ihre Teilhabe an der Marke eine Definition erfahren, zeitigt zweierlei Konsequenzen. Zum einen bedeutet es, dass sich die auf wechselseitiger Bezugnahme fußende Identität der Erzeugnisse ändern kann, sollte ihr Hersteller Neuerungen auf den Markt bringen; denn nimmt eine Marke zusätzliche Elemente auf, so wandelt sich gleichsam auch das Umfeld, das als Grundlage der Bestimmung der einzelnen Erzeugnisse auftritt. Zum anderen zieht die Transformation der Zusammensetzung der Marke aber auch eine Änderung ihrer kollektiven Identität nach sich, da die Ausrichtung und Kompetenz eines Fabrikanten lediglich angesichts der Gesamtheit seiner Produktpalette ablesbar wird. Nur der Überblick über das komplette Ensemble der Marke offenbart die Stärken und Schwächen ihres Herstellers; ändern sich maßgebliche Elemente einer Marke in gravierendem Ausmaß, kann die gewandelte Identität des Produktgefüges bestimmte deklarative Schritte nötig machen, um diesem Tatbestand Rechnung zu tragen. Entspricht etwa die Portraitierung der Marke nicht länger den Tatsachen, ist eine Modifikation der sie beschreibenden Texte und Darstellungen indiziert; korrespondiert hingegen ihre Bezeichnung nicht mehr mit ihrer faktischen Zusammensetzung, erscheint selbst hier ein Eingriff als beinahe unabdingbar. Wir wollen nun aufzeigen, inwieweit die beschriebenen Mechanismen im Kontext unseres Beispiels Apples auftreten. Besonders klar erkenntlich wird die Korrespondenz zwischen der Identität der Marke und der Zusammensetzung ihrer Produkte anhand einer Namensänderung Apples aus dem Jahre 2007; ausschlaggebend für die fragliche Maßnahme war gemäß der Darstellung Michael Moritzens eine Modifikation der Produktpalette. So gibt dieser an, die Inklusion eines Mobiltelefons in den Portofolio des Herstellers habe dazu geführt, dass sich eine unumgängliche Differenz zwischen der damaligen Markenbezeichnung „Apple Compu-

ter“ und der Gesamtheit der zugeordneten Erzeugnisse ergeben habe; der sich darob eröffnende Zwiespalt sei jedoch umgehend geschlossen worden. Moritz hält fest, Steve Jobs habe zunächst in seiner Funktion als leitender Angestellter Apples eine Präsentation in San Francisco dazu genutzt, „to introduce the company’s riff on handheld computing [...] dubbed the iPhone.“²⁰⁷ Er ergänzt, obschon das Gerät neben den Gesprächsfunktionen zahlreiche weitere Merkmale aufgewiesen habe, sei es insgesamt als Mobiltelefon positioniert worden; da neben den Macintosh Rechnern bereits ein zusätzlicher Geschäftszweig mit Medienabspielgeräten etabliert worden sei, hätten die Verantwortlichen befunden, die Marke Apple sei nun endgültig nicht länger als lediglich Computern zugehörig haltbar. Folgerichtig sei eine Namensänderung durchgeführt worden: „The same day the iPhone was introduced, the word ‚Computer‘ was dropped from the company’s name, which was shortened to Apple Inc. – a sign of how far the company had travelled in recent years.“²⁰⁸ Stellen wir nun also eine Verbindung zwischen der Schilderung Moritzens und den zuvor dargelegten theoretischen Gedanken zur Marke her. Obgleich das neu eingeführte Telefon seine eigene relationale Identität – wie auch jedes andere Apple Produkt – aus dem Verhältnis zu den übrigen Erzeugnissen gewinnt, beeinflusst es die kollektiven Beziehungsverhältnisse der Produkte untereinander doch so stark, dass ihre Gesamtheit mit Eintreffen des abweichenden Geräts einen gewandelten Charakter annimmt. Nicht nur jedes einzelne Erzeugnis der Marke, sondern auch das von ihnen gemeinsam konstituierte Ensemble erhalten dementsprechend eine veränderte Identität, sodass die Durchführung der umrissenen Namensänderung erforderlich wird. Diese Implikationen gewinnen anhand einer Übersicht über die Zusammensetzung des Produktportfolios der Marke Apple zusätzlich an Transparenz; eine Schematisierung, welche den Zeitraum von 1984 bis 2007 umfasst und sämtliche im Obigen behandelten Veränderungen widerspiegelt, findet sich etwa in der Arbeit Linzmayers.²⁰⁹ Dieser Autor trägt der Wirksamkeit des Prinzips der relationalen Identität, die an den Macintosh Rechnern, den Medienabspielgeräten und dem Mobiltelefon sichtbar wird, ferner damit Rechnung, dass er die Geräte als Mitglieder einer „Familie“ beschreibt, von der er angibt, sie sei nur äußerst langsam gewachsen; dieser Umstand, fügt Linzmayer hinzu, vereinfache die eingehende Beobachtung ihrer Entwicklung: „Apple was giving birth to new members of the Macintosh family so slowly that it was easy to beco-

²⁰⁷ [„um unter der Bezeichnung ‚iPhone‘ die firmeneigene Umsetzung des Taschencomputers einzuführen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Moritz (2009), S. 339.

²⁰⁸ [„Am Tag der Einführung des iPhone wurde das Wort ‚Computer‘ aus dem Firmennamen gestrichen, sodass dieser auf Apple Inc. gekürzt wurde – ein Anzeichen des weiten Wegs, den die Firma in den Jahren zuvor genommen hatte.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

²⁰⁹ vgl. Linzmayer (2008), S. 122-142; vgl. auch Abb. 9.

me intimately familiar with each one.“²¹⁰ Wenn sich nun diese „Produktfamilie“ der Marke Apple als primäre Basis ansehen lässt, die es den einzelnen Erzeugnissen gestattet, eine auf wechselseitiger Bezugnahme gründende, ideelle Einzigartigkeit zu etablieren, so kommt darin eine Entsprechung zu derjenigen relationalen Identität zu liegen, welche die Ausführungen Eriksons als Teil der menschlichen Entwicklung vorsehen; während Erikson die freilich aus tatsächlichen Personen bestehende Kernfamilie als ersten Bezugsrahmen ansieht, um selbigen im Weiteren allmählich zur Großfamilie zu erweitern,²¹¹ treffen wir in der Konstellation der Apple’schen Produktgemeinschaft auf die „Familieneinheit“ der Marke, die ihre Bestimmtheit in der Summe der Charakteristika der Geräte hat und diesen wiederum als primäre Ausganggrundlage dient, um nach außen hin eine spezifische Eigenart zu zeigen. Allerdings dehnt Erikson den auf Blutsverwandtschaft fußenden Bezugsrahmen infolge dadurch aus, dass er in einem nächsten Schritt die gesamte Gesellschaft als allmählich relevant werdendes Umfeld führt; auch die Auseinandersetzung mit sozialen Determinanten, Rollenbildern und Funktionsträgern ist somit für den Einzelnen vonnöten, um den eigenen Platz im öffentlichen Leben zu finden. Diesem Gedanken können wir ausgehend von einem Markenerzeugnis Apples ebenfalls eine Parallelüberlegung zuweisen; Carmine Gallo zeigt anhand der Analyse einer Produktpräsentation Steve Jobsens, dass selbiger das einzuführende Gerät nicht nur als Teil der Marke bestimmt, sondern zusätzlich die äußeren Rahmenbedingungen des Marktes heranzieht, um die angepeilte Identität aufzuzeigen. Die transkribierte Darstellung des Applemitarbeiters legt nahe, die Entwickler hätten sich eingehend mit allen maßgeblichen Konkurrenzprodukten beschäftigt; ferner beschreibt sie diese Auseinandersetzung mit den bereits am Markt befindlichen Geräten als zusätzliche Grundlage für die finale Bestimmung des Neumodells: „We went out and looked at all of the consumer products out there. We noticed some things about them pretty much universally. The first is they are very slow. [...] Secondly, they all have pretty crummy displays on them ... likely no networking on them [...], and what that means is they are lower performance and harder to use ... and these things are uuugly! So, let me tell you about iMac.“²¹² Es ist hier die dezidierte Schilderung des durch die Konkurrenz-

²¹⁰ [„Apple setzte derart langsam neue Mitglieder der Macintosh Familie in die Welt, dass es einfach war, mit einem jeden von ihnen eine intime Bekanntschaft aufzubauen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 121.

²¹¹ vgl. etwa Erikson (1980), S. 162-165.

²¹² [„Wir sind ausgeschwärmt und haben uns alle da draußen verfügbaren Endverbraucherprodukte angesehen. Einige Dinge stellten wir an ihnen beinahe durchgängig fest. Erstens sind sie sehr langsam. [...] Zweitens haben sie alle ziemliche miserable Monitore ... meist sind sie nicht netzwerkfähig [...], und das bedeutet, dass sie weniger leistungsfähig und schwieriger zu verwenden sind ... und wie pot-hässlich diese Dinger sind! Lassen Sie mich Ihnen daher nun vom iMac erzählen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.:

produkte gestellten Umfelds, auf welche die erstmalige Nennung des Apple Computers folgt; Jobs weist die Eigenart des neuen Apple Rechner demnach gerade damit aus, denjenigen Platz zu bestimmen, den er für den Rechner am weiten Feld der am Markt erhältlichen PCs vorsieht. Diese außerhalb der Marke angesiedelte Lokalität fungiert als klar definierter Ort, dessen Einnahme es dem Neumodell erlaubt, der eigenen relationalen Identität einen zusätzlichen Aspekt hinzuzufügen. Das Prinzip der Skizzierung einer wechselseitigen Bezugnahme abseits der Grenzen des Ensembles der Marke tritt nun allerdings noch in einer weiteren Hinsicht in Erscheinung. Denn Carmen Gallo führt aus, die Technik, ein Produkt aus der Gegenlage heraus zu bestimmen, verkörpere nicht nur ein allgemeines, seitens Jobsens eingesetztes Mittel der Charakterisierung; vielmehr gehe Jobs häufig einen Schritt weiter, indem er zunächst die Parameter eines übersteigerten „Rivalen“ beschreibe, um daraufhin mit dem eigenen Neugerät einen umso imposanter wirkenden „Helden“ vorzustellen: „Once Jobs introduces the antagonist of the moment (the limitation of current products), he introduces the hero, revealing the solution that will make your life easier [...]. In other words, an Apple product arrives to save the day.“²¹³ Wiederum dient in dieser Konstellation eine Instanz abseits des Gefüges der Marke dazu, die Identität des im Fokus liegenden Erzeugnisses festzumachen; wiederum ist es die Relation des Apple Rechners zu seinem Gegenüber, welche es erlaubt, das Profil des Geräts zu schärfen und seine Determinanten zu fixieren. Wir haben im Bisherigen gesehen, inwieweit nicht nur in den Ausführungen Eriksons, sondern auch an den Bedingtheiten und Charakterisierungen eines Produkts mehrere Manifestationsformen des Prinzips relational begründeter Identität zum Tragen kommen; neben der basalen Anatomie einer Marke, die als ein wechselseitige Bezugnahme gewährleistendes Ensemble auftritt, haben wir in dem weiteren Umfeld der am Markt befindlichen Konkurrenzzeugnisse einen ergänzenden Ansatzpunkt zur Bestimmung produktbezogener Spezifität angetroffen. Die Zugehörigkeit eines Markenzeugnisses zu einem klar definierten Gefüge verhilft ihm nun allerdings nicht allein zu auf Relationalität fußender Unverkennbarkeit; vielmehr geht aus seiner Teilhabe an dem Kollektiv der Marke zudem auch die Konsequenz hervor, dass ihm eine biographisch hergeleitete Identität zugewiesen werden kann. Denn selbst im Falle eigener Geschichtslosigkeit vermag das Produkt, an der historischen Dimension des Gefüges, dem es angehört, zu partizipieren; sofern demnach der Marke eine umfangreiche Biographie zuteil wird, erstreckt sich diese

Jobs, Steve: *The First iMac Introduction [Ansprache vom August 1998]*; zit. nach: Gallo (2010), S. 15f.

²¹³ [„Sobald Jobs den Antagonisten des Augenblicks vorgestellt hat (die Beschränktheiten gegenwärtiger Produkte), präsentiert er den Helden und enthüllt damit die Lösung, die Ihr Leben einfacher machen wird [...]. Mit anderen Worten, ein Apple Produkt tritt als Retter der Lage auf.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Gallo (2010), S. 75.

auch auf ein jedes der in sie eingegliederten Einzelprodukte. Eben diesen Punkt wollen wir nun näher betrachten.

Wiewohl es freilich keine Sonderstellung der Marke Apple verkörpert, über eine facettenreiche Entstehungsgeschichte zu verfügen, lässt sich doch an diesem unseren Beispiel eine besonders umfangreiche Biographisierung festmachen; dies wird uns im Folgenden erlauben, das den Ausführungen Eriksons entstammende Prinzip der biographisch hergeleiteten Identität mit der entwicklungsgeschichtlich begründeten Einzigartigkeit eines Markenprodukts in Verbindung zu bringen. Wenn nun zu Apple ungewöhnlich viel beschreibende Literatur vorliegt, so führt dies zu einem dazu, dass nicht allein die Marke selbst mit diversen Nacherzählungen ihrer Geschichte bedacht wird, sondern auch einige der Marke zugeordnete Personen ein hohes Ausmaß an Aufmerksamkeit zuteil wird; nicht zuletzt aufgrund ihrer Relevanz für die Marke finden die Biographien der beiden Firmengründer Apples eine speziell umfassende Aufbereitung. Zum anderen tritt im Zusammenhang mit einigen Produkten Apples eine zusätzliche Form der Biographisierung auf; diese beschränkt sich lediglich auf das jeweilige einzelne Erzeugnis und hat als alternative Form der produktbezogenen historischen Darstellung zu gelten. Denn während sich sowohl die narrative Aufbereitung der Geschichte der Marke als auch diejenige der menschlichen Handlungsträger nur insofern auf das Einzelprodukt erstrecken, als selbiges über seine Teilhabe an dem Ensemble der Marke an ihnen partizipiert, kommt dem mit einer eigenständigen Biographie versehenen Erzeugnis zusätzlich eine „individuelle“ historische Dimension zu. Beide dieser Wege dienen zwar letztlich dem gemeinsamen Zweck, den Nachweis einer produktbezogenen, biographisch begründeten Identität zu erbringen; allerdings sehen sich nur die dem gesamten Kollektiv der Marke zugehörigen Darstellungen auf das Prinzip der auf Relationalität fußenden Teilhabe angewiesen, um die Geschichtlichkeit der Marke auch für das konkrete Einzelprodukt beanspruchen zu können. Wir wollen uns daher zunächst solchen biographisierenden Arbeiten zuwenden, die sehr wohl auf dem bereits behandelten Gedanken der Partizipation an der Marke aufsetzen und sich erst auf dieser Basis als Charakterisierungen auch der einzelnen Erzeugnisse Apples ausnehmen. Eine derartige Schrift verkörpert etwa die uns bereits bekannte Owen Linzmayers; selbige verdeutlicht ihre Absicht der Biographisierung alleine schon anhand ihres Untertitels, der auf „The Definitive History of the World’s Most Colorful Company“ lautet.²¹⁴ Die Geschichte Apples geht aus der Schilderung Linzmayers als eine hervor, die gerade angesichts zahlreicher überwundener Krisenszenarien eine regelrechte Mythologisierung des Herstellers gestattet; speziell die gemäß der Darstellung Linzmayers gravierende Situation der Jahre vor

²¹⁴ [„Die maßgebliche Biographie der buntesten Firma der Welt“ – ÜS. T.W.]; vgl. Linzmayer (2008).

1997²¹⁵ vermag dazu zu dienen, die Rettung der Marke durch den zurückkehrenden Steve Jobs²¹⁶ als wahre Heldengeschichte wiederzugeben. Jobs hatte – wie verschiedene Schilderungen nahe legen – Apple anno 1985 unfreiwillig verlassen,²¹⁷ um erst zwölf Jahre später mit neuen, anderswo entwickelten Konzepten seinen Platz an der Führungsspitze wieder einzunehmen.²¹⁸ Die besagte Episode scheint jedoch beim Weitem nicht als die erste krisenhafte Station in der Biographie Apples auf; vielmehr treffen wir auf einen Bericht Linzmayers von einem bereits in den frühen Achtziger Jahren stattfindenden, gänzlich anders gelagerten „Apple III Fiasco“.²¹⁹ Der Autor gibt hierzu an, der Anfang der Entwicklung des dritten Rechnermodells der Marke sei an sich noch ein durchaus erfreulicher gewesen; das Gerät habe sogar Anlass zu großem Stolz seitens der Applemitarbeiter gegeben, da in die Produktentwicklung zahlreiche neuartige Ideen eingeflossen seien: „Apple was proud of the Apple III because it represented many firsts for the company.“²²⁰ Dies habe sich jedoch bald geändert; zunächst seien massive Probleme bei der Fertigung des Serienmodells aufgetaucht, welche die Auslieferung verzögert hätten: „Apple originally promised to ship the Apple III in July, but production problems plagued the product throughout the summer and into the fall.“²²¹ Im Verlauf der Fehlerbereinigung sei ein für die Kalenderfunktionen erforderlicher Chip als fehlerhaft identifiziert und einige frühere Kernfunktion des Geräts gestrichen worden; dies habe sich allerdings als Vorbote einer ungleich größeren Anzahl an Schwierigkeiten erwiesen, als nach der endlich erfolgten Auslieferung viele der Neugeräte in schadhaftem Zustand bei ihrem Käufer eingelangt seien: „When the first volume shipments began in March 1981, it became apparent the dropping the clock chip was just a finger in the dike. Approximately 20 percent of all Apple IIIs were dead on arrival [...]. Those that did often failed after minimal use.“²²² Das Resultat sei gewesen, dass der Hersteller eine groß angelegte Austauschaktion habe durchführen und defekte Computer durch neue ersetzen müssen; eine echte Lösung des

²¹⁵ vgl. ebd., S. 263-281.

²¹⁶ vgl. ebd., S. 289-304.

²¹⁷ vgl. Linzmayer (2008), S. 157; bzw. Moritz (2009), S. 329.

²¹⁸ vgl. Linzmayer (2008), S. 289; bzw. Moritz (2009), S. 335.

²¹⁹ vgl. Linzmayer (2008), S. 41.

²²⁰ [„Apple war stolz auf den Apple III, weil die Firma mit ihm vieles erstmalig umsetzte.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

²²¹ [„Apple hatte ursprünglich versprochen, den Apple III im Juli auszuliefern, das Produkt wurde jedoch über den gesamten Sommer hinweg und bis in den Herbst hinein von Produktionsproblemen geplagt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 42.

²²² [„Mit dem Start der Auslieferung größerer Staffeln wurde im März 1981 offenkundig, dass die Streichung des Zeiterfassungschips nur der Tropfen gewesen war, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Etwa 20 Prozent aller Apple III Geräte waren schon zum Zeitpunkt ihres Eintreffens defekt [eig. „tot“, T.W.] [...]. Diejenigen, die heil ankamen, versagten oft schon nach kurzer Betriebszeit.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

Problemkreises habe dies aber keineswegs dargestellt: „Apple instituted a liberal repair policy, swapping brand-new Apple IIIs for bad ones [...]. To everyone’s dismay, the replacements often failed, too.“²²³ Nach weiteren Konflikten, der teilweisen öffentlichen Ablehnung der Fabrikationsmängel und einer Änderung der Produktionsbedingungen hätten die Verantwortlichen die Herstellung des Rechnermodells schließlich eingestellt: „After losing over \$60 million on the Apple III product line, Apple quietly removed it from the product list in September 1985.“²²⁴ Erst an dieser Stelle angelangt können wir festhalten, die Krise rund um das dritte Produkt Apples habe in der Biographie der Marke nun zu einem Ende gefunden; als befriedet scheint die mehrere Jahre angedauert habende Notlage innerhalb der Schilderung Linzmayers allerdings nur dergestalt auf, dass denjenigen Applemitarbeitern, die eine halbe Dekade lang mit dem problematischen Computermodell beschäftigt waren, nun endlich zu alternativen Tätigkeitsbereichen aufzubrechen gestattet ist.²²⁵ Wie schon angedeutet lassen sich neben dem nunmehr aufgegriffenen Krisenszenario rund um den Apple III Computer zahlreiche weitere problemträchtige Situationen innerhalb der Geschichte Apples lokalisieren; Linzmayer kommentiert die im Obigen beschriebenen Ereignisse nicht grundlos dahingehend, sie hätten nicht die letzte Herausforderung verkörpert, der sich Apple habe stellen müssen, da viele mit den „Lisa“ und „Macintosh“ genannten PCs gemachte Fehler ein weiteres Mal begangen worden seien: „It would prove the company’s first bona fide failure. Unfortunately, instead of learning from the experience, Apple repeated many of the same mistakes with the Lisa and the Mac.“²²⁶ Neben den umfassenden „Telecom Troubles“, die Apple 1995 ereilen,²²⁷ zeugt die Schilderung Linzmayers von einer „Copland Crises“, welche sich von 1994 bis 1996 hinzieht und sich um die Entwicklung eines erfolglosen Betriebssystems rankt;²²⁸ darüber hinaus skizziert er Apple in einem Abschnitt seiner Arbeit als Patienten, der „The Doctor’s Strong Medicine“ erfordert, um wieder finanziellen Boden unter den Füßen zu erlangen.²²⁹ In dem Kapitel „The Greatest Commercial That Almost Never Aired“ berichtet er

²²³ [„Apple führte eine großzügige Reparaturstrategie ein und ersetzte defekte Apple III Geräte durch brandneue [...]. Zur allgemeinen Bestürzung gingen diese jedoch häufig genauso kaputt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd.

²²⁴ [„Nachdem Apple mit der Produktparte des Apple III über 60 Millionen Dollar Verlust gemacht hatte, wurde diese im September 1985 still und leise aus dem Portofolio entfernt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 43.

²²⁵ vgl. ebd.

²²⁶ [„Es sollte sich als das erste Scheitern der Firma erweisen, das sich trotz ehrlicher Anstrengungen ergeben hatte. Unglücklicherweise wiederholte Apple viele Fehler mit der Lisa und dem Mac, anstatt aus der Erfahrung zu lernen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 41.

²²⁷ [„Probleme mit der Telekommunikation“ – ÜS. T.W.]; vgl. ebd., S. 147-151.

²²⁸ [„Die Krise mit Copland“ – ÜS. T.W.]; vgl. ebd., S. 273-281.

²²⁹ [„Die kräftige Medizin des Herrn Doktor“ – ÜS. T.W.]; vgl. ebd., S. 263.

ferner von Auseinandersetzungen betreffend eines Werbeclips, der seitens des Regisseurs David Fincher erstellt, zunächst beinahe verworfen und schlussendlich immens erfolgreich wurde,²³⁰ auch hier erlaubt es uns die Darstellung Linzmayers, das Vorliegen einer sich vollziehenden Krise und ihrer finalen Lösung anzunehmen. All diese Notsituationen machen gemeinsam die Biographie Apples zu einer reichhaltigen und illustren; allen Krisen kommt zudem das Merkmal zu, die weitere Entwicklung der Marke nachhaltig zu prägen, indem sie künftige Entwicklungen vorbereiten oder aber erschweren. Alle erhalten sie darüber ihre Relevanz, dass sie als Elemente einer synthetisierenden Gesamterzählung fungieren, die es zum Ziel hat, die Unverkennbarkeit Apples aufzuzeigen; alle dehnen sie ihre Aussagekraft insofern auf die Identität sämtlicher der Marke zugehöriger Produkte aus, als diese an der Biographie des ihrerseits etablierten Gefüges teilhaben. Owen Linzmayer ist nun allerdings nicht der einzige Autor, der sich eingehend mit der Entstehungsgeschichte Apples befasst; vielmehr begegnen wir etwa in Michael Moritzens Schrift „Return to the Little Kingdom“ einer ebenfalls sehr detaillierten Aufarbeitung insbesondere der Frühgeschichte der Marke. Moritz beleuchtet nicht allein den technologischen Hintergrund, vor dem sich die Produkte Apples entfalten, sondern zeichnet auch ein facettenreiches Bild der Interaktion der wichtigsten Firmenmitarbeiter; die narrative Aufbereitung der Entwicklung²³¹ und des schwierigen Verkaufs²³² des Apple II Computers trifft so auf diverse Anekdoten, welche beispielsweise die Auflehnung gegen die Staatsgewalt seitens der Gründer Apples²³³ oder firmeninterne Witze²³⁴ zum Inhalt haben, wie sie auch eine humorvolle Analyse der sich wandelnden Einkommenssituation des Steve Jobs vornehmen.²³⁵ Während nun Moritz zahlreiche Schilderungen zwischenmenschlicher Aktivität in seine Darstellung mit einbezieht, geben einige anderwärtige Arbeiten vor, sich in ihrer Schwerpunktsetzung gänzlich den Personen verschreiben zu haben, die als ausschlaggebend für die Marke Apple gelten; während Steve Jobs gleich mehrere, teils immens ausführliche Biographien zugeordnet sind, verfügt Steve Wozniak, seines Zeichens der zweite der „Gründerväter“ Apples, zumindest über eine selbst verfasste dahingehende Veröffentlichung.²³⁶ Auffällig, zugleich aber nur wenig überraschend ist an diesen Werken, dass sie bei näherer Betrachtung stets gerade diejenigen Aspekte der individuellen Lebensgeschichten betonen, die für die Entwicklung Apples von gesteigerter Relevanz sind; dies ist freilich als Tri-

²³⁰ [„Der beste Werbeclip, der um ein Haar nie ausgestrahlt wurde.“ – ÜS. T.W.]; vgl. ebd., S. 113.

²³¹ vgl. Moritz (2009), S. 193-219.

²³² vgl. ebd., S. 223-237.

²³³ vgl. ebd., S. 78-93.

²³⁴ vgl. ebd., S. 220-222.

²³⁵ vgl. ebd., S. 275-294.

²³⁶ vgl. Young (1989) und (2005); sowie Wozniak (2007).

but daran zu verstehen, dass beide der im Zentrum stehenden Personen ihre Bedeutung für die Öffentlichkeit letztlich ausschließlich ihrer Etablierung und Lenkung der sukzessiv erfolgreicher werdenden Marke verdanken. Jeffrey Young, der in Steve Jobs einen „Henry Ford der Computerindustrie“ sieht,²³⁷ widmet sich in der fast fünfhundert Seiten starken Biographie zunächst der Tatsache, dass Jobs anno 1955 als Waisenkind in San Francisco geboren wurde,²³⁸ um daraufhin die Frage zu erheben, ob die Neugier des wohl wichtigsten Applemitarbeiters ein Resultat seiner Unkenntnis über seine Eltern darstelle oder aber schlicht milieubedingt entstanden sei;²³⁹ nach einem Abriss der Lebensgeschichte des Vaters Jobsens²⁴⁰ schildert Young den weiteren Verlauf der Kindheit des Firmengründers.²⁴¹ Als der jugendliche Jobs im College erstmals auf seinen späteren Partner Steve Wozniak trifft, ragt mit der Faszination für alles Technische, welche die beiden teilen, erstmals die künftige Gründung der Firma Apple in die Darstellung Youngs hinein; dieser kennzeichnet die beiden Adoleszenten als begabte Sonderlinge und hält fest, „Elektronik war ein ausgezeichnetes Betätigungsfeld für soziale Außenseiter. Elektronik war einsiedlerisch und intellektuell [...]. In der dunklen Stille der Garagen ihrer Eltern konnten sie dieser Leidenschaft nachgehen.“²⁴² Dennoch sei die Freundschaft zwischen Jobs und Wozniak nicht auf einfachem Wege zustande gekommen; so sei auch „das erste Treffen der beiden zukünftigen Gründer von Apple [...] in keiner Weise glückverheißend“ gewesen.²⁴³ Zunächst habe es sich nämlich als problematisch erwiesen, dass der Kenntnisstand Wozniaks demjenigen Jobsens weit voraus gewesen sei; „erst einige Jahre später, als sich die Dinge gewandelt hatten,“ habe sich eine gewisse Kameradschaft einfinden können.²⁴⁴ An dieser Stelle können wir eine exemplarische Krise festmachen, die für die weitere Entwicklung Jobsens ausschlaggebend ist; auch ihre Lösung treffen wir Form der schlussendlich zustande gekommenen Verbindung zwischen Jobs und Wozniak an. Wir wollen nun allerdings davon absehen, die restliche Biographie des Applemitarbeiters im Ge-naueren weiter zu verfolgen; nur kurz möchten wir aufzeigen, dass diese sich zwar wesentlich um solche Themen rankt, die mit dem Bau und Verkauf von Computern korrespondieren, deswegen aber mitnichten um dramatische Episoden verlegen ist. So hält sie nicht nur eine Auseinandersetzung zwischen Jobs und einem der wichtigsten Entwickler Apples bereit, de-

²³⁷ vgl. Young (1989), S. 3.

²³⁸ vgl. ebd., S. 21.

²³⁹ vgl. ebd., S. 22.

²⁴⁰ vgl. ebd., S. 22-24.

²⁴¹ vgl. ebd., S. 24-40.

²⁴² ebd., S. 36.

²⁴³ ebd., S. 37.

²⁴⁴ ebd., S. 38.

ren Schlichtung für den Fortgang der Firma entscheidend ist, sondern geht auch der gar tränenreichen zeitweiligen Entlassung Jobsens von der selbst gegründeten Firma nach.²⁴⁵ Diese und viele weitere Krisenerzählungen böten sich uns zum Zweck einer näheren Analyse an, was wir jedoch für redundant halten; ferner erscheint es uns als verzichtbar, zusätzliche narrative Aufbereitungen der Lebensgeschichte Jobsens heranzuziehen. Eine Darstellung der Autobiographie Steve Wozniaks sparen wir deswegen aus, da diese allzu stark auf die technischen Gesichtspunkte bestimmter Apple Produkte fokussiert, um für die vorliegende Arbeit ohne umfangreiche Vermittlung des nötigen Fachvokabulars verwertbar zu sein. Bemerkenswert an der Selbstdarstellung Wozniaks ist allerdings gerade die enge Verzahnung der individuellen menschlichen und der allgemeinen technologischen Entwicklung; beide dieser Ebenen werden als nicht ohne punktuelle Schwierigkeiten voranschreitend beschrieben, wobei stets Wozniak als Haupthandlungsträger auftritt. Ein Merkmal, das sich über die gesamte Biographisierung der Mitarbeiter Apples – wie auch über diejenige der Marke selbst – erstreckt, liegt darin, dass all die dergestalt zusammengetragene Hintergrundinformation nicht allein für die Marke selbst Aussagekraft besitzt; vielmehr erstreckt sie sich der Gehalt der Erzählungen auch auf die einzelnen Produkte. Diese haben Teil an demjenigen Gefüge, welches die Marke Apple ausmacht und durch die Erzeugnisse erst konstituiert wird; obgleich daher viele Erzeugnisse in den von uns berührten Biographien ohnehin explizit Erwähnung finden, ist es doch primär das Prinzip der Teilhabe an dem Ensemble der Marke, das ihnen eine historische Dimension verschafft. Angesichts ihrer Partizipation an dem gemeinsam begründeten Kollektiv gelangen nicht nur manche, sondern sämtliche Produkte zu einer biographisch hergeleiteten Identität – und damit zu einer Einzigartigkeit, die sich im Bereich des Ideellen einfindet. Wenn wir uns im Folgenden einer andersartigen Form der Zuschreibung entstehungsgeschichtlich begründeter Unverkennbarkeit zuwenden, die lediglich für einzelne Apple Produkte Geltung beansprucht, so wird sich diese weitgehend abseits der Prinzipien der Relationalität und der Teilhabe abspielen. Zwar strahlt eine jede einem Markenerzeugnis zuge dachte Beschreibung auf das vollumfängliche Ensemble zurück, in welches das Produkt eingegliedert ist; wenn aber in den nun folgenden Texten das Prinzip der Biographisierung Anwendung findet, so geschieht dies ohne die zwingende vorgelagerte Realisierung relationaler Bestimmung.

Als Biographie weniger des Kollektivs der Marke Apple als vielmehr eines einzigen der ihr zugehörigen Produkte versteht sich die Schrift Steven Levys, welche dem Macintosh Computer gewidmet ist; diese haben wir bereits auszugsweise aufgegriffen, als wir der Prob-

²⁴⁵ vgl. ebd., S. 244-245; bzw. S. 448-450.

ematik der „Vermenschlichung“ bestimmter Erzeugnisse nachgegangen sind. Levy verfolgt die Geschichte des fraglichen Apple Rechners über den Zeitraum von 1970 bis 1989 hinweg, wobei er allerdings diesen historischen Abschnitt insofern stark erweitert, als er auf die generellen Ausgangsbedingungen der PC-Herstellung eingeht und hier eine Rückblende bis ins Jahr 1945 vornimmt. Den Ansatz der seinerseits erstellten Entstehungsgeschichte umreißt Levy, indem er gleich eingangs eine Definition des Macintosh Computers vornimmt; mit ihr macht er einerseits deutlich, dass er dem PC den Charakter eines Kunstwerks zuschreiben möchte, andererseits lässt er sein Vorhaben erkennen, den Rechner als eine sich durch diverse Inkarnationsformen hindurch ziehende „Idee“ zu bestimmen. So hält Levy fest, „Macintosh is actually a creative expression of dozens of people, beginning with an idea first expressed in 1945,“²⁴⁶ um anschließend anhand eines Zitats des frühen Computerspezialisten Alan Kay Vergleiche mit einer Kathedrale, einem Sonnet oder einer Fuge anzustellen; im Weiteren legt er dar, all diese architektonischen Meisterwerke ließen die hinter ihnen stehenden Schöpfer samt deren Intentionen erkennen.²⁴⁷ Während wir an dem Gedanken, bei dem Macintosh handle es sich tatsächlich um ein künstlerisches Meisterstück, ausgehend von den Überlegungen Martha Nussbaum bereits eine Form der „Vermenschlichung“ festgemacht haben, hält die obige Bestimmung Levys zusätzlich eine weitere Darstellungsweise bereit, die ebenfalls dem Ziel unterstellt ist, ein Produkt über die Rahmenbedingungen seiner beschränkten materiellen Existenz zu erheben. Denn Levys Absicht, den Macintosh als „Idee“ aufzufassen, die immer wieder anhand einzelner, Materie gewordener Rechner greifbar wird, hat zur Folge, dass das betreffende Produkt eine überzeitliche, jenseits des Unmittelbaren und Konkreten liegende Dimension erhält; diese und nicht etwa die physischen Eckdaten der unter der Bezeichnung „Macintosh“ veröffentlichten Computermodelle stellt für Levy die Grundlage dafür dar, das „Wesen“ des PCs auszuweisen. Besonders transparent wird das Produktverständnis Levys anhand seiner Angabe, „the real product is the body of ideas that circulate from [...] imaginative abstractions of what can be,“²⁴⁸ da er hiermit mehr als deutlich eine Wirklichkeitsebene als maßgeblich proklamiert, die sich klar im Bereich des Ideellen aufhält. Levys Postulat eines jenseits des Materiellen liegenden „Wesens“ des PCs verkörpert nun darob eine Form der „Vermenschlichung“, dass es die Möglichkeit des Bestehens eines vollumfänglichen Besitzverhältnisses gegenüber dem Computer in Abrede stellt; lediglich eine vereinzelte Manifesta-

²⁴⁶ [„Macintosh ist tatsächlich der kreative Ausdruck dutzender Menschen, beginnend mit einer Idee, die erstmals 1945 artikuliert wurde.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Levy (1989), S. 8.

²⁴⁷ vgl. ebd., S. 8f.

²⁴⁸ [„Das eigentliche Produkt ist das Bündel an Ideen, das sich aus phantasievollen Abstraktionen davon ergibt, was überhaupt realisierbar ist.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 64.

tion des wahren „Macintosh an sich“ vermag dementsprechend als Eigentum zu fungieren, während sich die Essenz des Produkts einem jeden Kaufanspruch entzieht. Wenn nun Nussbaum als sechsten Aspekt der Verdinglichung des Menschen die Behauptung des Bestehens eines Besitzverhältnisses führt, so lässt sich Levys Ansatz, der im Zusammenhang mit einem Erzeugnis das Gegenteil bewirken will, als ein Produkt „vermenschlichend“ ansehen. Levys weiterführende Beschreibung des mehrfach wie eine Person behandelten Computers zeichnet sich primär dadurch aus, die Geschichte desselben wie die einer sagenumwobenen Heldenfigur nachzuerzählen; Levy konstatiert daher nicht grundlos, seine Arbeit sei „about how technology, serendipity, passion, and magic combined to create [...] the Macintosh computer. I will trace how Macintosh came into being, why it is so important, and how it [...] will eventually change our thinking about computers, our thinking about information, and even our thinking about thinking.“²⁴⁹ Die dergestalt mit umfangreichen Implikationen versehene produktbezogene Biographie, die Levy mit seiner Arbeit vorzulegen trachtet, zeichnet sich ferner durch die Verwendung einer Erfassungsmethode aus, die in ähnlicher Gestalt im Kontext einer menschlichen Entwicklungsgeschichte zum Einsatz kommt; sichtbar wird diese Übereinstimmung nicht zuletzt anhand eines Vergleichs der Levy’schen Darstellung mit den Ausführungen Eriksons. Denn während Erikson darauf abzielt, die Persönlichkeitsbildung eines idealtypischen Menschen schematisch aufzufächern und zu diesem Zweck acht aufeinander folgende Entwicklungskrisen annimmt, die als Stationen einer individuellen Biographie aufscheinen, sieht die Beschreibung Levys ebenfalls unterschiedliche krisenhafte Episoden vor, welche den Verlauf der Entstehungsgeschichte des im Brennpunkt liegenden Macintoshes prägen. Bereits die Anfangstage des – gewissermaßen noch ungeborenen – PCs erweisen sich in der Schilderung Levys insofern als krisenhaft, als die Apple Entwickler nicht über ausreichend eigenen Einfallsreichtum verfügen, um das Produkt Macintosh auf die Beine zu stellen; Levy führt aus, erst ein „unter den Augen des Geschädigten durchgeführter Diebstahl“ habe die Ingenieure in die Lage versetzt, eine erste Vorform des Apple Rechners zu entwerfen.²⁵⁰ Mit dem dergestalt angeeigneten Wissen hätte Apple den Lisa Computer realisiert; die Zu-

²⁴⁹ [„darüber, wie Technik, glücklicher Zufall, Leidenschaft und Magie sich vereinten [...], um den Macintosh Computer zu erschaffen. Ich werde nach verfolgen, wie Macintosh ins Leben gerufen wurde, warum er so wichtig ist, und wie er [...] letztlich unser Denken über Computer, unser Denken über Information, und sogar unser Denken über das Denken selbst verändern wird.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 7.

²⁵⁰ [im Orig.: „The slickest trick of all was Apple’s daylight raid on the Xerox Palo Alto Research Center. [...] PARC received a group of visitors working on a new computer for Apple.“ – „Der raffinierteste Trick von allen war Apples Tagesangriff auf das Xerox Palo Alto Research Center. [...] PARC erhielt Besuch von einer Besuchergruppe, die für Apple an einem neuen Computer arbeitete.“ – ÜS. T.W.]; ebd., S. 77.

kunft der Firma habe jedoch in einem anderen Projekt gelegen, nämlich in „Lisa’s little brother’: Macintosh.“²⁵¹ Obgleich daher die erste Krise in der Entstehungsgeschichte des Macintoshes, welche in erster Linie eine Wissenskrise darstellt, als gelöst gelten darf, ist das weitere Voranschreiten der Entwicklung des Geräts noch keineswegs sichergestellt; vielmehr sieht sie sich massiv gefährdet, als mit Steve Wozniak einer der zentralen Programmierer verunglückt. Levy skizzierte die resultierende Krise mit den Worten, bei dem Unfall handle es sich nur um eines mehrerer verhängnisvoller Ereignisse „occurring at Apple in February 1981. [...] Wozniak crashed his small plane on a runway in Berkeley. For a time, he had amnesia. Eventually he would recover, but he never returned to the Macintosh project. Apple itself would suffer dramatically from his loss.“²⁵² Doch auch diese Notlage findet zu ihrer Lösung, als mit Andy Hertzfield ein neuer Entwickler zu Apple stößt, der sich als befähigt erweist, die Kernfunktionen des Macintosh zu erstellen. Unproblematisch gestaltet sich der Weg zur Vollendung des Macintoshes aber dennoch nicht; denn „soon after Andy Herzfield joined the Mac team, Steve Jobs literally changed the shape of the machine,“²⁵³ was für alle Entwickler eine nur schwer zu meisternde Herausforderung darstellt. Eine weitere Komplikation tut sich auf, als Jobs einen wichtigen, bereits vollumfänglich fertig gestellten Geräteteil aus fragwürdigen Gründen zurückweist; Levy gibt an, als der zuständige Entwickler „the prototype for the first Macintosh circuit board“ vorgelegt habe, „Jobs rejected it on aesthetic grounds.“²⁵⁴ Erst als all diese Konflikte ausgeräumt und zusätzliche Schwierigkeiten mit dem Monitor des Macintosh beseitigt sind,²⁵⁵ tritt der Rechner im Jänner 1984 seinen Gang an die Öffentlichkeit an²⁵⁶ und erweist sich dabei als Gerät, das befähigt ist, wie ein Mensch zu sprechen.²⁵⁷ Die bis dahin zurückgelegte Wegstrecke ist allerdings eine, die von unzähligen Krisen und Fehlschlägen gespickt ist; zu dieser Ansicht gelangt auch Levy, der von der Biographie des Apple PCs festhält, „Macintosh’s course was plagued by setbacks, and Jobs and the Mac confronted constant

²⁵¹ [in „Lisas kleinem Bruder’: Macintosh.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 103.

²⁵² [ein Ereignis, „das bei Apple im Februar 1981 passierte. [...] Wozniak stürzte mit seinem kleinen Flugzeug auf einer Landebahn in Berkeley ab. Eine Zeilang litt er unter Gedächtnisschwund. Er sollte sich zwar allmählich erholen, kehrte aber nie zu dem Macintosh Projekt zurück. Apple hatte stark unter seinem Verlust zu leiden.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 123.

²⁵³ [„kurz nachdem Andy Herzfield zum Mac-Team stieß, veränderte Steve Jobs wortwörtlich die äußere Gestalt des Geräts,“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 138.

²⁵⁴ [als er „den Prototyp für den ersten Schaltkreis des Macintoshes“ vorgelegt habe, „wies Jobs selbigen aus ästhetischen Gründen zurück.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 139.

²⁵⁵ vgl. ebd., S. 146.

²⁵⁶ vgl. ebd., S. 170.

²⁵⁷ vgl. ebd., S. 182.

frustration.²⁵⁸ Wir gelangen nun zum Ende unserer Betrachtung der Produktbeschreibung Levys und fassen beschließend zusammen, dass selbige eine Darstellung verkörpert, die trotz ihres ganzheitlich ausgelegten Charakters nicht wenige, die Entwicklungsverlauf des „vermenschlichten“ Computers namens „Macintosh“ prägende Krisensituationen zusammenführt; gerade angesichts der Inklusion dieser Episoden in seine Gesamterzählung vermag Levy, das im Fokus liegende Produkt als einzigartiges Kunstwerk zu präsentieren – wie auch als eines zu beschreiben, das mit einer biographisch begründeten, höchst spezifischen Identität ausgestattet ist. Eine mit der Arbeit Levys vergleichbare, jedoch ungleich knapper gehaltene Biographie desselben Rechners ist die Arbeit Bernhard Bürdeks „Der Apple Macintosh“, welche das fragliche Produkt als einen „Design-Klassiker“ ansieht²⁵⁹ und sich vor allem denjenigen Modellen verschreibt, die dem Zeitraum der Jahre 1984 bis 1993 entstammen. Trotz der relativen Kürze der Ausführungen Bürdeks sind auch sie der Absicht unterstellt, die entstehungsgeschichtlich zustande gekommene Identität des Computers als Faktum zu umreißen; so verfolgt sie zunächst die Geschichte einer allgemein verstandenen „digitalen Revolution“,²⁶⁰ um im Anschluss daran dezidiert die Biographie des Apple PCs aufzufächern und die Veränderungen aufzuzeigen, die seine Komponenten über die Zeit hinweg erfahren. Dass Bürdek die Historizität des Macintoshes als unabdingbar betrachtet, wenn der Nachweis der Unverkennbarkeit des Produkts erbracht werden soll, wird etwa dann deutlich, wenn er angibt, die erste Manifestationsform des Rechners und damit „den ‚Ur-Mac‘ gab es [...] immerhin fast zehn Jahre lang, mutierte er doch [...] in seiner ursprünglichen Gehäuseform, bis seine Produktion Ende 1993 endgültig eingestellt wurde. Wahrlich eine lange Geschichte für ein so schnelllebiges Produkt.“²⁶¹ Bürdek fügt dem hinzu, dies gelte jedoch lediglich für die besagte erste Gestalt des Apple Macintosh; die später veröffentlichten Modelle wiesen hingegen keinerlei umfangreichere Geschichtlichkeit mehr auf, zumal „die turbulente Folge immer neuer Systeme [...] auch in fataler Weise zu einem ‚Identitätsverlust‘ des Mac beigetragen“ habe.²⁶² Bemerkenswert an dieser Einschätzung Bürdeks ist vor allem, dass sie eine direkte Verbindung zwischen dem Vorhandensein einer reichhaltigen Biographie und der Eigenart des respektiven Gegenstands hergestellt; dass Bürdek diese historisch gewordene Unverwechselbarkeit zudem als „Identität“ bezeichnet, halten wir ebenfalls für interessant, obschon er den fraglichen Begriff wohl weitgehend unreflektiert gewählt haben dürfte. Denn wenn wir nunmehr verschiedene

²⁵⁸ [„der Weg des Macintoshes wurde von Rückschlägen heimgesucht, und Jobs und der Mac waren beständiger Enttäuschung ausgesetzt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 152.

²⁵⁹ vgl. Bürdek (2001), S. 3.

²⁶⁰ ebd., S. 4.

²⁶¹ ebd., S. 22.

²⁶² ebd.

Ausprägungen der Biographisierung eines beispielhaften Markenerzeugnisses herangezogen haben, so wollten wir damit genau der Frage nachgehen, inwieweit die narrative Aufbereitung der Entstehungsgeschichte eines Produkts befähigt ist, ihrem Gegenstand eine einzigartige Identität zuzuschreiben. Dabei haben wir versucht, an den angetroffenen biographisierenden Schilderungen ein Prinzip festzumachen, das nicht nur im Zusammenhang mit bestimmten Produkten auftritt, sondern auch integraler Bestandteil der auf den Menschen ausgerichteten Erfassungsweise Eriksons ist. Genauso wesentlich wie das Prinzip der Biographisierung ist aber auch dasjenige der Relationalität, dem wir uns bereits ausführlich gewidmet haben; beide dieser Bestimmungsansätze verfolgen nicht nur das Ziel, die Merkmale einer Entität auszuweisen, sondern verleihen dieser darüber hinaus eine unverkennbare Identität. Wir wollen uns im Weiteren damit beschäftigen, welchen Effekt ihre Präsenz im Rahmen einer Produktbeschreibung zu zeitigen vermag, wenn die respektive Darstellung seitens eines Lesers oder Hörers aufgenommen wird.

Wir haben im Bisherigen an Texten, welche die Marke Apple und ihre Produkte charakterisieren, zunächst verschiedene Formen der „Vermenschlichung“ aufgezeigt; daraufhin haben wir die narrativen Prinzipien der Biographisierung und der auf Relationalität fußenden Bestimmung ausgewiesen. Sowohl an einzelnen „vermenschlichenden“ Formulierungen als auch an den übergeordneten, strukturprägenden Darstellungsmethoden haben wir eine Tendenz angetroffen, Erzeugnisse auf eine Art und Weise zu behandeln, die ebenso gut einer Person gerecht würde; eine daraus resultierende Angleichung der unbelebten an die menschliche Welt war in zahlreichen Konstellationen zu beobachten. Macht es sich nun aber eine Produktbeschreibung zur Aufgabe, ihr Erzeugnis mit einer einzigartigen Identität zu versehen, so ist es vor allem die Gegenwart der besagten narrativen Prinzipien, der über den Erfolg des Zuschreibungsprozesses entscheidet; denn während das Produkt mittels einer biographisierenden Darstellung eine entstehungsgeschichtlich begründete Einzigartigkeit erhält, wird ihm anhand seiner Eingliederung in ein klar definiertes Bezugssystem eine Unverkennbarkeit zuteil, die aus seiner Bezugnahme auf das jeweilige Umfeld hervorgeht. Die hohe Effektivität der Strategie, ein Produkt anhand der Erstellung einer zugehörigen Biographie oder seiner Verortung innerhalb eines beständigen Referenzsystems zu bestimmen, geht nicht allein aus unseren eigenen Ausführungen hervor; vielmehr begegnen wir diesem Gedanken auch in der Arbeit „The Presentation Secrets of Steve Jobs“ Carmen Gallos. Wie wir unterzieht Gallo ebenfalls die Produktbeschreibungen Apples einer Analyse, um bestimmte Darstellungstechniken zu isolieren; wie wir macht er an ihnen einige beständig wiederkehrende Prinzipien fest. Da er sich dabei allerdings weniger auf bloße Texte konzentriert, sondern von multimedialen Prä-

sentationen ausgeht, kommt er freilich nur teilweise zu kongruenten Ergebnissen; auch stimmt seine Terminologie mit der unseren häufig nicht überein. Nichtsdestotrotz treffen wir wesentliche Übereinstimmungen an. Die Intention seiner Schrift weist Gallo mit den Worten aus, „this book captures the best of Job’s presentations and reveals [...] the exact techniques he uses.“²⁶³ Er ergänzt, die seitens Jobsens verwendeten Techniken seien nicht allein der Informationsvermittlung unterstellt, sondern dienten ferner dazu, die Hörer in ihren Bann zu ziehen; wer sie ausfindig mache und sie sich aneigne, könne es demnach Jobs gleichtun: „You can identify and adopt each of Job’s techniques to keep your audience members at the edge of their seats.“²⁶⁴ In einer gleichermaßen nur wenig unaufgeregten Form kommt Gallo umgehend auf das Prinzip der Biographisierung zu sprechen; er gibt an, es sei unabdingbar, „to craft an exciting story behind your brand. A strong story will give you [...] the ability to win over the audience.“²⁶⁵ Neben der Inklusion der Geschichte der Marke sei bei der Vorstellung des einzelnen Produkts dasjenige Umfeld eine umfangreiche Erwähnung wert, dem gegenüber das Erzeugnis als ein neuer Konkurrent auftrete; die Umgebung verhalte sich nämlich zu dem einzuführenden Markenprodukt wie ein Gegner und damit wie „a problem in need of a solution.“²⁶⁶ An dieser Stelle und nachdem er das Prinzip der Biographisierung berührt hat, greift Gallo die Darstellungsmethode der relationalen Bestimmung auf. Er führt aus, aus der Bezugnahme auf den Problemverursacher heraus lasse sich das eigene Erzeugnis als ideale Lösung hinstellen; gerade angesichts der vorhergehenden Skizzierung des antagonistischen Umfeld trete es in den Augen der Anwesenden als regelrechter „Held“ in Erscheinung.²⁶⁷ Die Ausführungen Gallos sind für uns nicht nur insofern interessant, als sie die Bedeutung der Biographisierung und der Nennung des Umfelds betonen; vielmehr wollen wir auch Gallos mehrfachen Rekurs auf die Rolle des Publikums zum Anlass nehmen, uns zu fragen, welche Rolle der Betrachter derjenigen produktbezogenen Darstellungen inne hat, die wir im Obigen behandelt haben. Tatsächlich ist die Instanz des aktiven Lesers unentbehrlich, sollen die aufgegriffenen Produktbeschreibungen denn in der Lage sein, ihre Identitätszuschreibungsprozesse einem übergeordneten Zweck zu unterstellen; selbst dann, wenn ein Erzeugnis mittels der ihm zugeordneten Hintergrundinformation erfolgreich mit einer einzigartigen Identität versehen wird,

²⁶³ [„dieses Buch fängt sie besten Präsentationen Jobsens ein und zeigt [...] die Techniken auf, die er einsetzt.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Gallo (2010), S. X.

²⁶⁴ [„Eine jede der Techniken Jobsens lässt sich ausfindig und zu Eigen machen, auf dass die Zuhörer-schar am Rande ihrer Sessel sitzen möge.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. XII.

²⁶⁵ [„eine faszinierende Hintergrundgeschichte der Marke zu erstellen. Eine interessante Geschichte gibt einem [...] die Möglichkeit, das Publikum zu überzeugen.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. XV.

²⁶⁶ [„ein Problem, das eine Lösung erfordert.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 63.

²⁶⁷ vgl. ebd., S. 75.

erfordert es dennoch stets das Auge eines Betrachters, der diese Texte aufnimmt, damit das Produkt als eines aufzutreten vermag, dem ein „ideeller Mehrwert“ zukommt.²⁶⁸ Dieser sich abseits des Materiellen einfindende Wert hat seine Existenz ausschließlich in der Gestalt eines menschlichen Erfahrungsinhalts, der unter bestimmten Bedingungen zustande kommt. Seine Grundlage ist eine Wahrnehmungsdifferenz, die sich im Erleben einer Person auftut; zur Voraussetzung hat sie, dass sich der Betreffende mit Produkten beschäftigt, die in ihren Darstellungen dahingehend umrissen werden, mit einer biographisch hergeleiteten und relational begründeten Identität ausgestattet zu sein. Ein dergestalt beschriebenes Erzeugnis fordert es seinem Betrachter ab, im Rahmen der Auseinandersetzung mit ihm ein Wahrnehmungsraaster zum Einsatz zu bringen, welches die Vorstellung einer gefestigten und beständigen Identität als gültig erachtet. Insofern als eine derartige Auffassung individueller Bestimmtheit eine „moderne“ Konzeption repräsentiert, vermag sie ein Differenzerlebnis zu einem „postmodernen“ Identitätsverständnis zu eröffnen. Denn ist es der Betrachter eines „identitätsbehafteten“ Produkts im Umgang mit seiner eigenen Person gewohnt, ein Wahrnehmungsraaster heranzuziehen, das sich der gedanklichen Leitlinie einer lebensweltlichen und biographischen Fragmentierungstendenz verpflichtet sieht und damit ein „postmodernes“ Selbstverständnis nach sich zieht, so bildet sich anhand seiner Auseinandersetzung mit dem Produkt ein Zwiespalt heraus. Während es nämlich dem Erzeugnis gelingt, mittels seiner Beschreibungen eine „moderne“ Identität für sich geltend zu machen, vermag der sich mit ihm Befassende für seine eigene Person keinen dahingehenden Anspruch zu etablieren; dies zu tun, verunmöglicht ihm das im Rahmen seiner Selbstbetrachtung eingesetzte „postmoderne“ Wahrnehmungsraaster. Die darob auftretende Differenz, die sich vollumfänglich im Erleben des Betrachters ergibt, führt dazu, dass dieser dem Produkt das Merkmal einer beständigen, ideellen Identität zuerkennt – eine Charakteristik, die er selbst nicht aufweist. Erscheint ihm diese Eigenschaft als begehrenswert, so wird er gewillt sein, dem fraglichen Erzeugnis einen Wert beizumessen, der mit seinem augenscheinlichen Besitz einer biographisch und relational begründeten Unverkennbarkeit korrespondiert. Der Etablierung dieses „ideellen Mehrwerts“ zuzuarbeiten – dies macht sich ein Gutteil der Produktbeschreibungen, die wir im Obigen behandelt haben, zur zentralen Aufgabe; um ihr Ziel zu erreichen, verwenden sie Darstellungstechniken, die ursprünglich der Erfassung des Menschen dienten. In welcher Form diese narrativen Mittel im

²⁶⁸ Da wir das Konzept des „ideellen Mehrwerts“ im vierten Kapitel dieser Arbeit sowie im Rahmen unserer Darstellung des Traditionsprodukts eingehend behandelt haben, binden wir es an dieser Stelle lediglich in komprimierter Form ein.

Rahmen von Charakterisierungen der Markenprodukte Apples wirksam werden, haben wir nunmehr versucht aufzuzeigen.

Es ist die grundsätzliche Intention dieser Arbeit, Parallelen zutage zu fördern, die sich zwischen auf den Menschen ausgerichteten und produktbezogenen Darstellungen ergeben; dieser Zielsetzung hoffen wir, nunmehr ausreichend entsprochen zu haben. Wir waren im Bisherigen bemüht sichtbar zu machen, inwieweit Beschreibungsansätze, die einst die Identität und Persönlichkeit eines Menschen auffächern sollten, heute anderwärtig eingesetzt werden – und speziell dann Anwendung finden, wenn eine einzigartige „Produktidentität“ umrissen oder eine schillernde „Markenpersönlichkeit“ vorgeführt werden soll. Ob sich aber nicht vielleicht auch durchaus bedeutsame Implikationen für den Einzelnen ergeben, wenn dieser wiederholt auf Erzeugnisse trifft, die innerhalb ihrer Beschreibungen menschenähnliche Charakteristika aufweisen und damit attraktive Merkmale besitzen, welche er für sich selbst nicht in Anspruch zu nehmen vermag, wollen wir im Rahmen der nun folgenden Diskussion berühren.

6 Diskussion

Wir wollen nun daran gehen, die Ergebnisse dieser Arbeit in knapper Form zu rekapitulieren. Um dieses Bilanzieren so transparent wie möglich zu gestalten, werden wir an unseren beiden maßgeblichen Beispielen ansetzen; von den exemplarischen Produkten ausgehend werden wir auf die Inhalte derjenigen Kapitel zurückgreifen, welche der Erstellung des Fundaments unserer Überlegungen gedient haben. Im Anschluss daran wollen wir einige weitere Erzeugnisse anführen, die wir ebenso als Exempel hätten heranziehen können; wir hoffen, damit die Relevanz unserer Ausführungen zu bekräftigen. Ferner sollen unsere Resultate in den Kontext des gegenwärtigen Forschungsstands gestellt werden, wobei wir neben den Disziplinen der Sozialphilosophie, der Psychologie und der Soziologie auch die Wirtschaftswissenschaften berücksichtigen werden. Als letzter Punkt wird die Problemstellung zu behandeln sein, an welcher Stelle sich weiterführende Untersuchungen anbieten; als Ansatzpunkt wird sich hier insbesondere die Frage erweisen, welche Implikationen unser Befund für den Einzelnen zeitigt, von dem wir meinen, dass er in seiner alltäglichen Auseinandersetzung mit bestimmten Produkten die Möglichkeit eines Differenzerlebnisses vorfinde, das sich an der Erfahrbarkeit persönlicher Identität und Produktidentität aufbaut.

6.1 Resümee

Wir haben es in dieser Arbeit zu unserem zentralen Anliegen gemacht aufzuzeigen, inwieweit Produkte in ihren Beschreibungen auf eine Weise charakterisiert werden, die eigentlich einem Menschen zugehörig wäre. Zwei Beispiele waren uns eine Grundlage, diese „Vermenschlichung“ im Detail zu veranschaulichen; an beiden konnten wir dank des Facettenreichtums ihrer Darstellungen zahlreiche verschiedene Ausprägungen der Angleichung der unbelebten an die menschliche Welt festmachen. Während uns das schottische Nationalgetränk ein exemplarisches Traditionsprodukt war, lag unserer Inklusion des Apple Computers die Absicht zugrunde, die Bedingtheiten von Markenerzeugnissen aufzuschlüsseln. Diese beiden Konstellationen machten deutlich, dass zahlreiche der „Vermenschlichungsformen“, die in den Beschreibungen eines Traditionsprodukts manifest werden, in vergleichbarer Gestalt

auch in solcherlei Darstellungen Realisierung finden, die Markenerzeugnissen zugehören. Im Verlauf unserer Analyse der respektiven Produktbeschreibungen traten diejenigen Aspekte der Gleichbehandlung von Mensch und Produkt, die sich bereits auf der Oberfläche der beschreibenden Texte zeigte, in durchaus ähnlicher Weise zutage; die in der Tiefe wirksamen Ausprägungen der Vermenschlichung, welche die Ausrichtung und Struktur der Beschreibungen determinierten, nahmen in Teilbereichen unterschiedliche Gestalt an.

Die auf der Textoberfläche angesiedelten Vermenschlichungsformen waren nun solche, die wir ausgehend von Martha Nussbaums Theorie der „Verdinglichung“ des Menschen fixiert hatten. Um selbige zu gewinnen, hatten wir zu einem jeden der sieben Aspekte, welche Nussbaum als Teil der Verdinglichung führt, eine Entsprechung vorgeschlagen, deren Zielsetzung darin liegen sollte, nunmehr nicht einen Menschen zu verdinglichen, sondern ein Objekt einer Person gleichzustellen. Auf diesem Weg waren wir zu ebenfalls sieben theoretischen Möglichkeiten der Vermenschlichung gelangt, die sich zu den Verdinglichungsprinzipien Nussbaums antithetisch verhielten; die praktische Umsetzung dieser Prinzipien veranschaulichten wir anhand der uns vorliegenden Produktbeschreibungen, die wir einer Analyse unterzogen. Die dergestalt sichtbar gemachte narrative Angleichung eines Produkts an menschliche Verhältnisse äußerte sich unter anderem darin, dass dem Erzeugnis eine „Persönlichkeit“ zugeschrieben wurde, welche wie die psychische Eigenart eines Individuums als Resultat eines schicksalhaften Entwicklungswegs umrissen und als Selbstzweck definiert wurde. Oft anzutreffen war ferner die Behauptung einer seitens des betreffenden Produkts realisierten Aktivität oder einer Leistungsfähigkeit desselben, die als variabel skizziert und im Falle eines „gealterten“ oder „schwachen“ Erzeugnisses als geringer eingestuft wurde; das Fabrikat schien in diesen Darstellungen auf einer Augenhöhe mit dem Menschen zu stehen, mit dem es in einem Interaktionsprozess stand und beispielsweise kommunizierte. Die Einzigartigkeit des eigentlich unbelebten Objekts wurde zudem damit proklamiert, das Vorliegen eines regelrechten Kunstwerkcharakters zu signalisieren oder von großer Seltenheit zu sprechen, was einer etwaigen Austauschbarkeit entgegen wirkte. Viele Produktbeschreibungen forderten dem Konsumenten ein gewisses Ausmaß an Respekt gegenüber der „ideellen Natur“ des Erzeugnisses ab und legten Verhaltensregeln fest, denen der Käufer tunlichst entsprechen möge, um das Fabrikat zu seiner Bestimmung zu führen. Dies konnte etwa im Rahmen eines Anleitungsheftes oder spezifischer Konsumationsrichtlinien erfolgen; die Intention der Anweisungen lag stets darin, einem unachtsamen Umgang mit dem Produkt vorbeugen. In nicht wenigen Darstellungen wurde das Bestehen eines Besitzverhältnisses zwischen dem Fabrikat und seinem Käufer insofern in Frage gestellt, als das konkrete Produkt als bloße Repräsentation einer ü-

berzeitlichen „Idee“ charakterisiert wurde; die Biographie des „Erzeugnisses per se“, das sich lediglich punktuell im Konkreten materialisierte, ging dabei deutlich über diejenige eines Menschenlebens hinaus, sodass ein etwaiger Eigentumsanspruch absurd anmuten musste. Mitunter wurde einem Produkt in seinen Beschreibungen ferner eine Form stark subjektiv gefärbter Selbstbezüglichkeit zgedacht, indem es als emotionales Wesen bestimmt wurde, das schwerwiegende Krisensituationen durchzustehen hat, um zu seiner Bestimmung zu finden; derartige Postulate innerer Anspannung gingen sporadisch mit der Erwähnung moralischer Normen einher, die dazu diente, dem Erzeugnis einen höheren ethischen Anspruch als dem Menschen zu bescheinigen. In allen erwähnten Konstellationen erfuhr das jeweils betrachtete Produkt eine Behandlung, die ebenso gut einem Menschen hätte gerecht werden können, sodass in Anlehnung an die Überlegungen Nussbaums von einer „Vermenschlichung“ der Erzeugnisse auszugehen war.

Während wir diejenigen Ausprägungen der „Vermenschlichung“ von Produkten, die wir in Entsprechung zu den Nussbaum'schen Verdinglichungsaspekten festgemacht hatten, in ähnlicher Form in den Beschreibungen von Traditionsprodukten und in denen von Markenerzeugnissen antrafen, erwies sich unsere zweite Gattung vermenschlichender Darstellungsmethoden als weniger einheitlich. Zwar waren auch diese narrativen Erfassungsstrategien bei beiden Beispielen zugegen; angesichts der Verschiedenartigkeit der Exempel legten sie jedoch zwangsweise unterschiedliche Manifestationsformen an den Tag. Es handelte sich um Beschreibungsmittel, die bereits an der Grundstruktur der Schilderungen ansetzten und ein Muster vorgaben, nach dem mögliche Inhalte einen Selektionsprozess durchliefen und infolge zusammengeführt wurden. Gelangt waren wir zu ihnen im Zuge unserer Auseinandersetzung mit den Ausführungen Erik Eriksons; hier war es insbesondere die Erikson'sche Entwicklungstheorie gewesen, aus der wir einerseits das Prinzip der Biographisierung, andererseits dasjenige der relationalen Bestimmung einer Entität extrahiert hatten. In den Überlegungen Eriksons waren diese zwei Darstellungsansätze der Absicht unterstellt gewesen, die „personale Identität“ eines Individuums als eine einzigartige, immaterielle, menschliche Facette auszuweisen; unsere Absicht bestand aber darin, ihr Auftreten in Produktbeschreibungen festzumachen, wo sie von einer unverkennbaren „Produktidentität“ zeugen sollten. Auf diesem Weg versuchten wir, die Erikson'schen Erfassungsmethoden als Indikatoren heranzuziehen, um eine Gleichbehandlung der menschlichen und der Dingwelt in den uns vorliegenden Texten nachzuweisen. Im Zuge der Recherche und Ausarbeitung unserer zwei Beispiele erwiesen sich die Darstellungsprinzipien Eriksons denn auch als funktionale Analyseinstrumente. So konnten wir festhalten, dass unser exemplarisches Traditionsprodukt über eine Vielzahl von

Charakterisierungen verfügte, welche die Entstehungsgeschichte des Erzeugnisses als Ausgangsbasis heranzogen, um eine unverwechselbare ideelle Eigenart des Fabrikats geltend zu machen. Diese biographisierenden Schilderungen erstreckten sich teils über das Produkt in seiner allgemeinen Form, teils über einzelne Repräsentanten; angesichts dessen, dass unser Beispiel im schottischen Nationalgetränk zu liegen kam, bedeutete das, einer umfangreichen Biographisierung nicht nur des Grunderzeugnisses Scotch, sondern auch einzelner Darreichungsformen zu begegnen. Das Prinzip der relationalen Bestimmung einer dezidierten Identität machte sich ebenfalls in mehrerlei Hinsicht bemerkbar, ergab doch die Analyse der beschreibenden Texte, dass das beispielhafte Produkt wiederholt als integrale Komponente eines distinkten Referenzsystems skizziert wurde. Die Teilhabe des Fabrikats an einer durch den Menschen begründeten sozialen Ordnung, die in den Beschreibungen angedeutet wurde, verhalf ihm augenscheinlich zu ideeller Unverkennbarkeit; insofern, als es Teil und unabdingbarer Bezugspunkt der menschlichen Lebenswelt war, erhielt es aufgrund der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen ihm selbst und den beteiligten Personen die Möglichkeit, eine relational begründete Einzigartigkeit zu etablieren. Im Falle unseres zweiten Beispiels, das in der Marke Apple bestand, wiesen die uns vorliegenden beschreibenden Texte einen ähnlich mehrschichtigen Umgang mit dem Prinzip der Biographisierung auf, wie es bereits beim schottischen Whisky der Fall gewesen war. Die Darstellungsstrategie, zur Veranschaulichung einer Identität die Entwicklungsgeschichte des respektiven Trägers narrativ aufzubereiten, gelangte nämlich nicht nur hinsichtlich der Marke Apple als Gesamtheit zum Einsatz. Neben solchen Beschreibungen, die Apple als einem Kollektiv zahlreicher Erzeugnisse galten, boten sich uns umfangreiche Schilderungen zur Analyse an, die einzelnen der Marke zugehörigen Produkten gewidmet waren. So ließ sich nicht allein an der Charakterisierung der Marke selbst, sondern auch an derjenigen etwa des Macintosh Computers eine Tendenz festmachen, den Nachweis der jeweiligen Identität anhand der Darlegung eines biographischen Entwicklungswegs erbringen zu wollen. Der Marke wie auch einzelner ihrer Repräsentanten wurde dadurch eine ideelle Unverkennbarkeit zugeschrieben, dass ihr „Werdegang“ als ein von Krisen gespickter Selbstentfaltungsprozess umrissen wurde. Die Realisierung der Beschreibungsform der Biographisierung, die sich an den Apple zugehörigen Schilderungen abzeichnete, war mit derjenigen historisierenden Erfassungsmethode durchaus vergleichbar, die wir in den Ausführungen Eriksons angetroffen hatten. Die im Zusammenhang mit den Produkten Apples beobachtbare Umsetzung biographisierender Charakterisierung wies nicht nur eine ähnliche narrative Grundstruktur auf, sondern war zudem gleichermaßen darauf ausgelegt, den Nachweis einer einzigartigen Identität zu erbringen. Diese Übereinstimmungen deckten sich mit den Paralle-

len, die wir im Kontext des schottischen Nationalgetränks fixiert hatten. Während wir daher feststellten, dass sich das Prinzip der Biographisierung bei beiden Beispielen auf vergleichbare Weise manifestierte, gelangten wir hinsichtlich des Prinzips der relationalen Definition zu einem anderen Ergebnis; an dem von uns studierten Traditionsprodukt wurde eine Form auf Relationalität fußender Identität greifbar, die von derjenigen abwich, die bei unserer exemplarischen Marke schlagend wurde. Im Falle der Marke erhielten einzelne Erzeugnisse nicht so sehr anhand ihrer Verortung in einem menschlichen Bezugssystem, sondern viel eher über ihre Teilhabe an dem Ensemble der Marke eine Einzigartigkeit, die auf wechselseitiger Abhängigkeit beruhte. Denn in ihrem Zusammenspiel determinierten die Fabrikate nicht nur die relationale Identität des Kollektivs, dem sie angehörten; vielmehr kam ihnen über ihre gegenseitige Bezugnahme auch selbst eine spezifische Bestimmtheit zu, die abseits physischer Merkmale angesiedelt war. Insgesamt konnten wir aber trotz der Unterschiede, die zwischen unseren Beispielen auftraten, festhalten, dass in beiden Konstellationen Charakterisierungsmuster anzutreffen waren, welche die Darstellungsprinzipien der Biographisierung und der relationalen Definition nutzten. So war es die gemeinsame Zielsetzung der Beschreibungen des schottischen Whiskys wie auch der Marke Apple, produktbezogene Identität darüber zu definieren, dass sie die respektive Entstehungsgeschichte als einen krisenhaften Selbstentfaltungsprozess skizzierten; auch machten sich beide Konstellationen das Prinzip zu Eigen, Identitätsbildung als Ergebnis eines auf wechselseitiger Bezugnahme basierenden Austauschprozesses anzusehen. In diesen beiden Angelpunkten fanden wir demnach Parallelen zu den Ausführungen Eriksons vor – hatten wir doch zuvor gesehen, dass Erikson die Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung heranzog, um die Identität eines Menschen zu erfassen. Dass diese Parallelen anhand des Studiums der Tiefenstruktur der uns vorliegenden Produktbeschreibungen sichtbar wurden, korrespondierte mit der grundsätzlichen Wirkung, welchen der Einsatz der beiden narrativen Erfassungsansätze entfaltete; die durch diese Charakterisierungswege hervorgebrachte Form der „Vermenschlichung“ von Produkten erwies sich denn auch im weiteren Verlauf unserer Nachforschungen als besonders implikationsreich.

Die Feststellung, dass Produktbeschreibungen die in den Ausführungen Eriksons gebräuchlichen Darstellungsprinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung heranzogen, um ihrem Gegenstand eine unverkennbare Identität zu verleihen, machte unseren ersten maßgeblichen Zwischenbefund aus. Auf dieser Basis war es uns möglich, unsere eingangs gestellte Forschungsfrage wenigstens vorläufig zu beantworten. Eriksons Identitätskonzept wurde in den von uns analysierten Charakterisierungen, die Erzeugnisse auf „vermensch-

lichende“ Weise behandelten, tatsächlich berührt. Nicht nur wurde in diesen Texten von „Produktidentität“ gesprochen oder die Existenz einer „Markenpersönlichkeit“ postuliert, vielmehr brachten sie zudem Erfassungsmethoden zum Einsatz, die sich mit den Erikson'schen deckten. Nun wollten wir unsere provisorische Erkenntnis allerdings einer Prüfung unterziehen, um sie nach Möglichkeit zu untermauern; ferner wollten wir mehr über die Beweggründe erfahren, die dazu führten, dass Erzeugnisse in ihren Darstellungen mit einer quasi-menschlichen Identität ausgestattet wurden. Daher wandten wir uns der Aufgabe zu, die Konsequenzen der Verwendung der Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Definition in denjenigen zwei Kontexten zu vergleichen, in denen wir sie angetroffen hatten: Die Folgen, welche diese Erfassungsmethoden in der Theorie Eriksons zeitigten, sollten dem Effekt gegenübergestellt werden, den sie in produktbezogenen Beschreibungen bewirkten.

Nun war es eines der fundamentalen Kennzeichen des Erikson'schen Identitätsbegriffs, sich als „moderne“ Konzeption zu verstehen. Die Ausführungen Eriksons sahen vor, dass der Einzelne im Verlauf seiner Entwicklung eine Identität heranbildete, die als Ergebnis eines Selbstwertungsprozesses gedacht wurde; die Zielgerichtetheit des persönlichen Wachstums war von einem eindeutigen Fortschrittsgedanken getragen, der sich „postmodernen“ Bedingungen widersetzte. Zudem ging Erikson von einem Gesellschaftssystem aus, welches die Gestalt eines weitgehend einheitlichen Bezugssystems annahm; der Einzelne fand in dieser klar bestimmten sozialen Ordnung im Rahmen seiner Adoleszenz den ihm entsprechenden Platz. Beide dieser Kriterien ließen sich ebenso an den uns vorliegenden produktbezogenen Schilderungen festmachen, da sie eng mit der Umsetzung bestimmter am Menschen ausgerichteter Darstellungsprinzipien zusammenhingen. So wiesen die Produktbeschreibungen die ideelle Einzigartigkeit ihrer Entitäten auf ähnliche Weise als Resultat einer Geschichte der Selbstentfaltung aus, wie dies in der Entwicklungstheorie Eriksons der Fall war; ferner gliederten sie die Fabrikate als zentrale Elemente in Referenzsysteme ein, die durch den Menschen mitbegründet wurden. Bevor wir jedoch den Konsequenzen nachgehen konnten, welche die Realisierung derartiger „moderner“ Erfassungsmethoden zeitigte, war ein Zwischenschritt vonnöten; es erschien uns als erforderlich, den Begriffen der „Moderne“ und der „Postmoderne“ definitorische Indikatoren zur Seite zu stellen, um ihnen ihre ansonsten gegebene Unschärfe zu nehmen. Wir führten es daher als Kennzeichen der „Moderne“ an, lebensweltliche Verankerung zu ermöglichen und damit die allmähliche Heranbildung einer stabilen Identität zu gestatten; die „Postmoderne“ bedachten wir mit der Distinktion, von vielschichtiger Fragmentierung durchzogen zu sein und anstelle einer „Verankerung“ viel eher eine „Entfremdung“ des Einzelnen hervorzubringen. Diese Bestimmungen erlaubten es uns infolge, zwei

unterschiedlich angelegte „Wahrnehmungsraster“ zu umreißen, deren erstes ein „modernes“ war und die Vorstellung einer gefestigten Identität zuließ, während das zweite aufgrund seines „postmodernen“ Anstrichs eine von Entfremdung und Ortslosigkeit geprägte Sichtweise nach sich zog. Dass das Konzept einer Identität, die als Resultat biographischen Wachstums und kontinuierlicher Bezugnahme verstanden wurde, lediglich ausgehend von dem ersten unserer beider Wahrnehmungsraster als gültige Vorstellung aufschien, diente uns als Sprungbrett für weiterführende Überlegungen. Denn die Inkompatibilität zwischen einer „postmodernen“ Wahrnehmung und dem Postulat einer Identität im Sinne Eriksons implizierte nicht nur, dass die Erikson'sche Konzeption in der Optik der „Postmoderne“ antiquiert anmuten musste. Vielmehr führte die Reibung, welche die Idee einer „moderneren“ Identität innerhalb einer „postmodernen“ Sichtweise an den Tag legte, auch dazu, dass ein Individuum, das sich der „Postmoderne“ zugehörig sah und seine eigene Person in vielerlei Hinsicht für „entfremdet“ hielt, im Umgang mit bestimmten Produkten die Erfahrung eines Differenzenerlebnisses machte. Setzte sich nämlich ein Mensch, der sich selbst keine beständige Identität zuerkannte, mit einem Erzeugnis auseinander, das anhand seiner Beschreibungen vorgab, eine einzigartige Identität zu besitzen, so stellte sich bei ihm der Eindruck ein, dem Fabrikat komme eine Eigenschaft zu, die seine eigene Person nicht aufweise. Je unhinterfragter das Produkt in seinen Charakterisierungen als eines skizziert wurde, das im Rahmen eines langen Entwicklungswegs zu dem geworden war, was es hatte werden müssen, desto nachhaltiger eröffnete sich im Erleben des Betrachters eine Wahrnehmungsdifferenz; je ausdrücklicher die produktbezogenen Schilderungen ihr Objekt als Teil eines einheitlichen Bezugssystems auswiesen, desto eindeutiger ergab sich im Auge des möglichen Käufers eine Diskrepanz zwischen den Eigenschaften seiner eigenen Person und der ideellen Bestimmtheit des Fabrikats. Das Merkmal, eine unverkennbare Identität zu besitzen, kam im Auge des Betrachters nicht ihm selbst, dafür aber dem dahingehend charakterisierten Erzeugnis zu. Machten Produktbeschreibungen demnach von den Darstellungsmethoden der Biographisierung und der relationalen Definition Gebrauch, so beschrieben sie ihr Objekt nicht nur wie einen Menschen, sondern wie ein Individuum, das wesentlich der „Moderne“ angehörte. Dass die zwei „vermenschlichenden“ Erfassungsmethoden dazu führten, bei ihrer Anwendung auf Produkte selbige als „moderne Persönlichkeiten“ mit einer entsprechenden beständigen Identität zu bestimmen, war für uns von gesteigerter Relevanz. Denn angesichts dieses Umstands konnten wir den Effekt der Beschreibungsansätze freilegen, nach dem wir gesucht hatten: Der Einsatz der beiden Erfassungsstrategien ermöglichte es, Texte zu formulieren, die von Entitäten zu zeugen vermochten, denen die Distinktion einer „moderneren“ Identität zukam. Damit hielten sie den Leser der

Beschreibungen an, im Rahmen seiner Beschäftigung mit den geschilderten Inhalten ein „modernes Wahrnehmungsraster“ zu verwenden, da nur dieses die Vorstellung einer kontinuierlichen Identität als gültig einstufte; aus dem Blickwinkel eines „postmodernen“ Rasters betrachtet charakterisierten die Texte hingegen lediglich einen anachronistischen Fremdkörper.

Freilich war der skizzierte Effekt der Biographisierung und der relationalen Bestimmung einem dezidierten Zweck unterstellt, den wir bereits mit einer früheren Überlegung berührt hatten. Wenn nämlich die genannten Darstellungsprinzipien in Produktbeschreibungen angewandt und das charakterisierte Erzeugnis als eines umrissen wurde, das mit einer ideellen Unverkennbarkeit ausgestattet war, so leitete dies im Erleben des Betrachters des Produkts eine Erfahrung ein, die von einer Differenz geprägt war. Während der Betreffende seine eigene Person als „entfremdet“ wahrnahm, stellte er beim Studium der produktbezogenen Texte fest, dass dem Fabrikat eine Eigenschaft zukam, die er selbst nicht aufwies; während er seiner eigenen Person keine beständige Identität zusprechen konnte, da seine „postmodern“ angelegte Selbstreflexion ein anderes Bild zutage förderte, schien das Erzeugnis sehr wohl eine solche zu besitzen. Hielt nun der Betrachter die Eigenschaft, über eine „moderne“ Identität zu verfügen, für begehrenswert, so war er gewillt, dem Erzeugnis nicht nur ein Sonderstellungsmerkmal, sondern auch einen besonderen Wert zuzuerkennen. Unter diesen Bedingungen erhielt das Fabrikat im Auge des potentiellen Käufers einen „Mehrwert“, der sich als Ergebnis der Charakterisierungen des Produkts verstand und sich ungeachtet seiner materiellen Aspekte entfaltete. Da es somit die ideelle Bestimmtheit des Erzeugnisses war, welche den Zuschreibungsprozess des zusätzlichen Werts ermöglichte, bezeichneten wir selbigen als den „ideellen Mehrwert“ eines augenscheinlich mit einer einzigartigen Identität versehenen Produkts.

An dieser Stelle angelangt konnten wir festhalten, mehrerlei erreicht haben. Erstens hatten wir aufgezeigt, dass Produktbeschreibungen nicht nur oberflächliche Formen der „Vermenschlichung“ realisierten, sondern auch strukturierende Beschreibungsansätze heranzogen, die in den Ausführungen Eriksons zur Erfassung des Menschen dienten. Zweitens waren wir zu einer möglichen Antwort auf die Fragestellung gelangt, welche Bedeutung in der narrativen Angleichung der Welt der Produkte an die menschliche zu sehen war. Hier hatten wir uns erneut den in der Tiefe der „vermenschlichenden“ Texte wirksamen narrativen Prinzipien zugewandt, um an ihnen die Absicht festzumachen, Produkte nicht nur wie Individuen, sondern wie „moderne“ Personen zu charakterisieren. Diesen intendierten Effekt der Darstellungsmethoden hatten wir mit der Konstitution eines Differenzenerlebnisses in Verbindung gebracht, das sich im Auge desjenigen eröffnete, der sich mit den vermenschlichten Produkten beschäftigte. Drittens und letztens hatten wir es als Zielsetzung und Zweck der produktbezo-

genen Charakterisierungen bestimmt, die Erzeugnissen mit einem „ideellen Mehrwert“ zu versehen, der sich ebenfalls im Bereich der Wahrnehmung des potentiellen Käufers einstellte und mit dem erwähnten Differenzerlebnis korrespondierte. Insgesamt vermochten wir auf der Basis dieser Resultate zu bilanzieren, dass wir unserer Kernfrage, inwieweit die Identitätskonzeption Eriksons in Produktbeschreibungen Anwendung finde, in umfangreicher Weise nachgegangen waren und sie mit einer facettenreichen möglichen Antwort versehen hatten. Die in den Ausführungen Eriksons gebräuchlichen Erfassungsansätze waren nicht nur Teil zahlreicher produktbezogener Texte, sondern dienten ferner dazu, die Erzeugnisse mit einer einzigartigen Identität und damit mit einem „ideellen Mehrwert“ zu versehen.

6.2 Konsequenzen

Wir haben im Rahmen dieser Arbeit in unterschiedlichen Kontexten eine vielschichtige narrative „Vermenschlichung“ der Dingwelt aufgezeigt. Zum einen sind wir dabei von solchen Texten ausgegangen, welche der wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung dienen und eine Definition des Produkt- und des Markenbegriffs vornehmen. Zum anderen haben wir zwei besonders vielseitige Beispiele herangezogen, um die Beschreibungen eines Traditions- und eines Markenerzeugnisses einer Analyse zu unterziehen. In beiden Konstellationen haben wir auf diejenigen Formen der „Vermenschlichung“ Bezug genommen, die wir in Auseinandersetzung mit der Verdinglichungstheorie Martha Nussbaums gewonnen hatten; ebenso sind uns die aus dem Identitätskonzept Eriksons extrahierten Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung eine Ausgangsbasis gewesen, um die Mechanismen der produktbezogenen Darstellungen offen zu legen. Da die Exempel, die wir im Bisherigen eingearbeitet haben, trotz ihres Facettenreichtums in ihrer Zahl recht begrenzt waren, wollen wir nun die Relevanz der Ergebnisse unserer Analyse damit bekräftigen, dass wir den schon behandelten Produkten einige weitere zur Seite stellen. Dabei sollen solche Fabrikate im Vordergrund stehen, denen anhand der ihnen zugehörigen Beschreibungen ein „ideeller Mehrwert“ verliehen wird; auf dieser Basis werden wir erneut eine Form der Umsetzung derjenigen Prinzipien der Vermenschlichung festmachen können, deren Effektivität wir zuvor an unseren Hauptbeispielen beobachten konnten.

Ein beispielhaftes Produkt, das wir bereits eingangs erwähnt haben, ist das Schokoladenerzeugnis „Echte Salzburger Mozartkugeln“, das in seiner wohl bekanntesten Darreichungsform von Mirabell hergestellt wird; die Erzeugerfirma wiederum gehört dem Konzern

Kraft Foods an.¹ Die Praline verfügt zwar über ungleich weniger beschreibende Texte, als dies bei unseren Hauptbeispielen des schottischen Whiskys und des Apple PCs der Fall war; dennoch ist sie in der Lage, eine relational begründete Identität geltend zu machen, was sie ihrem Namen und ihrer Verpackung verdankt. Alleine schon der Bezeichnung der Mozartkugel gelingt es, das Produkt als Teil einer dezidierten historischen Gesellschaftsordnung erscheinen zu lassen; die Bezugnahme auf Mozart, die Musik des Komponisten und die Kultur im Salzburg des Achtzehnten Jahrhunderts färben als geläufige historische Größen auf die augenscheinliche Eigenart des Konfekts ab. Zusätzliche Unterstützung in dem Bestreben, zwischen dem Erzeugnis und dem Komponisten eine Verbindung herzustellen, erhält der Name des Produkts durch die meist sehr plakative Verpackung. Während die Praline selbst eine Alufolie umgibt, die von einem Portrait des Musikers geziert wird, verstärkt der klassisch-rote Karton umfangreicherer Packungsgrößen die grundlegende Assoziation mit einer sozialen Ordnung, aus der zahlreiche Momente der Hochkultur hervorgingen. Eine Ausgabe der Mozartkugeln, die sich durch einen besonders hohen Preis auszeichnet,² weist die Gestalt einer aus Karton bestehenden Violine auf; da sie nur eine vergleichsweise geringe Menge an Pralinen umfasst, darf die Verpackung für sich in Anspruch nehmen, zu einem hohen Grad für den „ideellen Mehrwert“ des Gesamtprodukts verantwortlich zu sein. Insgesamt zeichnet sich an der Mozartkugel in großer Deutlichkeit eine Form der Umsetzung eines Bestimmungsansatzes ab, den wir auch als Komponente der Entwicklungstheorie Eriksons kennen gelernt haben. Name wie Präsentation des Erzeugnisses lassen einen Zuschreibungsprozess in Kraft treten, welcher das Produkt als eines ausweisen soll, das anhand seiner Bezugnahme auf ein spezifisches Referenzsystem zu seiner ideellen Unverkennbarkeit gefunden hat. Die Bezugnahme auf einen berühmten Menschen und dessen Lebenswelt wird so zur Grundlage des Postulats produktbezogener Identität.

Ein weiteres Beispiel für ein Erzeugnis, das anhand des Prinzips relationaler Definition eine einzigartige Identität geltend macht, ist in der Süßware „Werther’s Original“ zu sehen.³ Wir wollen hier speziell diejenige Version der Bonbons herausgreifen, deren Zusammensetzung keinerlei Zucker aufweist, da diese Ausgabe des Fabrikats ihre ideelle Dimension in besonders offensichtlicher Weise als zusätzliche und von den physischen Eigenschaften entkoppelte Instanz erkenntlich macht. Wie im Falle der Mozartkugel zeichnet sich bereits am

¹ vgl. Abb. 10.

² Die österreichische Warenhandelsgruppe Spar bot 200 Gramm der besonders aufwändig als Violine verpackten Mozartkugeln im Oktober 2010 um 6,29 Euro an, was einer Preissteigerung von etwa 60 Prozent gegenüber der lediglich zu einem Säckchen abgepackten Version entsprach; vgl. Abb. 10.

³ vgl. Abb. 11.

Namen der Karamellzuckerl der Gestus einer Bezugnahme auf eine spezifische menschliche Lebenswelt ab; anders als bei der „musikalischen Praline“ treffen wir nun aber neben dem implikationsreichen Namen einen ergänzenden Verpackungstext an, der ebenfalls bestrebt ist, von der unverwechselbaren Charakteristik des Produkts Zeugnis zu geben. Zunächst nimmt der Text eine zeitliche und geographische Bestimmung vor; den Rahmen des dergestalt abgesteckten menschlichen Bezugssystems füllt die Schilderung infolge mit Handlung aus: „Es geschah im Städtchen Werther anno 1909. Dort schuf der Zuckerbäcker Gustav Nebel auf der Höhe seines Könnens sein bestes Bonbon. Er nahm frische Sahne, gute Butter, weißen Karamellzucker, goldgelben Kandis, eine Prise Salz und viel Zeit.“⁴ An dieser Stelle bettet das Narrativ seinen Gegenstand erstmals explizit in die umrissene Ordnung ein, wobei es die hohe Qualität der Kreation des Konditors preist; noch durchwegs nüchtern heißt es hier, „weil am Ende die Sahnebonbons besonders gut gelungen waren, nannte man sie Werther’s Original.“ Im Anschluss an die Nennung des scheinbar so exzeptionellen Teils der Kleinstadt leitet das Narrativ zu seiner heutigen Manifestationsform über und konstatiert, es sei nunmehr möglich, „den wunderbaren Geschmack von Werther’s Original auch in einem zuckerfreien Mini-Sahnebonbon genießen. Es wird mit der gleichen Sorgfalt und Liebe hergestellt und trägt deshalb mit Stolz den selben großen Namen: Werther’s Original.“⁵ Obgleich es dem Text gelingt, seinen Gegenstand mit dem Bezugssystem des „Städtchens“ samt seinem Zuckerbäcker zu assoziieren, werden an ihm doch auch Brüche sichtbar, die sich zwischen der ideellen und der materiellen Seite des Produkts ergeben. Zwar verhilft die Verpackungsbeschreibung ihrem Erzeugnis erfolgreich zu einer einzigartigen Identität, welche sie mittels relationaler wie auch biographisierender Bestimmung ausweist. Die auf diesem Weg hergeleiteten unstofflichen Aspekte des Erzeugnisses treten jedoch gleichzeitig als bloßes Beiwerk zu einer Physis in Erscheinung, deren Merkmale mit der skizzieren „Idee“ des Produkts nicht übereinstimmen. Das im Narrativ geschilderte Herstellungsverfahren deckt sich bei näherer Betrachtung nämlich nur bruchstückhaft mit der faktischen Zusammensetzung des Bonbons; die ideellen Facetten der Süßware stehen überwiegend nicht in Korrespondenz zu den im Labor nachweisbaren. Denn abgesehen von den knapp 15 Prozent an Milchbestandteilen und der „Prise Salz“, die sich den Verpackungsangaben zufolge unter den faktischen Zutaten befinden, weichen die Komponenten durchwegs von den im obigen Text erwähnten ab; weder Isomalt, Aroma, der Emulgator Sojalecithin, noch der künstliche Süßstoff Acesulfam-K stehen in Entsprechung zu

⁴ vgl. ebd.

⁵ vgl. ebd.

dem Narrativ, welches das Erzeugnis in einer Gesellschaftsordnung um 1900 ansiedelt.⁶ Wenn nun die im Verpackungstext umrissene Identität der „Werther’s Original“ Bonbons zu deren materiellen Eigenschaften im Widerspruch steht, so zeitigt dies zugleich Vor- und Nachteile. Für das Gesamtprodukt ist der Mangel an Kongruenz eher abträglich denn nützlich, scheinen sich doch Teile des Narrativs eigentlich auf ein anderes als das vorliegende Erzeugnis zu beziehen; der Zuschreibungsprozess, der im Auge des Konsumenten eine subjektive Wertsteigerung auslösen soll, geht somit teils in Leere. Unserer jetzigen Analyse kommt die besagte Differenz jedoch entgegen, da sie den optionalen Charakter der Produktbeschreibung klarer greifbar macht. Die Funktion des Narrativs, das Zustandkommen eines „ideellen Mehrwerts“ des Produkts zu ermöglichen, lässt sich so besser isolieren; insofern, als sich die ideelle Seite des Erzeugnisses von seiner stofflichen abhebt, lässt sie sich leichter fassen.

Weitere Erzeugnisse, die ebenfalls mittels ihrer Produktbeschreibungen erklären, eine einzigartige Identität zu besitzen, lassen sich in der Sparte „Zurück zum Ursprung“ der österreichischen Lebensmittelkette Hofer lokalisieren. Wieder sind es die Prinzipien der relationalen Definition und der Biographisierung, die für die Konstitution des „ideellen Mehrwerts“ der Fabrikate maßgeblich sind; wieder zeichnet sich an den Produkten der Einsatz von Beschreibungsmethoden ab, die wir in vergleichbarer Gestalt in den Ausführungen Eriksons vorgefunden haben, wo sie der Erfassung des Menschen dienen. Besonders offensichtlich treten diese Bestimmungsansätze an denjenigen Vertretern der Gruppe zutage, die sich durch einen spezifizierenden Verpackungstext auszeichnen; ein Beispiel hierfür kann uns das Mineralwasser „Tauernquelle“ sein. Der Tenor der im Lieferumfang befindlichen Produktbeschreibung ist bereits im Namen des Getränks präsent; die Bezeichnung weist ihren Träger als Abkömmling eines Bezugssystems aus, dessen „Ursprünglichkeit“ und Naturbelassenheit als ungewöhnlich hoch gilt. So sorgt der auf dem Etikett abgedruckte Text denn auch für nur wenig Überraschung, zumal er die Realisierung der Beschreibungsmethode der relationalen Bestimmung lediglich weiterführt. Eingangs sieht sich die Ordnung eines staatlich geschützten Naturraums umrissen: „Mitten in der einzigartigen Pflanzen- und Tierwelt des geschützten Nationalparks Hohe Tauern liegt die Tauernquelle im Talboden der Gasteiner Ache auf 850 m Seehöhe.“⁷ In einem nachfolgenden Schritt gliedert die Produktbeschreibung das Mineralwasser in das skizzierte Referenzsystem ein; dabei nutzt sie die Gelegenheit, die Assoziation zur Grundlage zu nehmen, um die positiv konnotierte Eigenschaft der Reinheit auf das Produkt zu

⁶ Unsere Erwähnung der realen Zutaten der zuckerfreien „Werther’s“ korrespondiert mit den dahingehenden Angaben auf der Verpackung des Produkts; vgl. ebd.

⁷ vgl. Abb. 12.

übertragen: „Das erfrischend reine Wasser der Tauernquelle ist von wohltuender Bekömmlichkeit.“ Wenn wir uns nun fragen wollen, inwieweit der Verpackungstext dazu beiträgt, den materiellen Aspekten des Produkts eine ideelle Dimension zur Seite zu stellen, so ist es aufschlussreich, den Preis des Mineralwassers demjenigen eines Konkurrenzproduktes gegenüberzustellen, welches ohne vergleichbare Narrative auskommt. Während das Wasser der „Tauernquelle“, das anhand seiner Beschreibungen eine einzigartige Identität geltend macht, zum Zeitpunkt unserer Recherche 35 Cent kostet, ist ein „gesichtslos“ Pendant bei derselben Lebensmittelkette schon um 29 Cent zu haben; letzterer Betrag entspricht ferner dem bei anderen größeren österreichischen Händlern vorgesehenen Preis für 1,5 Liter Mineralwasser.⁸ Was auf den ersten Blick nach einem geringen Differenzbetrag aussehen mag, ist ausgehend von dem günstigeren Angebot immerhin eine Steigerung von gut 20 Prozent. Dass die Distinktion der „Tauernquelle“, welche den Mehrwert des Produkts verursacht, im nichtstofflichen Bereich liegt, zeigt die von den Konkurrenzprodukten kaum abweichende chemische Analyse der Zusammensetzung; die äußerst geringfügigen Unterschiede gegenüber anderen Quellwässern dürften sich kaum ausreichend im Geschmack des Getränks zeigen, als dass sie in Blindverkostungen eine verlässliche Erkennung erlaubten. Ein Vorzug der „Tauernquelle“, der sich für einen durchschnittlichen Konsumenten aus der Physis des Produkts ergäbe, lässt sich in Anbetracht dessen nur schwerlich lokalisieren. Da es dem Mineralwasser somit an materiellen Besonderheiten mangelt, kann es nur seine ideelle Einzigartigkeit sein, die ihr zu einem Mehrwert verhilft. Ausschlaggebend dafür, dass ein Kunde der „Tauernquelle“ eine unverwechselbare Identität zuerkennt, sind der Name und die Produktbeschreibung des Wassers, die gemeinsam eine auf Relationalität fußende Bestimmung vornehmen.

Eine Reihe an Produkten, denen seitens ihrer Beschreibungen eine biographisch begründete Identität verliehen wird, treffen in den Katalogen des Linzer Versandhändlers Manufactum an. Aufgrund der großen Auswahl an Erzeugnissen, die allesamt über umfangreiche Narrative verfügen, wollen wir uns darauf beschränken, zwei repräsentative Fabrikate aus dem Sortiment herausgreifen; zunächst soll der „Terrazo“ Waschtisch unsere Aufmerksamkeit erhalten. Wie auch die anderen Produkte, die Teil des Warenkatalogs sind, wird dieser „Waschtisch für die Ewigkeit“⁹ nicht nur mittels einiger Produktphotos angepriesen; vielmehr findet sich zusätzlich ein ausführlicher spezifizierender Text, der in seiner visuellen Aufbereitung an das Erscheinungsbild von Tageszeitungen erinnert. Auffällig ist, dass die Beschrei-

⁸ Wir beziehen uns hier auf die Mindestpreise der Großhandelsketten Rewe, Spar, Zielpunkt und Lidl; die Preise entstammen dem Zeitraum vom Herbst 2010.

⁹ vgl. Manufactum (2010), S. 8.

bung nur teilweise die unmittelbar gegebenen Merkmale des Produkts behandelt; anstatt sich diesen zu widmen, geht sie zunächst daran, die Biographie des Erzeugnisses nachzuzeichnen. So konstatiert sie gleich eingangs, der Waschtisch vergegenständliche einen „Stoff aus der Antike“; diese Feststellung untermauert sie infolge mit der Angabe, „der felsenharte Terrazo [...] fasziniert seit vielen Jahrhunderten. [...] In vielen historischen Gebäuden kann man die handwerklich hergestellten Flächen bis heute bewundern.“ Dem fügt sie hinzu, der Naturstein sei im Lauf der Zeit als Material ersetzt worden; bedauerlicher Weise sei die respektive Fertigungstechnik „nahezu in Vergessenheit“ geraten.¹⁰ Die biographisierende Produktbeschreibung nimmt mit diesem Krisenbericht jedoch keineswegs ein jähes Ende; hingegen bekundet sie zum Erstaunen des Lesers, „in den Niederlanden ist das Thema Terrazo aber immer präsent geblieben und das Wissen um die Herstellung [...] nicht verlorengegangen.“ Die Kenntnisse rund um die Waschtischproduktion seien „einst von italienischen Einwanderern mitgebracht“ und „von wenigen Familien durch die Generationen weitergetragen“ worden.¹¹ An diesem Punkt wird die Intention der Darstellung greifbar, die im Kern darin besteht, den Eindruck zu erzeugen, bei dem Terrazo handle es sich um ein seltenes Gut; darüber hinaus zielt sie darauf ab, dem Tisch zu einem gewissen Ausmaß an Historizität zu verhelfen. Im weiteren Verlauf wechselt der Fokus der Produktbeschreibung von der Biographie der „Idee“ des Erzeugnisses zu derjenigen Entstehungsgeschichte über, die sich im Rahmen der Herstellung ergibt; auch diese Dimension des Waschtisches beleuchtet sie mit einiger Genauigkeit, worauf wir aufgrund der zahlreichen technischen Details allerdings nicht näher eingehen wollen. Festgehalten zu der zweiten Facette der Biographisierung sei lediglich, dass sie wiederum eine Rückblende auf eine ehemalige Fertigungstechnik mit einschließt, welche einer vorindustriellen Zeit entstammt, wodurch sie die unterschiedlichen Bereiche der Entstehungsgeschichte vereinigt. Insgesamt setzt die Produktbeschreibung des Terrazos in mehrerlei Hinsicht das narrative Prinzip um, eine spezifische Identität auf dem Weg der Biographisierung zu bestimmen. Durch die Verwendung dieser Darstellungstechnik fächert sie die Historizität des Fabrikats auf eine Weise auf, die ebenso gut einem Menschen gerecht würde, dessen Persönlichkeitsentwicklung sie aufzuschlüsseln in der Lage wäre.

Das zweite Beispiel, das wir dem Manufactum-Katalog entnehmen wollen, sieht sich in selbigem als „ein Stück amerikanischer Geschichte“ eingeführt; bereits an dieser Stelle drängt sich uns die Vermutung auf, im weiteren Text die narrative Aufbereitung einer längeren Entstehungsgeschichte anzutreffen. Unsere Ahnung findet denn auch insofern umgehend

¹⁰ ebd.

¹¹ ebd.

Bestätigung, als die Produktbeschreibung des „Adirondack Gartensessels“ mit der Feststellung fortfährt, das Möbelstück „blickt auf eine umfangreiche Tradition zurück und schmückte in den Vereinigten Staaten und in Kanada schon früh Seebäder und –ufer sowie Hotelterrassen in den Bergen, aber auch immer schon private Gärten.“¹² Wenn der Text dem hinzufügt, der Sessel sei in den genannten Gegenden „beinahe allgegenwärtig“, weswegen sich „in den südlichen US-Bundesstaaten [...] für öffentliche Picknicks, bei denen die Beteiligten vorwiegend in Adirondack Sesseln sitzen, der Begriff ‚adirondacking‘ eingebürgert“ habe, so nimmt er damit nicht nur eine biographisierende, sondern auch eine relationale Bestimmung seines Gegenstands vor. Auch im weiteren Verlauf der Beschreibung begegnet die Schilderung entstehungsgeschichtlicher Details wiederholt entsprechenden Hinweisen auf die lebensweltliche Ordnung, aus welcher das Möbelstück hervorgegangen sei. So konstatiert der Text, die „Heimat“ des Sessels „liegt jedoch im Norden der USA, im Adirondack State Park im nordöstlichen Teil des US-Bundesstaats New York. Der Vorläufer des heutigen Sessels geht der Legende nach auf einen Thomas Lee zurück, der dort 1903 seinen Urlaub verbrachte.“ Der Urlaubende habe in Ermangelung eines ihn befriedenden Ruhesessels kurzerhand im Eigenbau einen solchen konstruiert. Im Zuge diverser Nachbauten durch andere Personen hätten zwar verschiedene Änderungen Einzug gehalten; die eigentliche „Grundidee – einer Liege zum Sitzen“ sei jedoch stets erhalten geblieben.¹³ Speziell die multifunktionalen breiten Armlehnen verkörperten ein klares Distinktionsmerkmal aller Inkarnationsformen des Adirondacks, die im Lauf der Zeit gezimmert worden seien. Wie die Biographisierung des Waschtisches vollzieht nun auch diejenige des Sessels im Anschluss an die historischen Angaben einen Schwenk, um sich den Details der Herstellung zu widmen; diese sparen wir jedoch wiederum aufgrund der benötigten technischen Begriffe aus. Als Resümee führen wir an, dass die Produktbeschreibung des Adirondacks ihrem Objekt nicht nur eine gewisse Geschichtlichkeit verleiht; vielmehr beschreibt sie selbiges darüber hinaus als originären Teil eines bestimmten Referenzsystems, das in dem besagten nordamerikanischen Park zu liegen kommt. Die einzigartige Identität des Möbelstücks, welche der Text auf narrativem Wege hergeleitet, fußt dementsprechend auf der Umsetzung sowohl des Prinzips der Biographisierung als auch desjenigen der relationalen Definition.

Ein letztes exemplarisches Produkt, dem anhand seiner Beschreibungen eine maßgebliche ideelle Facette verliehen wird, wollen wir an dieser Stelle lediglich streifen. Es handelt sich um die Süßware „Gute Laune Drops“, an der sich zwar keinerlei Biographisierung, dafür

¹² Manufactum (2010), S. 28; vgl. Abb. 13.

¹³ ebd.

aber eine auf Wechselbezug fußende Identitätsbestimmung abzeichnet. Die in einer kleinen Schachtel verpackten Bonbons¹⁴ werden von einem Text begleitet, der ihre Funktion als Teil einer spezifischen menschlichen Alltagserfahrung umreißt; das Referenzsystem, welches er als Grundlage der Unverkennbarkeit der ideellen Natur der Zuckerl ausweist, hat seine Basis damit nicht in der äußeren Welt einer gesellschaftlichen Ordnung, sondern in der subjektiven Wahrnehmung eines menschlichen Individuums, das sich in einer bestimmter Lebenssituation wieder findet. Als Bezugspunkte, welche die Konstitution produktbezogener Identität nach sich ziehen sollen, fungieren Angaben über Erfahrungsinhalte, die in der Konstellation eines von Unzufriedenheit geprägten Tages auftreten können. An einem derartigen Szenario der Übellaunigkeit setzt der Verpackungstext an: „Ein sonniger Gedanke kann einem missgestimmten Tag jederzeit ein ganz anderes Gesicht verleihen. Wechseln Sie die Denkrichtung, schalten Sie Ihre Antennen auf Empfang für die kleinen Freuden des Lebens, vergnügen Sie sich an den Details.“¹⁵ Obgleich die Bonbons selbst bislang noch nicht erwähnt wurden, sind doch bereits die Eckpunkte des Bezugsfelds menschlicher Erfahrung greifbar, in welche die Zuckerl infolge eingebettet werden: „Wie wäre es mit einem phantasievollen, kleinen Tagtraum, etwa für die Dauer einer Bonbon-Lutsch-Länge ... während die grauen Zellen erfrischt und belebt werden vom hellen Zitronenaroma, begleitet von einem frechen Prickeln, das den Gaumen ganz nah am Denken kitzelt.“ Als Teil einer unter ausgewiesenen Umständen auftretenden menschlichen Erfahrung beschrieben, sehen sich die Bonbons in erster Linie in ihrer ideellen Dimension skizziert, während die materiellen Eigenschaften lediglich zur Stütze der Gesamtdarstellung dienen. Die Produktbeschreibung schließt mit der Aufforderung, der Leser möge die Eigenart der Zuckerl dahingehend würdigen, selbige seinerseits zu einem Aspekt des eigenen Erlebens zu machen: „Lutschen Sie die Gute Laune herbei: erst sauer, dann heiter, dann geht's gleich leichter weiter!“¹⁶ Obgleich die referenzielle Ordnung, in welche die Bonbons anhand des Verpackungstexts eingegliedert werden, sich einer einfachen Objektivierbarkeit entzieht, ist es doch die Bezugnahme der Süßware auf die Rahmenumstände ihrer Konsumation, die ihre ideelle Eigenart konstituiert; die Produktbeschreibung realisiert daher eine Form des relationalen Nachweises unverkennbarer Identität, die unsere bisherigen diesbezüglichen Ausführungen ergänzt.

¹⁴ vgl. Abb. 14.

¹⁵ ebd.

¹⁶ ebd.

Wir haben im Verlauf dieser Arbeit zahlreiche Produktbeschreibungen angetroffen, die ihren Gegenständen Darstellungsmethoden zuteil werden ließen, die ursprünglich der Erfassung des Menschen dienten; als maßgebliche Intention dieser Texte haben wir den Versuch angeführt, dem jeweiligen Erzeugnis im Auge des Lesers einen „ideellen Mehrwert“ zu verleihen. Neben denjenigen Formen der Vermenschlichung von Produkten, die wir in Entsprechung zu den Nussbaum'schen Aspekten der Verdinglichung etabliert hatten, waren uns speziell die in den Ausführungen Eriksons gebräuchlichen Beschreibungsansätze der Biographisierung und der relationalen Bestimmung maßgebliche Werkzeuge, die eine Analyse der Produktbeschreibungen erlaubten. Wenn wir nun also aufgezeigt haben, welche Ausprägungen die Vermenschlichung der Dingwelt annehmen kann und welchem Zweck sie unterstellt ist, so zeitigt dies Konsequenzen, die über den Rahmen unserer eigenen Arbeit hinausgehen.

Bereits mehrfach aufgegriffen haben wir das Verhältnis zwischen unseren Überlegungen und denjenigen Heiner Keupps. Im Zuge seiner Erörterungen zur gegenwärtigen Stellung des Erikson'schen Identitätskonzepts weist Keupp auf Differenzen hin, die bei der Gegenüberstellung einer „modernen“ und einer „postmodernen“ Form menschlicher Selbstwahrnehmung auftreten; so hält er fest, „gesellschaftliche Prozesse, die mit Begriffen wie Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung angesprochen sind, haben das Selbstverständnis der Moderne grundlegend in Frage gestellt.“¹⁷ Obgleich die Feststellung Keupps am Anfang unserer Arbeit stand, war es uns doch möglich, ihr einige zusätzliche Facetten hinzuzufügen und sie zu konkretisieren. Erstens haben wir zwei unterschiedliche Modi menschlicher Selbstbezüglichkeit umrissen, indem wir zwei „Wahrnehmungsraster“ skizzierten, deren erstes wir als „modern“ und deren zweites wir als „postmodern“ bezeichneten; jedem dieser beiden Raster stellten wir ein charakteristisches Merkmal zur Seite, um die Attribute „modern“ und „postmodern“ zu spezifizieren und ihnen ihre eine etwaige Unschärfe zu nehmen. Zweitens haben aufgezeigt, inwieweit der Identitätsbegriff Eriksons samt der Erfassungsmethoden, welche dem Nachweis individueller Identität dienen, heute zwar nicht länger für den Menschen adäquat sein mögen, dafür aber in zahlreichen Produktbeschreibungen als Postulat zugegen sind. Insofern als Keupp unter vielfältigen Gesichtspunkten Identitätsforschung betreibt,¹⁸ mögen unsere Erkenntnisse für diesen Autor und vergleichbare Sozialwissenschaftler von Relevanz sein. Denn zöge man unseren Befund als Grundlage heran, die Frage zu erheben, welche Implikationen sich für den Einzelnen ergeben, wenn Produkte wie „moderne“

¹⁷ Keupp (1999), S. 30.

¹⁸ Keupp verwendet den Begriff der „Identitätsforschung“ als Schlüsselbegriff; vgl. etwa (1999), S. 7 und 298.

Menschen skizziert werden, so könnte sich daraus eine Bereicherung für die Identitätsforschung ergeben.

Zusätzliche Implikationen unserer Arbeit lassen sich im Kontext der Ausführungen Kai-Uwe Hellmanns festmachen. Wie bereits die Überlegungen Keupps waren uns auch die Hellmann'schen ein Sprungbrett, sodass wir nun – zu ihnen zurückkehrend – eine Ergänzung der respektiven Annahmen vornehmen können. Da wir diesen Umstand bereits im Rahmen der Heranführung dieser Arbeit vorgezeichnet haben, wollen wir uns an dieser Stelle kurz halten. Wenn Hellmann im Rahmen seiner Betrachtung des Phänomens der Marke die Frage aufwirft, was es bedeute, wenn von Produkten wie von „lebendigen Organismen“ oder „be-seelten Wesen“ gesprochen werde,¹⁹ so lässt sich diese Problemstellung vor dem Hintergrund unserer Bilanz mit einer möglichen Antwort versehen, zu der wir in mehreren Schritten gelangt sind. Zunächst haben wir verschiedene Formen „vermenschlichender“ Darstellungsstrategien umrissen; infolge haben wir es als den Zweck dieser narrativen Muster ausgewiesen, den jeweils behandelten Gegenstand mit einer ideellen Dimension zu versehen. Die Parameter der dergestalt umrissenen immateriellen Eigenart eines Erzeugnisses haben wir mit den Merkmalen verglichen, welche die auf den Menschen gemünzte Identitätskonzeption Eriksons nahe legt; dabei ließen sich einige Übereinstimmungen fixieren. Schließlich konnten wir es als finale Absicht der vermenschlichenden Texte anführen, die Konstitution eines „ideellen Mehrwerts“ zu erwirken, den wir als eine im Auge des Konsumenten angesiedelte, subjektive Steigerung des Werts des Fabrikats definierten. Unsere Antwort auf die von Hellmann erhobene Frage ist somit eine mehrgliedrige. Zum einen zielt die Vermenschlichung von Produkten darauf ab, einen Identitätszuschreibungsprozess einzuleiten; zum anderen sind sie der übergeordneten Intention unterstellt, den Wert des Erzeugnisses zu erhöhen.

Ein weiterer Fall, in dem sich unsere Bezugnahme auf die Ausführungen eines Autors zum Anlass nehmen lässt, rückwirkende Folgen festzumachen, ergibt sich angesichts unserer Auseinandersetzung mit Martha Nussbaums Theorie der Verdinglichung des Menschen. Obgleich die Überlegungen Nussbaums unserer Arbeit bedeutende Ansatzpunkte boten, wurden auch ihre Schwachstellen deutlich. Denn wenn Nussbaum im Rahmen ihrer Darlegung sieben separate Ausprägungen der Verdinglichung spezifiziert, so weisen diese teils den Mangel auf, sich gegenseitig stark zu überschneiden. Sichtbar wurde dieser Umstand insbesondere im Zuge dessen, dass wir jeder einzelnen der sieben Möglichkeiten der Verdinglichung eine antithetische Entsprechung zur Seite stellten, welche eine „Vermenschlichung“ eines Dings implizierte; nicht immer erwies es sich hierbei als einfach, inhaltlich von einander vollständig ab-

¹⁹ Hellmann (2003), S. 84.

getrennte Prinzipien zu lokalisieren. Beispielsweise erwies sich die zweite Verdinglichungsform Nussbaums, die in der „Leugnung der Autonomie“ zu liegen kam, als nur unvollständig von der dritten separierbar, welche das „Postulat der Trägheit“ bedeutete; sowohl der zweite als auch der dritte Punkt stellten letztlich die eigenständige Leistungsfähigkeit einer Person in Abrede, sofern man sich auf die Suche nach einem sichtbaren Anzeichen einer respektiven verdinglichenden Praxis begab. Speziell im Rahmen unseres Versuchs, Nussbaums der Intention nach divergierenden Ausprägungen der Verdinglichung mit konkreten Manifestationsformen auszufüllen, die im menschlichen Alltag angesiedelt waren, stießen wir gelegentlich auf sich wiederholende Themen. Diese Überschneidungen erschwerten uns unser Bestreben, ausgehend von den sieben Punkten Nussbaums dezidierte Gegenprinzipien zu fixieren; mitunter war es unvermeidlich, auch im Rahmen unseres Vorhabens überlappende Inhalte als Brechungspunkte heranzuziehen. Insgesamt ist es uns zwar ein Anliegen festzuhalten, dass sich die Nussbaum'sche Verdinglichungstheorie im Kontext unserer Arbeit als absolut taugliche Bezugsinstanz für weiterführende Gedanken erwiesen hat. Dennoch erschien es uns vor dem Hintergrund der aufgetretenen Schwierigkeiten als sinnvoll, eine noch klarere inhaltliche Abgrenzung der einzelnen Nussbaum'schen Punkte vorzunehmen. Eventuell wäre es hierzu zweckdienlich, anstelle siebener Verdinglichungsprinzipien lediglich fünf anzunehmen und diese mit exemplarischen Manifestationsformen auszufüllen, welche der menschlichen Alltagserfahrung entstammen. Vielleicht vermag unsere Auseinandersetzung mit der Verdinglichungstheorie Nussbaums somit einen ergänzenden Anstoß zur Weiterentwicklung derselben zu geben.

Einige bemerkenswerte Überlegungen, die mit den unseren in gewisser Weise verwandt sind, finden wir in Franz Moraks Buch „Die organisierte Kreativität“ vor. Die Schrift dokumentiert die Ergebnisse einer im Jänner 1999 veranstalteten, internationalen Konferenz und vereint die Vorträge unterschiedlicher Autoren; zudem spiegelt sie zahlreiche Diskussionen wider. Die Zielsetzung der Tagung und damit der Morak'schen Schrift ist es, die künftige Rolle der Kreativwirtschaft Österreichs auszuloten und nach Möglichkeiten zu suchen, selbige in einer angemessenen Form politisch zu steuern. Gleich eingangs stellt Morak die Bedeutung kreativer Leistungen im Rahmen der Güterproduktion ins Zentrum der Betrachtung, indem er ein Produkt auf seine materiellen und ideellen Teilbereiche hin analysiert. Hierzu bedient sich Morak des Beispiels der von der Schweizer Swatch AG hergestellten Armbanduhr gleichen Namens, um von selbiger festzuhalten, „rund um die ‚Swatch‘ gibt es ein mit dem Produkt verbundenes multimediales Konstrukt, eine Erzählung, die dem Konsum seinen Sinn

verleiht.²⁰ Hieran zeigt sich zum einen, dass Morak die Narrative, die sich um die Swatch ranken, als bedeutende Komponente des Gesamterzeugnisses ansieht; zum anderen wird Moraks Betonung der ideellen Bereiche der Swatch greifbar. Wie auch wir geht Morak davon aus, dass es die ideellen Facetten eines Produkts sind, die seine Eigenart determinieren. Während wir in diesem Kontext in Bezugnahme auf die Ausführungen Eriksons von der „Identität“ des Fabrikats sprechen, greift Morak auf den Begriff der „Individualität“ zurück, um die ideelle Unverkennbarkeit des fraglichen Produkts zu fassen. So stellt Morak fest, „eine Swatch hat eine Geschichte, die ihr eine unverwechselbare Individualität gibt.“²¹ Eine weitere Übereinstimmung zwischen den Gedanken Moraks und den unseren ergibt sich dadurch, dass Morak einen „kulturellen Mehrwert“ der Uhr ins Treffen führt.²² Von diesem hält er fest, er sei für Produkte wie die Swatch von großer Relevanz, gerade weil er der ansonsten gegebenen Austauschbarkeit entgegen wirke. Nun haben wir eingehend aufgezeigt, inwieweit der von uns angenommene „ideelle Mehrwert“ eines Erzeugnisses eben dieses Fabrikat in den Augen des Konsumenten zu etwas werden lässt, das sich als einzigartig versteht. Moraks Konzept des „kulturellen“ uns das unsere des „ideellen Mehrwerts“ decken sich daher in ihren wohl wesentlichsten Punkten. Hinzu kommt, dass das Beispiel der Swatch im Verlauf der in Moraks Buch versammelten Diskussionen erneut Berührung findet. So konstatiert Richard Heinrich, der Käufer der besagten Schweizer Armbanduhr bezahle tatsächlich weniger für ihre Funktionalität als vielmehr für die „spezifische in dieses Produkt investierte Kreativität.“²³ Die bloße Plastikuhr sei in Wirklichkeit für niemanden von Interesse; es seien stattdessen die kreativen Leistungen, welche die Swatch umgäben, die selbige im Kern ausmachten. Wenn Heinrich festhält, „diese Kreativität ist das Produkt und das andere kriegen wir dazu geschenkt“,²⁴ wird daran erkenntlich, dass sich die Aspekte der Swatch, die abseits ihrer physischen Grundfunktionen liegen, in hohem Ausmaß ihren Wert ausmachen. Dies erlaubt es uns, von dem Gedankengang Heinrichs eine Verbindung zu unserer Annahme eines „ideellen Mehrwerts“ zu ziehen; diesen sehen wir als Teil gerade solcher Produkte an, die über umfangreiche Narrative verfügen – Produkte, wie sie Morak mit dem Beispiel der Swatch anspricht.

Weitere, womöglich überraschende Korrespondenzen ergeben sich zwischen unseren Überlegungen und manchen wirtschaftswissenschaftlichen Studien; am Beispiel einer im Jahre 2010 erschienenen Publikation wollen wir daher kurz aufzeigen, inwieweit sich die vorlie-

²⁰ Morak (1999), S. 8.

²¹ ebd.

²² ebd., S. 9.

²³ ebd., S. 180.

²⁴ ebd.

gende Arbeit als Grundlage nutzen ließe, um einigen in der Ökonomik gebräuchlichen Konzepten philosophischen Rückhalt zu geben. Sandra Schlegl verfolgt mit ihrer Untersuchung die Absicht, die „Einstellung“ eines Konsumenten einer bestimmten Marke gegenüber als von „inneren Gedächtnisbildern“ geprägt zu beschreiben;²⁵ auf der Basis dieser Annahme entwickelt sie eine Technik, welche von unterschiedlichen Menschengruppen typischer Weise vorgenommene Einschätzungen messbar macht. Da Schlegl davon ausgeht, dass die Vorstellungen eines Einzelnen von Marken qualitative Attribute in der Form einer emotionalen Färbung aufweisen, zieht sie zur Erfassung dieser Impressionen Bilder ein, die nach Gefühlszuständen codiert sind; die Aufgabe der Versuchspersonen besteht infolge darin, diese Abbildungen als zur jeweiligen Marke passend oder unpassend auszuweisen. Eine erste Parallele zwischen der Arbeit Schlegls und der unseren ergibt sich anhand des seitens Schlegls verwendeten Konzepts der „Einstellung“ des Kunden, dessen Angelpunkte sich in mehrerlei Hinsicht mit denen des „Wahrnehmungsrasters“ decken, das in unserer Arbeit maßgeblich ist. Sowohl die Instanz der Einstellung als auch die des wahrnehmungsbezogenen Rasters sind darauf ausgelegt, die Relation zwischen den persönlichen Vorstellungsinhalten eines Menschen und der Qualität seiner Handlungen zu beschreiben; insbesondere versuchen beide, die Wechselwirkung zwischen der Erwartungshaltung des Betreffenden und seiner Einschätzung bestimmter Sachverhalte zu erfassen. Sichtbar wird diese Korrespondenz etwa dann, wenn Schlegl ihren Begriff der Einstellung als eine „emotionale und kognitive Grundhaltung gegenüber einem Einstellungsobjekt“ definiert, „die einen Einfluss auf Verhaltensintentionen und tatsächliches Verhalten hat.“²⁶ Je nach der Beschaffenheit der „Einstellung“ gelangt ein Individuum gemäß der Theorie Schlegls zu einer spezifischen Art und Weise, sich mit Tatbeständen auseinander zu setzen. Da sich Schlegl im Wesentlichen auf die Frage konzentriert, welchen Modus die Beschäftigung einer Person mit äußerlichen Entitäten annehmen kann, hält sie ferner fest, Einstellungen seien „nach außen, auf Objekte, gerichtet. Über die Beurteilungsobjekte wird ein subjektives Urteil gebildet. Objekte können neben Produkten und Marken auch Unternehmen, Länder oder Personen aber auch Verhaltensweisen sein.“²⁷ Hieran wird deutlich, dass die konzeptionelle Reichweite der „Einstellung“ weit über die individuelle Einschätzung von Fabrikaten hinausgeht; dennoch ist es vor allem dieser Aspekt, auf den sich Schlegl konzentriert. Ähnliches trifft auf das von uns vorgeschlagene „Wahrnehmungsraster“ zu; auch diese Instanz determiniert das Verhalten einer Person, auch sie zeigt sich nicht allein anhand des

²⁵ Schlegl (2010), S. 7.

²⁶ ebd., S. 100.

²⁷ ebd.

Umgehens eines Einzelnen mit Produkten. Nichtsdestotrotz ist es ebenfalls die Auswirkung des „Rasters“ auf das Bild, welches sich ein Mensch von Erzeugnissen macht, das für uns im Vordergrund steht. Neben dem Umstand, dass bereits einige der grundsätzlichen Eckdaten der „Einstellung“ mit denen des „Wahrnehmungsrasters“ übereinstimmen, treffen wir somit darin, dass sowohl Schlegl als auch wir die individuelle Einschätzung bestimmter Produkte zum zentralen Problem erheben, eine weitere Parallele an. Bemerkenswerter Weise ist es hier vor allem die Frage nach der Zuschreibung von ideellem Wert, die in beiden Konstellationen Behandlung findet. Nicht nur wir versuchen im Rahmen dieser Arbeit aufzuzeigen, inwieweit zwischen der Wahrnehmungsweise, die eine Person einem Erzeugnis zuteil werden lässt, und dem Wert, welche sie dem Fabrikat beimisst, eine Verbindung besteht; vielmehr sieht sich Schlegl ebenso von der Intention geleitet, in dieser Hinsicht Klärung herbeizuführen. Im Zuge ihrer Überlegungen stellt Schlegl zwischen der „Einstellung“ eines potentiellen Käufers und seiner Neigung, gewissen Produkten einen über den Nutzwert hinausgehenden Gehalt zuzuerkennen, eine Relation her; so konstatiert sie, „Einstellungen wirken sich weiters auch auf die Aufpreisbereitschaft und die Markenpräferenz aus.“²⁸ Um die dergestalt fixierte Abhängigkeit des Wertzuschreibungsprozesses von der Einstellung des Konsumenten aufzuschlüsseln, zieht Schlegl einige exemplarische Erzeugnisse heran, an denen sich eine besonders umfangreiche „Aufpreisbereitschaft“ abzeichnet; an der diesbezüglichen Auswahl Schlegls tut sich denn auch eine dritte Entsprechung zu unseren Ausführungen auf. Denn während unser Hauptbeispiel für ein Produkt mit hohem „ideellen Mehrwert“ im schottischen Whisky zu liegen kommt, zieht Schlegl österreichisches Bier heran, von dem sie festhält, „nicht die objektive Beschaffenheit, sondern die Verbrauchervorstellungen sind entscheidend.“²⁹ Während eine vordergründige Übereinstimmung unseres und des Schlegl’schen Hauptbeispiels freilich darin besteht, ein alkoholisches Getränk zum Inhalt zu haben, ist die bedeutendere Korrespondenz diejenige, dass die Attraktivität beider Produkte nur teilweise auf ihren materiellen Aspekten fußt. Den immateriellen Komponenten nähern sich Schlegl wie auch wir anhand einer Analyse der jeweiligen produktbezogenen Beschreibungen und Darstellungen, da diese geeignet sind, die Vorstellung des Konsumenten von den Erzeugnissen zu beeinflussen, wodurch Wertzuschreibungsprozesse möglich werden. Schlegl widmet sich dabei noch ausdrücklicher dezidierten Werbebotschaften, als dies in unserer Arbeit der Fall ist. Um die Bedeutung des ideellen Werts des Bieres zu verdeutlichen, gibt Schlegl an, „in der Brauwirtschaft spielt die affektive Komponente des Einstellungsmodells eine zentrale Rolle. Die Einstellung zu Bier

²⁸ ebd., S. 103.

²⁹ ebd., S. 244.

ist vorwiegend emotional geprägt, was sich besonders gut im Blindtest zeigt. Obwohl Biertrinker gerne behaupten, dass sie „ihre“ Marke unter allen anderen am Geschmack wieder erkennen können, zeigt der Blindtest oft ein anderes Bild.“³⁰ Der Gedanke, der Einsatz von Blindtests zeige auf, dass Bier häufig Facetten abseits des Nutzwerts zuerkannt werden, findet sich in abgewandelter Form auch im Umfeld unseres Beispielprodukts Whisky.³¹ So hält Mark Waymack fest, „even experts can stumble in blind tastings of premium bourbons, and when it comes to the realm of mass market bourbons, it is a foolhardy person who believes he can reliably discriminate and identify various bourbons in a blind tasting.“³² Waymark fügt hinzu, es sei bei der Evaluierung von Whiskey essentiell, „not to ignore the association of ideas that become part of the tasting experience.“³³ Die Vorstellung, die sich ein Konsument von einem Whiskey mache, hänge wesentlich von dem Narrativ ab, welches die jeweilige Darreichungsform begleite; diese Erzählung nehme auf das Verhalten des Käufers Einfluss: „The story that any particular label presents acts as a prompt in our brain. [...] Deeply important in our making a selection and then experiencing the whiskey is the story that our minds will associate with that particular label, the story of how it was made, the story of where it was made, the story of what happened in the past when drinking it and with whom we drank it.“³⁴ Wenn Waymack neben der persönlichen Erfahrung eines Konsumenten mit dem Produkt speziell die Entstehungsgeschichte und die Herkunft des Erzeugnisses als Eckpfeiler der produktbezogenen Vorstellung des Käufers anführt, so ist dies vor dem Hintergrund der Gesamtheit unserer Arbeit von besonderem Interesse; die seitens Waymarks genannten Ansatzpunkte, welche der narrativen Erschließung eines Fabrikats dienen, stehen nämlich im Einklang zu den Prinzipien der Biographisierung und der relationalen Bestimmung, deren Einsatz wir in zahlreichen Produktbeschreibungen nachgewiesen haben. Unsere Bilanz hinsichtlich des Ef-

³⁰ ebd.

³¹ Die Schreibweise von „Whisky“ weicht im amerikanischen Englisch ab, wo sie auf „Whiskey“ lautet. Dies zeigt sich in den nachfolgenden Zitaten und unserer Bezugnahme auf selbige.

³² [„sogar Fachleute können bei Blindverkostungen von hochqualitativen Bourbon Whiskeys ins Stolpern kommen, und was das Reich der für den Massenmarkt produzierten Bourbons angeht, glaubt nur ein Tollkühner, in einer Blindverkostung verschiedene Bourbons zuverlässig voneinander zu unterscheiden und zu identifizieren zu können.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: Waymack (2010), S. 130; obgleich Waymack mit „Bourbons“ von amerikanischen Whiskeys spricht, gelten seine Aussagen auch für den aus Schottland stammenden Whisky, vgl. hierzu den Hinweis des Herausgebers Allhoff (2010), S. 3.

³³ [„nicht die in Verbindung gebrachten Ideen zu übersehen, die Teil des Verkostungserlebnisses werden.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 133.

³⁴ [„Die Erzählung, die ein bestimmtes Etikett auf den Plan ruft, fungiert in unserem Gehirn als Schlüsselreiz. [...] Die Erzählung, die unser Denken mit diesem einen Etikett assoziiert, ist bei unserer Auswahl und dem Erleben des Whiskeys ungemein wichtig; ebenso die Erzählung davon, wie er hergestellt wurde, die Erzählung, wo er hergestellt wurde, und die Erzählung, unter welchen Umständen wir ihn in der Vergangenheit tranken und mit wem wir ihn tranken.“ – ÜS. T.W.]; Orig.: ebd., S. 134f.

fekts der genannten Darstellungsmethoden gleicht daher der Waymark'schen. Wie Waymark sind wir ebenso zu der Annahme gelangt, die Verwendung dieser Beschreibungsformen stattet ein Produkt mit einer unverkennbaren Charakteristik aus; wir haben diese als „Identität“ des Erzeugnisses bezeichnet. Zusätzlich haben wir aufgezeigt, dass die Eigenart des Fabrikats, die sich im Auge des Käufers konstituiert, schließlich seinen „ideellen Mehrwert“ ausmacht. Um nun aber zu der Schlegl'schen Studie zurückzukehren, wollen wir festhalten, dass selbige drei Parallelen zu unseren eigenen Ausführungen beinhalten. So ergibt sich zwischen der Schlegl'schen „Einstellung“ eines Kunden und unserem Konzept des menschlichen „Wahrnehmungsrasters“ eine erste Übereinstimmung; eine zweite tut sich ob Schlegls und unserer Herleitung des immateriellen Werts eines Produkts auf. Schließlich weist das Schlegl'sche Hauptbeispiel für ein Erzeugnis mit hohem ideellem Mehrwert starke Ähnlichkeitsmerkmale zu dem unseren auf. Insofern könnte unsere Arbeit herangezogen werden, um einigen wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen den Rückhalt sozialphilosophischer Überlegungen zu bieten.

6.3 Kritikpunkte

Im Zuge der Ausarbeitung unseres Forschungsprojekts wurden wir mit vielen hilfreichen Impulsen bedacht, die dieser Arbeit sehr zum Besseren gereicht haben. Allerdings waren es nicht selten gerade auch die kritischen Bemerkungen, die uns – obgleich stets wohlmeinend artikuliert – zu einer noch grundsätzlicheren Auseinandersetzung mit unserer Thematik anhielten; mitunter machten sie es nötig, bereits mehrfach Durchdachtes erneut zu hinterfragen und die Stichhaltigkeit getätigter Annahmen anzuzweifeln. Während Zahlreiches, das Gegenstand der Kritik war, in diese Arbeit Eingang gefunden hat, mussten doch einige Überlegungen außen vor bleiben, da sie einen grundsätzlich anderen Forschungsansatz impliziert hätten. Wir wollen im Folgenden versuchen, diese alternativen Zugänge samt der Sichtweise, aus der heraus sie problematisiert wurden, wiederzugeben. Dies soll uns Anlass sein, jeweils im Anschluss an die Darstellung eines Einwands unsere Wahl hinsichtlich der Ausrichtung und Methode der vorliegenden Arbeit zu rechtfertigen und über ihr Zustandekommen Auskunft zu geben.

Eine besonders kritische Einschätzung unserer Überlegungen rankte sich um die grundsätzliche Form unserer Annäherung an das Thema der „Vermenschlichung“ von Produkten. Konkret nahm diese Position den Umstand, dass wir die narrative Gleichbehandlung

der menschlichen und der Dingwelt einer Analyse unterzogen, zum Anlass, die mahnende Frage zu erheben, ob wir mit dieser Vorgangsweise nicht recht eigentlich unsererseits den Menschen verdinglichten, indem wir seine Austauschbarkeit durch unbelebte Gegenstände behaupteten. Speziell der Umstand, dass wir den Begriff der Identität als Brechungspunkt heranzogen und uns infolge mit der Konstitution einer produktbezogenen „Identität“ befassten, erschien vor dem Hintergrund dieses Zugangs als fragwürdiges Unterfangen. Ins Treffen geführt wurde zunächst, dass es lediglich der Mensch selbst sein könne, der ob seines Subjektstatus' die Fähigkeit besitze, ein Gefühl der Identität zu etablieren; bei einem Erzeugnis sei dies ebenso wenig der Fall wie anders lautende Vermutungen unsererseits unverantwortlich sein. Die soziale Realität zeichne sich dadurch aus, gut und gerne ohne die Präsenz von Produkten auszukommen; die Annahme einer Teilhabe von Fabrikaten am menschlichen Zusammenleben sei in gleicher Weise absurd, wie das Postulat einer Interaktion zwischen Individuen und Erzeugnissen jeder faktischen Grundlage entbehre. Unser rhetorischer Kunstgriff, das Ding nicht beim Namen zu nennen, sondern mit Raffinesse von „unbelebten Entitäten“ zu sprechen und diese als durch den Menschen zu eigenem Leben erweckt zu kennzeichnen, sei deplaziert und moralisch nicht vertretbar. Insgesamt komme man zu Vorstellungen wie den unseren wohl nur mit dem Selbstverständnis eines Philosophietreibenden; jedem Soziologen etwa sei hingegen klar, dass man nicht völlig ungeachtet der Empirie vorgehen könne. – Zunächst möchten wir hierauf entgegenen, dass es uns fern liegt, von einer realen ontologischen Wesensgleichheit des Menschen und der unbelebten Welt auszugehen; auch haben wir nicht die Absicht, Produkte als dem Menschen gleichwertig auszuweisen. Bereits unsere allgemeine Form der Beschäftigung mit unserer Problemstellung ließe Derartiges erst gar nicht zu. Denn wir gehen nicht von dem Primat eines Seins aus, an dem sich die menschliche Vorstellungskraft herausbildete und welches diese formte; vielmehr setzen wir bei der individuellen Erkenntnis- und Reflexionsfähigkeit und ihrer Qualität an. Die Wahrnehmungsweise und die Erwartungshaltung des Einzelnen sind uns Ausgangsbasis dafür, die Frage aufzuwerfen, nach welchem Modus die Interpretation des Seins durch den Menschen erfolgt; es ist demnach die Art und Weise selbst, nach der sich „das Sein historisch als Erfahrung konstituiert, das heißt als eines, das gedacht werden kann und muß,³⁵ die im Zentrum unserer Betrachtung steht. Wir versuchen darüber Aussagen zu tätigen, welche Erfahrungen der Einzelne unter spezifischen Bedingungen macht, zu welchen Umgangformen er vordringt, und welche charakteristischen „Selbstpraktiken“³⁶ er herausbildet. Neben dem Modus, nach dem sich ein Mensch

³⁵ Foucault (1986), S. 13.

³⁶ vgl. ebd., S. 21; sowie Straub (2001), S. 21.

seiner eigenen Person annähert, nehmen wir denjenigen in Augenschein, der bei seiner Auseinandersetzung mit Produkten zutage tritt. Sowohl bei unserer Betrachtung auf den Menschen ausgerichtet als auch auf Produkte bezogener Praktiken gehen wir von einem „Wahrnehmungsraster“ aus; von diesem nehmen wir an, dass es die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen determiniert, indem es bestimmte Vorstellungsinhalte zulässt, während es andere verunmöglicht. Um nun diese Vorstellungen – seien sie auf den Menschen oder auf Produkte bezogen – zu erfassen, begeben wir uns auf die Ebene des Texts als denjenigen Ort, an dem sich das Reflexionspotential des Menschen am direktesten erschließen lässt. Wir bewegen uns somit innerhalb des Bereichs des Schrift gewordenen Gedankens, wenn wir versuchen, das assoziative Umfeld, in welchem sich der Mensch einfindet, dem gegenüberzustellen, das Produkte umgibt. Die Vorstellungen, die der Einzelne sich selbst zuordnet, vergleichen wir mit denjenigen, die er Erzeugnissen zuweist; dabei spezifizieren wir stets die Rahmenbedingungen dieses seines Handelns. Nimmt innerhalb einer gedanklichen Konstellation ein Produkt einen Platz ein, der andernorts dem Menschen vorbehalten ist, so ist uns dies eine Grundlage, von der „Vermenschlichung“ eines Erzeugnisses zu sprechen – von einer im Text greifbaren Angleichung einer unbelebten Entität an menschliche Existenzbedingungen. Eine solcherlei geartete assoziative Parallelisierung von Mensch und Ding versuchen wir festzumachen; dabei verbleiben wir beständig im Bereich des Vorgestellten, während wir uns einer versuchten direkten Bezugnahme auf eine etwaige unhintergehbare und allgemein verbindliche Realität im Sinne eines ontologisch gegebenen Seins enthalten. Forschungsgrundlage sind uns beschreibende Texte, die ebenso gut den Menschen wie auch Produkte zu ihrem Gegenstand erklären können; eine Form der Gleichbehandlung der menschlichen und der Dingwelt, die sich abseits dieser Beschreibungen bewegte, machen wir nicht zu einem Teil unserer Überlegungen. Angesichts dieser unserer Vorgangsweise meinen wir, darauf verzichten zu dürfen, die Frage nach ethischen Implikationen zu stellen. Gerne möchten wir uns in der Rolle eines Fremdenführers sehen, der im Idealfall nüchtern und ohne die Aufdringlichkeit eines persönlichen Werturteils repräsentative Sehenswürdigkeiten ausweist: Anstelle eines realen Terrains ist es allerdings das Plateau des Texts, das wir abgehen wollen; anstatt äußerlich sichtbarer Bauwerke stellen wir bestimmte Vorstellungen heraus. Auf diesem Weg versuchen wir aufzuzeigen, welche Assoziationen der Einzelne seiner eigenen Person als Eigenschaften zuordnet – und welche er einem Objekt zuweist. Es ist dieser uns als durchaus nicht unwesentlich erscheinende Kontext, innerhalb dessen sich eine facettenreiche Gleichbehandlung des Menschen und bestimmter Produkte beobachten lässt; ebendieser Angleichung widmet sich die vorliegende Arbeit.

Eine Kritik, die vor allem unsere Schwerpunktsetzung hinterfragte, gab uns zu bedenken, dass es doch sinnvoll wäre, stärker nach der Relevanz zu fragen, welche die von uns betrachteten Produkte für den Menschen hätten. Man wies uns darauf hin, dass wir uns zwar auf mehreren Ebenen nicht nur mit Erzeugnissen, sondern durchaus auch mit dem Menschen befassten; trotzdem bleibe der Einzelne in einer wichtigen Hinsicht unberührt. Es sei uns freilich zuzugestehen, dass wir keineswegs gänzlich davon absähen, auf die Bedingtheiten des Individuums einzugehen: So zögen wir etwa auf den Menschen gemünzte Beschreibungsverfahren als primäre Analysewerkzeuge für spätere Forschungen heran. Auch näherten wir uns Problemstellungen dadurch, zuerst stets die Ausrichtung derjenigen menschlichen Wahrnehmung zu fixieren, von deren Blickwinkel aus betrachtet die von uns aufgegriffenen Inhalte zustande kämen. Hier betrieben wir gar großen Aufwand, um die angenommenen Unterschiede zwischen einer modernen und einer postmodernen Sichtweise auszuweisen; die Auswirkungen dieser Wahrnehmungsformen spezifizierten wir in Hinblick auf den Menschen, lange bevor wir auf Produkte zu sprechen kämen. Selbst dann, wenn wir die Beschreibungen von Erzeugnissen solchen gegenüberstellten, die auf den Einzelnen ausgerichteten seien, fungiere die Vergleichsinstanz des Menschen als die argumentativ erstgereichte. Das Konzept der Identität werde von uns ebenso ganz ausdrücklich ausgehend vom Menschen erschlossen; erst danach würde produktbezogene Identität zum Thema. Es sei ersichtlich, dass all das Erwähnte dazu diene, in einer Abhandlung über Produkte die Dimension des Menschen nicht außer Acht zu lassen; die Tatsache, dass der Mensch die Erzeugnisse nicht nur herstelle, sondern sich auch auf sie beziehe, finde in unserer Arbeit somit durchaus ihre Würdigung. Dennoch aber fehle ein wichtiger Punkt. Worauf wir nämlich nicht näher eingingen, sei, nach der Gesamtbedeutung zu fragen, welche die betrachteten Produktgruppen für den heute lebenden Menschen hätten. Das wahre Ausmaß der Implikationen, das die Existenz dieser Erzeugnisse für den Einzelnen zeitige, sei unseren Überlegungen verschlossen geblieben. Die Veränderungen im menschlichen Alltagsleben, welche die Produkte verursachten, hätten wir bestenfalls schemenhaft angedeutet; wirklich nachgegangen seien wir ihnen nicht. Die Forschungsergebnisse, zu denen wir gelangten seien, könnten somit nur als Zwischenbilanz und Vorstufe zu einer viel drängenderen Fragestellung begriffen werden. Denn wenn wir zeigten, dass bestimmte Fabrikate anhand ihrer Produktbeschreibungen im Auge eines in der Postmoderne lebenden Einzelnen den Anschein erweckten, modernen Menschen ähnlich zu sein; wenn wir behaupteten, dass ein ehemals auf den Menschen gemünztes Identitätskonzept zu einem geworden sei, das Produkten zugehöre; wenn wir davon ausgingen, dass der postmoderne Einzelne die Differenz zwischen seiner eigenen, brüchigen Identität und der ungleich beständigeren Produkt-

identität zum Anlass nehme, bestimmte Erzeugnisse als besonders wertvoll zu erachten – wenn wir dies alles zum Gegenstand machten, dann müssten wir doch zwingend auch die Rolle beleuchten, welche die identitätsbehafteten Fabrikate in der gegenwärtigen, identitätsarmen, menschlichen Alltagswelt einnehmen. Zunächst sei hier die Frage aufzuwerfen, ob die Verfügbarkeit der umrissenen Produkte es dem heutigen Menschen erlaube, einen eventuellen Mangel an persönlichem Identitätsempfinden zu kompensieren. Angesichts unseres Forschungsergebnisses sei hiervon offenbar auszugehen. In einem nächsten Schritt sei der Problemstellung Rechnung zu tragen, ob die besagten Erzeugnisse den postmodernen Einzelnen in seiner eigentlichen Aufgabe behinderten – in derjenigen nämlich, nach Identitätskonzepten zu suchen, die seiner faktischen Alltagswelt angemessen seien. Denn wenngleich es die Erzeugnisse ermöglichten, einer veralterten Identitätskonzeption nachzutruern, so stünde es doch an, zu einem zeitgemäßen Verständnis von Identität vorzudringen. Obschon es die Produkte gestatteten, persönliche Mangelzustände vorübergehend aufzuheben, verkörperten sie letztlich keine Lösung für den Einzelnen, da dieser besser sein Denken ändern und neuartige Identitätskonzepte und Lebensformen entwickeln sollte. In dieser Hinsicht seien die Produkte vielleicht gar eine Neuauflage dessen, was Marx in der Religion gesehen habe; möglicherweise hielten sie ebenfalls den Einzelnen davon ab, sich auf die realen Umstände seiner Lebensbedingungen einzulassen. Wie eine Flucht in die seitens Marx als irrig erachteten religiösen Denkmuster erlaubten es die Produkte dem Einzelnen, die Amnestie seiner eigentlich antiquierten Identitätsvorstellung über Gebühr zu verlängern. In diesem Sinne stellten die Produkte ein echtes soziales Problem dar, da sie den Menschen dazu verleiteten, sich seiner eigenen trübseligen Verblendung nicht zu widersetzen, sondern ihr weiter zuzuarbeiten. Die Produkte seien das Rauschgift, das einen Teufelskreis der Verkennung weiter am Leben erhalte. In dieser irreführenden kompensatorischen Wirkung komme die tatsächliche Bedeutung der mit Identität versehenen Fabrikate zu liegen. Die Tragweite dieser Annahme sei fraglos eine große; einen entsprechenden Nachweis zu erbringen, sei daher nicht nur notwendig, sondern recht eigentlich dem Anspruch eines jeden mutigen und neugierigen Forschenden geschuldet. Leider sei uns in diesem Punkt ein echtes Versäumnis zu vorzuhalten. – Unsere Antwort hierauf fällt zweigliedrig aus. Einerseits müssen wir einräumen, dass unserer Arbeit tatsächlich eine Unvollständigkeit zu attestieren ist. Denn obgleich wir davon ausgehen, dass die Beschreibungen gewisser Produkte in der Lage sind, im Auge zahlreicher Käufer eine subjektive Wertsteigerung hervorzurufen, belegen wir diese unsere Annahme nur bruchstückhaft auf empirischem Wege. Wir sehen uns schlicht außerstande, eine entsprechende Studie durchzuführen: So wären wohl umfangreiche Befragungen unterschiedlicher Konsumentengruppen

nötig, die wir zu ihrer Einschätzung im Hinblick auf diverse Erzeugnisse zu interviewen hätten. Neben Produkten, die über umfassende Narrative verfügten, müssten wir solche vorlegen, die unseres Erachtens keine ideellen Komponenten aufwiesen; in beiden Konstellationen wäre der Wert festzuhalten, welchen die Befragten den Fabrikaten zuerkennen. Eine nachfolgende Analyse könnte sodann zutage fördern, ob die mit Beschreibungen ausgestatteten Produkte seitens der Befragten häufiger als besonders wertvoll eingestuft wurden, als dies bei „geschichtslosen“ Erzeugnissen der Fall war. Wir räumen nun also ein, eine Studie wie die oben skizzierte nicht zu einem Teil unserer Ausführungen gemacht zu haben. Allerdings möchten wir diese Unterlassung damit rechtfertigen, dass wir uns nicht etwa der Disziplin der Psychologie oder der Soziologie, sondern derjenigen der Philosophie verpflichtet sehen. Unsere Nachforschungen sollten daher von Anbeginn an nicht das Kennzeichen aufweisen, auf Interviewbasis zustande gekommene Daten auszuwerten; vielmehr war es stets unsere Absicht, innerhalb verschiedener Denksysteme auftretende Vorstellungen einer vergleichenden Analyse zuzuführen. In Entsprechung dazu begeben wir uns zumeist auf die Ebene des Texts, um zu den für uns relevanten „Daten“ zu gelangen. In einem Punkt freilich verlassen wir diese. Denn während wir den Topos des Werts eines Produkts sehr wohl ausgehend von der menschlichen Imaginationskraft erschließen, entziehen sich die Preise der Erzeugnisse, die wir vereinzelt erwähnen, einer derartigen Herleitungsmöglichkeit. Nichtsdestotrotz greifen wir mitunter auf Preisangaben zurück, um den „ideellen Mehrwert“ etwa eines Mineralwassers mit umfangreichen Narrativen aufzuzeigen; wir erwähnen sie, um das Ausmaß der Wertsteigerung, das an bestimmten Produkten greifbar wird, zu demonstrieren. An dieser Stelle weist unsere Arbeit fraglos einen Bruch auf, der in der Kluft zwischen dem Bereich des Gedankens und dem der Empirie zu liegen kommt. Wir wissen um diese Schwachstelle; wir meinen, dass wir sie mit den uns zu Verfügung stehenden Mitteln nicht hätten beheben können. Vielleicht kann dieses Manko Anlass zu künftigen, anders ausgerichteten Forschungsprojekten sein. Wir wollen uns nun aber dem zweiten Glied unserer Antwort zuwenden; dieses bewegt sich rund um den eigentlichen Kritikpunkt, wir seien einer etwaigen kompensatorischen Wirkung der Produkte nicht nachgegangen. Auf der Grundlage des bisher Gesagten können wir diesen Aspekt unserer Entgegnung kurz halten. Wiewohl wir die Annahme einer beinahe spirituellen Bannkraft der mit „moderner“ Identität ausgestatteten Produkte als faszinierend einstufen, erachten wir uns nicht für aufgerufen, einen entsprechenden Nachweis zu erbringen. So scheint es sich uns bei der Frage nach einer möglichen Kompensationskraft der Erzeugnisse weniger um eine philosophische als eine psychologische zu handeln; um sie in seriöser Form aufzugreifen, wären zudem statistische Erhebungen indiziert, deren Umfang denjenigen des oben umrissenen

Szenarios, das sich an dem Problem der Wertzuschreibung auftrat, deutlich übersteigen würde. Die Fragestellung, was die wegen ihrer Beschreibungen so einzigartig wirkenden Produkte in einer Beliebigkeit erzeugenden menschlichen Alltagswelt bedeuten, mag somit durchaus von hoher Relevanz sein. Dennoch sind wir nicht der Ansicht, dass der Versuch ihrer Klärung zu unseren Aufgaben zu zählen ist – wiewohl wir sehr daran interessiert wären, die Ergebnisse möglicher dahingehender Forschungsarbeiten zu erfahren.

Ein dritter Kritikpunkt fußte auf unserer Verwendung des Begriffs des „ideellen Mehrwerts“, wobei unser Gegenüber weniger das Attribut des „Ideellen“ als das Substantiv selbst als problematisch erachtete. Man hielt uns vor, den Terminus unglücklich gewählt zu haben. So konstatierte man, wir machten zwar in durchwegs transparenter Weise klar, was wir unter „ideellem Mehrwert“ verstünden; trotzdem sei angesichts insbesondere der mittlerweile umstrittenen Begriffsprägung Marxens eine andere Bezeichnung besser geeignet, das von uns gemeinte Phänomen zu erfassen. Der „Mehrwert“ sei konzeptionell bereits dermaßen überverfrachtet, dass eine Alternative Not tue; eine Lösung könne vielleicht darin bestehen, anstelle unserer doch sicherlich nur vorläufigen Wahl von „subjektiver Wertsteigerung“ zu sprechen. – Nun wissen wir um die Altlasten des Begriffs des „Mehrwerts“; dennoch versuchen wir, uns eine maßgeschneiderte Form desselben zu Eigen zu machen. Freilich ist hierzu eine definitive Abgrenzung erforderlich. Obgleich die Ausführungen Marxens unserer Arbeit in vielerlei Hinsicht eine Grundlage sind, korrespondieren die Eckpfeiler unserer Konzeption des „ideellen Mehrwerts“ nicht mit dem Marx’schen Mehrwertsbegriff. Dies zeigt selbst eine nur oberflächlich durchgeführte Gegenüberstellung; während Marx den Begriff im Wesentlichen verwendet, um denjenigen Teil des erbrachten Arbeitsvolumens zu erfassen, welcher der Akkumulation von Kapital dient,³⁷ nutzen wir ihn, um bestimmte Aspekte eines Produkts auszuweisen. Im Denken Marxens dient der „Mehrwert“ somit primär dazu, den Herstellungsprozess weiter zu spezifizieren; in unseren Überlegungen tritt er als dem konkreten Ergebnis des menschlichen Schaffens zugehörig in Erscheinung. Aus dieser Differenz lässt sich ableiten, dass unser Begriffsverständnis auch fernab desjenigen zu liegen kommt, das „im allgemeinen Sprachgebrauch [...] mit dem Begriff Mehrwertsteuer“³⁸ einhergeht. Wir halten dies für keinen Mangel, handelt es sich doch bei der „Mehrwertsteuer“ um eine verwirrende Bezeichnung; dies nicht zuletzt insofern, als „der Begriff [...] zu der Annahme [verleitet], dass

³⁷ Marx unterscheidet zudem zwischen „absolutem“ und „relativem“ Mehrwert; vgl. Marx (1970), Band 23, S. 532.

³⁸ Günter (2004), S. 225.

lediglich der von einem Unternehmer geschaffene Mehrwert der Besteuerung unterliegt.³⁹ Eine tatsächliche Parallele ergibt sich allerdings zwischen unserem Versuch, den Nutzwert eines Erzeugnisses von seinem ideellen Wert zu trennen, und der wirtschaftswissenschaftlichen Unterscheidung zwischen dem „Grund- und Zusatznutzen“⁴⁰ eines Produkts. Denn die dortige Annahme, der Grundnutzen resultiere „aus den physikalisch-funktionellen Eigenschaften eines Produktes“⁴¹ erlaubt es uns, eine Verbindung zu dem von uns vorgesehenen Nutzwert eines Fabrikats zu ziehen; zugleich führt uns die Feststellung, der „Zusatznutzen beinhaltet die über den Grundnutzen hinausgehende Bedürfnisbefriedigung,⁴² zu dem unsererseits ebenfalls als hinzukommend erachteten „ideellen Mehrwert“ eines Produkts. Wie der Grund- und der Zusatznutzen gemeinsam den Gesamtnutzen eines Erzeugnisses ausmachen, so konstituieren auch die materiellen und ideellen Teilbereiche eines Produkts in ihrer Vereinigung die Basis für seinen Gesamtwert. Wie der Zusatznutzen scheint auch der „ideelle Mehrwert“ konzeptionell als Partialaspekt eines Produkts auf; wie der Zusatznutzen ist sein Zustandekommen stark vom jeweiligen Konsumenten abhängig. Wir haben nun umrissen, welche Anleihen unser Verständnis des „ideellen Mehrwerts“ nimmt; unsere Präferenz gegenüber etwa dem Begriff der „subjektiven Wertsteigerung“ haben wir indes noch nicht begründet. Tatsächlich greifen wir diese vermeintliche Alternative mehrfach auf; ihre Bedeutung deckt sich dabei allerdings nicht vollständig mit derjenigen des „ideellen Mehrwerts“. Dass die beiden Termini voneinander abweichen, fußt auf der Doppelköpfigkeit der von uns bevorzugten Bezeichnung. Denn der „ideelle Mehrwert“ korrespondiert einerseits mit den unstofflichen Merkmalen eines Produkts, dessen Gesamtpreis er erhöht; andererseits ist er als Resultat eines Zuschreibungsprozesses zu verstehen, der stark von der Wahrnehmung des Konsumenten abhängt. Unsere Mehrwertskonzeption umfasst demzufolge sowohl einzelne Elemente, die sich auf empirischem Wege lokalisieren lassen, als auch den über Vorstellungen zu erschließenden Bereich der menschlichen Subjektivität. Sichtbar wird diese Dualität daran, dass ein mit Narrativen versehenes Produkt nicht im Auge eines jeden Konsumenten einen „ideellen Mehrwert“ aufweist – wie eben auch nicht ein jeder Konsument bereit ist, den vergleichsweise hohen Preis des Erzeugnisses zu akzeptieren. Eine der beiden genannten Facetten käme nun aber abhandeln, versuchten wir, ausschließlich von „subjektiver Wertsteigerung“ zu sprechen; die spezifische Ausrichtung der Alternativbezeichnung mündet nämlich in einem einseitigeren Fokus auf die grundlegende Problemstellung, weswegen ein Bedeutungs-

³⁹ ebd.

⁴⁰ Meffert (2000), S. 333.

⁴¹ Ackermann (2004), S. 75.

⁴² ebd.

verlust die Folge ist. Deutlich wird dies anhand einer Gegenüberstellung: Während der Begriff des „ideellen Mehrwerts“ auf die „Architektur“ eines Produkts fokussiert und von ihr ausgehend zum Menschen vordringt, rückt das Konzept der „subjektiven Wertsteigerung“ das im Denken des Konsumenten ablaufende Geschehen ins alleinige Zentrum; während der „ideelle Mehrwert“ angesichts des Preises eines Produkts positivistisch von einem bereits erfolgten – oder einem hinreichend oft erfolgenden – Wertzuschreibungsprozess ausgeht, zielt die „subjektive Wertsteigerung“ darauf ab, lediglich die Möglichkeit dazu in Aussicht zu stellen. Aufgrund ihrer unterschiedlichen Aufgaben erfordern die beiden Konzeptionen divergierende Einsatzgebiete, was wir zu berücksichtigen versuchen. Angesichts der hohen Spezifizierbarkeit des Begriffs des „ideellen Mehrwerts“ verbleiben wir allerdings bei der Praxis, bevorzugt diesen Terminus zu verwenden – trotz des „langen Barts“ eines seiner Komponenten, mit dem wir uns aufgrund unserer Wahl auseinanderzusetzen haben.

6.4 Ausblick

Während sich diese Arbeit dem Bereich der Sozialphilosophie zugehörig und dort der Grundlagenforschung unterstellt sieht, ergeben sich jenseits des Tellerrands weiterführende Fragestellungen, die nicht minder interessant sind als die unsererseits berührten. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht aufzuzeigen, dass zahlreiche Marken- und Traditionsprodukte nach Mustern beschrieben werden, die ursprünglich zur Erfassung der menschlichen Persönlichkeit und deren Entwicklung konzipiert wurden. Dabei sahen wir, dass die einst am Menschen ausgerichteten Darstellungsmethoden bei ihrer Anwendung in produktbezogenen Charakterisierungen einen spezifischen Effekt hervorriefen; sie verliehen den Fabrikaten in den Augen ihres Betrachters eine „Identität“, deren Parameter denjenigen eines anachronistischen Menschenbilds ähnlich waren. Die Erzeugnisse schienen – ausgehend von ihren Beschreibungen – genauer darüber Auskunft geben zu können, wer sie waren, als dies viele zeitgenössische Individuen zu tun vermochten; die Schwierigkeit des „postmodernen“ Einzelnen, sich biographisch und relational verankert zu wissen, war keine, die in den besagten Produktbeschreibungen zugegen gewesen wäre. Diese Differenz zwischen der gefestigt wirkenden Bestimmtheit der Erzeugnisse und der Selbsteinschätzung des Individuums war uns Grundlage dafür, Wertzuschreibungsprozesse festzumachen, die ausgehend von der Wahrnehmung des Konsumenten zustande kamen. An diesem Punkt mussten wir allerdings eine nicht unwesentliche Problemstellung unberücksichtigt lassen. Konkret war es die Frage, welche Bedeutung die

Differenz zwischen Mensch und Produkt für den gegenwärtigen Einzelnen hat, auf die wir nicht eingegangen sind. Unbehandelt geblieben ist damit nicht zuletzt auch der Topos der Relevanz der mit „Identität“ ausgestatteten Produkte selbst. Die Gründe für unsere Unterlassung haben wir bereits angeführt. So würde es eine seriöse Klärung dieser Problemstellung erfordern, nicht bloß Vermutungen darüber anzustellen, welches Bild sich der heutige Mensch von bestimmten Erzeugnissen macht; vielmehr wäre es nötig, diese Einschätzung auf dem Weg der Empirie zu erfassen. Die Durchführung einer Erhebung der Einstellung unterschiedlicher Konsumentengruppen zu Produkten zählt nun freilich kaum zum Standardrepertoire der Disziplin der Philosophie; eher sehen sich hier die Kompetenzen der Psychologie oder Soziologie gefordert. Vielleicht mögen unsere Ausführungen zu einem Anstoß werden, in diesen Disziplinen eigenständige Untersuchungen anzustellen. Eine Behandlung des von uns nicht berührten Themenkreises könnte zudem unter Beteiligung der Wirtschaftswissenschaften erfolgen, zumal die statistische Auswertung der Ergebnisse für selbige von Interesse sein dürfte. Vor dem Hintergrund dieser weiterführenden Möglichkeiten halten wir fest, zwar davon abgesehen zu haben, nach der Relevanz der in dieser Arbeit betrachteten Produkte für den Einzelnen zu forschen; dennoch aber nehmen wir an, dass künftige dahingehende Arbeiten bestechende Resultate zutage fördern könnten. Als eine Facette derartiger Unternehmungen böte es sich beispielsweise an, einen der Kritikpunkte aufzugreifen, die an uns herangetragen wurden, als wir unser Projekt präsentierten; wir denken hier an die offene Frage, ob es die mit Narrativen versehenen Erzeugnisse dem Individuum erlauben, der Empfindung eines persönlichen Mangels an beständiger Identität kompensatorisch entgegen zu wirken. Unabhängig von diesem Problem erschiene es uns jedenfalls als viel versprechend, versuchsweise das Fundament der Attraktivität der mit „Identität“ ausgestatteten Produkte freizulegen und damit die Quelle des Interesses des heutigen Menschen am Besitz solcher Erzeugnisse zu lokalisieren. Wir meinen, dass etwaige verursachende Prinzipien für das Phänomen der Begehrtheit von Marken- und Traditionsprodukten nicht in der möglichst kommerziellen Ausrichtung derselben zu finden sein werden; in der hohen Absatzfähigkeit der Fabrikate zeigt sich lediglich die Bannkraft der Vorstellung einer klaren und konstanten Identität – selbst oder gerade als Aspekt eines Produkts. Die Praxis des zeitgenössischen Menschen, Erzeugnissen eine quasi-menschliche ideale Bestimmtheit zuzuschreiben, die nicht mehr die seine ist, dürfte auf einer tieferen Ebene angesiedelt sein; diese zu fixieren, erschiene uns als potenziell sehr ertragreich. Denn dass der Mensch die von ihm erzeugten Objekte nach seinem Ebenbild formt, überrascht nicht. Dass er sie aber nach einem Bild seiner selbst erschafft, das seiner eigenen Lebensrealität gar nicht länger entspricht, halten wir schon für ungleich bemerkenswerter.

Eine alternative Form der Fortsetzung könnten unsere Überlegungen in einem Kontext finden, dessen Erörterung bereits Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften ist. So ließen sich unsere Ausführungen als ein Leitfaden verwenden, welcher die Theorien der Produktvermarktung bereichern würde. Mehrere Aspekte unserer Ausführungen wären hier von möglichem Interesse: Einerseits schildern wir eingehend die Mechanismen, die im Zusammenhang mit der Konstitution des „ideellen Mehrwerts“ eines Erzeugnisses auftreten; hier stellen wir die Signifikanz der produktbezogenen Narrative heraus, die wir auf die Verwendung bestimmter Darstellungsmuster hin untersuchen. Andererseits problematisieren wir die Abstimmung einer Produktbeschreibung mit den physischen Merkmalen des jeweiligen Fabrikats. So zeigen wir etwa, dass die Homogenität eines Erzeugnisses in seinen ideellen und materiellen Teilbereichen nicht in jedem Fall gewährleistet sein muss; diese Einheitlichkeit eines Produkts weisen wir insofern als bedeutsam aus, als wir sie mit dem Ausmaß der Wertzuschreibungsprozesse in Verbindung bringen, welche das Fabrikat hervorzurufen vermag. Um unsere Überlegungen zu veranschaulichen, beziehen wir ein Positiv- wie auch ein Negativbeispiel mit ein: Während der spezifizierende Verpackungstext des schottischen Whiskys „Aberlour – a’bunadh“ die Physis des Getränks erfolgreich mit seiner immateriellen „Identität“ assoziiert, gelingt dies der Beschreibung der zuckerlosen Variante der „Werther’s Original“ Bonbons ungleich schlechter. Wie das nunmehr Erwähnte signalisiert, vermag unsere Arbeit einige Ansätze zu liefern, die sich als durchaus praxisnah erweisen könnten, da sie eine Analyse der Architektur eines Produkts erleichtern. Von den bereits berührten Angriffspunkten abgesehen wäre auch unsere Bezugnahme auf verschiedene Elemente bestehender wirtschaftswissenschaftlicher Theorien geeignet, künftigen Arbeiten als Sprungbrett dienen. Wir halten dies aus zweierlei Gründen für denkbar. Zum Ersten haben wir einige in der Ökonomik gebräuchlichen Begriffe mit einem philosophischen Rückgrat auszustatten versucht, sodass sie sich jetzt als noch reichhaltiger angesehen lassen. Zum Zweiten haben wir während der Durchführung unserer Forschungen zu Kollegen Kontakt aufgenommen, die dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften angehören; erfreulicher Weise wird unsere Korrespondenz aller Voraussicht nach weitergeführt werden können. Wir hoffen, dass aus den genannten Anleihen und Beziehungen in Zukunft Zahlreiches heute noch nicht Geahntes erwachsen möge.

Zuletzt wollen wir festhalten, dass viele der Kritikpunkte, die im Verlauf unseres Projekts an uns herangetragen wurden, zu umfangreichen Diskussionen geführt haben, deren Ende zum Zeitpunkt der Finalisierung dieser Arbeit noch nicht erreicht war. Wenn wir im Obigen versucht haben, einige der kritischeren Positionen unserer Kollegen wiederzugeben und auf sie zu antworten, so war es oft erforderlich, uns stark einzuschränken, um nicht den Rah-

men der vorliegenden Ausführungen zu sprengen; stets wären mehrere Gesprächsrunden bereit gestanden, um von uns nachgezeichnet zu werden. Ferner durften wir gelegentlich zu dem Eindruck gelangen, dass manche Facetten unserer Arbeit für unsere Kollegen nicht nur interessant, sondern auch hilfreich waren. Möglicherweise wird etwa eine Kollegin, deren Themenschwerpunkt sich mit dem Problem der Freundschaft befasst, unsere Differenzierung der Begriffe der „Moderne“ und der „Postmoderne“ zu einem Bestandteil auch ihrer Studien machen. Zudem könnte unser Versuch, den Identitätsbegriff Eriksons aus der Gegenlage zu anderen psychoanalytischen Autoren zu bestimmen, in einem Forschungsprojekt Niederschlag finden, das sich mit Sören Kierkegaards Konzeption des „Selbstverständnisses“ auseinandersetzt. Ohne Zweifel werden die Inhalte dieser unserer Arbeit nicht zuletzt auch uns selbst weiterhin beschäftigen. Denn welche Bahnen unsere Überlegungen künftig auch nehmen mögen, werden sie doch mit Sicherheit von dem hier Vorgebrachten mit beeinflusst sein. In diesem persönlichen Kontext hoffen wir ebenso darauf, vielen bemerkenswerten Fragestellungen zu begegnen – vor allem solchen, deren Existenz uns heute noch gänzlich unvorstellbar ist.

Abbildung 1 „Old Pulteney – Aged 12 Years“



Hergestellt von Inver House Distillers, Thai Beverages plc.

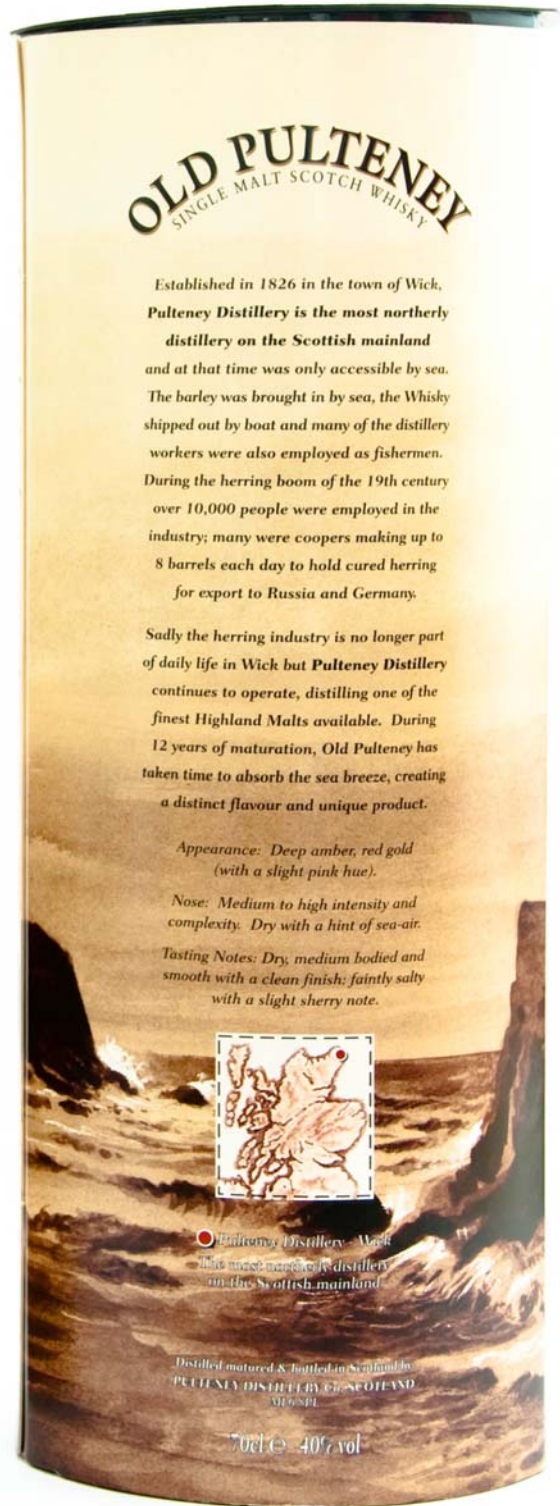


Abbildung 2 „Ledaig – Aged 7 Years“



Hergestellt von Burn Stewart Distillers, CL Financial.

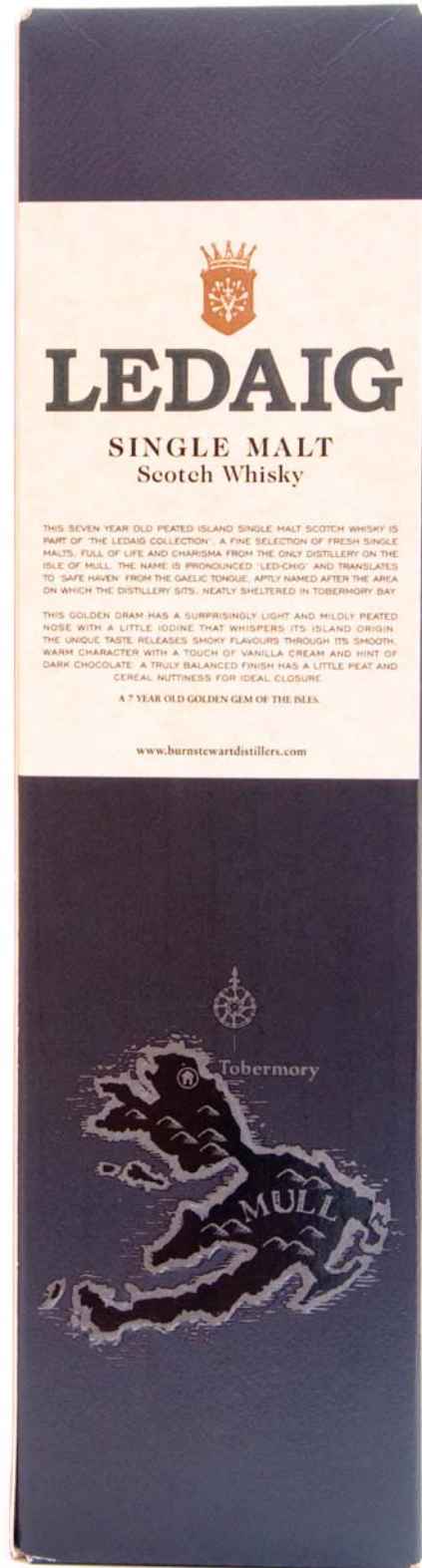
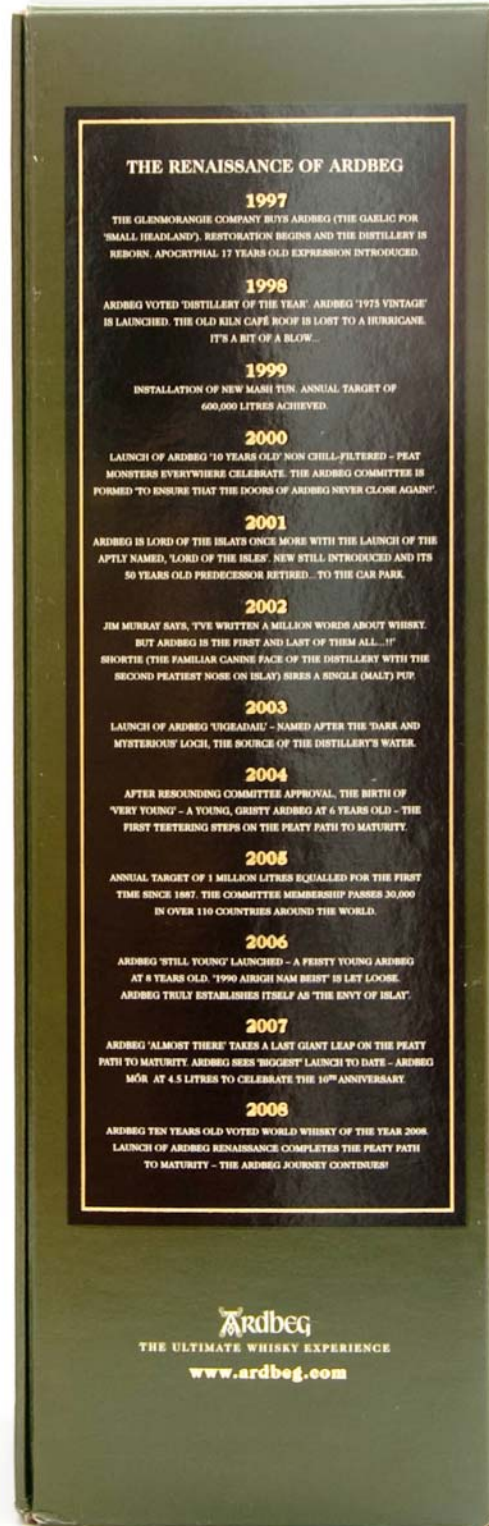


Abbildung 3 „Ardbeg – Renaissance“



Hergestellt von Glenmorangie Company, Moët Hennessy.



THE RENAISSANCE OF ARDBEG

1997

THE GLENMORANGIE COMPANY BUYS ARDBEG (THE GARLIC FOR 'SMALL HEADLAND'), RESTORATION BEGINS AND THE DISTILLERY IS REBORN. APOCRYPHAL 17 YEARS OLD EXPRESSION INTRODUCED.

1998

ARBEG VOTED 'DISTILLERY OF THE YEAR'. ARDBEG '1975 VINTAGE' IS LAUNCHED. THE OLD KILN CAFÉ ROOF IS LOST TO A HURRICANE. IT'S A BIT OF A BLOW...

1999

INSTALLATION OF NEW MASH TUN. ANNUAL TARGET OF 600,000 LITRES ACHIEVED.

2000

LAUNCH OF ARDBEG '10 YEARS OLD' NON CHILL-FILTERED - PEAT MONSTERS EVERYWHERE CELEBRATE. THE ARDBEG COMMITTEE IS FORMED TO ENSURE THAT THE DOORS OF ARDBEG NEVER CLOSE AGAIN!

2001

ARBEG IS LORD OF THE ISLAYS ONCE MORE WITH THE LAUNCH OF THE APTLY NAMED, 'LORD OF THE ISLES'. NEW STILL INTRODUCED AND ITS 50 YEARS OLD PREDECESSOR RETIRED... TO THE GAR PARK.

2002

JIM MURRAY SAYS, 'I'VE WRITTEN A MILLION WORDS ABOUT WHISKY. BUT ARDBEG IS THE FIRST AND LAST OF THEM ALL...!' SHORTE (THE FAMILIAR CANINE FACE OF THE DISTILLERY WITH THE SECOND FEATHREY NOSE ON ISLAY) SIBES A SINGLE (MALT) PUR.

2003

LAUNCH OF ARDBEG UNGRAHAI! - NAMED AFTER THE DARK AND MYSTERIOUS LOCH, THE SOURCE OF THE DISTILLERY'S WATER.

2004

AFTER RESOUNDING COMMITTEE APPROVAL, THE BIRTH OF 'VERY YOUNG' - A YOUNG, CRISPY ARDBEG AT 6 YEARS OLD - THE FIRST TENTERING STEPS ON THE PEATY PATH TO MATURITY.

2005

ANNUAL TARGET OF 1 MILLION LITRES EQUALLED FOR THE FIRST TIME SINCE 1887. THE COMMITTEE MEMBERSHIP PASSES 30,000 IN OVER 110 COUNTRIES AROUND THE WORLD.

2006

ARBEG 'STILL YOUNG' LAUNCHED - A FEISTY YOUNG ARDBEG AT 8 YEARS OLD. '1990 ABRIGH NAM BEIST' IS LET LOOSE. ARDBEG TRULY ESTABLISHES ITSELF AS 'THE ENVY OF ISLAY'.

2007

ARBEG 'ALMOST THERE' TAKES A LAST GIANT LEAP ON THE PEATY PATH TO MATURITY. ARDBEG SEES 'BIGGEST' LAUNCH TO DATE - ARDBEG MØR AT 4.5 LITRES TO CELEBRATE THE 10TH ANNIVERSARY.

2008

ARBEG TEN YEARS OLD VOTED WORLD WHISKY OF THE YEAR 2008. LAUNCH OF ARDBEG RENAISSANCE COMPLETES THE PEATY PATH TO MATURITY - THE ARDBEG JOURNEY CONTINUES!

Ardbeg

THE ULTIMATE WHISKY EXPERIENCE

www.ardbeg.com

Abbildung 4 „Laphroaig – 10 Years Old“



Hergestellt von Beam Global Spirits & Wine.

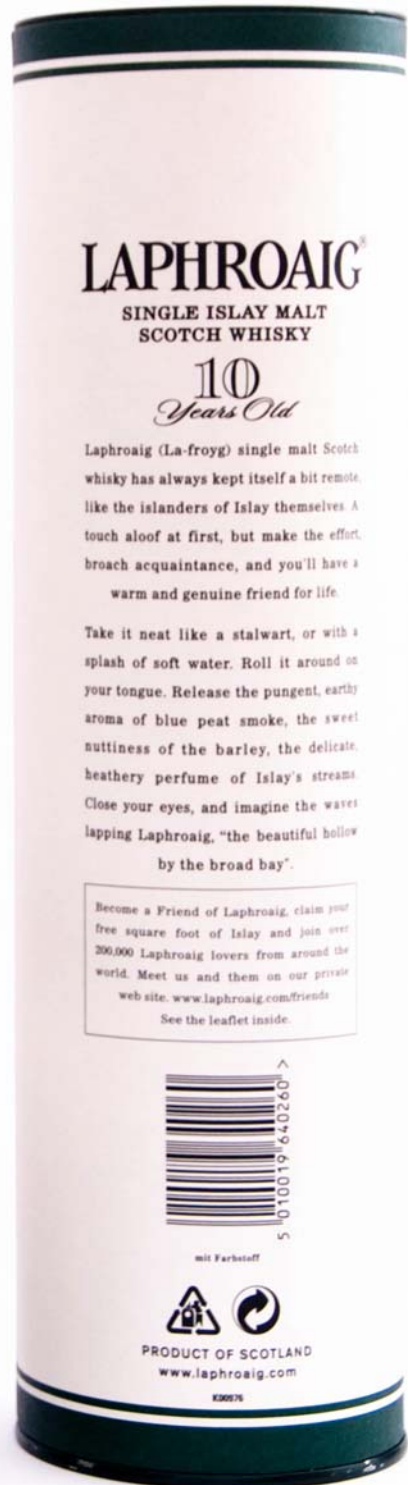
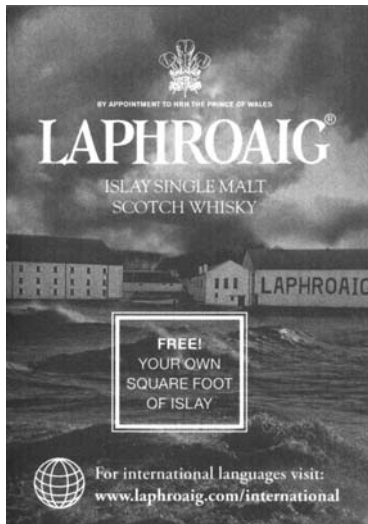





Abbildung 5 „Laphroaig – 10 Years Old“ Beipackheft



S. 1.

<p>Open a bottle of Laphroaig and you're opening the <i>heart of the community</i>.</p> <p>The people, their lives, their surroundings - you're holding it all <i>in your hand</i>.</p> <p>Form a bond with our lives by claiming your plot of our land. Become a</p> <p>'Friend of Laphroaig'</p> 	<p>As a 'Friend' you will be given a numbered plot (one square foot) of our land that runs alongside our all important water supply - the Kilbride stream. If you visit us you can view your plot and of course <i>claim your ground rent</i> of a dram of our finest - though you will probably need to take a few precautions, as you will see later!</p> <p>Today the heart of our community is on the web.</p>  <p>There are now over 250,000 Friends from over 150 countries!</p>
--	---

S. 2-3.

<p>To claim your plot simply go to www.laphroaig.com/plot or visit any of the local language joining pages listed below.</p> <p>All you need is your unique reference number found on the back of this leaflet. Once completed you can enter the 'Friends' site. You will also receive a personalised certificate of ownership with your individual plot number.</p> <p><i>Die Deutsche ausführung:</i> www.laphroaig.com/plot/de</p> <p><i>La version Française:</i> www.laphroaig.com/plot/fr</p> <p><i>Il versione Italiano:</i> www.laphroaig.com/plot/it</p> <p><i>El Español versión:</i> www.laphroaig.com/plot/es</p> <p><i>Den Svensk version:</i> www.laphroaig.com/plot/se</p> <p><i>Russian version:</i> www.laphroaig.com/plot/ru</p>	<p>Visit the 'Friends of Laphroaig' website where you can:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Find the <i>exact</i> location of your plot • Send messages to your '<i>next door neighbours</i>' • Join in our chat forum • Post photographs • Read the monthly diary • Bid in our charity auctions • Enter competitions • Find out about one-off events and private bordlings • And, of course, buy our whisky and merchandise at the on-line shop - at a '<i>Friends</i>' discount <p>On Islay there is a saying: "We don't make Friends easily but the ones we do are for life".</p> <p>We hope you will become a Friend.</p> 
---	---

S. 4-5.

Laphroaig® Tasting Notes:

On Islay, we tend to think that malt whisky is every man's business and also very much his own. Put simply, everybody tastes different things from our most richly flavoured malt - and all have an opinion.

In preparing your senses we recommend you add a few drops of water to your Laphroaig to awaken the bouquet in the glass. Hold your glass to the light and swirl. Observe the colour. Then nose the glass deeply for a hint of Laphroaig's unique taste.

To help you, these are the things we look for in the Laphroaig range.

LAPHROAIG® 10 YEAR OLD

The one that started it all nearly 200 years ago and still the world's favourite Islay single malt.

Colour: Sparkling gold
Nose: Huge smoke, seaweed, a hint of sweetness
Body: Full
Taste: Islay peat smoke, full and earthy, tangy salt laden air, an echo of sweetness at the end
Finish: Long and unforgettable

LAPHROAIG® 10 YEAR OLD CASK STRENGTH

Some say it is the ultimate Laphroaig, others pale at its reputation. Nobody forgets it. It comes straight from the barrel at full strength and is barrier filtered.

Colour: Rich, deep gold
Nose: Powerful, smoke and earthy aromas, seaweed
Body: Full bodied
Taste: Massive peat smoke, huge flavour, complex, seashore salt, fading sweetness at the finish
Finish: Long and savoury

LAPHROAIG® 15 YEAR OLD

Those extra 5 long years on Islay are important to our 15 Year Old. And the difference is about a calm maturity. Whilst the personality of our 10 Year Old is more 'robust', our 15 Year Old is, well... 'considered'!

Colour: Bright gold
Nose: Mild versus the 10 Year Old, soft smoke, pleasant sweet, like new hay
Body: Full bodied, smooth
Taste: Lively oak sweetness, warm peat smoke, fresh nutmeg and toasted almonds. Faint salt
Finish: Prolonged, mellow

S. 6-7.

LAPHROAIG® QUARTER CASK

'The Quarter' takes its inspiration from the practices of bygone days. Days when casks were a lot smaller. Partly for avoiding the Customs men on the side paths admittedly, but nevertheless smaller.

These thoughts led us to produce Laphroaig Quarter Cask. A Laphroaig double cask matured first in our more usual American oak barrels then for a final period, in some specially re-created Quarter casks.

We chose some Laphroaig to place in these Quarter Casks, which were then left to mature in our oldest warehouse (No.1) right on the shorefront.

For greater authenticity we bottled it at the strength of 48% ABV and only barrier filtered the bottles. This helps preserve the maximum flavour and is something that would have been familiar 200 years ago.

The result surprised and delighted us and, by all the awards it is winning, it seems the experts agree!

Look out for a creamy, some say almost coconut aroma on the nose, then a soft sweetness when first tasted, then the intense medicinal peat smoke so familiar to Laphroaig comes bursting through in waves, with a long finish. We think the original Johnston brothers would be proud.

Colour: Full sparkling gold
Nose: Burning embers of peat in a crofters fireplace, hints of coconut, gorse and heather
Body: Full bodied
Taste: Deep, complex and smoky yet offers and surprises the palate with a gentle sweetness
Finish: Really long, drying appropriately with smoke and spice



S. 8-9.

NOTES TO EXISTING 'FRIENDS'

Your unique purchase number

This Laphroaig leaflet carries a unique number on the back page as a proof of your purchase. If you are already a 'Friend of Laphroaig', go to www.laphroaig.com/redeem and enter your number. You can enter a new number every time you buy a bottle of Laphroaig.

Please go to www.laphroaig.com/redeem for more details of the possible rewards from entering these numbers. It's our little way of saying thanks to all lovers of our unique single Islay malt!

Lost 'Friends of Laphroaig'®

Sadly we do sometimes *lose touch* with our members when they move house or change their email address. To *avoid this* please check your details on our website. If you have forgotten your plot number just email us at

friends@laphroaig.com

and we will send it to you.



S. 10-11.

Whilst we look forward to chatting with you on our website, we really hope you will come and visit us in person one day. Please come as you are.

In the Leaseholders' Cupboard we've supplied the right attire to identify your plot. A pair of size 12 Wellingtons (approximately one foot long), head gear against low flying geese, string to secure your trousers against inquisitive stoats and an anchor: on the *breeziest* of days we wouldn't want you *blown out to sea!*

www.laphroaig.com

YOUR UNIQUE
NUMBER IS:
DZT8T2



S. 12.

Abbildung 6 „Jura – Aged 10 Years“



Hergestellt von Whyte & Mackay Ltd., United Spirits.

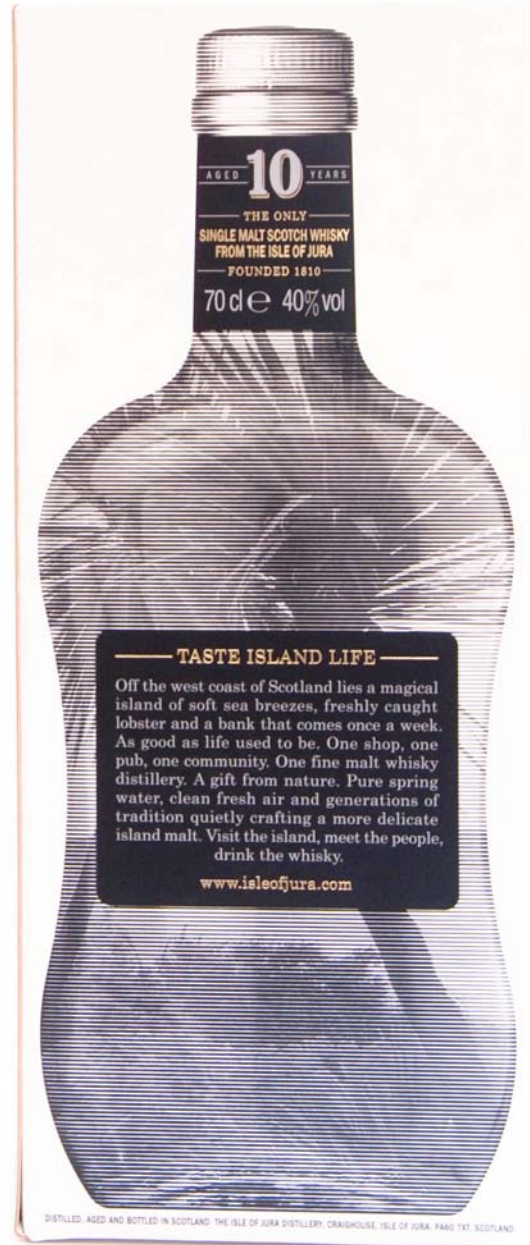


Abbildung 7 „Aberlour a'bunadh“



Hergestellt von Chivas Brothers Ltd., Pernod Ricard.

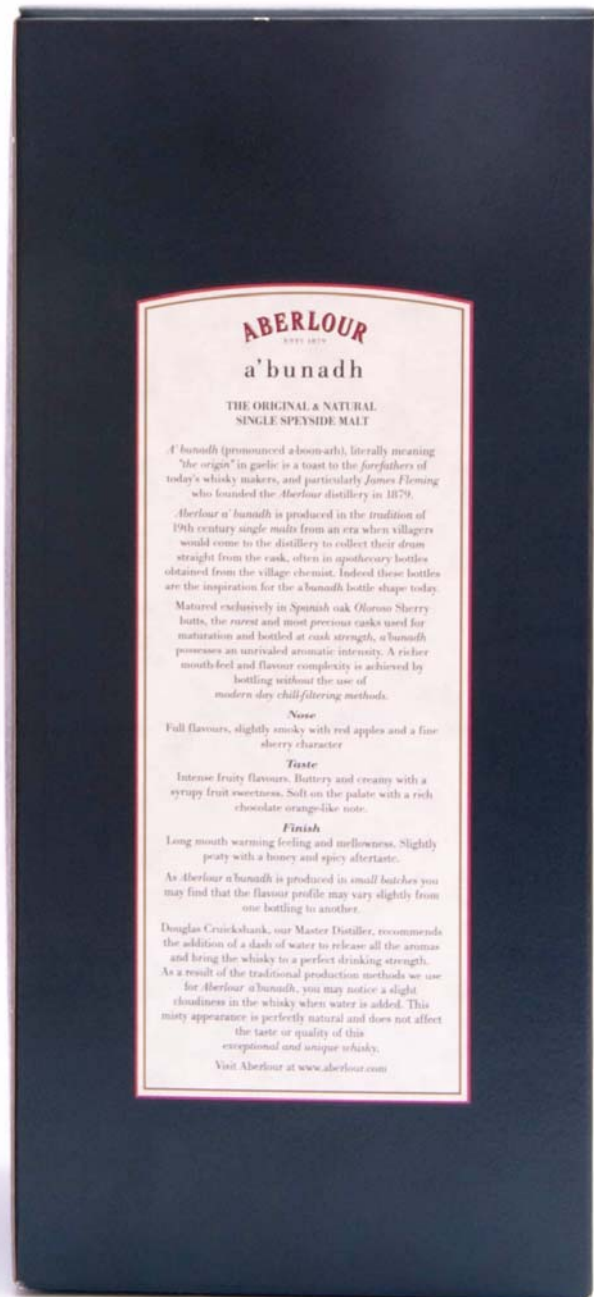
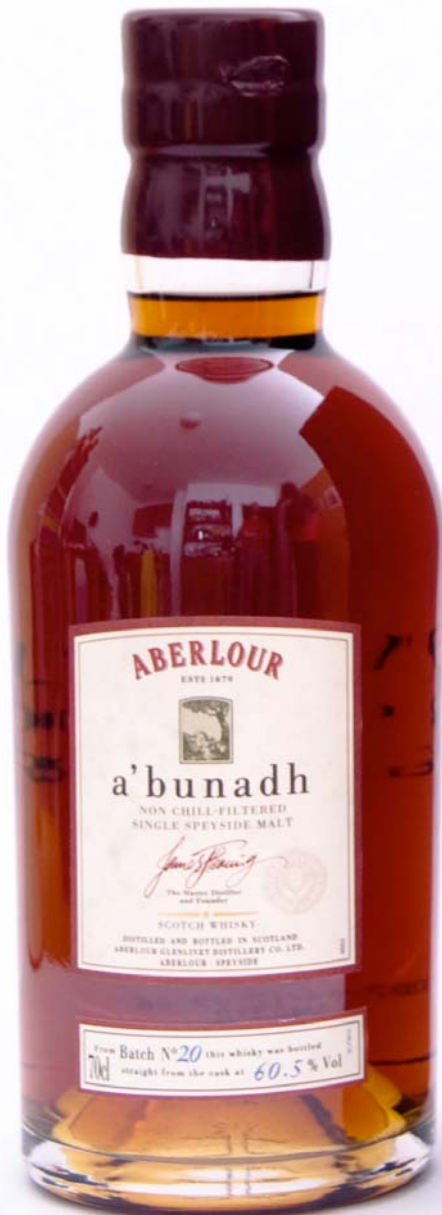


Abbildung 8 „Dalmore – 12 Years Old“



Hergestellt von Whyte & Mackay Ltd., United Spirits.

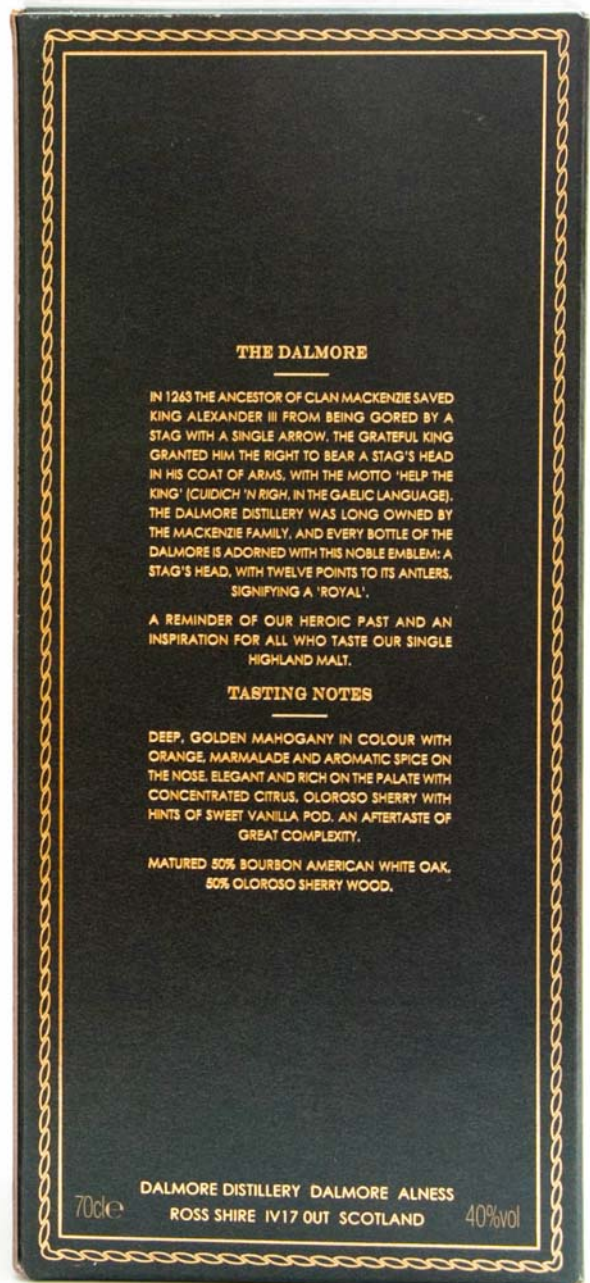
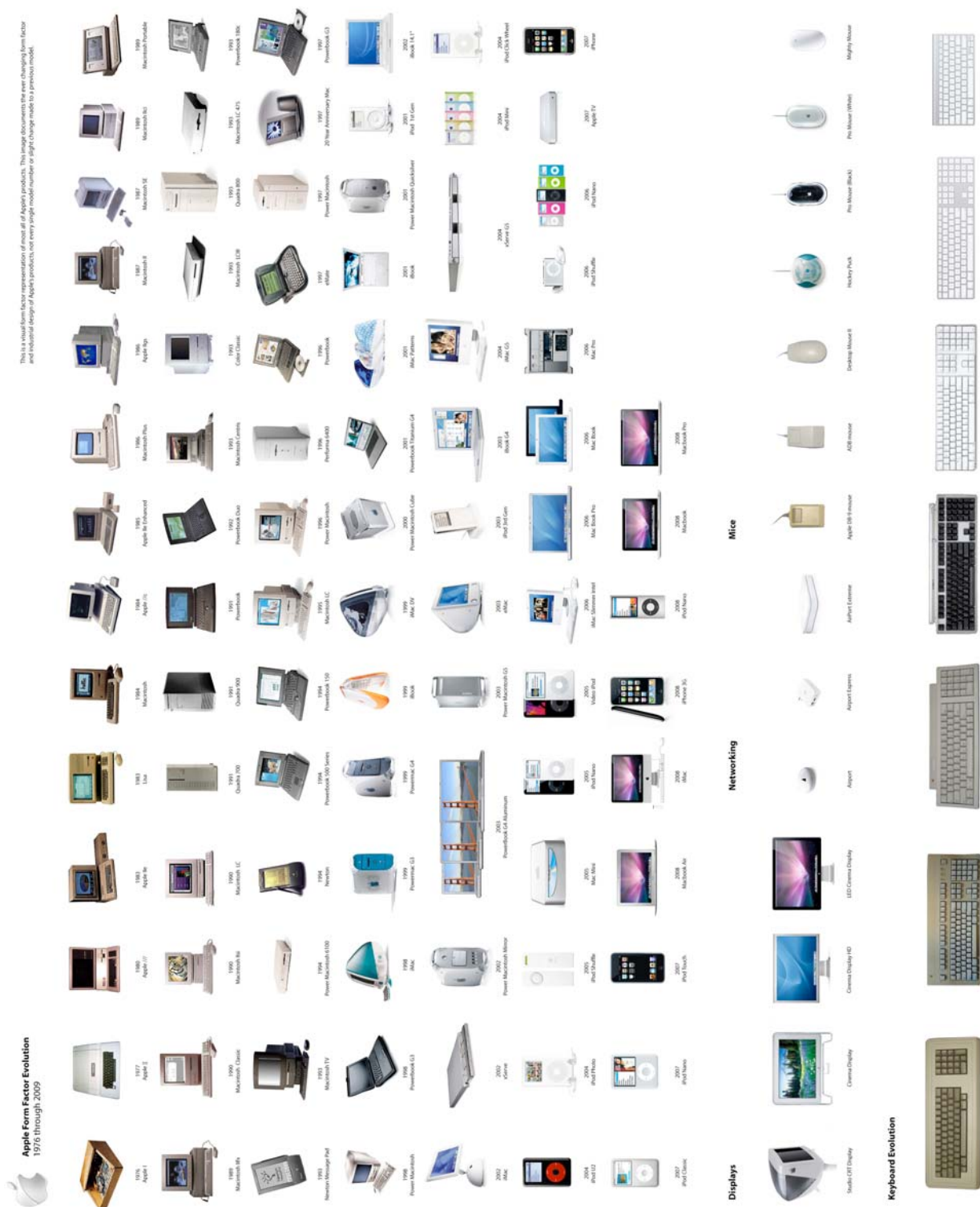


Abbildung 9 Apple Produkte von 1976 bis 2009 (Übersicht)



Hergestellt von Apple Computer Inc.

Abbildung 10 „Mozartkugeln“



Hergestellt von Mirabell, Kraft Foods.

Abbildung 11 „Werther's Original“ Karamellbonbons



Hergestellt von August Storck KG.

Werther's Original

Es geschah
im Städtchen

Werther anno 1909.

Dort schuf der Zuckerbäcker Gustav
Nebel auf der Höhe seines Könnens
sein bestes Bonbon. Er nahm frische
Sahne, gute Butter, weißen Kristallzucker,
goldgelben Kandis, eine Prise
Salz und viel Zeit.

Und weil am Ende die Sahnebonbons
besonders gut gelungen waren,
nannte man sie Werther's Original.

Nun können Sie den wunderbaren
Geschmack von Werther's Original
auch in einem zuckerfreien Mini-
Sahnebonbon genießen. Es wird mit der
gleichen Sorgfalt und Liebe hergestellt
und trägt deshalb mit Stolz den selben
großen Namen: Werther's Original.

Vor Wärme und Feuchtigkeit schützen!
Mindestens haltbar bis Ende:

07.2011 AD470



GARANTIE: Storck steht für hohe Qualität. Das ist unser Versprechen an Sie. Sollten Sie dennoch einmal Grund zur Beanstandung haben, senden Sie bitte die Verpackung mit Ware unter Angabe der Einkaufsstätte an uns zurück. Wir leisten Ihnen selbstverständlich Ersatz.

© ZUCKERFREIE SAHNEBONBONS MIT SÜSSUNGSMITTELN

Zutaten: Isomalt, Butter (7,9%), Sahne (7%), Salz, Aroma, Emulgator Sojalecithin, Süßstoff Acesulfam-K.

ERNÄHRUNGS-INFORMATION

100g enthalten durchschnittlich:

Energiewert	1201 kJ/289 kcal
Eiweiß	0,2g
Kohlenhydrate	87,0g
davon Zucker	< 0,5g
davon mehrwertige Alkohole (Zuckeraustauschstoffe)	86,5g
Fett	8,8g
davon gesättigte Fettsäuren	5,7g
Ballaststoffe	< 0,1g
Natrium	0,50g

1 BE = 23g (ca. 7 Bonbons)

Kann bei übermäßigem Verzehr abführend wirken.

e70g



Made in Germany

Hergestellt in
Deutschland



4 014400 907636

AUGUST STORCK KG
Postfach 510624
D-13366 Berlin
www.storck.com

STORCK Part of Your World®

Ident-Nr.: 211257 Liefer-Nr.: 2946

Abbildung 12 „Zurück zum Ursprung – Tauernquelle“ Mineralwasser

Zurück zum Ursprung

TAUERNQUELLE
NATÜRLICHES MINERALWASSER MIT KOHLENSÄURE VERSETZT

Das natürliche Mineralwasser mit Kohlensäure versetzt kommt aus der Tauernquelle. Abgefüllt am Quellort: A-5610 Hüttenbrunnberg, Erlanggrubengasse 14.

Exklusiv bei Hofer KG.
Vitalis Food Vertriebs-GmbH, Falderngasse 10, A-4041 Linz

Prickelnd

Nationalpark Hohe Tauern
DEUTLICHER BEEDELFÖRDER

1 Liter enthält in mg:

Natrium (Na ⁺)	16,7
Kalium (K ⁺)	2,2
Calcium (Ca ²⁺)	30,1
Magnesium (Mg ²⁺)	1,7
Hydrogencarbonat (HCO ₃ ⁻)	76,0
Chlorid (Cl ⁻)	8,9
Sulfat (SO ₄ ²⁻)	36,8

*Fern vom Wärmepumpen
Nutzungsbereich
Mineralienhaltiges
totes Flaschenbrot*

1,5L

PROF-NACHT
Kohlensäure
100% natürlich
aus dem Quellort

Prickelnd
Kohlensäure
100% natürlich
aus dem Quellort
Das Wasser ist über die gesamte
Bottlezeit hinweg
Mineralienhaltig
Das Wasser ist über die gesamte
Bottlezeit hinweg
Mineralienhaltig

24589352

Hergestellt von Vitalis Food Vertriebs-GmbH, Hofer KG.

Abbildung 13 Manufactum (Auszug aus Warenkatalog)

Ein Stück amerikanischer Geschichte. Der Adirondack Gartensessel.

Der Adirondack Gartensessel blickt auf eine über 100jährige Tradition zurück und schmückte in den Vereinigten Staaten und in Kanada schon früh Seebäder und -ufer sowie Hotelterrassen in den Bergen, aber auch immer schon private Gärten. Er ist beinahe allgegenwärtig, in den südlichen US-Bundes-

staaten hat sich gar für öffentliche Picknicks, bei denen die Beteiligten vorwiegend in Adirondack Sesseln sitzen, der Begriff „adirondacking“ eingebürgert. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß der traditionell einfach verarbeitete Sessel mit den markanten Armlehnen und der ungewöhnlich niedrigen Sitzposition, der eine Sonderstellung zwischen Stuhl und Liege einnimmt, ein perfekter Ruhesessel ist. Seine Heimat

liegt jedoch im Norden der USA, im Adirondack State Park im nordöstlichen Teil des US-Bundesstaates New York. Der Vorläufer des heutigen Sessels geht der Legende nach auf einen Thomas Lee zurück, der dort 1903 seinen Urlaub verbrachte. Lee benötigte Gartenmobiliar für sein Sommerhaus, also entwarf und zimmerte er es kurzerhand selbst. Seither fügte nahezu jeder, der den Sessel nach-

bauete, kleinere Veränderungen hinzu. Die dabei entwickelten Spielarten haben formal nicht mehr viel mit dem Prototypen gemein, wenngleich sie seiner Grundidee – einer Liege zum Sitzen – treu geblieben sind. Nahezu immer blieben die breiten Armlehnen erhalten. Aus gutem Grund: auf ihnen lassen sich auch Speisen und Getränke abstellen oder die Lektüre ablegen, ohne daß man einen zusätzlichen Tisch benötigt.

Das Material. Weißzedernholz.
Unser Adirondack Gartensessel ist komplett aus Weißzedernholz gefertigt, das sich durch eine Reihe von Vorzügen auszeichnet. Zunächst einmal ist es resistent gegen Fäulnis und äußerst beständig gegenüber Witterungseinflüssen; es ist in dieser Hinsicht eines der dauerhaftesten Hölzer überhaupt. Man verwendet es daher traditionell für Schindeln, Hausverkleidungen und ganze Blockhäuser, Telegrafmasten, Pfahlkonstruktionen und im Kanu-Bau. Trotz seiner großen Haltbarkeit ist das weiche Holz relativ leicht, was man zu schätzen weiß, wenn man die Sessel trägt, bei denen ja nicht wenig davon verbaut ist. Und nicht zuletzt wachsen die Weißzedern in der Umgebung des Betriebes, der für uns die Sessel fertigt.

Der Hersteller. Ein Adirondacker.
Wir haben einen Hersteller gefunden, dessen Betrieb nur einen Katzensprung vom Ursprungsort des Sessels entfernt liegt. Er fertigt seit Jahrzehnten ausschließlich Zedernholzmöbel im „Adirondack-Stil“. Gemeinsam mit ihm haben wir sein aktuelles Modell einem Vergleich mit dem originalen Vorbild sowie einer Reihe weiterer Varianten unterzogen und den Sessel, wo es sinnvoll war, wieder an sein Urbild angenähert. Neuerungen, die sich bewährt haben, haben wir dagegen belassen, wie den einfach konstruierten US-patentierten Klappmechanismus. Die Verarbeitung ist, wie seit jeher, einfach, aber solide – Sie merken es nicht zuletzt an der Sichtbarkeit aller Beschläge. In dieser Form bekommen Sie den Sessel nur bei uns.



ADIRONDACK GARTENSESSEL
Zedernholz, Steckbolzen (zum Sichern des Klappmechanismus) Ahornholz, Beschläge Edelstahl. Höhe 99,5 cm, Breite 86 cm, Tiefe 90,5 cm, Sitzhöhe vorne 36,5 cm, Klappmaße 118 x 86 x 37 cm, Gewicht 12 kg.
Bestell-Nr. 1959 1278 € 349,00

Hinweis: Das unbehandelte Holz benötigt keine weitere Pflege. Es erhält mit der Zeit eine silbergraue Patina. Wer diese Optik nicht mag, kann das Holz entweder mit handelsüblichen Produkten ölen, lasieren oder deckend lackieren. In jedem Fall tut es dem Sessel gut, wenn er nicht dauerhaft auf feuchtem Untergrund steht.



Gartenbank. Ganz klassisch.

Eine traditionelle Park- und Gartenbank, wie sie im Buche steht – mit gußeisernem Untergestell und einer Belattung aus Holz in der typischen geschwungenen, sehr bequemen Form, die jedwede Auf- oder Unterlage überflüssig macht. Das Gestell kommt aus einer Eisengießerei in Lothringen, die seit über 150 Jahren Gartenmobiliar, Laternen, Brunnen, Pflanzgefäße und dergleichen herstellt. Die massiven Eichenholzlatten beziehen wir von einer Schreinerei in Niedersachsen, das Holz stammt aus einem dortigen Forst. Die Bank wird zerlegt geliefert, das notwendige Befestigungsmaterial und eine Anleitung liegen bei. Nach der Montage bedarf die Bank keiner weiteren Pflege mehr und dient ausschließlich der Entspannung. Falls die im Laufe der Zeit auftretende typische Graufärbung des Eichenholzes nicht gewünscht wird, kann das Holz dann und wann mit einer Lasur oder einem Öl behandelt werden.

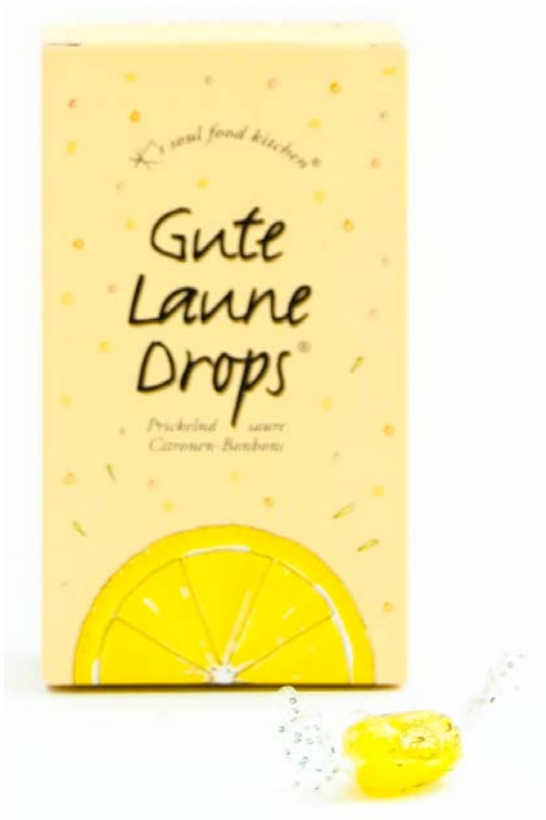


KLASSISCHE LATTENBANK EICHENHOLZ
Füße Gußeisen, schwarz pulverbeschichtet. Belattung unbehandeltes Eichenholz in natürlicher Astigkeit.

Höhe 79,5 cm, Breite 150 cm, Tiefe 70 cm, Sitzhöhe 40 cm, Sitztiefe 38 cm, Gewicht 31 kg.
Bestell-Nr. 9757 8278 € 614,00

Lieferhinweis: Beachten Sie bitte die Lieferzeit von 4–6 Wochen. Lieferung frei Verwendungsstelle.

Abbildung 14 „Gute Laune Drops“ Bonbons



Hergestellt von Katrin Warneke Design Services, Hussel GmbH.

Quellenverzeichnis

- Ackermann, Carsten (2004): *Markenpolitik als Erfolgsfaktor – Eine semiotische Analyse zur wachsenden Bedeutung der Marke im Kontext sich wandelnder Rahmenbedingungen*; Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1928): *Über den nervösen Charakter*; J.F. Bergmann Verlag, München.
- Adler, Alfred (1947): *Menschenkenntnis*; Rascher Verlag, Zürich.
- Adler, Alfred (1973a): *Heilen und Bilden*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1973b): *Individualpsychologie in der Schule*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1974a): *Praxis und Theorie der Individualpsychologie*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1974b): *Die Technik der Individualpsychologie 2*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1975): *Religion und Individualpsychologie*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1976): *Kindererziehung*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1987): *Wozu leben wir?*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1988): *Neurosen*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adler, Alfred (1994): *Der Sinn des Lebens*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Adorno, Theodor W. und Dirks, Walter [Hg.] (1957): *Frankfurter Beiträge zur Soziologie Band 6 – Freud in der Gegenwart*; Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.
- Allhoff, Fritz und Adams, Marcus [Hg.] (2010): *Whiskey & Philosophy*; John Wiley & Sons, Hoboken, New Jersey.
- Ansbacher, Heinz und Ansbacher, Rowena (1995): *Alfred Adlers Individualpsychologie*; Ernst Reinhardt Verlag, München.
- Aristoteles (2002): *Gesammelte Werke in deutscher Übersetzung*; Akademie Verlag, Berlin.
- Baacke, Dieter und Schulze, Theodor (1979): *Aus Geschichten lernen – Zur Einübung pädagogischen Verstehens*; Juventa Verlag, München.
- Baacke, Dieter (1983): *Die 13- bis 18jährigen – Einführung in Probleme des Jugendalters*; Beltz Verlag, Weinheim und Basel.
- Baltes, Martin [Hg.] (2004): *Absolute Marken – Labels – Brands*; Orange-Press, Freiburg.
- Barnard, Alfred (2008): *The Whisky Distilleries of the United Kingdom*; Birlinn Limited, Edinburgh; [Erstveröffentlichung durch Harper's Weekly Gazette, New York: 1887].

- Barton, Anthony (1974): *Freud, Jung und Rogers. Drei Systeme der Psychotherapie*; Klett-Cotta, Stuttgart.
- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen – Essays zu postmodernen Lebensformen*; Hamburger Edition Verlag, Hamburg.
- Bitter, Wilhelm (1973): *Der Verlust der Seele – Ein Psychotherapeut analysiert die moderne Gesellschaft*; Herder Verlag, Freiburg im Breisgau.
- Bitter, Wilhelm (1989): *Freud, Adler, Jung*; Kindler Verlag, München.
- Bittner, Günther (1979): *Zur psychoanalytischen Dimension biographischer Erzählungen*; in: Baacke, Dieter und Schulze, Theodor: *Aus Geschichten lernen – Zur Einübung pädagogischen Verstehens*; Juventa Verlag, München.
- Boothe, Brigitte (1998): *Die Biographie – ein Traum*; in: Straub, Jürgen [Hg.]: *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein – Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte – Erinnerung, Geschichte, Identität I*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Bublitz, Hannelore (1999): *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten*; Campus Verlag, Frankfurt am Main und New York.
- Bührmann, Andrea und Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv*; Transcript Verlag, Bielefeld.
- Bumke, Oswald (1938): *Die Psychoanalyse und ihre Kinder*; Julius Springer Verlag, Berlin.
- Bruner, Jerome (1997): *Sinn, Kultur und Ich-Identität – Zur Kulturpsychologie des Sinns*; Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg.
- Burns, Edward (2009): *Bad Whisky – The Scandal That Created the World's Most Successful Spirit*; Neil Wilson Publishing, Glasgow.
- Buxton, Ian (2009): *Preface*; in: Burns, Edward: *Bad Whisky*; Neil Wilson Publishing, Glasgow.
- Bürdek, Bernhard (2001): *Design-Klassiker – Der Apple Macintosh*; Verlag Form, Frankfurt am Main.
- Coles, Robert (1970): *Erik H. Erikson – The Growth of His Work*; Atlantic Monthly Press - Little, Brown and Company, Boston und Toronto.
- Conzen, Peter (1996): *Erik H. Erikson – Leben und Werk*; W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Csáky, Moritz; Kury, Astrid und Tragatschnig, Ulrich [Hg.] (2004): *Kultur, Identität, Differenz*; Studienverlag, Innsbruck.
- Delves, Stuart (2007): *Great Brand Stories: Scotch Whisky – Creative Fire: The Story of Scotland's Greatest Export*; Cyan Books, London.
- Domizlaff, Hans (1982): *Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens – Ein Lehrbuch der Markentechnik*; Marketing Journal Verlag, Hamburg.
- Doralt, Werner [Hg.] (2010): *Kodex des österreichischen Rechts – Bürgerliches Recht 2010*; Lexis-Nexis Verlag, Wien.
- Deichsel, Alexander (2004): *Markensoziologie*; Deutscher Fachverlag, Frankfurt am Main.

- Dreikurs, Rudolf (1971): *Grundbegriffe der Individualpsychologie*; Ernst Klett Verlag, Stuttgart.
- Dreitzel, Hans Peter (1968): *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*; Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Durkheim, Emile (1992): *Über soziale Arbeitsteilung*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Düssel, Mirko (2006): *Handbuch Marketingpraxis*; Cornelsen Verlag, Berlin.
- Erikson, Erik Homburger (1953): *Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit*; Ernst Klett Verlag, Stuttgart.
- Erikson, Erik Homburger (1957a): *Sigmund Freuds psychoanalytische Krise* in: Adorno, Theodor W. und Dirks, Walter [Hg.]: *Frankfurter Beiträge zur Soziologie Band 6 – Freud in der Gegenwart*; Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1957b): *Trieb und Umwelt in der Kindheit*; in: Adorno, Theodor W. und Dirks, Walter [Hg.]: *Frankfurter Beiträge zur Soziologie Band 6 – Freud in der Gegenwart*; Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1966): *Einsicht und Verantwortung – Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse*; Ernst Klett Verlag, Stuttgart.
- Erikson, Erik Homburger (1971): *Ghandis Wahrheit*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1973): *Identität und Lebenszyklus*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1975a): *Dimensionen einer neuen Identität*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1975b): *Der junge Mann Luther*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1980): *Jugend und Krise – Die Psychodynamik im sozialen Wandel*; Klett-Cotta, Stuttgart.
- Erikson, Erik, Homburger (1982): *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Erikson, Erik Homburger (1984): *Kindheit und Gesellschaft*; Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.
- Erikson, Erik Homburger (1988): *Der vollständige Lebenszyklus*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Evans, Dylan (2002): *Wörterbuch der Lacan'schen Psychoanalyse*; Turia & Kant, Wien.
- Evans, Richard (1967): *Dialogue with Erik Erikson*; Harper & Row, New York, Evanston und London.
- Fay, Margaret Alice (1986): *Der Einfluß von Adam Smith auf Karl Marx' Theorie der Entfremdung*; Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Feuerbach, Ludwig (1984): *Gesammelte Werke*; Akademie Verlag, Berlin.

- Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit – Erster Band – Der Wille zum Wissen*; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1986): *Sexualität und Wahrheit – Zweiter Band – Der Gebrauch der Lüste*; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1991): *Die Ordnung des Diskurses*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Friedman, Lawrence (1999): *Identity's Architect – A Biography of Erik H. Erikson*; Scribner, New York.
- Frey-Rohn, Liliane (1980): *Von Freud zu Jung*; Daimon Verlag, Zürich.
- Freud, Anna (1972): *Schwierigkeiten in der Psychoanalyse in Vergangenheit und Gegenwart*; S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.
- Freud, Sigmund (1941): *Gesammelte Werke*; Imago Publishing Co. Ltd., London.
- Fromm, Erich (1974): *Im Namen des Lebens – Ein Porträt im Gespräch mit Hans Jürgen Schultz*; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
- Fromm, Erich (1980): *Gesamtausgabe*; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
- Funk, Rainer (1980): *Zu Leben und Werk Erich Fromms*; in: Fromm, Erich: *Gesamtausgabe*; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Band 1.
- Funk, Rainer (1983): *Erich Fromm*; Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Gaedt, Christian (2003): *Biographie und Identität. Spuren der Anderen in der Individualität*; in: Petzold, Hilarion G.: *Biographiearbeit, Narrative Therapie, Identität*; Junfermann Verlag, Paderborn.
- Gallo, Carmine (2010): *The Presentation Secrets of Steve Jobs*; McGraw-Hill, New York.
- Gils, van, Marcel und Offringa, Hans (2007): *The Legend of Laphroaig*; Still Publishing, Odijk.
- Gruber, Bettina und Preußner, Heinz-Peter [Hg.] (2005): *Weiblichkeit als politisches Programm? – Sexualität, Macht und Mythos*; Königshausen & Neumann Verlag, Würzburg.
- Gruber, Johannes (2008): *Der flexible Sozialcharakter – Eine Studie zur gegenwärtigen Transformation von Subjektivität*; Edition Gesowip Verlag, Basel.
- Gruen, Arno (2002): *Der Fremde in uns*; Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.
- Günter, Horst (2004): *Betriebswirtschaft – Lexikon für Studium und Praxis*; Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Hall, Stuart (1994): *Rassismus und kulturelle Identität – Ausgewählte Schriften 2*; Argument Verlag, Hamburg.
- Hamberger, Hannelore (1992): *Arbeitsentfremdung und Freizeiterlebnis [Diplomarbeit]*; Universität Wien, Wien.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1999): *Hauptwerke in sechs Bänden*; Felix Meiner Verlag, Hamburg.

- Heinrich, Dieter (1979): *Begriffe, Probleme, Grenzen*; in: Marquard, Odo und Stierle, Karlheinz: *Identität*; Wilhelm Fink Verlag, München.
- Hellmann, Kai-Uwe (2003): *Soziologie der Marke*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Hoffmann, Marc (2007): *Whisky – Marken aus aller Welt*; Parragon Books Limited, Bath.
- Honneth, Axel (2005): *Verdinglichung – Eine anerkennungstheoretische Studie*; Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Hughes, John (2005): *Still Growing Strong – A History of Scotch Whisky Advertising*; Tempus Publishing Ltd., Stroud.
- Israel, Joachim (1972): *Der Begriff Entfremdung – Makrosoziologische Untersuchungen von Marx bis zur Soziologie der Gegenwart*; Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Israel, Joachim (1985): *Der Begriff Entfremdung – Zur Verdinglichung des Menschen in der bürokratischen Gesellschaft*; Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Jackson, Michael (2010): *Malt Whisky Companion*; Dorling Kindersley, London, New York und Stuttgart.
- Jäger, Siegfried (1993): *Brandsätze – Rassismus im Alltag*; Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, Duisburg.
- Jefford, Andrew (2005): *Peat Smoke and Spirit – A Portrait of Islay and Its Whiskies*; Headline Book Publishing, London.
- Jung, Carl Gustav (1995): *Gesammelte Werke*; Walter Verlag, Solothurn und Düsseldorf.
- Jung, Holger und von Matt, Jean-Remy (2002): *Momentum – Die Kraft, die Werbung heute braucht*; Lardon Media AG, Berlin.
- Kapferer, Jean-Noel (1992): *Die Marke – Kapital des Unternehmens*; Moderne Industrie Verlag, Landsberg.
- Karmasin, Helene (1998): *Produkte als Botschaften*; Ueberreuter, Wien.
- Keupp, Heiner (1995): *Der Mensch als soziales Wesen – Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert*; Piper, München und Zürich.
- Keupp, Heiner und Höfer, Renate (1997): *Identitätsarbeit heute – Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Keupp, Heiner u.a. (1999): *Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*; Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg.
- Klein, Naomi (2001): *No Logo!*; Riemann Verlag (Random House), München.
- Kotler, Philip u.a. (1999): *Marketing-Management – Analyse, Planung, Umsetzung und Steuerung*; Schäffer-Poeschel Verlag, Stuttgart.
- Kotler, Philip u.a. (2007a): *Grundlagen des Marketing*; Pearson Studium Verlag, München.
- Kotler, Philip u.a. (2007b): *Marketing-Management – Strategien für wertschaffendes Handeln*; Pearson Studium Verlag, München.

- Laiblin, Marie (1989): *Die Psychologie von C.G. Jung*; in: Bitter, Wilhelm: *Freud, Adler, Jung*; Kindler Verlag, München.
- Laiblin, Wilhelm (1989): *Einführung in die Urbildlehre von C.G. Jung*; in: Bitter, Wilhelm: *Freud, Adler, Jung*; Kindler Verlag, München.
- Laing, Robin (2009): *Whisky Legends of Islay*; Luath Press Limited, Edinburgh.
- Lauth, Bernhard (2006): *Descartes im Rückspiegel – Der Leib-Seele-Dualismus und das naturwissenschaftliche Weltbild*; Mentis Verlag, Paderborn.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1996): *Schriften zur Logik und zur philosophischen Grundlegung von Mathematik und Naturwissenschaft*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Levy, Steven (1994): *Insanely Great – The Life and Times of Macintosh, the Computer That Changed Everything*; Viking Penguin, New York.
- Linzmayer, Owen (2008): *Apple Confidential 2.0 – The Definitive History of the World’s Most Colorful Company*; No Starch Press, San Fransisco.
- Lockhart, Sir, Robert Bruce (1995): *Scotch – The Whisky of Scotland in Fact and Story*; Neil Wilson Publishing, Glasgow.
- Lohauß, Peter (1995): *Moderne Identität und Gesellschaft – Theorien und Konzepte*; Leske & Budrich, Opladen.
- Lukács, Georg (1968): *Werke*; Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin.
- Lüdemann, Caroline und Heiko (2007): *Berufserfahrung als Chance – Erfolgreich bewerben im besten Alter*; Redline Wirtschaftsverlag, Heidelberg.
- Lyotard, Jean-Francois (1986): *Das postmoderne Wissen*; Passagen Verlag, Wien.
- Lyotard, Jean-Francois (1987): *Postmoderne für Kinder*; Passagen Verlag, Wien.
- Mackendrick, Alexander [Regie] (1949): *Whisky Galore [Film]*; mit Basil Redford, Bruce Seton, Joan Greenwood, Gordon Jackson u.a.; Ealing Studios, London.
- Mackenzie, Compton (1957): *Whisky Galore*; Penguin Books Limited, Harmondsworth.
- MacLean, Charles (2006): *Whisky Tales*; Little Books Limited, London.
- MacLean, Charles (2009): *Whiskypedia – A Gazetteer of Scotch Whisky*; Birlinn Limited, Edinburgh.
- Manufactum (2010): *Sommernatalog – April bis September 2010*; Manufactum, Linz.
- Marcuse, Herbert (1962): *Vernunft und Revolution*; Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin.
- Marquard, Odo und Stierle, Karlheinz (1979): *Identität*; Wilhelm Fink Verlag, München.
- Marx, Karl und Engels, Friedrich (1970): *Gesammelte Werke*; Dietz Verlag, Berlin.
- Maset, Michael (2002): *Diskurs, Macht und Geschichte – Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung*; Campus Verlag, Frankfurt am Main und New York.
- McArthur, Colin (2002): *A Dram for All Seasons – The Diverse Identities of Scotch*; in: Hills, Phillip [Hg.], *Scots on Scotch*; Mainstream Publishing, Edinburgh.
- McDougall, John und Smith, Gavin (1999): *Wort, Worms & Washbacks – Memoirs from the Stillhouse*; Neil Wilson Publishing Limited, Glasgow.

- Mead, George Herbert (1987): *Gesammelte Aufsätze*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Meffert, Heribert (2000): *Marketing*; Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden.
- Moritz, Michael (2009): *Return to the Little Kingdom – Steve Jobs, the Creation of Apple, and How It Changed the World*; Duckworth Overlook, London.
- Morak, Franz [Hg.] (1999): *Die organisierte Kreativität*; Edition Atelier – Wiener Journal Zeitschriftenverlag, Wien.
- Murray, Jim (1997): *Complete Book of Whisky – The Definitive Guide to the Whiskies of the World*; Carlton Books Limited, London.
- Musil, Robert (1952): *Der Mann ohne Eigenschaften*; Rowohlt Verlag, Hamburg.
- Neumann, Johannes (1989): *Die Individualpsychologie von Alfred Adler*; in: Bitter, Wilhelm: *Freud, Adler, Jung*; Kindler Verlag, München.
- Nussbaum, Martha (2002): *Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge*; Reclam Verlag, Stuttgart.
- Paterson, Richard und Smith, Gavin (2008): *Goodness Nose – The Passionate Revelations of a Scotch Whisky Master Blender*; Angels' Share Publishing, Glasgow.
- Petzold, Hilarion (2003): *Biographiearbeit, Narrative Therapie, Identität*; Junfermann Verlag, Paderborn.
- Plath, Ingrid u.a. [Hg.] (2008): *Kultur – Handlung – Demokratie – Dreiklang des Humanen*; Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Polkinghorne, Donald (1998): *Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein*; in: Straub, Jürgen [Hg.]: *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein – Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte – Erinnerung, Geschichte, Identität I*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Ricoeur, Paul (1996): *Das Selbst als ein Anderer*; Wilhelm Fink Verlag, München.
- Rogers, Everett (1962): *Diffusion of Innovations*; The Free Press, New York.
- Ronde, Ingvar (2009): *Malt Whisky Yearbook 2010 – The Facts, the People, the News, The Stories*; Magdig Media Limited, Shrewsbury.
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Rousseau, Jean-Jacques (1971): *Schriften zur Kulturkritik*; Felix Meiner Verlag, Hamburg.
- Rousseau, Jean-Jacques (2006): *Der Gesellschaftsvertrag oder die Prinzipien des Strafrechts*; Matrix Verlag, Wiesbaden.
- Ruoff, Michael (2007): *Foucault-Lexikon*; Wilhelm Fink Verlag, Paderborn.
- Rüsen, Jörn (1990): *Zeit und Sinn*; Fischer Wissenschaft, Frankfurt am Main.
- Rüsen, Jörn [Hg.] (2001a): *Geschichtsbewußtsein*; Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien.

- Rösen, Jörn (2001b): *Zerbrechende Zeit – Über den Sinn der Geschichte*; Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien.
- Rösen, Jörn (2002): *Geschichte im Kulturprozess*; Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien.
- Sandkühler, Hans Jörg [Hg.] (1990): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*; Felix Meiner Verlag, Hamburg.
- Sandler, Joseph; Holder, Alex u.a. (2003): *Freuds Modelle der Seele*; Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Schlegl, Sandra (2010): *Der Nutzen der nonverbalen Einstellungsmessung für das Markencontrolling [Dissertation]*; Wirtschaftsuniversität Wien, Wien.
- Schlich, Jutta (2005): *Menschlichkeit als politisches Programm – Ingeborg Bachmanns Malina (1971) im Lichte von Elfriede Jelineks Filmbuch (1991)*; in: Gruber, Bettina und Preußner, Heinz-Peter [Hg.]: *Weiblichkeit als politisches Programm? – Sexualität, Macht und Mythos*; Königshausen & Neumann Verlag, Würzburg.
- Schmid, Bruno (1983): *Sittliche Existenz in „Entfremdung“ – Eine Untersuchung zur Ethik Jean-Jacques Rousseaus*; Patmos Verlag, Düsseldorf.
- Schneider, Helmut (2004): *Marken in der Politik – Erscheinungsformen, Relevanz, identitätsorientierte Führung und demokratietheoretische Reflexion*; Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Simmons, John (2007): *Preface*; in: Delves, Stuart: *Great Brand Stories: Scotch Whisky – Creative Fire: The Story of Scotland’s Greatest Export*; Cyan Books, London.
- Smith, Gavin (2005): *The Whisky Men*; Birlinn Limited, Edinburgh.
- Smith, Gavin und Wallace, Greame (2008): *Ardbeg – A Peaty Provenance*; GW Publishing, Thatcham Berks.
- Stahr, Ingeborg; Barb-Priebe, Ingrid und Schulz, Elke (1995): *Essstörungen und die Suche nach Identität*; Juventa Verlag, Weinheim und München.
- Stevens, Anthony (1999): *Jung*; Herder Verlag, Freiburg im Breisgau.
- Stirr, David (2005): *The Distilleries of Campbeltown – The Rise and Fall of the Whisky Capital of the World*; Neil Wilson Publishing Limited, Glasgow.
- Straub, Jürgen [Hg.] (1998a): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein – Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte – Erinnerung, Geschichte, Identität 1*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Straub, Jürgen (1998b): *Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs*; in: Assmann, Aleida und Friese, Heidrun: *Identitäten – Erinnerung, Geschichte, Identität 3*; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Straub, Jürgen (2001): *Temporale Orientierung und narrative Kompetenz*; in: Rösen, Jörn [Hg.]: *Geschichtsbewußtsein*; Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien.
- Straub, Jürgen und Arnold, Maik (2008): *Missionarisches Handeln: das religiöse Selbst in interkultureller Praxis*; in: Plath, Ingrid u.a. [Hg.]: *Kultur – Handlung – Demokratie – Dreiklang des Humanen*; Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

- Teuteberg, Hans Jürgen; Neumann, Gerhard und Wierlacher, Alois [Hg.] (1997): *Essen und kulturelle Identität – Europäische Perspektiven*; Akademie Verlag, Berlin.
- Thomä, Dieter (2007): *Erzähle dich selbst – Lebensgeschichte als philosophisches Problem*; Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main.
- Waymack, Mark (2010): *What to drink? – Why We Choose the Bourbons We Do*; in: Allhoff, Fritz und Adams, Marcus [Hg.]: *Whiskey & Philosophy*; John Wiley & Sons, Hoboken, New Jersey.
- Welsch, Wolfgang (1997): *Unsere postmoderne Moderne*; Akademie Verlag, Berlin.
- Werlein, Berthold (1981): *Entfremdung und Mechanisierung der Produktionsarbeit*; Pahl-Rugenstein Verlag, Köln.
- Wiegand, Roland (1973): *Gesellschaft und Charakter*; Kindler Verlag, München.
- Wilde, Klaus (1989): *Bewertung von Produkt-Markt-Strategien*; Duncker und Humblot, Berlin.
- Wehr, Helmut (1990): *Erich Fromm*; Junius Verlag, Hamburg.
- Wozniak, Steve und Smith, Gina (2007): *iWoz – Computer Geek to Cult Icon: Getting to the Core of Apple's Inventor*; Headline Review, London.
- Young, Jeffrey und Simon, William (2005): *iCon – Steve Jobs – The Greatest Second Act in the History of Business*; John Wiley & Sons, New Jersey.
- Young, Jeffrey (1989): *Steve Jobs – Der Henry Ford der Computerindustrie*; GFA Systemtechnik, Düsseldorf.
- Zilbersheid, Uri (1999): *Jenseits der Arbeit – Der vergessene sozialistische Traum von Marx, Fromm und Marcuse*; Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main.

Lebenslauf des Autors

Geboren am 28. Juli 1978 in Wetzikon, Schweiz

Kindheit in der Schweiz und Österreich

- 1985 – 1989 Besuch der Volksschule Neuhofen an der Krems
- 1989 – 1998 Besuch des Akademischen Gymnasiums Linz
- 1999 – 2000 Studium der Tontechnik an der UCLA
- 2000 – 2002 Beruflich als Handelsangestellter und Sachbearbeiter tätig
- 2002 – 2007 Studium der Philosophie an der Universität Wien
- 2005 – 2007 Tutor am Institut für Philosophie der Universität Wien
- 2007 – 2009 Beschäftigt als Redakteur einer österreichischen Tageszeitung
- 2008 – 2011 Doktoratsstudium der Philosophie an der Universität Wien
- 2011 Berufliche Tätigkeit im Bereich Marketing und Kommunikation

